Die



proteſtantiſches Kirchenblatt

aus der

bayeriſchen Pfalz.

Herausgegeben von Fr. Th. Frantz, Pfarrer in Ingenheim.

Das Panier iſt:

Licht, Freiheit, Liebe und Einigung im Glauben.

Jeſus Chriſtus ſpricht:

Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolget, der wird nicht in Finſterniß wandeln, ſondern wird das Licht des Lebens haben. Joh. 8, 12.

Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen. Joh. 8, 32.

Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, ſo ihr Liebe unter einander habt. Joh. 13, 35.

Und ſie werden meine Stimme hören und es wird eine Heerde und ein Hirte werden. Joh. 10, 16.

Landau.
In Commiſſion bei Ed. Kaußler.
1847.



Inhalt.

		Seite
1.	Neujahrswunsch	1
2.	Die Reformation des neunzehnten Jahrhunderts	4
3.	An den Herausgeber der Morgenröthe	11
4.	Schreiben an den Herausgeber, die gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse betreffend. Von Dr. Bruch, Professor der Theologie, Gymnasialdirektor und Pfarrer in Straßburg	23
5.	Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel (Fortsetzung)	31
6.	Literatur.	
	a) Monatschrift für die unirte evangelische Kirche; herausgegeben von Eltester, Jonas, Dr. Pischon und Sydow	41
	b) Die Spinnstube, ein Volksbuch für das Jahr 1847. Herausgegeben von W. O. von Horn	47
7.	Die heilsam vollzogene Union der lutherischen und reformirten Evangelischen Protestanten; was lehrt sie überhaupt wegen gewissenhaftfreier Prüfung auch anderer spezieller Dogmen	49
8.	Schreiben an den Herausgeber. Von Uhlich in Magdeburg	73
9.	Die Reformation des neunzehnten Jahrhunderts (Fortsetzung)	79
10.	Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel (Fortsetzung)	86
11.	Literatur. Worte der Abwehr gegen Dr. Fr. Wilh. Krummacher rc.	95
11.	Des neuen Jahres Morgengruß	97
12.	Die Reformation des neunzehnten Jahrhunderts (Schluß)	107
13.	Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel (Fortsetzung)	119
14.	Vermögensverhältnisse der Geistlichen	137
15.	Der Krebs alter Gewohnheiten	139
16.	Die Nicht-Lichtfreunde in der Pfalz	141
17.	Privilegien	142
18.	Bitte an die protestantischen Glaubensgenossen in und außer der Pfalz	142
19.	Ueber Revision der Lutherischen Bibel-Uebersetzung	145
20.	Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel (Fortsetzung)	157
21.	Das gute Recht der vereinigten Kirche der Pfalz, in Sachen des Glaubens und der kirchlichen Lehre	169
22.	Ueber den Ruhegehalt emeritirter Pfarrer	195
23.	Ueber die Bibel	197
24.	Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel (Fortsetzung)	211
25.	Allerunterthänigste Bitte protestantischer Bürger und Einwohner von Landau in der Pfalz, die Wiederbesetzung der erledigten zweiten Pfarrstelle allda betreffend	218
26.	Für die nächsten Diöcesan-Synoden	220
27.	Literatur.	
	a) Die protestantische Geistlichkeit und die Deutschkatholiken rc.	224
	b) Versuch einer Beleuchtung der wichtigen, aber vielfach mißverstandenen, biblischen Lehre vom Zorne Gottes rc.	235
	c) Der neueste Kampf der Symbol-Gläubigen gegen das gute Recht der vereinigten Kirche der Pfalz rc.	236
	d) Bleibet dem Herrn Jesu treu rc.	237
28.	Nachrichten	240
29.	Kirchliche Zustände der rheinischen Pfalz (1743 — 1773)	241
30.	Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel (Fortsetzung)	250
31.	Jesuitenbild	260
32.	Blicke auf die neuesten kirchlichen Tagesereignisse	264
33.	Literatur.	
	a) Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes rc.	270
	b) Ueber die Nichtannahme des Königsberger Deputirten Dr. Rupp, auf der Berliner Generalversammlung des Gustav-Adolph-Vereins rc.	278
	Empfangsbescheinigung	288
34.	Sollen protestantische Diöcesan-Synoden reden oder schweigen?	289
35.	Ueber das kirchliche Reformationswerk der gegenwärtigen Zeit	292
36.	Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel (Schluß)	296
37.	Literatur.	
	a) Ueber den Standpunkt des positiven Christenthums und seinen Gegensatz rc.	303
	b) Der rheinische Landbote, von Zittel rc.	318

38. Allerunterthänigste Bitte der sämmtlichen Mitglieder des Presbyteriums und des Gemeinderathes der Stadt Dürkheim, in der Pfalz, die Wiederbesetzung der daselbst erledigten dritten protestantischen Pfarrstelle betreffend 322
39. Ueber die Versehung erledigter Pfarreien 325
40. Die Hoftheologie 327
41. Blicke auf die Zeitereignisse 330
42. Lesefrüchte 335
Berichtigung 336
Empfangsbescheinigung 336
43. Die Protestanten-Versammlung zu Winzingen, am 28. Juni 1847 337
44. Anhang zu dem Artikel: „Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel" . 345
45. Ein durch Zufall aufgefundenes, wortgetreu wiedergegebenes Gespräch zweier Freunde uber die Frage: Was ist Christenthum? 361
46. Einige Betrachtungen, veranlaßt durch den diesjährigen Hirtenbrief des Herrn Bischofes von Speyer 371
47. Literatur. Die kirchliche Bewegung in Deutschland und die protestantische Conferenz zu Berlin 2c. 378
48. Anekdoten aus den diesjährigen Synoden 382
Nachricht 384
Empfangsbescheinigung 384
Literarische Anzeige 384
49. Anhang zu dem Artikel: „Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel" (Fortsetzung) 385
50. Der Zeitgeist und Pabst Pius IX. 395
51. Beleuchtung der drückenden Verhältnisse, in welchen die protestantischen Pfarrer Bayerns zu ihren Dekanen stehen 401
52. Bericht über den dermaligen Stand meiner Suspensionsangelegenheit . . 413
53. Literatur.
a) Geistliche Harfenklänge. Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung 2c. 424
b) Die Bekehrung zu dem Herrn und das evangelische Predigtamt 2c. . . . 426
Nachricht 432
54. Anhang zu dem Artikel: „Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel" (Schluß) 433
55. Rechtfertigung der evangelisch-protestantischen Kirche gegen gehässige Anfeindungen und Vorwürfe römisch-katholischer Priester 448
56. Literatur.
a) Die Knechtsgestalt der evangelischen Kirche oder Noth und Hülfe 2c. . . 463
b) Das ächte Glaubensbekenntniß unseres Herrn Jesu Christi 2c. 472
57. Synodalelend 473
58. Kirchliche Tagesereignisse 477
59. An Christus 479
60. Rechtfertigung der evangelisch-protestantischen Kirche gegen gehässige Anfeindungen und Vorwürfe römisch-katholischer Priester (Schluß) 481
61. Der Gustav-Adolphs-Verein 492
62. Nekrolog 505
63. Literatur.
a) Zeitgemäße Auswahl aus Huldreich Zwingli's praktischen Schriften 2c. . . 508
b) Philosophische Studien über das Christenthum, von Dr. F. Bruch 2c. . . . 515
c) Empfehlenswerthe Volksschriften 516
64. Kirchliche Nachrichten 516
65. Uhlich 531
66. Eine Probe aus Uhlich's Predigten 542
67. Fortsetzung des Synodal-Elendes 548
68. Literatur.
a) Das Ketzergericht in Magdeburg 2c. 552
b) Allgemeine Zeitung für Christenthum und Kirche 2c. 554
c) Empfehlenswerthe Jugendschriften mit Bildern 557
69. Kirchliche Nachrichten 557
70. Herodes und Pilatus 459
71. An den Herausgeber der Zeitschrift „Evangelium und Kirche," Herrn Pfarrer Lippert in Speyer 560

1.
Neujahrswunsch.

Wem soll er dargebracht seyn? Wem wünschen wir Glück für das neue Jahr 1847? — Aller Welt ohne Ausnahme, aber zunächst dem deutschen Vaterland, zu allernächst dem Pfälzer Heimathland. — Und was wünschen wir unserer Pfalz und Deutschland, und der ganzen Welt zum neuen Jahre? Für's Erste alles Gute, zumal aber in dieser Zeit der Noth das tägliche Brod. Aber auch den frommen Sinn, welcher Vertrauen zum Vater im Himmel hat, wenn er bittet: „Unser tägliches Brod gib uns heute!“ und der nicht zweifelt, daß der Vater im Himmel Keinen vergißt; — dabei aber auch den genügsamen Sinn, der zufrieden ist, wenn sein Gebet um das „tägliche Brod“ erhört ist, wenn er hat, daß er und die Seinen leben können, sei's auch nur nothdürftig; — und den geduldigen Sinn, der sich damit tröstet, daß auch die schwere Zeit ja herumgeht, und es dann wieder besser kommt; — und den starken Sinn, der sich schämt, feige und weichlich zu jammern, wenn er manches entbehren muß, ja wenn er selbst eine Zeit lang hungern müßte. — Dazu aber wünschen wir unsern Mitbürgern ein wohlthätiges Herz, ein edles Gemüth, das in dieser Zeit der Noth sich der Sünde fürchtet, Geld für Lustbarkeiten zu verschleudern, während die Armen hungern und frieren; jenen Sinn, der es für Menschen-, Christen- und Bürgerpflicht erkennt, „mit den Weinenden zu weinen,“ — wenigstens nicht zu lachen, während sie weinen, nicht zu tanzen, während sie klagen, nicht zu schlemmen und zu prassen, während sie hungern und darben. Wohlthätigen Sinn wünschen wir Allen, und Sinn für's allgemeine Wohl Denen, die für's Allgemeine sorgen sollen oder können, den Regierenden insbesondere, aber auch Denen, die sonst Beruf dazu haben. Das möchten wir vor Allem wünschen, daß das Nothjahr 1847 Anlaß werde, durch vereinte Bemühungen der Regierungen und der Bürger einen allgemeinen freien Hülfsverein zu Stande zu

bringen, durch welchen nicht nur der jetzigen Noth gesteuert, sondern auch der Bettelei, diesem Erbgrind der cultivirten Nationen, mit seinen unübersehbar vielen schlimmen Folgen, endlich einmal abgeholfen würde; was so leicht wäre, wenn man ernstlich wollte, wenn man Sinn dafür und Thatkraft hätte. Zwänge uns die Noth der jetzigen Zeit, diese Anstalt endlich in's Leben zu rufen, dann sollte diese Noth uns gesegnet seyn; dann wäre sie das allerköstlichste Geschenk der weisen Vorsehung Gottes. So viel ist gewiß, Gott thut nichts umsonst. Gewiß hat er auch bei solchen Zeiten der Noth seine Absichten. Er legt sie uns vor Augen und an's Herz, aber wenn wir nicht sehen und hören wollen, — dann ist es unsere Schuld. Darum, wer Ohren hat zu hören, der höre! wer Augen hat zu sehen, der sehe! Wer ein Herz hat, der nehme es zu Herzen! Und wer Arme und Hände hat zu wirken, der strecke sie aus und rege sich, und wirke!

Hab' ich gefehlt, daß ich in meinem Neujahrswunsch zuerst an die mittelste Bitte im Unser-Vater gekommen bin, „unser tägliches Brod gib uns heute," — so ist es mir eben gegangen, wie es den Leuten meistentheils geht. Ihre Frömmigkeit und ihr Beten geht gewöhnlich zuerst auf's Leibliche. Doch kann ich aufrichtig sagen: die drei anderen Bitten, die im Unser-Vater vorhergehen, „Dein Name werde geheiligt! Dein Reich komme! Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel!" — sie liegen mir wahrhaftig mehr am Herzen, wenn sie auch hier hinten nachkommen.

O Jahr **1847**! möchtest du doch das Kommen des Reiches Gottes immer mehr herbeibringen: daß Gottes Name geheiligt werde von allen Zungen, in allen Herzen, daß Gott erkannt und verehrt werde im Geist und in der Wahrheit; daß sein Wille und Gesetz recht erkannt und gehorsam und freudig gethan werde in seinem Reiche auf Erden, wie er gehorsam und freudig gethan wird in seinem himmlischen Reiche!

Die Trägerin des Göttlichen und Himmlischen auf Erden ist aber die Religion; die Trägerin der Religion ist die Kirche. Drum wünschen wir, daß für Religion und Kirche allenthalben, zumal aber im deutschen Vaterland, die Morgenröthe, die bereits angebrochen ist, recht bald sich in hellen Tag verwandle. Der volle Tag — freilich — der ist wohl noch nicht nahe, der Tag, wo das

Licht in **alle** Winkel dringen, wo die Schuppen von **Aller** Augen fallen, und wo **Alle** sich als Brüder erkennen und zu **einer** Heerde unter einem Hirten vereinigen werden. Wie erwünscht dies aber auch wäre, so soll es doch unser Neujahrswunsch nicht seyn; denn was hilft's wünschen, wozu keine Hoffnung ist? Dagegen wünschen wir unserm deutschen Vaterlande zum neuen Jahre Glück, Heil und Segen von Gott, damit es auf der betretenen Bahn vorangehe, um ein Licht der Völker zu werden. Seinen Fürsten wünschen wir den Geist der Weisheit und der Gerechtigkeit, und seinen Kindern allen den Geist der Bruderliebe.

Unserer **protestantischen Kirche** aber wünschen wir, daß endlich die Zeit kommen möge, daß wo möglich das Jahr 1847 sie bringe, wo das Kirchenregiment in die **„rechten Hände"***) gegeben werde. Die rechten Hände aber sind die Hände der Kirche selbst. Die Kirche aber sind die **Gemeinden.** Daher wünschen wir, daß die protestantische Kirche, bei uns und überall, bald eine Verfassung erhalte, durch welche die Gemeinden bei dem Kirchenwesen betheiligt würden, wie es sich bei protestantischen Christen gebührt. Wir wünschen daher der protestantischen Kirche zum neuen Jahr eine **Presbyterial-** und **Synodal-Verfassung** im vollen Sinne; wir wünschen:

I. **Daß die Gemeinden Antheil bei der Wahl ihrer Geistlichen erhalten;**

II. **Daß die geistlichen Vorgesetzten (Dekane und Consistorialräthe) nicht vom Staate ernannt, sondern von der Kirche erwählt werden,** (so wie es in der katholischen Kirche geschieht);

III. **Daß die Generalsynode jedes Jahr (auf Kosten der Kirche) zusammentrete, daß sie über alle innern Kirchenangelegenheiten unbedingt zu entscheiden und die Kirchenbehörden ihr Rechenschaft von ihrer Verwaltung abzulegen haben.**

Dies verstehen wir unter den **„rechten Händen,"** welchen das Kirchenregiment zusteht, und dies wünschen wir der protestantischen

*) Worte Sr. Majestät des Königs von Preußen.

Kirche von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe.

Und doch wünschen wir ihr etwas anderes noch mehr; nämlich daß diese Kirche, d. h. ihre geistlichen und weltlichen Glieder, nicht blos wünschen und hoffen, und bereit seien, das Gewünschte anzunehmen und zu empfangen, sondern daß sie auch eifrig seien, thätig und beharrlich zu arbeiten für das, was sie wünschen und was Noth thut. Eifer, Thätigkeit, Beharrlichkeit, dabei aber auch Reinheit, Uneigennützigkeit der Absicht und Wohlwollen und Liebe in allen Dingen — dies wünsche ich Allen, die zu unserer Kirche gehören, auch Allen, die nicht zu ihr gehören.

Lange Neujahrswünsche sind nicht beliebt, sonst wüßte ich noch mehr; also sei alles kurz in dem einen Wort zusammengefaßt: wir wünschen, daß die angebrochene Morgenröthe immer mehr und mehr zum hellen lichten Tage werde. Der Wunsch ist gewiß ein guter, und hat vor den meisten andern Neujahrswünschen das voraus, daß er ganz gewiß in Erfüllung geht. Warum? Weil Gott der Vater des Lichtes ist. — Also freuet euch Alle, die ihr das Licht und den Tag liebt! Wann die Sonne einmal aufgegangen ist, so geht sie nicht mehr zurück. Sie ist aber aufgegangen, wenn sie auch noch hinter den Wolken steckt; aber aufgegangen ist sie bereits und wird immer höher und höher am Firmamente emporsteigen. „Ja, die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen!" Wir aber, — lasset uns zusehen, daß Keiner von uns sich verschlafe!

Besseres weiß ich uns Allen, ihr deutschen Brüder, nichts zum neuen Jahr zu wünschen. F.

2.

Die Reformation des neunzehnten Jahrhunderts.

Im sechszehnten Jahrhundert hat eine Kirchenreformation stattgefunden, welche eine große weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat; unser neunzehntes Jahrhundert wird abermals eine Reformation erleben, welche größer als die des sechszehnten seyn wird. So haben sich die Zeitverhältnisse seit einem Jahre gestaltet. Das erste

Heft unseres vorigen Jahrgangs begannen wir mit den Worten: es sei anfangs der Mühe werth zu leben, denn unsere Zeit, nachdem sie so lange eine kleine gewesen, beginne eine große Zeit zu werden. Diese Prophezeiung hat sich im Laufe des Jahres **1846** nicht als ein Wahn und Traum herausgestellt, sondern sie hat sich so sehr bestätigt, daß wir heute noch weit kühner, aber mit gleicher Sicherheit weissagen können: Das neunzehnte Jahrhundert wird eine Reformation gebären, wie die Welt seit der Stiftung des Christenthums noch keine gesehen hat.

Seitdem wir, nach den überstandenen Stürmen der französischen Revolution, uns des Friedens erfreuen, hat lange Zeit in der Kirche nicht blos Friede, sondern tiefe Stille, Bewegungslosigkeit und Erstarrung geherrscht. Seit zehn bis fünfzehn Jahren fing es wohl an sich wieder mehr zu regen, — aber wir möchten sagen — auf eine gespenstische Weise. Es regte sich mehr im Stillen, man hörte lange Zeit, wie man zu sagen pflegt, davon nur munkeln, und während die Einen nicht daran glaubten, ward den Andern unheimlich dabei zu Muth. Es war etwas Abgestorbenes, Todtes, was wieder unter die Lebenden zurückkehren wollte. Man hörte wieder von „Orthodoxie,“ von „Pietismus,“ von Schwärmern, von Selbstmördern und von Kindesmördern aus Schwärmerei, von wiederkehrendem Fanatismus und Bigotterie unter den Katholiken, von Verketzerungssucht und Muckerthum unter den Protestanten. Das Nachtgespenst war in der That keine bloße Einbildung gewesen; es war wirklich vorhanden; es hatte eine Zeit lang im Geheimen, in finstern Winkeln sein unheimliches Wesen getrieben, aber es ward nach und nach kecker, es wagte immer mehr auch beim Tageslicht sich zu zeigen, mehr und mehr bemächtigte sich aller Gemüther das ängstliche Bewußtseyn: es sei nicht mehr recht geheuer in der Welt. Aber mehr bedurfte es auch nicht, als daß die Welt sich davon überzeugte, daß es jetzt wirklich am hellen Tage anfange zu spuken, und man fing alsbald an, dem Gespenste von allen Seiten zu Leibe zu gehen. Der Kampf erfand sich aber nicht so leicht, er schien sogar bedenklich, der Sieg sehr zweifelhaft zu werden; aber da man immer mehr fühlte, daß die Noth an den Mann ging, da sah man endlich die Nothwendigkeit eines allgemeinen Kampfes

ein, und es erhoben sich nun Tausende, welche bisher dem Kampfe unthätig und gleichgültig zugesehen hatten. In der katholischen Kirche ist der Deutsch-Katholicismus in das Leben getreten, und in der protestantischen Kirche kämpfen die Lichtfreunde gegen die eindringende Finsterniß. In unserer Pfalz, in unserem Nachbarlande und kirchlich verwandten Baden und sonst kämpfen sie, um zu halten, was sie haben, daß Niemand ihre Krone raube; in Preußen und in anderen Ländern ringen sie kräftig, um alte Fesseln zu sprengen, in welche sie noch gekettet sind. Und diese Kampfesbewegungen werden täglich kräftiger, täglich allgemeiner. Es ist der Zeitgeist, der als ein göttlicher Hauch jetzt durch die Welt weht, und sie antreibt, an diesem großen geistigen Freiheitskampfe Theil zu nehmen, und der diesem Kampfe auch den endlichen, den baldigen Sieg verbürgt.

Aber Viele sehen es anders an. Anfangs, als diese Bewegungen da und dort begannen, hielt man sie für unbedeutend; jetzt, wo man das nicht mehr kann, sagt man, es sei „viel Lärm um Nichts"; man sucht sie theils für „künstlich hervorgerufen" auszugeben, man will sich und Andere glauben machen, sie seien nur „eine vorübergehende Fieberkrankheit," man behauptet geringschätzig, daß sie höchstens „eine Fehlgeburt," eine oder ein paar „neue Sekten" hervorbringen werden; daß man dabei diesen erwachten Zeitgeist für einen „total unchristlichen," für einen „nur negirenden," „zerstörenden," „wühlerischen" und „revolutionären," ja für einen vom Urheber alles Bösen, vom Teufel selbst ausgehenden erklärt, versteht sich von selbst.

Wir unserstheils lassen uns dadurch nicht irren, diesen Zeitgeist für einen guten, diese Regung in den Menschengeistern für eine Anregung des Gottesgeistes, und diesen Kampf darum für einen heiligen, und seinen Ausgang für einen unzweifelhaft siegreichen zu halten. Wir wollen hier in der Kürze darzuthun suchen, worauf sich diese unsere Ueberzeugung gründet.

I. Wann treten Reformationen ein? — Es gehört zum innersten, eigenthümlichsten Wesen des menschlichen Geistes, daß er nicht, wie das Thier, sich schnell bis zu einer gewissen Vollkommenheit ausbildet und dann, in unüberschreitbare Gränzen gebannt,

stehen bleibt, so daß das zehnjährige Thier nicht vollkommener ist, als das ausgewachsene einjährige, und das Pferd oder der Esel im neunzehnten Jahrhundert um kein Haar breit weiter ist, als die Pferde und die Esel vor hundert oder vor tausend Jahren waren. Mit dem Menschen ist es anders. Die Erfahrung lehrt uns, daß der Menschengeist bei dem Einzelnen fortwährend sich vervollkommnen kann, von dem Kindesalter bis zum höchsten Greisenalter; und eben darum — und die Erfahrung lehrt dies nicht minder — ist auch das ganze Menschengeschlecht auf Erden in einer fortschreitenden Entwicklung zu immer größerer Vervollkommnung begriffen. Wie nun aber, wenn das Kind wächst, ihm das alte Kleid zu kurz wird, so daß es ein neues bedarf, so werden auch der wachsenden Menschheit nach und nach diejenigen Zustände zu enge, welche ihr in einem früheren Zeitalter angemessen waren; wie der heranreifende Verstand des Menschen, als Jüngling und als Mann, die Dinge mit ganz anderen Blicken betrachtet, genauere Vorstellungen, richtigere Begriffe von ihnen hat, so vervollkommnen sich auch die Begriffe und Ansichten ganzer Völker und Nationen von einem Zeitalter zum andern; wie endlich der Knabe anders und freier behandelt werden soll, als das Kind, der Jüngling anders und freier, als der Knabe, der Mann anders und freier, als der Jüngling: so auch müssen diejenigen gesellschaftlichen Formen, worin das Völkerleben sich bewegt, mit der zunehmenden Entwicklung und Reife der Völker sich ändern und freier werden. — Solche, der Veränderung unterworfene Formen hat nun auch die Religion. Ihr inneres Wesen ist zwar ewig gleich und unveränderlich, so wie auch des Menschen eigentliches Wesen stets dasselbe bleibt, — aber die Religion ist 1) an eine gewisse gesellschaftliche Verfassung gebunden; diese, d. h. also die Kirchenverfassung, muß sich nun mit dem Volke fortbilden, daß sie seinem fortgeschrittenen Zustande entspreche. Aber nicht blos die Kirchenverfassung unterliegt der Entwickelung, sondern auch die Religionsbegriffe und Vorstellungen selbst; denn ist auch die Religion an sich die Erkenntniß des Wahren, was folglich ewig wahr ist und bleibt: so kann doch der Mensch von der Wahrheit nur so viel fassen, als eben die Stufe der geistigen Vollkommenheit, auf welcher er eben steht, fähig ist. Wie da-

her der Mensch als Kind, als Knabe, als Jüngling, als Mann, die eine und dieselbe Wahrheit sich doch auf eine sehr verschiedene, mehr oder minder vollkommene, klare und richtige Weise vorstellen wird, so wird auch eine in geistiger Entwicklung gereifte Nation die nämliche alte Urwahrheit der Religion doch auf eine ganz andere und vollkommenere Weise anschauen, als ein in früheren Zeiten im Kindheitsalter stehendes Geschlecht. — Diese Entwicklung der Menschheit geht nun im Ganzen langsam, allmälig und unmerkbar vor sich, so wie das Kind auch leiblich und geistig langsam und unmerklich wächst und zunimmt; wie aber bei den Menschen doch auch besondere Zeiten eintreten, wo diese Entwicklung in rascheren Uebergängen geschieht, z. B. wenn der Knabe in das Jünglingsalter eintritt, so gibt es auch in der Entwicklung der Menschheit gewisse Epochen, wo diese Entwicklung nicht mehr ruhig, stetig, allmälig und stille, sondern rascher und gleichsam stoßweise stattfindet.

Der Eintritt einer solchen größeren Entwicklungsepoche, oder Reformationszeit wird aber durch gewisse, naturgemäße Zustände, Merkmale und Symptome angezeigt. Sehen wir, welches diese sind, und ob sie unsere Zeit an sich trägt? — Wenn eine Frucht reif wird, springt die Schaale auf; wenn die Birne zeitig ist, wird der Stiel locker und hält nicht mehr am Ast. So, wenn menschliche Zustände und Einrichtungen, welche eine Zeit lang fest waren und den Herzen theuer, wenn sie nun locker werden und den Herzen gleichgültig, so ist es ein Zeichen, daß sie veraltet sind, und daß ihre Zeit des Falles gekommen ist. Nun wird Niemand läugnen, daß das Hauptmerkmal unseres bisherigen Zeitalters, in Ansehung des Kirchenthums, — Gleichgültigkeit war. Die gebildeten Klassen, sowohl der protestantischen als der katholischen Confession, waren der Kirche schon längst sehr entfremdet, in der katholischen Kirche aber am meisten, weil diese am meisten hinter der Zeit zurückgeblieben war. In der Bürger- und Volksklasse nahm wenigstens die Lauheit gegen die Kirche immer mehr zu, hier zwar in der katholischen weniger als in der protestantischen, aber nur darum, weil das katholische Volk weniger an der fortgeschrittenen Zeitbildung Theil genommen hatte. Wenn aber der denkende Theil einer Nation als ihr Kern betrachtet werden muß, welcher den Ton angibt, und

dem die übrige Volksmasse allmälig nachfolgt, und wenn dieser denkende Kern einer Nation aus den höheren Ständen und dem gebildeten Mittelstande besteht, so kann nicht geläugnet werden: der Kern der deutschen Nation war schon seit längerer Zeit in die größte Gleichgültigkeit gegen alles Kirchliche verfallen. Die Religion wurde als ein veraltetes Kleid angesehen, auf das man keinen Werth mehr legte. Damit war aber das erste Zeichen eingetreten, welches einer Reformation vorhergehen muß; denn soll eine Nation etwas Neues annehmen, so muß sie zuvor erst gegen das Alte gleichgültig geworden seyn.

Doch aus bloßer Gleichgültigkeit und Lauheit kann unmöglich eine Reformation entstehen. Aber es ist auch unmöglich, daß ein Volk fortwährend in einem solchen Zustande der religiösen Gleichgültigkeit bleibe; denn die Religion ist dem Menschen ein Bedürfniß; sie ist ihm angeboren, sie wurzelt in dem innersten Wesen seines Geistes; er kann sie nie auf die Länge entbehren. Stimmt daher die Religion, in der ihm bekannten Form, mit der Stufe der Geistesbildung, auf welcher er steht, nicht mehr überein, so kann der einzelne Mensch, oder das ganze Volk eine Zeit lang eine Abneigung gegen die Religion überhaupt bekommen, und so lange es so steht, bekümmert man sich um die Religion gar nichts. Allein unfehlbar regt sich im Menschen, noch unfehlbarer im ganzen Volke nach und nach das Gefühl einer Leere, ein Gefühl, daß es nicht ist, wie es seyn soll; dies ist das erste Wiedererwachen des religiösen Bedürfnisses, aber man versteht es selbst noch nicht, es äußert sich vorerst nur als Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, dessen Mängel man fühlt, und man wird geneigt, das Bestehende umzustoßen; aber alsbald gesellt sich auch die Empfindung eines wirklichen Bedürfnisses, das wirkliche Sehnen nach etwas Besserem hinzu, — es entsteht ein Drang nach Neuerungen. Gibt sich dieser Drang allgemein in einer Nation kund, so ist er das zweite Zeichen, sowie die nothwendige Bedingung einer bevorstehenden Reformation, was ebenso naturgemäß ist, als wie der Drang zu schwärmen mit einem Male die ganze Bevölkerung eines Bienenstockes ergreift. — Blind müßte man aber seyn, wenn man es nicht sehen wollte, daß ein

solcher Neuerungsdrang heute in stets zunehmendem Maße sich in der ganzen deutschen Nation regt.

Indessen bloße Neuerungssucht ist noch nicht fähig, ein so großartiges Werk, wie das einer Reformation ist, auszuführen. Nein; aber doch ist dieselbe einestheils das naturgemäße Zeichen, daß nicht allein die Zeit dazu da, sondern daß auch die Nation dazu empfänglich und reif sei. Wo aber einmal „die Zeit erfüllt ist," da sorgt Gott auch für das Uebrige. Ist die Nation im Allgemeinen einmal weit genug vorangeschritten, daß sie für die Aufnahme des Vollkommneren empfänglich und fähig ist, so ist dies freilich noch nicht die Fähigkeit, das Vollkommnere auch hervorzubringen. Allein ist nur einmal die Empfänglichkeit bei dem Kern der Nation vorhanden, so sorgt Gott, daß sie das, wornach sie sich sehnt, und was ihr nun auf ihrem vorgerückten Standpunkt zum Bedürfniß geworden ist, auch wirklich erhalte. Er sorgt dafür dadurch, daß er durch seinen Geist entweder einen oder mehrere einzelne Geister erweckt, welche die Reformatoren ihrer Zeit werden, oder aber, wenn in einer solchen gebärenden Zeit kein einzelner Geist vorhanden ist, welcher entschieden über die anderen hervorragt, und welcher fähig wäre, das Vollkommnere, das da werden soll, zuerst in sich zur Klarheit zu bringen und dann klar hinaus in das Leben zu stellen, — so sorgt Gott dafür auf eine andere, gleich herrliche Weise. Er läßt die Regungen seines göttlichen Geistes, welche in den verschiedenen Menschengeistern erwachen, aber von Keinem vielleicht recht verstanden, sondern nur dunkel empfunden, ja sogar vielleicht vielfach mißverstanden werden, — er läßt sie alle hinaus in das Leben treten, läßt sie an einander kommen, läßt sie freundlich mit einander in Verbindung treten, läßt sie feindlich gegen einander ankämpfen, damit sie sich unter einander abreiben, das Falsche an einander zerstören, das Wahre einander mittheilen und sich so gegenseitig wieder ergänzen, bis aus dieser Gährung unvollkommener und scheinbar vielleicht ganz ungöttlicher Elemente sich das Bessere, Vollkommnere entwickelt, und zuletzt als eine wahrhaft göttliche Gabe, wie durch ein Wunder vom Himmel gekommen, vor den Augen der Welt dasteht.

(Fortsetzung folgt.)

3.

An den Herausgeber der Morgenröthe.

Lieber Freund!

So eben überschickt mir unser ehrenwerther Freund und Bruder P. G. das Juniheft der Allg. Darmstädter Kirchenzeitung, „mit „der dringenden Bitte, statt seiner — da er unmöglich Zeit dazu „habe — aus Bretschneiders Aufsatz einen Auszug anzufertigen für „die Morgenröthe, weil ihm die ausgesprochenen Gedanken Bretschneiders der größten Verbreitung werth zu seyn schienen.“ — Mit dem größten Vergnügen bin ich bereit, dieser gestellten Bitte zu entsprechen, da auch mir die trefflichen Gedanken des ehrwürdigen und tiefgelehrten Veteranen Bretschneiders besonders geeignet scheinen, das Geschrei der Zionswächter verstummen zu machen, welche die neuere Theologie, s. g. Rationalismus, als eine Verderberin der Kirche, als eine Feindin des Christenthums, ja als eine Seuche darzustellen suchen, gegen welche man jede Art von Waffen, ja selbst den weltlichen Arm gebrauchen dürfe und müsse. Der beregte Aufsatz des hochverehrten Koryphäen in der theol. Welt mag diese Ankläger verstummen machen, da aus demselben klar hervorgeht, wie man es dem christlichen Rationalismus allein zu verdanken hat, daß die durch den Widerspruch des Supernaturalismus gegen die fortschreitende Vernunft erzeugte Religionsspötterei wieder zum Schweigen gebracht ist, die eben daher in so vielen Gemüthern entstandene Irreligiosität sich nicht weiter verbreitet, der durch seine supernaturalistischen Ansprüche in Verachtung gefallene geistliche Stand eine bessere Achtung wieder gewonnen hat, und die christliche Kirche bei den Angriffen, welche Spott und Unglauben auf den Supernaturalismus machte, und denen dieser erlag, erhalten worden ist. — Mag einst in frühern Zeiten die durch die symbolischen Bücher des 16. Jahrhunderts erzeugte Glaubensansicht noch so nützlich und befriedigend gewesen seyn, so ist sie es doch jetzt nicht mehr bei so sehr veränderter Bildung der Zeit. Auch das patriarchalische Regiment, auch die Gewalt der Päpste, auch das Lehnswesen war zu einer gewissen Zeit nützlich und wohlthätig; aber es ist es jetzt nicht mehr. Ebenso müssen wir in der Theo-

logie jetzt anders bauen, als man vor dreihundert, ja nur noch vor hundert Jahren that, und gerade die, welche den neuen Bau verhindern und verunglimpfen, welche der jetzigen Zeit die Form des 16. Jahrhunderts gleichsam mit Gewalt aufdringen wollen, sie werden das Heiligthum zerstören, sie die Kirche verwirren und auflösen. — Fürwahr! nicht die Symbollehre einer erst allmälig zum reinern religiösen Selbstbewußtseyn erwachten Zeit, sondern „die rein „christliche Lehre Jesu und der Apostel allein hat die Heilkraft für „den Geist und das Herz des Menschen, d. i. seine Genesung zur „Vollkommenheit des Vaters (Matth. 5, 48). Für dieses Ziel zu „wirken und zu dem Ende die hemmenden dogmatischen Fesseln zu „lösen, ist Pflicht der Staaten, wie der Kirchendiener, weil beide „dem Prinzipe der Wahrheit und Gerechtigkeit, d. h. dem Erlö„sungswerke Christi zu dienen berufen sind. Und dazu drängt mit „Macht die christlich erwachsene Gegenwart, welche weder im Staats„leben den Druck einer antiquirten Dogmatik verträgt, noch in „Schulen und Kirchen das hippogryphische Schwärmen der Blut„theologen begehrt, wodurch sie es offen an den Tag legen, daß sie „tragen kann und will, was unsere ehrwürdigen Väter kaum zu „tragen vermochten. Wer diese Wahrheit in Abrede stellt, ist blind „mit sehenden Augen, der schmäht den Schöpfer und den mensch„lichen Geist, in welchen das Prinzip des Fortschritts zur Voll„kommenheit gelegt ist. Dieses Prinzip aber sichert uns die Stunde „zu, wo die beabsichtigte Erlösung Christi in Geist und Leben ein„treten und die Verherrlichung Gottes auf Erden herbeiführen wird."

Und so gönne denn Du, wackerer Kämpfer für Wahrheit und Licht, diesem abgekürzten Aufsatze unseres lieben Bretschneiders eine Stelle in Deiner Morgenröthe, damit die Leser derselben ihn auch lesen, prüfen und das Beste daraus behalten können. Du selbst aber sei in Deiner harten Prüfung guten und fröhlichen Muths, und sprich und denke, wie mir jüngst unser Eingangs genannter Freund schrieb: **Alea jacta est**, d. h.:

„Bin unverzagt,
Ich hab's gewagt
Und will das End' erwarten.
Ob dann mir nach thut denken
Der Curtisanen List,

Ein Herz läßt sich nicht kränken,
Das guter Meinung ist.“

Hiermit Gott befohlen!

Dein treuer Freund

Am 1. Dezember 1846. St. G.

Abschiedswort an die Leser der Allg. Kirchenzeitung von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider.

„„Ueberblicke ich das, was ich bei dem Redactionsgeschäfte für die Allgemeine Kirchenzeitung gethan habe, so habe ich es wenigstens nicht an meiner Thätigkeit fehlen lassen, wenn auch der Erfolg nicht immer den Anforderungen der Leser entsprochen haben mag. Ich glaube allen wichtigen Erscheinungen auf dem kirchlichen Gebiete die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt, und sie zur Besprechung in der Allg. Kirchenzeitung gebracht zu haben. Auch habe ich mich niemals gescheut, mein eigenes Urtheil darüber abzugeben, und ich bin mir bewußt, dabei keine Rücksicht auf Beifall oder Mißfallen der theologischen Parteien genommen zu haben. Jetzt nun, wo mir die Schwäche meines Gesichts nicht gestattet, so viel zu lesen, um mit der Literatur des Tages in voller Bekanntschaft zu bleiben, muß ich mein theologisches Tagwerk in der Hauptsache für geschlossen achten. Daß mein Streben der Erforschung der Wahrheit gewidmet war, das bezeugt mir mein Gewissen. Ich habe nie um den Beifall der Mächtigen gebuhlt, aber auch die Kothwürfe der Zeloten und die Verleumdungen der Heuchler nie gescheut. Bestrebungen und Meinungen, die ich für irrig und schädlich halten zu müssen glaubte, bin ich ohne Bedenken entgegengetreten. Ob ich damit etwas Gutes geschafft habe, darüber steht mir kein Urtheil zu; ich hoffe es aber und glaube es, und es wäre schlimm um meinen Charakter bestellt, wenn ich es nicht glauben könnte.

Jetzt aber, obgleich die kirchlichen Bewegungen immer ausgedehnter und heftiger werden zu wollen scheinen, ist es für mich Zeit, vom Kampfplatze zu scheiden. Mein Lebenstag neigt sich zu seinem Ende, und es fehlt nicht an jungen und frischen Kräften, welche die Sache der Wahrheit führen und fördern werden.

Indem ich aber mit diesem Abschiedsworte von den Lesern dieser Zeitung scheide, erlaube ich mir, über den gegenwärtigen Stand der kirchlichen Angelegenheiten noch einige Worte beizufügen. —

Blicke ich in die Gegenwart und ermesse ich darnach die Erwartungen, die man von der Zukunft hegen kann, so sehe ich Unerfreuliches und Erfreuliches, Bedenkliches und Tröstendes neben einander. Die Verwirrungen scheinen mir Gefahr drohend, aber ich sehe auch die Möglichkeit, sie friedlich zu lösen.

Beide Kirchen, sowohl die römisch-katholische, als die evangelisch-protestantische, haben Eine und dieselbe wichtige und entscheidende Aufgabe zu lösen, nämlich sich nach dem jetzigen Stande der Cultur und nach den sehr veränderten Zuständen und Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft fortzubilden. Die Nothwendigkeit dieser Fortbildung, welche bei der römisch-katholischen Kirche selbst als Umbildung bezeichnet werden muß, wird aber von den Kirchenoberen in beiden Kirchen nicht, oder nicht gehörig begriffen, sondern es wird in beiden Kirchen das veste Verbleiben auf allem eben Bestehenden, also der Stillstand als nothwendig angesehen. In beiden Kirchen ist eine reaktionäre Bewegung, die früheren Zustände zu erhalten, oder, wo sie verändert wären, wieder herzustellen, sichtbar; in beiden Kirchen aber sind durch solches Bestreben Kämpfe und innere Krämpfe erregt worden, welche das jetzige Kirchenwesen mit Auflösung bedrohen.""

""Doch, wir richten den Blick nun auf unser eigenes Haus, auf die evangelisch-protestantische Kirche.

Die Reformation wurde nicht nach einem Plane gemacht, sondern nach dem Bedürfnisse, das sich in dem Streite, in welchen man gerathen war, eben kund that. Nur Ein Prinzip ergriff man frühzeitig und hielt es als vesten Leitstern vest, nämlich daß die heilige Schrift die höchste Regel des Glaubens und Lebens der Christen sei. — Man unterließ aber dabei dreierlei, was man durchaus hätte thun sollen, nämlich:

1) Den Grundsatz selbst gehörig zu begründen;
2) Die Modalität seiner Anwendung zu bestimmen; und
3) Nach ihm eine Revision der Dogmen, Gebräuche und Einrichtungen der Kirche zu veranstalten.

Was die Begründung jenes Grundsatzes betrifft, so lag ihm der Glaube zu Grunde, daß die hl. Schrift ein wörtliches Produkt des hl. Geistes sei. Diesen Glauben hatten die Reformatoren aus der römischen Kirche mit herübergenommen, daher sie kein Bedürfniß hatten, diesen von ihren Gegnern nicht bestrittenen Satz zu prüfen. — Aus demselben Grunde kam es auch nicht zu einer nähern Untersuchung des zweiten Punktes, nämlich, wie denn die Schrift Regel des Glaubens und Lebens sei? ob Alles, ohne Ausnahme in ihr als göttlicher Ausspruch anzusehen sei, oder nicht. In der römischen Kirche betrachtete man Alles in der Bibel als göttlichen Ausspruch, und ebenso sahen die Reformatoren die Sache an. — Das dritte aber freilich hätte man nicht unterlassen sollen, nämlich eine Revision aller Dogmen, Gebräuche und Einrichtungen nach dem Richtscheite der hl. Schrift zu veranstalten. Da man durchaus der hl. Schrift als höchster Auctorität folgen zu wollen erklärte, so mußte man auch bei Allem nach dem biblischen Grunde fragen. Doch dieses geschah nicht. Die ganzen Dogmen, welche die allgemeinen Concilien bis ins sechste Jahrhundert festgestellt hatten, nahm man unbesehen und ungeprüft für begründete Schriftlehre an, und wollte von ihnen keine Abweichung dulden, ja nicht einmal eine Prüfung derselben gestatten. — Endlich aber vergaß die evangelische Kirche ihren Grundsatz, nur Schriftgemäßes festzuhalten, so sehr, daß sie einige Schriften der Reformatoren als symbolische Bücher aufstellte und sie den Lehrern in der Kirche, die doch Diener an dem göttlichen Worte in der Bibel sein sollten, als Lehrnorm vorschrieb, und die Lehrer eidlich verpflichtete, nach den Symbolen zu lehren. Damit kam die Reformation zum völligen Stillstande, sollte es wenigstens.

Wenn es möglich wäre, die denkende Thätigkeit des menschlichen Geistes durch Vorschriften zum Stillstande zu bringen, so würden die nur eben bemerkten drei Unterlassungen oder Defecte der Reformation mit den symbolischen Büchern zugedeckt worden seyn. Da es aber für die Denkkraft keine Schlagbäume gibt, so mußten jene dreifachen Defecte unvermeidlich zur Sprache und zur Erledigung kommen. Wie dieses geschah, ist bekannt und gesagt genug. Es entstand daraus die neuere Theologie, die man gewöhnlich den Ra-

tionalismus nennt. Diese rationale Theologie ist die Folge der gewaltigen Fortschritte, welche alle Wissenschaften seit dem westphälischen Frieden gemacht haben. Diese nämlich veränderten die altsymbolischen Vorstellungen so wesentlich, daß die Theologen sich genöthigt sahen, ihre Wissenschaft, wenn sie nicht in Mißcredit kommen sollte, nach den Fortschritten der Zeit umzubilden. Die rationale Denkart in Sachen der Religion ist daher ein Bedürfniß des Zeitalters und ist auch die verbreitetste unter den Theologen und den gebildeten Laien. Der Lehrsatz der altsymbolischen Theologie, daß die Bibel ein wörtliches Produkt des hl. Geistes sei, mithin in allen ihren Sätzen absolute Wahrheit enthalte, hatte die Theologie in Gefahr gebracht, indem es diese der Bibel beigemessene Eigenschaft war, welche die engländischen und französischen Freigeister angriffen, und welche auch wirklich mit den Resultaten der Physik, Mathematik, Astronomie, Weltgeschichte, Alterthumskunde und anderen Wissenschaften in Widerspruch getreten war. Der Rationalismus wies jene Angriffe zurück und glich diese Widersprüche aus, erhielt dadurch christliche Religiosität und befriedigte das Bedürfniß der Zeit. Die Geltung der Kirchensymbole trat dabei immer mehr zurück, die alten dogmatischen Streitigkeiten, welche sie entschieden, geriethen in Vergessenheit, oder verschwanden doch aus dem Leben und dem Volksunterrichte, und die Vereidung der Lehrer auf die symbolischen Bücher wurde nicht nur in vielen Ländern gemildert, sondern auch überhaupt als eine in sich nicht unbedingt, sondern nur bedingt verpflichtende angesehen. Doch von Seiten der Kirchenoberen wurde der neueren Theologie keine Berechtigung eingeräumt und die offizielle kirchliche Denkart blieb immer die altsymbolische. Die rationale theologische Denkart wurde zwar die herrschende nicht nur bei den Geistlichen, sondern auch bei den gebildeten Laien, aber das Kirchenregiment schien sie bloß zu ignoriren, ohne ihre Berechtigung anzuerkennen. Seit einigen Jahrzehenden aber hat sich nun eine Partei im Schooße unserer Kirche erhoben, welche sich zum Ziele gesetzt hat, die rationale Denkart aus der Kirche zu vertilgen und die altsymbolische wieder zur alleinherrschenden zu machen. Kämpfte diese Partei bloß mit den Waffen der Wissenschaft, d. i. mit Gründen, so würde sie keinen Stoff zu Beunruhigun-

gen geben. Ihr Streben aber ist, überall die äußerliche Kirchengewalt für sich zu gewinnen und durch Anwendung der dem Kirchenregimente möglichen Gewaltmittel die rationale Denkart zu vertilgen.

Dieses ist der Grund aller Beunruhigungen in der deutschen evangelischen Kirche unserer Zeit. Da jene reaktionäre Partei ihren Hauptsitz in den preußischen Staaten hat, so sind auch die durch sie hervorgebrachten Bewegungen dort am stärksten hervorgetreten. Es entstanden daraus die Streitigkeiten über die Militäragende, der christolatrische Streit in Magdeburg, der Kampf gegen die Muckerei, die kirchlichen Zerwürfnisse im Königreiche Preußen, in Schlesien und anderen Orten, die Versammlungen der sogenannten Lichtfreunde, die Proteste in Schlesien, Berlin und andern Orten, die Drohung ganzer Gemeinden, sich von der Kirche zu separiren, und die andern unruhigen Bewegungen, welche keinem Kundigen unerwartet kommen, aber doch immer sehr zu bedauern sind. Daß der neuerliche Erlaß des k. sächsischen Ministeriums über die Aufrechthaltung der symbolischen Theologie in Sachsen auch dort einige Bewegungen hervorgebracht hat, ist bekannt genug.""

„„Die rationale Denkart in Sachen der Religion ist kein Einfall müßiger Köpfe, keine Mode, die vorübergeht, keine Parteisache, durch künstliche Mittel entstanden und fortgeführt. Dafür sucht man freilich sie zu erklären, um sie herabzuwürdigen und gering zu machen; aber es ist nicht so. Die rationale Denkart ist vielmehr die naturgemäße und darum unvermeidliche Folge des Fortschritts in allen Wissenschaften und der errungenen Bildung. Sie kann daher auch durch keine Befehle unterdrückt, durch keine noch so beharrlich angewendete Maßregeln weggebracht werden, weil die Quelle, aus der sie abfließt, die Cultur des Zeitalters, unveränderlich fortströmt.

Das Bedürfniß der Zeit ist daher auf keine Weise, die rationale Denkart zu unterdrücken, sondern vielmehr ihr Raum und Berechtigung in der Kirche zu gewähren. Denn nunmehr, nachdem die Reaktion aufgetreten ist und die jetzt lebende Kirche durch ihre Angriffe auf den Rationalismus aufgeregt hat, ist es nicht mehr genug, womit man sich vormals begnügte, daß das Kirchenregiment

die rationale Denkart ignorire und dulde, sondern man verlangt nun eine Anerkennung, eine Berechtigung zu ihrem Daseyn, man will eine Garantie haben, daß diese Denkart nicht bedrückt und verfolgt werden solle. Dieß ist das Bedürfniß der Zeit in der evangelischen Kirche, dieses ist das einzige Mittel, um den inneren Frieden, der so vielfältig gestört ist, wieder herzustellen. Das Mittel dazu ist sehr einfach, wenn man sich nur sonst entschließen könnte, es zu gebrauchen. Zuerst müßte man nämlich die Verpflichtung der Lehrer auf die Kirchensymbole zu einer bedingten machen, nämlich dem öffentlichen Bekenntnisse der Kirche nachzugehen, soweit sich dasselbe aus der hl. Schrift wissenschaftlich rechtfertigen lasse; und zweitens müßte man zu Kirchenämtern, sowohl niederen, als hohen, nicht nur Strenggläubige, sondern auch Rationalisten auf gleiche Weise berufen.

Wird man aber beharrlich das Gegentheil thun, die Verpflichtung auf die Symbole verschärfen, die rationalen Theologen zurücksetzen, vielleicht gar verfolgen oder ihrer Aemter entsetzen, so würde dieses endlich eine förmliche Trennung in der evangelischen Kirche zur Folge haben. Es sind ja neuerlich darüber Erklärungen laut geworden, welche ein solches unerwünschtes Ereigniß laut genug ankündigen. Die Hengstenbergische Partei hat schon längst den Rationalisten zugerufen, die evangelische Kirche zu verlassen, aber auch dann das ganze Kirchengut der altsymbolischen Partei zurückzulassen. Die Anmuthung ist sonderbar genug, denn sie setzt voraus, daß die Kirche nicht die Kirche sei. Die reale Kirche ist die Gesammtheit der jetzt lebenden Glieder der evangelischen Kirche, die dieser Kirche bei der Konfirmation feierlich beigetreten sind, sie mögen nun strenggläubige oder rationale Christen seyn. Die Konfirmation ist aber weder auf das nicänische, noch auf das athanasianische Symbolum, noch auf ein symbolisches Buch, sondern auf ein viel einfacheres Bekenntniß erfolgt.

Wenn nun die Rationalisten ganz unbezweifelt ein Theil der evangelischen Gemeinde sind, so sind sie auch im rechtlichen Besitze des der Gemeinde gehörigen Besitzes an Gebäuden, Grundstücken, Stiftungen rc. Sollte es nun jemals zu einer förmlichen Trennung zwischen dem altsymbolischen und dem rationalen Theile der Ge-

meinden kommen, so müßte natürlich auch das, beiden gehörige Gemeindegut nach Verhältniß der numerischen Stärke der Parteien getheilt werden. Eine solche Trennung ist aber so etwas Bedenkliches und so Unerwünschtes, daß man sie auf jede Weise hindern, statt auf sie losarbeiten sollte. Die Unbesonnenheit des zelotischen Eifers, welcher die Rationalisten austreiben will, liegt daher auf der Hand. Dieses Anklagen, Verleumden, Verdächtigen, dieses Bedrücken und Hinausdrängen aller Derer, welche den religiösen Ansichten folgen, die durch den Stand der jetzigen Cultur geboten werden, ist doch wahrhaftig nicht der rechte Weg, um die evangelische Kirche in ihrem Innern zusammenzuhalten, die noch sehr oberflächliche Union der Lutheraner und Reformirten zu befestigen, die Glieder der evangel. Kirche Deutschlands mit dem Gefühle ihrer Einheit zu erfüllen, die Begeisterung für die evangel. Kirche zu wecken und zu nähren, den Lehrstand und die sittliche Kraft der Gemeinden zu heben und die Volksbildung weiter zu bringen. Vielmehr wird von diesem allem das Gegentheil erfolgen.

Man hat früher schon die Frage aufgeworfen, wie es doch komme, daß in Deutschland, wo doch Katholiken und Protestanten so sehr gemischt sind, die aufgeklärten Katholiken nicht zur evangelischen Kirche übertreten, besonders in Staaten gemischter Confession, wo der Uebertritt zur evangel. Kirche keine bürgerlichen Nachtheile mit sich führt? Ob aber gleich diese Erscheinung aus mehr als einem Grunde erklärt werden kann, so liegt doch der Hauptgrund gewiß darin, daß der aufgeklärte und gebildete Katholik über unsere Kirchendogmatik hinaus ist, auf unsere symbolischen Bücher sich auch nicht verpflichten lassen will und daher keinen Reiz fühlt, sich an uns anzuschließen. Daß dieses wirklich so ist, das sieht man an der merkwürdigen Thatsache, daß die seit kurzem entstandenen Gemeinden der katholischen Dissidenten dem Bekenntnisse unserer protest. Symbole nur in der Negative, nicht aber in der Affirmative beistimmen und sich daher nicht an die Protestanten angeschlossen haben, so vortheilhaft dieses auch für ihre äußerliche Lage hätte werden müssen, indem bei ihnen die rationale Denkart in Sachen der Religion durchaus vorherrscht.

Wird man also in unserer Kirche ferner auf Unterdrückung, ja

auf Ausrottung der rationalen Denkart hinarbeiten, so wird man den rationalen Theil der evangelischen Gemeinden endlich dahin drängen, sich mit den Neukatholiken zu vereinigen. Wenn man aber so weise und so billig sein wird, die Auctorität der kirchlichen Symbole in unserer Kirche zu beschränken und auf das rechte Maß zurückzubringen, das Bekenntniß einfacher zu stellen und den Verschiedenheiten der theologischen Denkarten einen billigen Raum zu gestatten, so würden ohne Zweifel die Neukatholiken sich allmählig mit der evangelischen Kirche vereinigen, diese Kirche selbst aber würde an Einheit, innerm Frieden und an Kraft nach außen bedeutend gewinnen.

Doch, welche Lehren auch die Geschichte in den seitherigen Erfahrungen gibt, und wie klar und entschieden auch die Natur der Dinge vor der Fortsetzung reaktionärer Bestrebungen warnt, so wird es doch ohne Wirkung bleiben; denn die Urheber und Förderer dieser Reaktion sind unfähig, die Sache aus dem richtigen Gesichtspunkte aufzufassen und zu begreifen, daß der Auftritt des Rationalismus in der Kirche etwas Naturgemäßes und Nothwendiges sei.

Man kann die Freunde und Förderer der theologischen Reaktion in vier Klassen theilen.

Die erste Klasse bilden die Ueberzeugten, die aus wirklicher Ueberzeugung der alten Theologie anhängen, sie allein für biblisch halten, in ihr allein das Heil der Welt und der Seelen suchen und daher mit frommem Eifer Alles thun, ja selbst große Opfer bringen, um die alte Theologie zu erhalten und zu verbreiten. Sie sind die achtbarste Klasse der Gegner des Rationalismus; denn sie meinen es redlich und folgen ihrer Ueberzeugung. Sie kennen die Geschichte der Theologie nicht und stehen in dem Wahne, der Rationalismus sei nur das Werk des unzeitigen Vorwitzes und Klügelns einzelner Theologen, also bloß eine sporadische Erscheinung, die bald vorübergehen werde. Doch wenn man ihnen auch diesen Irrthum verzeihet, so hat man ihnen doch oft den Vorwurf zu machen, daß sie bei ihrem Eifer das Gebot der christlichen Liebe und Verträglichkeit hintansetzen, ihren Widerwillen nicht bloß auf die Sache beschränken, sondern auch gegen die Personen richten, und endlich, daß sie sich doch so gar wenig Mühe geben, sich über den

Gegenstand des Streits zu unterrichten, und die Schriften, die ihrer Denkart nicht folgen, gar nicht einmal lesen wollen. —

Zu den Ueberzeugten kann man auch diejenigen Juristen rechnen, welche die Nothwendigkeit der Symbole in die Vinculirung des Lehrerstandes durch sie in ihren Rechtstheorien begründet glauben. Bei ihnen hat man aber zu rügen, daß sie gewöhnlich das Wesen der theologischen Differenz nicht kennen, oder zu wenig beachten, daß sie Gewissensüberzeugungen als Sachen behandeln, über welche daher die gesetzgebende Gewalt verfügen könne, und daß sie aus einem Begriffe der Kirche zu argumentiren pflegen, der keine Realität im Leben hat, indem sie, wenn sie von der Kirche reden, nicht sowohl die Gesammtheit der jetzt lebenden Kirchenglieder im Auge haben, als vielmehr die Gesammtheit der evangelischen Christen, die vor zwei oder dreihundert Jahren lebten, andere auch wohl bei dem Worte Kirche nur an die Kirchenoberen denken.

Eine zweite Klasse sind die Politiker, welche die ganze Sache bloß nach dem Standpunkte der Politik bemessen und behandeln. Weil die Kirchensymbole einmal eine gewisse Geltung und Bedeutung in den politischen Verhältnissen bekommen haben, weil auf sie Verträge abgeschlossen, durch sie offizielle Namen in den politischen Sprachgebrauch eingeführt worden sind, und weil sie es überhaupt für nothwendig halten, Alles in der Welt beim Alten zu lassen und allen Neuerungen vorzubeugen, so sind sie auch Gegner des Fortschritts in der Theologie und allen Veränderungen des Bestehenden in der Kirche. Den Gegenstand selbst, nämlich die Differenz der alten und der neueren Theologie, und den Grund, aus dem sie hervorgegangen ist, ziehen sie nicht in Erwägung, halten dieses auch, als vornehme Leute, die, weil sie höher stehen, auch weiter sehen, als Andere, nicht für nöthig, sondern glauben, daß corrective Maßregeln der Kirchengewalt völlig hinlänglich seien, den Rationalismus in Unthätigkeit zu versetzen. — An diesen Politikern muß man tadeln, daß sie über eine Sache aburtheilen, die sie nicht verstehen, auch sie kennen zu lernen sich nicht bemühen, Gewissenssachen als Polizeisachen behandeln und von den wahren Bedürfnissen des Zeitalters keine Kenntniß haben. Sie sind übrigens oft nur ein Spielball in den Händen der

Dritten Klasse, welche ich die Pharisäer nennen möchte. Das sind die Ehrgeizigen und Herrschsüchtigen, denen um die Gewalt und um das zeitliche Gut zu thun ist, und welche die alte Orthodoxie, ohne selbst an sie zu glauben, als Mittel zum Zweck betrachten. Sie verwenden, wie die Jesuiten, alle ihre gelehrten Kenntnisse und ihren Scharfsinn darauf, diejenigen Sätze, die sie als ihren Zweck fördernd zu behaupten beschlossen haben, mit dem Gewande der Wahrheit zu schmücken und durch alle Sophistereien und dialektische Künste zu vertheidigen, die entgegenstehenden Sätze aber zu verdächtigen, zu verdrehen, zu verleumden, die Personen mit den Sachen zu vermischen und der Aufklärung alle möglichen widrigen Folgen und alle möglichen staatsgefährlichen Tendenzen anzudichten. Sie sind es auch, die sich in eine Partei zusammenthun und methodisch auf Erreichung ihres Zieles wirken, besonders aber sich des Ohres und des Gemüthes der Mächtigen zu versichern, Maßregeln der Gewalt zu ihrem Vortheile zu veranlassen, und besonders alle einflußreichen Kirchenämter in die Hände ihrer Parteigenossen zu bringen suchen. Sie finden eine bedeutende Unterstützung durch die nicht geringe Menge der

Vierten Klasse, nämlich der Charakterlosen, welche den Mantel nach dem Winde hängen, um Gunst, Protektion und eine gute Anstellung zu erlangen, und die mit König Heinrich IV. von Frankreich, nachdem er Katholik geworden war, sagen: „Paris ist wohl einer Messe werth.“ Zu dieser Klasse gehören besonders junge Männer, die erst noch „ihr Glück machen“ wollen, und darum oft sich durch einen auffallenden Zelotismus bemerklich zu machen suchen. Manche lassen sich auch aus theologischer Unwissenheit zum Zelotismus verleiten, wie der Apostel Paulus auch von den Pharisäern so gebildet war, daß er Haß und Verfolgung gegen die Christen schnaubte.

Doch was können alle diese Bestrebungen für einen endlichen Erfolg haben? Der Strom der Cultur, aus tausend Quellen zusammenrinnend, zieht immer wachsend durch die Fluren der Erde, und spottet aller der kleinen künstlichen Dämmungen, welche kurzsichtige Menschen gegen ihn aufführen. Das Geschick der menschlichen Cultur ruht nicht in den Händen der Theologen, oder der

Juristen, oder der Politiker; — es ruht in der Natur des menschlichen Geistes und in dem Walten des ewigen Gottes, welcher der Vater alles Lichts ist und die Menschheit erzieht. Er wird die geistige Cultur des menschlichen Geschlechtes schützen, erhalten und fortführen. Auch hat er derselben im Laufe der Zeiten eine so breite und veste Basis gegeben, daß die methodische Verfinsterung, wenn sie auch in einigen Ländern gelänge, ja wenn sie über ganz Europa verbreitet werden könnte, dennoch erfolglos bleiben muß.""

4.

Schreiben an den Herausgeber, die gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse betreffend. Von Dr. Bruch, Professor der Theologie, Gymnasialdirektor und Pfarrer in Straßburg.

Straßburg, 2. Jan. 1847.

Geehrtester Freund!

Sehr gerne nehme ich Ihre Einladung, von Zeit zu Zeit kleine Beiträge für Ihre „Morgenröthe" zu liefern, an. Zwar bin ich, wie Sie wissen, mit amtlichen Arbeiten sehr überladen; kaum bleibt mir Zeit genug übrig, mit den Fortschritten der theologischen Wissenschaft nur einigermaßen Schritt zu halten. Selten geschieht es mir daher, daß ich einige Augenblicke finde, wo ich mich sammeln und das, was in meinem Geiste sich gestaltet hat, oder mir das Herz beengt, schriftlich aufzeichnen kann. Außerdem habe ich die Verpflichtung übernommen, manchmal auch etwas für unser Kirchen- und Schul-Blatt, dem es leider sehr an fleißigen Mitarbeitern gebricht, zu liefern. Dennoch aber lege ich Ihnen gerne das Versprechen ab, von Zeit zu Zeit auch Etwas für Ihre Zeitschrift aufzusetzen. Ich finde mich dazu durch mehrere Gründe bewogen. Vor allen Dingen muß es mir ja sehr erwünscht seyn eine Gelegenheit zu finden, mich zuweilen mit meinen alten braven Landsleuten in Rheinbayern zu unterhalten. Sie irren sich nicht, wenn Sie mir zutrauen, daß ich es nicht vergessen habe, in dieser Provinz geboren zu seyn. Obgleich durch meine nationale und amtliche Stellung schon seit lange von ihr getrennt, knüpfen mich dennoch fortdauernd an sie viele höchst lebhafte Sympathien. Das Anden-

ken meiner Eltern, deren Gebeine dort ruhen, die Erinnerung meiner Kindheit und Jugend, die Liebe zu so manchen Verwandten und Freunden, die dort wohnen, ach, wie Vieles ist es, was mich nach der Pfalz zieht! Darum gerade gibt es kein Land, in welchem die kirchlichen Bewegungen mir ein so lebhaftes Interesse eingeflößt hätten, als Rheinbayern. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit bin ich denselben nachgegangen, und ich darf wohl sagen, daß, wenn ich ein Bewohner der Pfalz wäre, diese Bewegungen, je nach der Richtung, welche sie nehmen, mich nicht zu innigerer Theilnahme hätten stimmen können, als es so der Fall gewesen ist. Wie sollte es mir nicht erwünscht seyn, gerade jetzt, wo diese Bewegungen, wie es mir vorkommen will, zu einer wichtigen Krisis gekommen sind, manchmal ein Wort mitsprechen zu können, sei es um zu warnen, oder zu ermuntern, anzufeuern oder zu versöhnen. Allein ein anderer Grund, der mich aufforderte zuweilen in Ihrer Morgenröthe auch meine Stimme vernehmen zu lassen, ist der, daß ich gern in ganz Rheinbayern, daß ich es gerne überall laut verkündigen möchte, wie sehr ich die Art und Weise, auf welche man gegen Sie verfahren hat, mißbillige. In unserem Kirchen- und Schul-Blatte habe ich mich bereits, wie Ihnen bekannt ist, offen darüber ausgesprochen; ich thue es überall, wo ich eine Gelegenheit dazu finde. Ueberhaupt habe ich mit meiner Ansicht niemals hinter dem Berge gehalten; ich bin jederzeit frei und offen mit derselben hervorgetreten, und es hat mich oft gejammert, zuweilen indignirt, wenn ich bemerkte, wie manche, die meine Meinungen theilen, die vielleicht in vielen Punkten sich von dem kirchlichen Lehrbegriff noch weiter entfernen, als ich, so ängstlich damit zurückhielten und die Hände über dem Kopf zusammenschlugen, wenn ich mich einmal öffentlich aussprach. Gerade darum, weil es bei mir Grundsatz ist, daß in einer so bewegten Zeit, wie die unsrige, jeder mit der Sprache offen heraus treten soll, sehe ich es auch als eine Verpflichtung an, daß man sich über wichtige kirchliche Erscheinungen freimüthig ausspreche, und entschieden Partei ergreife, wenn irgend Jemand um seines Glaubens willen angefochten, oder gar verfolgt wird. Sie wissen es schon, mein werther Freund, welchen innigen Antheil ich bisher immer an Ihren Schicksalen genommen habe, und wie innig es mich freute,

als ich vernahm, daß unter den Pfälzern viele Geistliche und Laien sich Ihrer Sache mit muthiger Entschiedenheit annahmen, und wie sie nur konnten, Fürsprache für sie einlegten. Dieses tüchtige Auftreten Ihrer Landsleute hat einen wahrhaft erhebenden Eindruck auf mich gemacht, und ich kann nur wünschen, daß sie auch fernerhin fest stehen und nicht nachlassen zu protestiren gegen jeden Geisteszwang, gegen jeden Versuch, eine gewisse Glaubensrichtung durch gewaltsame Mittel zur Herrschaft zu erheben. Und Sie kennen mich genug, um überzeugt zu seyn, daß ich nicht deßwegen also urtheile, weil ich mich mit Ihnen zu einer rationalen Auffassung des Christenthums bekenne, sondern darum, weil es bei mir unwandelbarer Grundsatz ist, daß man die auf dem Boden der protestantischen Kirche hervorgetretenen scharfen Gegensätze ruhig gewähren lassen, daß man sie den Kampf, in den sie gerathen, mit den Waffen des Geistes auskämpfen lassen, aber nie mit materiellen Mitteln in diesen Kampf sich einmischen, nie es versuchen soll, die eine oder die andere dieser sich feindlich begegnenden Richtungen gewaltsam niederzudrücken. Gerade mit derselben Mißbilligung, wie über das gegen Sie eingehaltene Verfahren, würde ich mich über jede Verfolgung aussprechen, die gegen einen Geistlichen der orthodoxen Richtung verhängt würde. Ueberall, wo Leben ist, und wo das Leben sich frei und auf naturgemäße Weise äußern kann, da sehe ich es durch unaufhörliche Gegensätze hindurchgehen, und gerade hiedurch zu sicherer Entfaltung emporstreben. Hart auf einander stoßend gelangen die Gegensätze zur Vermittlung, aus welcher nun Gegensätze hervorbrechen, die abermals nach kürzerem oder längerem Kampfe zur Vermittlung gelangen. So ist es in der ganzen Natur; so ist es auch in der Wissenschaft. Wie jene, so ist auch diese, wenn sie sich lebendig fortbewegen soll, gezwungen, in einen dialektischen Prozeß einzugehen, der fortgehen muß, bis die höchsten aller Ideen gefunden, bis das Absolute erreicht ist. Gerade so verhält es sich auch in der Politik. Es ist zu einem Gemeinsatz geworden, daß das Leben der Staaten, um sich zu erhalten und zu höherer Entwicklung zu gedeihen, das Daseyn einer progressiven und einer conservativen Partei zur nothwendigen Bedingung hat. Erstere hat zur großen Aufgabe, dahin zu wirken, daß das Alte sich verjünge, daß

alle Gesetze und Institutionen sich nach dem Bedürfnisse der Zeit umbilden; leztere aber soll darüber wachen, daß sie nicht zu rasch voranschreite, nicht die Zeit selbst in ihrem eilenden Fluge überflügle, daß sie die Gesetze und Institutionen nicht von dem historischen Boden des Staates losreiße, sondern auf demselben, jedoch ohne sclavisches Einwurzeln in ihr, alle Verbesserungen vornehme. Jede dieser Richtungen ist ein nothwendiges Element des staatlichen Lebens; jede bedarf der andern, um nicht zu weit zu gehen, jede findet somit in der andern ihr nothwendiges Correctiv. Was soll nun die Regierung thun? Sie ist schlecht berathen, wenn sie sich einseitig auf die eine oder die andere dieser beiden Richtungen wirft und die andere zu unterdrücken sucht; sie soll sich im Gegentheil über dieselben stellen, sie beide sich frei und offen äußern lassen, und durch weise, schonende Leitung der einen wie der andern den Staat in eine gesunde, kräftige Lebensbewegung, und im beständigen Fortschritt zu dem Höhern und Bessern zu erhalten suchen.

Sollte ich mich täuschen, mein geehrter Freund, wenn ich glaube, daß auch in der Kirche derselbe Gegensatz zwischen einer progressiven und einer conservativen Richtung, zur Erhaltung und Förderung des sie bewegenden Lebens durchaus nöthig ist? — Auch will es mir vorkommen, daß dieser Gegensatz von früheren Zeiten an in der Kirche sich ausgesprochen hat, jedoch unter mannichfaltigen Formen, wie sie das jedesmalige Zeitalter gab. Immer gab es eine Richtung, die darauf hinausging, die christlichen Lehren nach dem Standpunkte der erreichten Bildung aufzufassen und sie mit dem Gesammt-Ergebnisse der Wissenschaften und der in das allgemeine Bewußtseyn eingedrungenen Weltanschauung in Harmonie zu bringen, während eine andere Richtung, jener sich entgegenstellend, das kirchlich-Sanktionirte zu erhalten, und den Glauben, sammt der religiösen Wissenschaft an den bestehenden Lehrtypus zu fesseln suchte. Beide Richtungen geriethen zuweilen in harten Kampf mit einander; beide verliefen sich nicht selten bis zum äußersten und höchst verwerflichen Extreme. Aber ist es zu läugnen, daß doch im Ganzen die eine die andere zügelte und nach allen Excentricitäten zur Besonnenheit zurückführte, und daß alle reellen Fortschritte des kirchlichen Lebens und der theologischen Wissenschaft aus diesen Käm-

pfen hervorgegangen sind? Gehe ich in das christliche Alterthum zurück, so begegnet mir die progressive Richtung bei den platonisirenden Vätern, besonders bei den Alexandrinern, und sodann in der Antiochenischen Schule; vorherrschend in dem Orient verlief sie sich aber auch hier schon frühe in einem auffallenden Extreme, nämlich dem Gnosticismus; die conservative Richtung war vorherrschender in dem Abendlande, besonders bei den Afrikanern. Doch trat sie auch hier in dem Pelagianismus hervor, der aber an der übermächtigen conservativen Richtung scheiterte, während ihm in dem Orient kein eigentlicher Gegensatz entgegentrat. Es war natürlich, daß in eben dem Grade, als die entschiedenen Dogmen zur strengen kirchlichen Fassung gebracht wurden und die Hierarchie sich ausbildete, der Conservatismus an Macht gewann, und alle progressiven Bestrebungen erschwert wurden. Doch traten diese noch immer, wenn auch schüchtern, hie und da hervor. Selbst zu einer Zeit, wo das Pabstthum schon zu seiner vollen Entwicklung gelangt war, erscheint uns in Abälard ein entschiedener Repräsentant der progressiven Richtung, dem aber eben so entschieden der hl. Bernhard, als Vertreter der conservativen Tendenz, entgegentrat. Nun erschienen nach einander die reformatorischen Sekten, sämmtlich auf Seite der progressiven Richtung stehend, und eben darum von der Kirche, in welcher der Conservatismus zur ungeheuren Uebermacht gelangt war, bekämpft, verfolgt, unterdrückt. Aus der progressiven Richtung entsprang die Reformation. Es ist bekannt, daß der Protestantismus, frühe seines Ursprungs vergessend, entschieden conservativ wurde. Im Bunde mit den Fürsten wachte die große Mehrzahl der Geistlichen mit ängstlichem Auge über dem starren Festhalten an dem kirchlich festgestellten Lehrbegriff. Nicht lange indessen konnte der Geist der Reformation sich verläugnen; die progressiven Bestrebungen traten bald wieder hervor. Ich will nicht von den Antitrinitariern reden, welche der Protestantismus aus seinem Schooße heraus warf; aber hinweisen kann man hier auf die ganze Melanchthonische Schule, auf den Humanismus und Symbolismus der Helmstädter Theologen; auf die Remonstranten in der reformirten Kirche; auch der Spenersche Pietismus gehört hierher. Ungeachtet dieser mannichfaltigen Bestrebungen blieb der Conservatismus übermäch-

tig. War es aber zu verwundern, wenn in neuern Zeiten, nachdem alle Wissenschaften so überraschende Fortschritte gemacht hatten, nachdem in Folge der bewunderuswürdigsten Entdeckungen die ganze Weltanschauung eine andere geworden war, die progressiven Bestrebungen wieder mit Macht hervordrangen und sich in einer völligen Umbildung des kirchlichen Lehrbegriffs versuchten? Es war zu erwarten, daß das kräftige Hervortreten dieser Richtung wieder eine große Reaktion hervorrufen werde. Diese blieb auch nicht aus, und wurde um so mächtiger, weil an vielen Orten die Staatsgewalt sie unter ihren Schutz nahm und mit ihr gemeinschaftliche Sache machte, um die entgegengesetzte Richtung zu unterdrücken.

Rationalismus und Supernaturalismus, oder vielmehr Orthodorismus — es war natürlich und unvermeidlich, daß sie hart an einander geriethen; auch darf es nicht befremden, wenn Einzelne auf der einen, wie auf der andern Seite am Ende auf tolle Extreme geriethen. Der Kampf war nothwendig, er war auch, so lange er mit geistigen Waffen und ehrlich geführt wurde, gewiß der Kirche ersprießlich. Schon jetzt fangen die Früchte, die derselbe hervorzubringen berufen war, hervorzutreten an. Man wird gewiß einst in spätern Zeiten die Zeit dieses Kampfes als eine in kirchlicher Beziehung sehr merkwürdige und großartige bezeichnen. War dieser Kampf nothwendig zu der künftigen Lebens-Entwicklung der protestantischen Kirche, so folgt daraus, daß beide im scharfen Gegensatz begriffene Richtungen ihre Berechtigung hatten, daß beide natürliche Lebenselemente der protestantischen Kirche waren, daß beide einander gegenseitig voraussetzten, daß beide dazu berufen waren, sich einander zu zügeln und den Geist der Kirche zu der Höhe emporzutreiben, wo er die klare Vermittlung des großen Gegensatzes finden sollte. Was wäre aus der Kirche geworden, wenn nicht der Rationalismus hervorgetreten wäre? Sie würde in starre Stabilität gerathen seyn, sie würde sich verknöchert haben, das Leben wäre immer mehr aus ihr entschwunden, sie würde mit der Wissenschaft in immer schärfern Conflikt gerathen seyn und am Ende alle kräftigen, hell denkenden Geister von sich entfernt haben. Was würde, auf der andern Seite, aus der Kirche geworden seyn, wenn nicht dem Rationalismus eine conservative Richtung entgegengetreten wäre?

Die Lehren der Kirche würden gänzlich verflacht, im Uebermaß der in sich aufgenommenen Elemente des weltlichen Wissens, würde die Theologie selbst verweltlicht worden seyn, das Eigenthümliche des Christenthums würde nach und nach verwischt, und hiermit auch der eigenthümliche christliche Geist, dieses wahrhaft belebende Prinzip der Kirche, verdrängt worden seyn. Gehen wir von diesem Gesichtspunkte aus, so müssen wir fürwahr die Anklagen, womit sich die auf beiden Seiten dieses Gegensatzes stehenden Parteien einander überhäuften, die Schmähungen, welche sie sich gegenseitig zuschleuderten, sehr ungerecht finden. Sollten sie sich nicht gegenseitig in ihrer Berechtigung anerkennen? Sollten sie sich nicht mit Achtung behandeln? Sollten sie sich nicht, so oft nach hartem Kampfe ein Augenblick der Ruhe eingetreten, sich die Hände bieten und sich gegenseitig den Brudergruß zurufen?

Sie und ich, wir stehen beide auf derselben Seite der Progressiven; allein gewiß erkennen Sie mit mir die Nothwendigkeit einer conservativen Partei in der Kirche, und achten, wie ich, jeden orthodoxen Theologen, der es redlich meint, und den Kampf mit den ehrlichen Waffen des Geistes führt. Verächtlich sind uns nur die feigen Heuchler, so wie die, welche es zu gar keiner festen Meinung zu bringen wissen, verhaßt sind uns die leidenschaftlichen Fanatiker, die über jede freiere Bewegung Zeter schreien, und die gewaltsamsten, niederträchtigsten Mittel nicht scheuen, um Jeden, der es nicht gerade mit ihnen hält, zu verdächtigen und zu unterdrücken suchen. Dagegen verlangen wir, und gewiß mit Recht, daß man auch unsere Richtung als eine in der Kirche berechtigte, und zur Erhaltung und Förderung des sie bewegenden Lebens nothwendige anerkenne, und sich gegen uns, nicht des ehrlichen Kampfes, sondern der lieblosen Schmähungen, der boshaften Verdächtigung, und der gehässigen Bedrückung enthalte. Wir verlangen, daß das Kirchen-Regiment uns und die auf unserer Seite stehenden eben so gut leben lasse, als die, welche auf der andern Seite stehen.

Und in der That verkennt das Kirchen-Regiment auf eine unbegreifliche Weise, was der Kirche frommt und seine eigentliche Aufgabe ist, wenn es für die eine oder die andere der beiden im Gegensatz stehenden Richtungen auf solche Weise Partei ergreift, daß

es die andere um jeden Preis niederzuhalten und zu unterdrücken sucht. Daß die mit derselben betrauten Männer selbst der conservativen Richtung angehören, dagegen ist nicht das mindeste einzuwenden; allein sie sollen doch nie vergessen, daß sie, als Handhaber des Kirchen-Regimentes eigentlich über allen Parteien stehen, daß sie beide in ihrer Berechtigung anerkennen und mit schonender Rücksicht behandeln, daß sie den Kampf zwischen beiden dulden, ihn aber zugleich überwachen und dergestalt leiten sollen, daß er mit Anstand und Würde geführt und eine Bedingung höherer Vermittlung werde; sie sollen es, in so weit es in ihren Kräften steht, dahin zu bringen suchen, daß der Kampf auf dem Boden der Wissenschaft geführt werde, und nicht in das Bereich des allgemeinen Glaubens eindringe, und sich hüten, durch gewaltsames Eingreifen zu Gunsten irgend einer Partei den Zwiespalt in die Gemeinden einzuführen, und das mit Recht jedem Glaubensdrucke widerstrebende Gefühl derselben zu reizen. Das sind meines Erachtens Grundsätze, welche das Kirchen-Regiment überall in seinen Verfügungen leiten und bestimmen sollte, die aber leider in unsern Tagen an vielen Orten auf eine wirklich beklagenswerthe Weise mißachtet werden. Darf es uns Wunder nehmen, wenn hierdurch hie oder da protestirende Bewegungen sich äußern, wenn mancher ehrliche Mann mißkannt, bedrückt, verfolgt, am Ende zur entschiedensten Opposition getrieben wird, wenn der Zwiespalt in die Gemeinden eindringt und die unglückseligsten Zerwürfnisse entstehen? —

Jedoch verzeihen Sie, mein werther Freund, daß ich mich hier auf ein Gebiet wage, auf welchem mir eigentlich keine Stimme zukommt. Ueberhaupt habe ich mich auf eine seltsame Weise fortreißen lassen. Nur einige Zeilen wollte ich Ihnen schreiben als Antwort auf Ihre geehrte Zuschrift, und es ist endlich eine lange Epistel daraus geworden. Entschuldigen Sie mich, oder vielmehr meine Feder, die gleichsam ohne meinen Willen davon lief, um die Gedanken aufzuzeichnen, die in raschen Sätzen sich an sie anhängten. Allein so geht es, weß der Kopf und das Herz voll sind, dessen fließt der Mund über, das entfließt auch gern der unwillkürlich dahin eilenden Feder. B.

5.
Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel.

(Fortsetzung.)

Zweiter Theil.

Erklärung derjenigen Bibelstellen, welche gewöhnlich für die Gottheit Jesu angeführt werden.

Wir glauben hinreichend nachgewiesen zu haben, daß die Bibel die Gottheit Jesu nicht lehrt. Aber wie ist man denn zu diesem Glauben gekommen? Wir haben bereits in der Einleitung angedeutet, daß die aufrichtig fromme und hohe Verehrung, welche die Christen von Anfang an für ihren Herrn und Meister hegten, ohne Zweifel der erste Anlaß war, sich seine Person mehr und mehr von einem übernatürlichen Lichte umflossen darzustellen. Wir haben dabei aber auch vornherein zugegeben, daß es dennoch nicht hätte geschehen können, Jesum nach und nach bis zu einem wirklichen Gott zu erheben, wenn nicht in der Bibel Stellen vorkämen, welche von seiner Gottheit zu sprechen *scheinen*. Wir geben sogar zu, daß einzelne dieser Stellen die Gottheit Jesu sehr bestimmt auszusprechen scheinen. — Da wir nun aber bereits gesehen haben, daß es eine Masse der allerklarsten und bestimmtesten Stellen gibt, welche nicht allein die Menschheit Jesu lehren, sondern aus welchen auch hervorgeht, daß in ihnen Christus nicht als Gott gedacht seyn *könne*, so ist in Ansehung jener, in welchen seine Gottheit dennoch enthalten zu seyn scheint, nur Zweierlei möglich: 1) Entweder ist in ihnen Christus wirklich als Gott genommen; dann aber müßte die Bibel, ja der einzelne biblische Schriftsteller, sich selbst widersprechen, — und Ersteres wird, Letzteres kann Niemand leicht behaupten; — oder wir sind eben deßwegen genöthigt 2) zu sagen: jene Stellen *müssen* einen anderen Sinn haben. Und so ist es. Dies wird uns auch ohne Mühe klar werden, wenn wir die betreffenden Bibelstellen *in ihrem Zusammenhange* lesen und nachdenkend erwägen, und andere Stellen damit zusammenhalten, durch welche ein ihren Sinn erklärendes, und das in ihnen herrschende Dunkel aufhellendes Licht auf sie fällt.

I. Stellen, worin von dem Einsseyn Jesu mit Gott und von seiner göttlichen Natur geredet wird.

1. Einheit Jesu mit Gott.

Vor Allem haben wir hier diejenige Stelle in's Auge zu fassen, welche schon so viel hundert und tausendmal angeführt worden ist, um die Gottheit Jesu zu beweisen. Joh. **10, 30** sagt Jesus: „Ich und der Vater sind eins." Da sagt man denn: hier steht es ja klar und deutlich! — Aber man sei nicht zu eilig, denn siehe, da gibt es auch einen Spruch, welchen die Gegner der Gottheit Jesu eben so gewöhnlich anzuführen pflegen, um mit Jesu eigenen Worten, kurz, klar und deutlich zu beweisen, daß er nicht Gott sei; nämlich Joh. **14, 28** sagt Jesus: „Der Vater ist größer als ich." Da steht es also, was wollt ihr denn jetzt? — „Aber — wird entgegengerufen: „O der Unwissenheit, die mit solchen Aussprüchen etwas beweisen zu können meint, und nicht einsieht, daß hier nur von der menschlichen Natur Jesu die Rede sei." — Sehr wohl. Von der menschlichen Natur Jesu ist hier freilich die Rede; das haben wir noch nie bezweifelt. Aber lasset uns die Sache einmal genauer in's Auge fassen! — Wenn wir also sagen: in jener Stelle, „der Vater ist größer, als ich," stehe klar und deutlich, daß Christus nicht Gott sei, — so sagt man: nein, das könne keineswegs daraus geschlossen werden. Aber sind denn die Worte nicht außerordentlich klar und deutlich? Ja freilich, sagt man, — aber es hat dennoch eine besondere Bewandtniß damit; es liegt dennoch ein anderer Sinn darin, als es auf den ersten Blick zu seyn scheint, oder als es auch Denjenigen scheinen muß, welche die Schriftaussprüche nur nach dem buchstäblichen Wortlaute nehmen, ohne sie in ihrem tieferen Sinne zu verstehen, welcher nur aus dem ganzen Gesammtinhalt der Schrift erkannt werden kann. — Sehr wohl. — Es wird also hier behauptet, und wir geben es zu, daß es in der heiligen Schrift Stellen gebe, welche durch ihren Wortlaut einen vollkommen klaren und bestimmten Sinn auszudrücken scheinen, und welche dennoch, in Vergleich mit dem Gesammtinhalt der Schrift anders verstanden werden müssen. Was nun dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig. Ihr werdet

also nichts dagegen einzuwenden haben, wenn auch wir unsererseits sagen, daß jener Grundsatz auf die Stelle: „Ich und der Vater sind Eins," angewendet werden dürfe. Ihr werdet nichts dagegen einzuwenden haben, wenn wir sagen: so sehr es auch scheint, in dieser Stelle werde Christus für Gott erklärt, so sei es dennoch möglich, daß sie einen ganz anderen Sinn habe, und daß der Gesammtinhalt der Schrift, die Vergleichung mit andern Schriftstellen es zeigen muß, welches ihr wahrer Sinn sei. Untersuchen wir dies daher! — Unsere ganze frühere Untersuchung hat dargethan, daß der Gesammtinhalt der heil. Schrift Jesum nicht als Gott erscheinen läßt; wenn daher einzelne Stellen in der Schrift vorhanden wären, welche dennoch unzweifelhaft die Gottheit Jesu enthielten, so bliebe nichts anderes übrig, als zu sagen: die Schrift widerspricht sich selbst. Allein dazu sind wir keineswegs genöthigt, sondern es läßt sich nachweisen, daß eben jene Stellen, welche von der Gottheit Jesu zu reden scheinen, daß eben sie es sind, welche nicht buchstäblich zu verstehen sind, während gerade jene, welche von dem Unterschied zwischen Jesu und Gott reden, ganz einfach nach dem buchstäblichen Wortlaute verstanden seyn wollen. So verhält es sich mit dem Ausspruche: „Der Vater ist größer, als ich." Es ist Thorheit, wenn man sagt, Jesus rede hier blos von seiner menschlichen Natur, neben welcher er noch eine andere habe. Nein, gerade von dem Höheren, welches in ihm war, redet er, gerade in Beziehung auf seine höchste Würde spricht er diese Worte aus. Hätte Jesus gar nichts weiter seyn wollen, als was ein jeder anderer Mensch auch ist, so verstand es sich ja von selbst, daß Gott größer, als er sei; aber eben so, wenn er sich bewußt gewesen wäre, Gott und Mensch in einer Person zu seyn, hätte es sich gleichermaßen von selbst verstanden, daß er als Mensch, in seiner ganzen äußeren Erscheinung auf Erden, Gott nicht gleich sei, dies sah ein Jeder; er hätte es also gar nicht zu sagen brauchen. Nein, wenn Christus von seiner Unterordnung unter den Vater redet, so spricht er dies gerade in Beziehung auf das Höhere in ihm, und der Sinn seiner Worte ist: ob ich gleich hoch über den gewöhnlichen Menschen, und in einer besonderen Gemeinschaft mit Gott stehe, so bin ich dennoch dem Vater nicht gleich, sondern dieser steht weit über

mir. Gerade indem sich Jesus dem Vater unterordnet, spricht er nicht von seiner gewöhnlich menschlichen, sondern von seiner höheren und höchsten Würde. Dies ist so gewiß als ausgemacht anzusehen, so gewiß wir nicht den reinen Unsinn behaupten wollen, Jesus hätte es für nöthig befunden, zu versichern, er sei nach derjenigen Seite, nach welcher er allen Menschen gleich war, nicht Gott gleich. Hat nun aber Jesus gesagt: er sei, nach seiner höheren und höchsten Natur und Würde nicht Gott gleich, so zeigt auch dies wieder, daß sein anderes Wort: „Ich und der Vater sind Eins," in einem anderen Sinne zu verstehen seyn müsse, wenn wir auch durchaus nicht errathen könnten, wie er es verstanden habe. Allein es gibt verschiedene andere Stellen, aus welchen dies sogar auf das Klarste hervorgeht. Beruft sich Einer auf das Wort: „Ich und der Vater sind Eins," und sagt, hier steht es: Christus ist Gott, und wer es nicht gelten läßt, der verdreht das einfache, klare Bibelwort, — dem antworten wir: es steht auch geschrieben, daß auch Jesu Jünger und alle Gläubige eins seyn sollen mit Gott, wie er, Jesus, mit Gott eins sei, — folglich waren die Apostel, — ja, folglich sind alle Christen Götter, und wer das nicht gelten läßt, der verdreht das ausdrückliche und bestimmte Bibelwort. Denn hören wir dies jetzt selbst. Joh. 17, V. 20 — 23 spricht Jesus: „Ich bitte aber nicht allein für sie (die Apostel), sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden. Auf daß sie Alle Eins seien, gleichwie Du, Vater, in mir und ich in Dir; daß auch sie in uns Eins seien, auf daß die Welt glaube, Du habest mich gesandt. Und ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die Du mir gegeben hast, daß sie Eins seien, gleichwie wir Eins sind. Ich in ihnen, und Du in mir, auf daß sie vollkommen seien in Eins, und die Welt erkenne, daß Du mich gesandt hast, und liebest sie, gleichwie Du mich liebest." Ist denn hier nicht — trotz der dunkel klingenden Worte, das wenigstens so klar als wie der Tag, daß Jesus von einer geistigen, allerdings geheimnißvollen Verbindung der Menschen mit ihm und mit Gott rede, und daß er also in gleichem Sinne spreche, wenn er von seinem eigenen Einsseyn mit Gott redet? Er sagt es ja überall hier selbst, „gleichwie — ich in Dir, Vater, und Du in

mir, so sollen auch Jene in mir und in Dir seyn, gleichwie Du mich liebst, so liebst Du auch sie. Jesus sagt also damit, daß sein Einsseyn mit Gott, und sein Geliebtseyn von Gott ganz von derselben Art sei, wie das der übrigen Menschen, sofern sie durch ihn rechte „Kinder Gottes“ werden; bei ihm, als dem „Sohn Gottes,“ ist dieses Einsseyn und Geliebtseyn nicht der Art, sondern nur dem Grade nach verschieden. Man vergleiche damit auch Joh. **14, 20**, wo Jesus sagt: „An demselbigen Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin, und ihr in mir, und ich in euch;“ und Joh. **15, 4**: „Bleibet in mir und ich in euch. Gleichwie der Rebe kann keine Frucht bringen von ihm selber, er bleibe denn am Weinstock, also auch ihr nicht, ihr bleibet denn an mir. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringet viele Frucht, denn ohne mich könnet ihr nichts thun.“ Ist denn hier nicht klar, was Christus sagen will? Wie die Rebe nur durch ihren Zusammenhang mit dem Weinstock Saft und Leben und Frucht haben kann, also kann auch der Mensch wahres geistiges Leben nur dann haben, wenn er mit Christus in Verbindung steht, wenn Christi Geist der Lebenssaft ist, welcher uns mit geistigem Leben erfüllt; und ebenso auch wieder muß dieser Geist Christi als Gottes Geist gedacht werden, da Jesus nur dadurch Christus (Messias, Gottgesandter) war, daß er mit Gott in Verbindung stand und eins mit ihm war, wie die Rebe mit dem Weinstock, und von dem Gottesgeiste, dem Urquell alles Lebens, geistiges Leben empfing für sich,*) und um es andern mitzutheilen,**) die nun aber auch durch ihn, und eben so wie er (wenn auch nicht in gleich hohem Maße), mit dem Gottesgeist selbst in Gemeinschaft stehen; wie auch der Apostel Paulus sagt: „Wer dem Herrn anhanget, der ist Ein Geist mit ihm,“ (**1.** Cor. **6, 17**). Daß nun von einer solchen Einheit, oder Gemeinschaft, oder geistigen Verbindung Jesu mit Gott in seinen angeführten Worten: „Ich und der Vater sind Eins,“ die Rede sei, wird, wie aus den bisher an-

*) „Denn wie der Vater hat das Leben in ihm selbst, also hat er auch dem Sohne gegeben das Leben zu haben in ihm selbst.“ (Joh. 5, 26).

**) „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben.“ (Joh. 10, 11).

geführten Stellen, so auch aus jener Stelle selbst klar, wenn wir sie in ihrem Zusammenhange lesen. Es heißt nämlich Joh. **10, 24—38**: „Da umringten ihn (Jesum) die Juden und sprachen zu ihm: Wie lange hältst du unsere Seelen auf? Bist du Christus, so sage es uns frei heraus. Jesus antwortete ihnen: ich habe es euch gesagt und ihr glaubet nicht. Die Werke, die ich thue in meines Vaters Namen, die zeugen von mir. Aber ihr glaubet nicht, denn ihr seid meine Schafe nicht, wie ich euch gesagt habe; denn meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir. Und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen und Niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen. Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer, denn alles, und Niemand kann sie aus meines Vaters Hand reißen. Ich und der Vater sind eins. Da hoben die Juden Steine auf, daß sie ihn steinigten. Jesus antwortete ihnen: Viele gute Werke habe ich euch erzeiget von meinem Vater; um welches Werk unter denselben steiniget ihr mich? Die Juden antworteten ihm und sprachen: Um des guten Werks willen steinigen wir dich nicht; sondern um der Gotteslästerung willen, und daß du ein Mensch bist und machest dich selbst zu einem Gott. Jesus antwortete ihnen: Stehet nicht geschrieben in euerm Gesetz: Ich habe gesagt, ihr seid Götter? So er Die Götter nennet, zu welchen das Wort Gottes geschah, — nnd die Schrift kann doch nicht gebrochen werden, — wie sprechet ihr denn zu Dem, den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat: Du lästerst Gott, darum, daß ich sage: Ich bin Gottes Sohn? Thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht; thue ich sie aber, so glaubet doch den Werken, wollet ihr mir nicht glauben, auf daß ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in mir ist, und ich in ihm." — Zuerst merke man darauf: in der ganzen Stelle handelt es sich darum, ob Jesus der Christ, d. h. der Messias sei. Dies fragen die Juden: „Wie lange hältst du unsere Seelen auf? Bist du Christus, so sage es uns frei heraus. Und Jesus antwortet, er habe es ihnen schon früher gesagt, aber sie glaubten es nicht, und doch zeugten ja die Werke, die er thue in seines Vaters Namen, daß er es sei. Damit sagt er, seine Werke, — mag

man nun seine Wunderwerke, oder das Werk seiner geistigen Lebensschöpfung unter den Menschen darunter verstehen, — thue er nicht in seinem Namen, nicht aus eigener einwohnender Gotteskraft, sondern in des Vaters Namen, ausgerüstet mit Geist und Kraft von Gott. Hierauf sagt er: die Seinigen, welche sich ihm anschließen, „seine Schafe," würden Heil und ewiges Leben von ihm empfangen, und Niemand „werde" sie aus seiner Hand reißen. Er erklärt auch, warum. Nämlich, sagt er, weil der Vater sie ihm gegeben, d. h. ihm zugeführt habe, der ja doch größer sei, als alles, und aus dessen Hand sie darum Niemand reißen „könne," und er und der Vater seien ja Eins, nämlich in der innigsten Verbindung; was also sein sei, sei auch Gottes, und deßwegen auch ihm unentreißbar. Man merke wohl darauf, daß Christus als den Grund angibt, warum ihm seine Schafe nicht entrissen werden können, seine Gemeinschaft mit Gott, dem Allerhöchsten. Von sich sagt er nur: es wird sie Niemand aus meiner Hand reißen; von Gott aber sagt er: es kann sie Niemand aus seiner Hand reißen, weil er größer ist, denn Alles; aber weil nun Niemanden Gott Etwas entreißen könne, so werde auch ihm die Seinen Niemand entreißen, weil er und der Vater in der innigsten Gemeinschaft stünden, oder „Eins seien," — gleichwie der Gesandte eines Fürsten, indem er dessen Sache in einem fremden Lande vertritt, im Namen des Fürsten auftritt und handelt, und so gleichsam den Fürsten selbst vorstellt (repräsentirt), so daß seine Sache die des Fürsten, und des Fürsten Sache seine Sache ist, beide also insofern gleichsam als Eins gedacht werden. — Die Feinde Jesu machten ihm freilich jenes Wort zur „Gotteslästerung," als „mache er sich selbst zu einem Gott." Aber das sagten nur die Feinde. Was sagt er selbst? Er sagt: in eurem Alten Testament werden ja sogar manche Menschen (Fürsten und Obrigkeiten) „Götter" genannt, warum darf nicht der, den der Vater geheiligt und gesandt hat, sich Gottes Sohn nennen? Also sagt Christus erstens keineswegs, er wolle sich mit obigem Ausdruck, „Ich und der Vater sind Eins," — als Gott, sondern nur als „Gottes Sohn" bezeichnet haben, und zweitens deutet er sehr bestimmt an, warum er so genannt werden wolle; darum nämlich, weil ihn der Vater geheiligt und gesandt habe,

und gibt hiedurch, wie auch dadurch, daß er sich auf andere Menschen, welche in der Schrift „Götter" genannt werden, unverkennbar zu verstehen, daß auch er „Sohn Gottes," nicht in einem bisher noch gar nicht erhörten, sondern in einem ähnlichen, wenn auch höheren Sinne, wie Jene, genannt werden wolle, und mit diesem Würdenamen, sowie mit seinem „Einsseyn" mit Gott hier nichts weiter für sich in Anspruch nehme, als was er noch zum Schlusse ausdrücklich sagt: daß der Vater in ihm und er in dem Vater sei, d. h. daß die innigste geistige Gemeinschaft zwischen ihm und Gott bestehe; gerade so, wie Johannes sagt: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm," (1. Joh. 4, 16); oder Paulus in der schon angeführten Stelle: „Wer dem Herrn anhanget, der ist Ein Geist mit ihm," (1. Cor. 6, 17) und wie noch so viele andere Stellen der Bibel in ganz ähnlichen Ausdrücken von dieser Geistesgemeinschaft des Menschen mit Gott reden.

Wenn daher Paulus 2. Cor. 3, 19 sagt: „Gott war in Christo," so ist es klar, daß dies gerade eben so viel ist, als wenn es hieße, der Geist Gottes war in oder mit Christo, oder „Gott war mit ihm und hat ihn gesalbt mit dem heiligen Geist und mit Kraft," (Apostelgesch. 10, 38). „Der Geist des Herrn war mit ihm" wird aber in der Schrift gar oft von andern Menschen gesagt. Vergl. z. B. Richter 3, 9: „Da (zur Zeit der Noth) schrieen die Kinder Israel zu dem Herrn, und der Herr erweckte ihnen einen Heiland, der sie erlösete, Athniel, den Sohn Kenas, Calebs jüngsten Bruder, und der Geist des Herrn war mit ihm, und ward Richter in Israel und zog in den Streit."*)

Wenn der Apostel Paulus ferner von Christus sagt: „In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig," (Col. 2, 9), so ist dies auf gleiche Weise zu verstehen; doch führt uns dieser Ausdruck allerdings tiefer in das Verständniß des Verhältnisses Jesu

*) Wir haben diese Stelle ganz hierher gesetzt, und einzelne Ausdrücke darin unterstrichen, weil man daraus nicht allein sieht, wie das Seyn Gottes im Menschen, oder das Theilhaftigwerden seines Geistes sich ganz allgemein auf eine Ausrüstung mit höheren Gaben und Kräften bezieht, sondern wie auch sogar manche andere Ausdrücke, z. B. „Heiland," „erlösen," in der Schrift in einem viel allgemeinern Sinne gebraucht werden, als wir heut zu Tage meistens damit zu verbinden gewohnt sind.

zu Gott ein. Wir dürfen nämlich dieses Verhältniß keineswegs denken als das einer bloßen Mittheilung von höheren Kräften, welche Jesus von Gott erhielt, sondern als eine wirkliche Wesensgemeinschaft Jesu mit Gott. Gott ist der Urgeist, die Menschen sind auch Geister; sie sind von Gott nicht blos geschaffen, wie andere Werke Gottes, sondern gezeugt, oder aus seinem Wesen hergeflossen, weßhalb von den Menschen auch gesagt werden muß „sie sind seines Geschlechts," (Apostelgesch. 17, 28), seine „Kinder." Dieser Gottesgeist nun, ist uns aber nicht blos in einem Funken ein für allemal mitgetheilt worden, sondern, da wir als Geister mit dem Urgeist nothwendig fort und fort in Verbindung stehen, so soll dieser Gottesgeist auch noch fortwährend mehr und mehr in den unsrigen eingehen, freiwillig von uns aufgenommen, und wir dadurch immer mehr Kinder Gottes im höheren Sinne werden. Diesen seinen Geist gibt nun Gott allen seinen geistigen Kindern (Luk. 11, 13), aber allerdings nicht Einem in demselben Maße, wie dem Andern (Joh. 3, 34), sondern in verschiedenem Maße, zwar nicht nach Willkür, sondern nach Würdigkeit und Fähigkeit; was man sich vielleicht deutlicher so vorstellen darf: Gottes Geist sucht jederzeit Eingang bei einem jeden Menschengeiste, aber da der Mensch frei seyn soll, so kann er nur Demjenigen wirklich zu Theil werden, welcher ihn aufnehmen will, welcher seinen Geist dem Gottesgeiste öffnet, welcher mit seinem Geiste den Gottesgeist sucht, („Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan," Luk. 11, 9; bittet, so werdet ihr nehmen, Joh. 16, 24, nämlich die Gabe des heiligen Geistes. — „Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch," Joh. 4, 8). — Christus nun hat Gottes Geist in einem Maße empfangen, wie kein Anderer, weßhalb ihm, wenn alle Menschen „Kinder Gottes" sind, vorzugsweise der Name „Sohn Gottes" zukommt. Und wenn vor Allem gesagt werden kann, daß auch wir (und zwar durch Christus) göttlicher Kräfte und göttlicher Natur immer mehr theilhaftig werden sollen, so kann von ihm gesagt werden, daß er der höchsten Fülle dieser göttlichen Kräfte und dieses göttlichen Wesens theilhaftig geworden sei. 2. Petr. 1, 3 — 5: „Nachdem allerlei seiner (Christi) göttlichen Kraft, was zum Leben und göttlichen Wandel dient, uns geschenket ist, — — daß ihr theilhaftig werdet der göttlichen Natur."

Dabei darf wohl auch berührt werden, daß es mit dem von dem Apostel Paulus gebrauchten Ausdruck „Fülle der Gottheit“ noch eine andere, ganz besondere Bewandtniß hat. In seinem Brief an die Colosser, worin jene Stelle vorkommt, hat er es, anerkanntermaßen, vielfältig mit den zu Colossä wohnenden Gnostikern zu thun, einer religiös-philosophischen Secte, welche ganz eigenthümliche Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen hatte. Bei ihnen war nun aber das Wort „Fülle (πληρωμα) der Gottheit“ ein stehender Ausdruck, womit sie alles von Gott ausgehende Geistige bezeichneten. Dieses Ausdruckes nun scheint sich der Apostel Paulus bedient zu haben, um den Colossern, welche er zum Glauben an Christus, als den Gesandten Gottes, bringen wollte, zu sagen, alles Höchste, Geistige, Göttliche, was ihr euch gewöhnlich unter dem Ausdruck „Fülle der Gottheit“ denket, war in Christus vorhanden. — Man sage doch ja nicht, das heiße dem Apostel Paulus eine unwürdige Anbequemung (Accomodation) zur Last legen. Bei allen neuen Begriffen ist es gar nicht anders möglich, dieselben Jemanden, dem sie noch ganz fremd sind, anders mitzutheilen, als daß man sich dem Sprachgebrauche desselben anbequemt und Ausdrücke gebraucht, womit derselbe ähnliche Begriffe und Vorstellungen zu bezeichnen gewohnt ist. —

Wenn es ferner in jener Stelle heißt: „In ihm wohnte die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig,“ — so lautet das freilich nach unserem deutschen Sprachgebrauche gerade so, als ob damit das wirkliche Wesen Gottes, Gott selbst bezeichnet werden solle, allein dieser Ausdruck „leibhaftig“ heißt im griechischen Originaltert σωματικως, und dieses heißt eigentlich „leiblich;“ ebenso ist das Wort „Gottheit“ eine nach unserem gewöhnlichen deutschen Sprachgebrauch nicht richtige, mindestens zweideutige Uebersetzung des griechischen θεοτης, welches eigentlich Göttlichkeit heißt (nicht Gottheit als Wesen gedacht), und sonach ist der Sinn der ganzen Stelle: alle Fülle des von Gott ausgehenden göttlichen Geistes war in Jesu zu einer „leiblichen,“ d. h. irdischen, menschlichen Erscheinung geworden. Vergl. Joh. 1, 14. „Und das Wort ward Fleisch;“ wovon später mehr. —

(Fortsetzung folgt.)

6.
Literatur.

a) Monatschrift für die unirte evangelische Kirche; herausgegeben von Eltester, Jonas, Dr. Pischon und Sydow. Berlin, bei G. W. F. Müller. Preis des Jahrgangs 4 Thlr.

Wir haben diese neue Zeitschrift bereits im Dezemberhefte des vorigen Jahrgangs angezeigt, und aus dem Januar- und Februarhefte ausführlichere Auszüge mitgetheilt. Um auf diese gediegene Zeitschrift, welche, auf positiv christlichem Standpunkte stehend, die Grundsätze der Glaubensfreiheit und des Fortschrittes entschieden vertritt, fortgesetzt aufmerksam zu machen, theilen wir hier weitere Auszüge mit. Das Märzheft enthält: 1) Das Bekenntniß und die Verfassung der evangel. Kirche, von Pfarrer Platz, (Fortsetzung). Der den kirchlichen Lehrbegriff festhaltende Verfasser fordert demohngeachtet S. 206 freisinnig: „Soll die wahre Verfassung in der evangelischen Kirche sich entfalten, dann müssen die Hindernisse aufgehoben werden. Das Haupthinderniß ist dieses, daß äußerliche Macht die innerliche Macht zurückhält. Diese äußerliche Macht muß hinweg, und zwar nicht auf revolutionäre Weise, das würde dem Christenthum widersprechen, sondern reformatorisch. Die äußerliche Macht tritt von selbst zurück, weil sie die innerliche Macht nun erkennt. Der Staat läßt die Kirche wirklich frei." Ferner S. 210: „Das Wort wird immer wieder Fleisch, kann man in gewisser Beziehung sagen, d. h. für Alle verständlich ausgedrückt: Jesus Christus kommt in bestimmten Zeiten wieder zur Erde hernieder, um eine große Idee, die noch nicht anerkannt ist, wiewohl er sie selbst, als er auf Erden lebte, schon ausgesprochen hatte, der Menschheit als ein reales Gut zu geben." — Aber „man hält das Wort für Thorheit; . . . und zu den Feinden traten dann auch die über, welche auf den Messias gewartet hatten. Der Messias, (d. h. jene neue Auffassung einer ächt christlichen Idee) — der nun gekommen ist, gefällt ihnen nicht, und sie rufen mit der Menge: kreuzige, kreuzige ihn!" — Der Verf. fordert S. 220 „eine Verfassung, welche der Kirche dazu hilft, durch des Herrn Gnade sich selber, unter le-

bendiger Theilnahme der Gemeinden, in neuer Kraft zu gestalten." „Die Kirche ist auf freien Fuß zu setzen hinsichtlich ihrer innern Angelegenheiten. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Von unserem bisherigen und künftig bevorstehenden kirchlichen Zustande sagt der Verf. S. 223: „Was jetzt da ist, — das ist Sterben! Was wir erwarten, das ist neues Leben! Ja, es stirbt ein Daseyn ab, das Jahrhunderte überdauert hat, das Daseyn der Kirche, wie es hineingewachsen ist in den Staat, und wie der Staat hineingewachsen ist in die Kirche." Eine treffliche Abhandlung. — 2) Protokollarischer Bericht über die am 10. Okt. zu Frankfurt a. O. stattgehabte Conferenz des Märkischen Pastoral-Vereins. — Die Versammlung war 230 Personen stark, darunter auch manche Nichtgeistliche. Das sollte in allen protestantischen Ländern nachgeahmt werden. Eher kommt kein Leben in die Kirche, als bis allenthalben kirchliche Conferenzen entstehen und Nichtgeistliche daran Theil nehmen. Besprochen wurde: a) Wie sind die jetzigen Bewegungen in der katholischen Kirche vom evangelisch-kirchlichen Standpunkte aus zu beurtheilen? Haben sie namentlich ein Recht zur Selbstständigkeit? Die Conferenz will ihr Urtheil darüber noch aufschieben. b) Ob und wie die kirchlichen Bewegungen der Zeit sich eignen, auf der Kanzel besprochen zu werden? Antwort: Ja, doch in Liebe und zur Förderung der Liebe, belehrend und erbauend, und nicht mit todtem Eifern und Schelten, denn dieses erzeuge fanatische Aufreizung. (Merkt's euch, ihr Herren Prediger N. zu N. und N. zu N. und N. zu N.!) — 3) „Das gute Werk der Union," von Consistorialrath Dr. Pischon. In Preußen hat nämlich die vereinigte Kirche, auch wie bei uns, die Angriffe der Altlutheraner zu erfahren. Ein Ungenannter (G. S.) hatte in die evangel. Kirchenzeitung einen Aufsatz eingerückt: „Bedenken gegen des Herrn Bischofs Dr. Eylert Schrift über das gute Werk der Union," und darin namentlich auch den Bischof E. persönlich angegriffen. Dazu macht der Verfasser die Bemerkung: „Die Unart, Aufsätze, worin man sich gegen bestimmte Personen ausspricht und sie angreift, mit Chiffer zu unterzeichnen, sollte doch endlich aufhören. Hat man den Muth, Jemanden anzugreifen, so sollte man auch den Muth haben, seinen (eigenen) Namen zu nennen." Al-

lerdings; uns dünken solche anonyme Angriffe auf Personen immer eine Feigheit zu seyn, die uns fast wie ein Meuchelmord vorkommt. Der Verf. ist orthodox, aber er ruft den überorthodoxen Eiferern die beherzigenswerthe Mahnung zu: „Regt doch den alten Fluch der orthodoxen herrschsüchtigen Streittheologie nicht wieder auf, wittert nicht überall Rationalismus und Ketzerei, wo Glaube an Jesum Christum und sein heiliges Evangelium nicht gerade in Euern Formeln ausgedrückt wird; klebt nicht an Eurem buchstäbelnden Eigensinn, in dem kein wahrer Glaube und keine wahre Liebe ist; tragt aber Bruderliebe und nicht Sectenhaß im Herzen!" — — „Lernet euch über Euern engherzigen Standpunkt erheben, führt das Werk der Kirche groß und würdig auf, gebt die Gemeine Gottes frei und lasset sie sich ohne Zwang, durch den Geist des Herrn aus sich selbst erbauen und gestalten: dann braucht man die Verständigung zwischen uns und Euch, wovon Herr G. S. am Ende seiner Abhandlung redet, nicht erst anzubahnen, dann sind wir Eins und können gemeinsam freudig am Werke des Herrn arbeiten!" — V. Miscellen. Es wird mitgetheilt, daß der Vorsitzende des Märkischen Centralvereins gegen das Branntweintrinken, der Herr Geh.-Ober-Tribunal-Rath Hassenpflug, erklärt hat, er könne nicht ferner mit dem allgemein geachteten Bauinspektor H. zugleich Mitglied des Comites seyn, da jener die Erklärung vom 15. August (gegen die Hengstenbergische Partei) unterzeichnet habe! — Aprilheft. 1) Sendschreiben an die evangelischen Geistlichen Preußens von H. Krause lic. th. Der Verf. trägt seine Bedenken vor, ein geistliches Amt in Preußen anzutreten, ungeachtet seiner Liebe zu diesem Amte, aber „ich fühle meine Schultern zu schwach für die Last der Kirchengesetze." Vor allem ist es die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher, die ihn abschreckt. S. 287 lesen wir: „Man erzählt sich folgende Geschichte. Als Friedrich Wilhelm III. sel. Andenkens habe die Agende zuerst ausgehen lassen und in ihr eine Verpflichtung auf die Bekenntnisse, so habe man ihn auf das Gefährliche und Unchristliche einer solchen Verpflichtung aufmerksam gemacht, und er sei auch durch den Einfluß eines ehrwürdigen Theologen zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieselbe durchaus evangelischen Grundsätzen widerstreite. Aber was nun machen? Die

Sache ist einmal da, und ausgegangen in's ganze Land, und die Abschaffung würde groß Aergerniß anrichten. Um nun solch' Aergerniß zu verhüten, habe er aufgetragen, die Formel dahin abzuändern, daß die Verpflichtung nicht darin bleibe, dies aber so leise als möglich anzufangen, und so sei die Formel in ihrer jetzigen Fassung entstanden. Man kann allerdings der Formel zugestehen, daß sie nun ziemlich unbestimmt und unscharf ausgefallen ist, aber doch noch lange nicht unbestimmt genug, daß nicht die Verpflichtung unläugbar in ihr vorläge. Man hat wohl daran geändert, aber zu leise, weil der Wunsch des Königs zu mächtig wirkte. So geschieht es immer, wenn Könige in der Kirche herrschen und vorschreiben, oder wenn die Kirche statt des Evangeliums sich Könige zu Gesetzgebern wählt. Die Formel soll also keine Verpflichtung enthalten, enthält aber eine; sie soll eine Ermahnung seyn, ist aber keine. Wenn ihr mich „ermahnen" wollt die Kirchenlehren zu predigen, gut, ermahnt mich immerhin, ich werde sehen, ob ich von euerer Ermahnung Gebrauch machen kann; aber ihr dürft mir dann nicht sagen, daß mir „obliege," euerer Ermahnung zu folgen, und ich kann euch nicht „geloben," dies zu thun." — 2) Miscellen. — Maiheft. „Die Lehre vom hl. Abendmahl im Standpunkte der Union," von Dr. Ph. Marheineke. Rationelle Auffassung, unter philosophisch-orthodoxem Anstrich, z. B. S. 369: „Das Abendmahl ist Vergegenwärtigung (?) Christi, wie sie gleichsam vom Brod und Wein, mittelst der Consecration (! — das ist sogar katholisch), — als von der Thätigkeit des Geistes, mittelst der Elevation (!) oder Erhebung in das Reich des Geistes ausgeht." 2) Ueber die nothwendige Befreiung der evang. Pfarrer von ungeistlichen Geschäften für das Schulwesen. 3) Die protestantischen Freunde, irrende Kinder der evang. Kirche, aber ihre Kinder; ein Wort zur Verständigung, zugleich als Beitrag zur gerechten Beurtheilung des Rationalismus; von Pfr. Jungck. Hr. J. sagt S. 379, er gehöre nicht zu den protestant. Freunden, aber auch nicht zu Denen, welche behaupten, es sei an Jenen „nichts, gar nichts protestantisch, als der frech und lügenhaft angemaßte Name;" — „Brüderliche Verständigung kann und soll allerdings auch mit den protestant. Freunden stattfinden, weil Brüderliches, weil Gemeinsames zwischen ihnen und

den andern evangelischen Christen da ist. Die Irrthümer, die wir bei ihnen finden mögen, lockern dieses Band, welches uns umschließt, aber sie reißen es darum nicht ab." S. 387: „Blicken wir um uns! Wir Alle haben gekannt, und kennen noch Männer von rationalistischer Gesinnung. Werden wir von Vielen von ihnen nicht tief beschämt? Wir finden da allerdings eine mangelhafte Vorstellung von den religiösen Dingen, oft eine sehr mangelhafte. Was aber hat diese dürftige Vorstellung vom Heiligen doch alles im Herzen und Leben abgesetzt — welchen unverkennbaren Reichthum! Wir sehen sie mit Ergebung leiden, wir sehen sie still und bescheiden in ihren Ansprüchen, wir sehen sie mit Darangabe ihrer Kräfte arbeiten in ihrem Berufe, wir sehen sie treue und liebevolle Väter ihrer Familien, wir sehen sie willig zu allen Werken der Nächstenliebe, so weit ihre Kraft reicht. Ist das Alles für Nichts zu halten, sollte man sich nicht wenigstens ernstlich besinnen, und innehalten, ehe man einem solchen Leben, wie es doch solches vielfach, namentlich in den höher gebildeten Kreisen unter uns gibt, wenn es nun nach der religiösen Seite hin sich weniger als billig, oder in unvollkommener Weise sich äußert, mit dem richtenden Worte: Unchristlich! begegnet? Ich meinestheils wenigstens würde, nach den Erfahrungen, die ich gemacht, nichts Geringeres zu begehen glauben, als eine Sünde wider den heiligen Geist, der geheimnißvoll verborgen auch da sein Werk treibt, — wenn dogmatischer Eifer mich irgend dazu verleiten könnte." 4) Das Sendschreiben des Dr. Rupp an die evangel. Kirche, beleuchtet von Eltester. In diesem Sendschreiben, „die Symbole oder Gottes Wort," erklärt Rupp in Beziehung auf seine Angelegenheit: entrüstet über das verdammungssüchtige Treiben, „das vergangenen Sommer vor einem Jahre einige freie und fromme Prediger des Christenthums im Preußischen Sachsenlande aus der evangelischen Kirche herauszustoßen versucht habe," habe er nachgeforscht, ob nicht ein Theil der Schuld an diesem Verfahren der gesammten Kirche zur Last falle, und namentlich in der Weise begründet liege, wie sich dieselbe in ihren Symbolen über Andersgläubige ausspreche. Da seien ihm in den Symbolen vielfache Verdammungen Andersgläubiger aufgestoßen; deßhalb habe er es für seine Pflicht gehalten, sowohl in einem Bericht an das k.

Oberconsistorium, als auch in einer Predigt dies zur Sprache zu bringen. Dagegen habe das Consistorium in seinem deßhalb von ihm erlassenen Rescript 1) die Symbole nicht als Zeugnisse, sondern als Gesetze betrachtet; 2) sich selbst als die Behörde hingestellt, die zu entscheiden habe, was christlich sei, und 3) Widerruf gefordert. Auf das Beharren Rupp's ist nun dessen Absetzung und sodann seinerseits die Errichtung einer freien evang. Gemeinde erfolgt. Herr Pr. Eltester läßt dem Dr. Rupp alle Gerechtigkeit widerfahren, daß er ein ernstgesinnter, es mit der Wahrheit treu meinender, in seinem Amte eifrig wirkender und auf positiv christlichem Boden stehender Geistliche sei; doch glaubt er, daß er zu weit gehe. S. 427 sagt er: „Es sind besonders zwei Punkte, um die es sich handelt: 1) die Geltung der Symbole; 2) die Stellung der Behörden in der Kirche. In Beziehung auf den ersteren hat Hr. R. unbedingt Recht, wenn er die Symbole nicht als Gesetze, sondern nur als Zeugnisse angesehen wissen will; und auch in Beziehung auf den zweiten spricht er nichts als einen evangelischen Grundsatz aus, wenn er keiner Behörde die Macht einräumen will zu entscheiden, was christlich, d. h. ewige Wahrheit ist.“ — „Sobald aber, setzt er S. 431 hinzu, die Symbole, wie hier, als lebendige, stets zu erneuernde und zu reinigende Zeugnisse von dem Verständniß der Kirche über die Schrift angesehen werden, so lange wird die Kirche nicht in den Fall kommen, mit ihren Symbolen zu brechen.“ Ja, setzen wir hinzu, nachdem aber die Kirche sich lange Jahre nichts um die Symbole, am wenigsten um deren „Erneuerung und Reinigung“ bekümmert hat, auch nicht darum hat bekümmern können, weil ihr bei dem Mangel einer kirchlichen Repräsentation in einer allgemeinen Synode dies unmöglich war, — (hier ist der Stein alles Anstoßes und der Grundfehler in unserer Kirche!) — so mußten inzwischen die Symbole erstarren und veralten, und das inzwischen lebendig gebliebene und fortgeschrittene christliche Bewußtseyn kann sich nicht mehr zu ihnen bekennen. Was den andern Punkt, die Stellung der Kirchenbehörden in der evangel. Kirche betrifft, so hält Hr. E. dafür, daß sie allerdings, als Organ der Kirche, über Uebereinstimmung eines Geistlichen mit der Kirchenlehre zu urtheilen haben; doch setzt er S. 433 hinzu: „Da tritt nun allerdings in unserer

Kirche der üble Umstand ein, daß ihre Behörden bis jetzt nicht als kirchliche Organe, sondern nur als Staatsbehörden für die Kirche zu betrachten sind. Dies ist gewiß ein großer, nicht genug zu beklagender, alles verwirrender Umstand." Ja wohl! — und eher wird es in der ganzen Kirche nicht besser, eher wird sie nicht lebendig werden, und die Lebenden an sich ziehen und auf sie wirken, — als bis dieser Grund alles Uebels gehoben seyn, und sowie die katholische Kirche wirklich kirchliche (aber katholisch kirchliche) Behörden hat, so auch die evangelische Kirche wirklich kirchliche (aber protestantisch kirchliche, d. h. aus der Kirche selbst hervorgegangene, d. h. gewählte) Kirchenbehörden haben wird. Das ist der Punkt, auf den die evangelische Kirche ihr ganzes Augenmerk richten muß, wenn sie für ihre zeitgemäße, und stets mit der Zeit fortschreitende Entwicklung sorgen will. Wer Ohren hat zu hören, der höre! — 5) Die Mission der Deutschkatholiken, von G. G. Gervinus; angezeigt von Rütenick. Gervinus glaubte, und sucht es in seiner Schrift mit philosophischem Scharfsinn und mit begeistertem Gemüthe darzuthun, daß der Deutschkatholizismus berufen sei, nicht blos eine neue Kirche zu stiften, sondern die Protestanten und Katholiken zu einer deutschen Nationalkirche zu vereinigen. Herr R. stellt Gervinus hoch und scheint seine Idee für mehr, als einen bloßen Traum zu halten. Auch wir geben uns freudig der Hoffnung hin, daß die Zeit nahe herbei gekommen sei, wo sowohl in der katholischen, als in der protestantischen Kirche Licht, Vernunft und Liebe siegen werden, um dann beide Kirchen, nach einer dreihundertjährigen Trennung wieder mit einander zu vereinigen. Möchte es Gottes Wille also seyn! F.

(Fortsetzung folgt.)

---

b) Die Spinnstube, ein Volksbuch für das Jahr 1847. Herausgegeben von W. O. von Horn. Zweiter Jahrgang. Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. Frankfurt a. M. Verlag von J. D. Sauerländer. Preis 45 kr.

Wir freuen uns, daß der verehrte Herr Herausgeber Wort gehalten, und den vielen Freunden seiner Spinnstube, die dem neuen Jahrgang mit Verlangen entgegen sahen, diesen wirklich wieder ge-

liefert hat. Des Verfassers vortreffliche Art und Weise zu erzählen ist bereits so bekannt und beliebt geworden, daß wir nichts darüber zu sagen brauchen. Sie erinnert am meisten an Hebel's populäre, gemüthliche und launige Weise, und ist nicht nachgemacht, sondern naturwüchsig. Der Inhalt ist wieder, wie im vorigen Jahre, reich und mannichfaltig. Größere und kürzere Erzählungen, Anekdoten, Räthsel, Sprichwörter, Scherze, wechseln in buntem Gemisch mit einander ab. Es ist diesmal auch ein Kalender beigegeben. Das Titelbild ist ein trefflicher Stahlstich; auch die in den Text gedruckten Holzschnitte sind gar nicht übel. Sehr gut ist es, daß die Bilder diesmal an Ort und Stelle, wo sie hingehören, angebracht sind, und nicht alle zusammen hinten, wie im vorigen Jahrgang. Wir haben schon tadeln hören, daß die größeren Erzählungen „Wittington," „Androclus" und „Columbus" keine Originalerzählungen seien. Dies sind sie nun freilich nicht, aber sie sind so neu und schön erzählt, daß wir durchaus in jenen Tadel nicht mit einstimmen können, da Jeder, wer dieselben auch schon kennt, sie doch gewiß hier nochmals mit Vergnügen lesen wird. Außerdem kann die Erzählung „Wittington," mit Ausnahme des Hauptzuges darin, eine ganz neue genannt werden. Etwas genirt hat es uns, daß das alte Format nicht beibehalten worden ist, und es wird Jedem nicht ganz lieb seyn, welcher sich die verschiedenen Jahrgänge der Spinnstube hübsch einbinden lassen und in Reihe und Glied neben einander stellen will. Möge diese Reihe eine recht lange werden.

F.

7.
Die heilsam vollzogene Union der lutherischen und reformirten Evangelischen Protestanten; was lehrt sie überhaupt wegen gewissenhaftfreier Prüfung auch anderer spezieller Dogmen?

Keinem wohlunterrichteten Evangelischen ist unbekannt, daß die Haupturheber der so nöthig gewesenen Kirchenreformation, Luther und Zwingli, über die Sinnauslegung der Abendmalsworte Christi heftig dissentirten.

Luther, mehr an die scholastisch künstliche Auslegungsweise gewohnt, meinte jenes „ist" in den Worten des Abschiednehmenden: „Esset dieses Brod, trinket diesen Wein; es ist mein Leib, ist mein Blut! Das thut, so oft Ihr es esset und trinket, zur Erinnerung an mich, den um Euretwillen Gekreuzigten!" streng wörtlich (prosaisch) verstehen, und deßwegen als Verheißung einer künftigen, immer sich erneuernden, wunderbaren Gegenwart des Leibes und Blutes Christi auslegen zu müssen. Er meinte an ein solches fortwährendes Wunder mit demüthiger, Gott ehrender, zum voraus dergleichen Geheimnisse liebender Resignation glauben zu müssen, wenn gleich Jesus Christus, welcher allein das Wundersame hätte wissen und kund machen können, nach den Bibeltexten selbst keinen Wink gegeben hatte, daß er etwas Mysteriöses, ein besonderes Einwirken der weisen Allmacht, jetzt oder fernerhin zu erwarten aufforderе. Luther meinte überhaupt, Gott dadurch am meisten zu verehren, wenn er alles Gute für das erbschaftsweise ganz verdorbene Menschengeschlecht nur von unmittelbaren Gnadeneinwirkungen ableite und darauf auch den zuversichtlichsten Glauben für das Gedeihen seiner Kirchenverbesserung baue.

Zwingli, in den Sprachkenntnissen gewandter, verstund das von Christus Ausgesprochene populärer als Aufforderung zu einer gemüthlichen Vergegenwärtigung des persönlichen Christus bei jeder feierlichen Christenmalzeit. Das Brod, das Ihr brechet, soll Euch bei Euern Christenmalen (Agapen) seyn, wie mein am Kreuze gebrochener Leib, der röthliche Wein, wie mein Blut.

Dem Republikaner mag es leichter geworden seyn, das nicht im

Lehrton Ausgesprochene, als etwas im Volkston Gesagtes zu fassen. Luther, als Monarchist geneigt, Worte Jesu oder Gottes in der Bibel schon wie Gesetze und positive Verfügungen aufzufassen, war um so heftiger gegen die (in der Bibel doch gewöhnlich anzuwendende) populärere Auslegung, weil er befürchtete, daß dadurch manches andere Wunderbare, wie z. B. die Vereinigung der zwei Naturen in Christus, zweifelhafter werden möchte. Er eiferte nicht blos wegen des einzelnen Dogma, sondern wegen der aus dem Mittelalter ererbten Lehrmethode, immer wo möglich ein unmittelbares, vom Zusammenhang der natürlichen Ursachen und Wirkungen abweichendes Einwirken der Allmacht. Dieser Alles zuzuschreiben, schien ihm die wahre Gottesverehrung.

Bekannt ist's, wie leider! diese Verschiedenheit in der Schriftauslegungswissenschaft nur allzu lange wie ein Unglaube gegen den Bibelsinn verdächtigt wurde, während doch in der That alle solche sogenannten Religionsstreitigkeiten sich um etwas ganz anderes, nämlich um die Auctorität der Ausleger und des sich unbefugt einmischenden und die Wahrheit gebieten wollenden Kirchenregimentes drehen. War es denn nicht ein allzu einseitiges Glauben an seine Auslegung unbestimmter Worte, weswegen Luther zu Marburg (s. L. Schmitt's sehr lesenswerthen Bericht über dieses Religionsgespräch vom J. 1529; S. 125 u. 137) den freier forschenden Zwinglischen sogar die Bruderhand verweigerte, da doch auf beiden Seiten gewiß der ernste gute Wille, im Sinn der Worte Jesu zu denken und zu handeln, redlich vorherrschte, also beide Theile „in Christo seyn," in christlicher Gesinnung leben wollten.

Und sollten nicht ebenso bei noch manchen Glaubensfragen, über welche eine übermenschliche authentische Erklärung nicht zu erhalten ist, immer beide Theile in diesem Einverständnisse sich beruhigen, daß der Eine so gut, wie der Andere, wenn gleich nach verschiedenen Richtungen und Vorübungen, doch nichts anderes, als das biblisch und vernünftig Glaubwürdige zu erreichen und zu verwirklichen beabsichtigen?

Bekannt ist's, und um der Warnung willen beklagenswerth genug, wie viel Unheil bis zum Ende des dreißigjährigen politisch kirchlichen Schlachtenkampfs auch um dieses Auslegungsstreits wil-

len über Deutschland kam. Um der Warnung willen bleibt es immer bemerkenswerth, daß 1640 endlich gegen den Willen des lutherischen Sachsens und nur durch den Machteinfluß der reformirten Brandenburgischen Dynastie dennoch auch die Reformirten als ebenbürtige Protestanten unter den ihnen fast nur aufgenöthigten Namen „Augsburgischer Confessionsverwandten“ gestellt wurden; was sie doch nach der Geschichte und besonders in diesen Artikeln eigentlich nicht waren.

Psychologisch betrachtet war es schlimm, daß die, welche sich einseitig auf ihre wunderbare Auslegung feststellten, als die Alleinrechthabenden (die Orthodoxen) das geistig Wahre oft durch sehr weltliche Mittel der gerne eingreifenden Staatsmächte sich geltend zu erhalten suchten, die freier Forschenden aber von der andern Seite her sie öfters zuviel dadurch reizten, daß sie auf dieselben, wie auf minder rationale herabblickten.

Für die Sache selbst aber war es das Schlimmste, daß man noch lange nicht mit dem nöthigen Ernst und hellem Blick fragte: Ob denn von einem vollkommenen Geiste (Gott) vorauszusetzen sei, daß er das Seligwerden abhängig gemacht haben könne von der willkürlichen Bedingung des Glaubens an nicht bestimmt und klar geoffenbarte übermenschliche Wirklichkeiten oder Erfolge, welche in der höhern Geisterwelt stattfinden sollten. Die meisten dogmatischen Streitigkeiten und Abirrungen nämlich entstehen und erhalten sich dadurch, daß dialektische Theologen, in ihre künstlich ausgedachten Subtilitäten verwickelt, die Gottheit dadurch zu ehren meinen, daß sie ihr als freien Willen (liberum arbitrium) Willkürlichkeiten sowohl in Lehrbehauptungen, als im Begnadigen oder Verdammen zuschreiben, welche sie edlen Menschen zuzutrauen sich schämen würden. Die Hauptursache hievon ist, daß die Menschen im Gedanken an Gott immer mehr an die Macht, als an die Weisheit und Heiligkeit zu denken pflegen.

Nur weil da das von den künstlichen Auslegern aufgeregte Volk darüber in Angst und Unruhe kommen mußte, daß es von verschiedenen Auslegungen hörte, deren jede sich für die zum Seligwerden einzig nöthige ansah und angab, hielten sich Regierungen für genöthigt, dieses oder jenes Bekenntniß als ein ausschließliches

Symbol (Unterscheidungszeichen) zu proclamiren, auf welches die christlichen Volkslehrer in ihren Amtsverhältnissen alles Heil zurückzuführen verpflichtet sein sollten. Man vergaß nur allzusehr, daß unsere, gegen alles, was biblisch und vernünftig nicht begründet ist, „protestirende" Kirche auf ihren Prinzipien und auf den Gegensätzen gegen traditionellen Autoritätsglauben, nicht aber auf einzelnen verbesserlichen Dogmen beruhe und feststehe. Daher allein kommt es, daß sie gerade durch die freithätige Anwendung der Prinzipien als Grundregeln, durch welche sie entstand, nach allen Richtungen die Wahrerkennungsmittel unläugbar so vermehrte, daß allmälig das in speciellen Lehrbehauptungen übrig gebliebene Unrichtige unbedenklich wegfallen und das bleibend Göttliche im Urchristenthum um so einfacher und verpflichtender dargestellt werden kann.

Dennoch blieb selbst im Philosophiren, welches die Kunst, wie für die verschiedensten Fächer das Wahre methodisch zu erforschen sei, auf Regeln bringen soll, nur allzu lange vieles von den theologisch herkömmlichen Voraussetzungen abhängig. Wie sehr wurde nicht nur Cartesius, sondern auch Leibnitz und Wolf noch von der Aufgabe, kirchlich theologische Unwahrscheinlichkeiten zu schonen und sogar zu vertheidigen, influenzirt. Nur seit nicht nur die Ausbildung vieler anderer Kenntnisse sehr zunahm und etwas anderes, als die Alten wie unfehlbar geoffenbart gedacht hatten, unverkennbar machte, sondern auch alles Wißbare immer mehr in die Volkssprache und in die allgemeine Beurtheilung überging, auch der reinere Geschmack und Wahrheitssinn sich so verbreitete, daß das Unglaubliche auch als abgeschmackt und lächerlich erkennbar wurde, mußten in Vielen auch die Fragen klar werden: Ist von der Gottheit zu denken, daß sie das Seligwerden von solchen ohne bestimmtes Offenbaren unerkennbarer Glaubensaufgaben abhängig mache, die dem größten Theil des Menschengeschlechts seit Jahrtausenden gar nicht bekannt würden?

Noch näher mußten auf die symbolisch herrschen wollenden Auslegungen die Fragen eindringen: Würde nicht Christus, wenn er bei jeder der unzählig künftigen Sakramentsaustheilungen eine übernatürliche Gegenwart seines verklärten Leibes hätte erwarten lassen wollen, all den unseeligen Auslegungsstreitigkeiten zuvorzukommen

und bestimmt auszusprechen gewußt haben: zugleich mit diesen Elementen wird Euch mein allmächtiger Vater mein Fleisch und Blut, so daß es überall (in einer wundervollen Ubiquität) wirksam da ist, mittheilen! Ist es denkbar, daß Er, von Dem allein das Wunderbare zuverlässig zu erfahren gewesen wäre, diese Entdeckung erst den späten und von einander verschiedenen Auslegern überlassen habe? Ist nicht vielmehr bei jedem vorsichtigen Belehrer anzunehmen, daß seine Worte nur auf menschlich gewöhnliche Erfolge zu deuten seien, wenn er nicht ausdrücklich auf außerordentliche, ihm allein zum voraus bekannnte Wunderwirkungen hinweise?

Auch bei andern wundervollen Dogmen müßten besonders die, welche ihr System als Supernaturalisten auf infallible Mittheilungen bauen, sich zuvörderst eben diese Frage lösen: Dürfen wir dies und das als eine infallible Offenbarung preisen, das doch erst nach Jahrhunderten durch Ausleger, die selbst wieder von einander dissentiren, den Glaubenden offenbar gemacht worden seyn solle. Ist es Unglaube gegen Gott und den Bibeltext, oder nur gegen die an sich selbst zu viel glaubenden Ausleger, wenn gerade das nicht zum Glaubenssatz angenommen wird, was der Ausleger erst in den Bibeltext nur ergänzend hineinzudenken wagt.

Luther, als er zu Marburg gegen Zwingli disputirte, schrieb die Worte: Dies ist mein Leib, so, wie wenn er selbst gar nichts anderes behauptete, vor sich auf die Tafel. Zwingli hätte dagegen nichts entscheidenderes bemerken können, als dies, daß also Christus gerade das, was der Ausleger Luther wie erklärende Ergänzung auszusprechen pflegte, das viel bestimmtere: In, mit und unter diesem Brod ist Euch jetzt und wird Euch künftig mein Leib gegeben, nicht gesagt hat und wir doch voraussetzen müssen, daß, wenn etwas ungewöhnliches gedacht und geglaubt werden sollte, er dieses, um Mißverständnisse abzuwenden, deutlich erklärt haben würde.

Weil durch die oftmalige Feier des Abendmals die Aufmerksamkeit auch der Nichtgeistlichen häufig auf dieses specielle Dogma gerichtet wurde, so bemerkte auch gerade bei demselben der gesunde Menschenverstand der Nachdenkenden ziemlich bald, daß der kirchliche Symbolzwang weit mehr zu glauben fordere, als der Bibeltext ausspricht. Dennoch war durch die Verpflichtung auf die sogenannten

symbolischen Bücher, welche gleichsam als die Kriegsparole der Kirche gelten sollen, selbst die akademische Lehrfreiheit so beschränkt, daß noch 1764 und sogar zu Göttingen der philologisch-historisch forschende, zu ingeniösen Abänderungen des Herkömmlichen geneigte Dr. Theol. Heumann das, was ihm das Gewissen aufgab, die Erklärung, daß ihm die dogmatische Auslegung Luthers nicht die richtige geblieben sei, erst nach seinem Tode testamentarisch unter dem Titel: Erweis, daß die Lehre der reformirten Kirche von dem heil. Abendmale die rechte und wahre sei — in den Druck kommen zu lassen wagte. —

Zwingli hatte sich an die wichtige Grundregel gehalten, daß der Ausleger auch in einen Bibeltext (wie in jeden andern Text) nichts hineintragen dürfe, was nicht gesagt ist, und doch bestimmt gesagt seyn müßte, wenn es als unfehlbare Offenbarung geglaubt werden sollte. Wer wird der Gottheit nicht glauben, wenn es gewiß ist, daß etwas, das ohne sie menschlich nicht erkennbar wäre, von ihr zum Glauben oder vertrauensvollen Wahrachten mitgetheilt sei. Kein Ausleger aber sollte sich und seine Deutung als ausschließlich wahr an die Stelle der Gottheit vordringen und sogar äußere Machtgebote für seine Alleingültigkeit in Bewegung setzen, wenn die Textworte nicht eine Ausnahme für einen beabsichtigten geheimen Sinn anzeigen, vielmehr dem geraden Verstand zur unverkünstelten Sinnerklärung überlassen sind. Und doch begegnet uns in dem theologischen Gebiet viel häufiger, als in irgend einer andern Wissenschaft die Erfahrung, daß das Nichtglauben an die nicht genug gerechtfertigte Auslegung wie Unglauben gegen Gottes Wort und den Wahrheitssinn verrufen wird.

Zwingli hielt sich bei seiner Voraussetzung eines populären Wortverstandes noch besonders an die bei Joh. 6, 36 u. 40 — 63 aufbewahrte Aufforderung Jesu, daß die, welche ihn in seiner Messiasthätigkeit hören und sehen konnten, dieses Glück seiner leiblichen Gegenwart und Wirksamkeit wohl benutzen sollten, daß aber, wenn er wieder in sein voriges Daseyn (17, 5) zu Gott aufgestiegen seyn werde, nicht mehr das Leibliche (das Fleisch, wie er nach dem dortigen Sprachgebrauch sagt), desto mehr aber die (alles Gute und Wahre) belebende Geistigkeit, das ihnen hier durch sein Leben und

Streben gezeigte, alles aufopfernde Wollen und Wissen des Rechten und Gotteswürdigen, zu benutzen sei.

Nun ist die leitende Grundeinsicht, das immer deutlicher werdende Lehrprinzip, woraus die sich absondernde protestantisch-evangelische Kirche entstund, überhaupt dieses, daß zwar nicht alles, was die Ueberlieferer der biblischen Schriften nach ihrem Zeitmaß glauben konnten (wie z. B. die Dämonologie, oder die Oertlichkeit von Himmel und Hölle, u. dgl.), fortdauernder Glaubensartikel ist, daß aber dagegen auf der andern Seite alles, was sich nicht aus der Schrift als Religionsaufgabe nachweisen lasse (wie dies vornehmlich die Infallibilität des römischen Stuhls und dessen mittelalterlich betriebene Kirchen- und Staatsbeherrschung betraf), nicht als Sinn und Wille unsers wahren Christus zu betrachten und unverbessert ferner zuzulassen sey.

Um dieses Verbessern gewissenhaft frei auszuführen, also das Widerchristliche auszufinden und abzuscheiden, drang Luther schon in seinen noch sehr unterwürfigen Schreiben an Leo X. auf nichts stärker, als auf die unbeengte, bei Vermehrung der Mittel und der Urtheilskräfte oft zu wiederholende Erforschung des Bibelsinns. Daher haben die protestantischen Kirchengemeinden, je mehr sie die Grundsätze ihres Daseyns verstehen, auf nichts so sehr zu dringen, als darauf, daß ihre Lehrer zwar nicht durch unbegründete Lehrmeinungen (Dogmen) Unruhe stiften, daß sie aber auch nicht auf ein einseitiges Behaupten der von den Vätern angenommenen Glaubensansichten beschränkt und als Männer aufgestellt seyn sollen, die blos das, was ihnen ihre neuere Kirchentradition (mit nicht besserem Recht, als die patristische, päbstliche und scholastische) gleichsam als Dienstpflicht vorschreibe, von ihrem über Fragen und Widersprechen erhabenen Predigerstuhl herab zum tausenden Mal zu wiederholen haben. Zur protestantischen Ueberzeugungsfreiheit, wozu alle Gemeindeglieder, wie der Lehrer selbst ein unveräußerliches Geistesrecht haben, gehört vielmehr als Pflicht die tüchtig vorbereitete Lehrfreiheit, über Lehrverschiedenheiten, von denen wenigstens die nachdenkenden Gemeindeglieder noch genauere Kenntniß nehmen, die Tendenz und den Bestand der Gründe, soweit sie sich volksverständlich machen lassen, ohne Leidenschaft und Parteilichkeit neben einander

zu stellen und der Selbsterkennung vorzuhalten. Gerade dies ist, auch bei minder wichtigen Lehrgegenständen die wichtigste Wirkung des Protestantismus, überhaupthin das Streben nach geistiger Selbstüberzeugung zu befördern, welches nicht durch die Aufforderung: Denke, was Du denken kannst, aber glaube nur, was die Kirche glaubt! geweckt und geübt werden kann.

Nur allzulange vermochte der wegen der Furcht vor nicht zureichenden und daher nicht seeligmachenden Glaubensbestimmungen von den weltlichen Episcopaten aufgenöthigte Symbolzwang, dieser Versuch anmaßlicher Theologen und sogenannter Seelsorger durch Staatsmacht sich wie Laienvormünder oder kleine Päbste zu erheben, fast überall jene Lehrfreiheitspflicht zu hindern. Die schlimmste Folge davon pflegt zu seyn, daß Viele, welche nur einseitig auf das Wunderbare und minder Glaubliche hingewiesen werden, häufig deßwegen, weil sie nicht auch das Glaublichere deutlich genug erfahren, dem Nichtglauben sich ganz überlassen. Sie befreien sich zwar von manchem Aberglauben; aber das, was wahrhaft zu glauben und ins Leben überzutragen wäre, erreichen sie durch das bloße Verneinen und Verwerfen nicht.

Dennoch werden auch die Symbolbegierigsten unserer Zeit nicht läugnen, daß diese ihre kirchliche, wie die politische Censurgewalt ihre Zwecke nicht erreichten. Bei all denen zum Theil gefahrvollen Unternehmungen, durch welche König Friedrich seinen nicht großen Staat zu einer selbstständigen Großmacht erhob, fand der verstandvolle Regent nichts unentbehrlicher, als daß sein Volk, diese Grundlage seiner Absolutheit, in allen Beziehungen zur wirksamsten Verstandesthätigkeit geweckt und gebildet werden müsse. Helle, vielseitige Verständigkeit (das Auffinden der zu irgend einer Vervollkommnung führenden Zwecke und das Ermessen der dafür nöthigen Mittel) inspirirte sein Beispiel nicht nur dem überallher zusammengebrachten Heere, sondern auch allen Erregbaren in der Nation.

Ohne Zwang, selbst ohne Zurückdrängen der Andersgewohnten, wenn sie nur nicht kenntnißlos und intolerant waren, ging diese Regsamkeit des Selbstdenkens auch in den Stand der kirchlichen Geistlichkeit über, sobald nur die Befähigten sich dem Reiz des Forschens und Richtigwissens überlassen konnten. Und wie wichtig

ist dieser Stand, wegen dessen die ganze Christenwelt es dem Urchristenthum zu danken hat, daß in jedem Dorfverein jetzt wenigstens Ein Mann aufgestellt wird, welchem ausdrücklich die Bildung für das Geistige zur Lebensaufgabe gemacht ist, und der dadurch in der Schule und Kirche den erhebenden Namen eines Geistlichen verdienen soll.

Nur mußte man, sobald die Rationalität oder das Gründefordern ihr Licht auf dieses lange im Symbolisch-herkömmlichen beengt gewesene Gebiet eindringen durfte, mit Erstaunen finden, wie viele Lücken während des Regiments der Formeln in der Sache selbst noch gelassen, wie wenig Luthers Aufforderungen, daß die Nachfolgenden im weiteren Berichtigen auch das Ihrige thun sollten, befolgt waren. Beide streitende Kirchen beriefen sich seit dem Beginn der Reformation auf die Bibel als entscheidende Offenbarung und jetzt erst wurde ernstlich versucht, kritisch gewiß zu machen, was denn zu den kanonischen (die Grundlage der kirchlichen Tradition regulirenden) kleinen Büchern (**Biblia**) und was zu ihrem ächten Texte gehöre. Die Erfahrung zeigte sogar, daß nach vieler Mühe des Bezweifelns doch, weil sie rücksichtslos um der Wahrheit willen angewendet wurde, manches Althergebrachte zuverlässiger und zweifelloser zu finden und anzuwenden war, als je zuvor. Wurde nicht die Apokalypse zum Beispiel als uralt bestätigt? Und hat nicht Rom es dem Rationalismus zu danken, daß es nicht mehr von dorther, durch eine lauter Weissagungswunder der Zeitberechnung suchende mystische Hermeneutik, als der Sitz des Antichrists zu verrufen ist, weil vielmehr das Ganze auf eine Zeit nächst nach Nero (**17, 10. 11.**) sich hinweist, wo man nach **11, 13.** noch nicht für möglich hielt, daß die heilige Tempelstadt, Jerusalem, zerstört werden sollte.

Das schlimmste war, daß die vielen so lang zurückgehaltenen historisch-philologischen Untersuchungen und philosophischen Begriffsberichtigungen jetzt nur allmälig und nach sehr unvollkommenen Vorübungen und nur durch sehr ungleiche Versuche erst nachgeholt werden mußten. Keineswegs wollte oder will sich das jetzt mögliche Nachdenken und das Auffassen und Anwenden späterer Entdeckungen in der innern (psychologischen) oder äußern Wirklichkeit von

dem trennen, was in den Bibelschriften, besonders als Urchristenthum aufbewahrt ist. Der ächte Rationalismus ist nicht bloße Moral. Das im Alterthum aus heiliger Gesinnung und Geistigkeit Gedachte und Vollbrachte, besonders das alles, was Jesus als Messiasgeist durch Lehre, Leben und Tod geltend gemacht hat, ist in der zusammenhängenden Erziehung des Menschengeschlechts das, was geschichtlich schon in die Wirksamkeit trat, und woran alle weitere Entwicklung des Wahren und Guten anzuknüpfen ist. Aber nicht immer leicht ist die Vereinigung des Wissens und Glaubens, die nicht täuschende Verbindung des Rationalen und später kund gewordenen, mit denen vor 18 hundert Jahren in Palästina möglich gewesenen Volksbegriffen, wo unser menschlich bewohnter kleiner Planet noch wie das Centrum des All, und die menschliche Geisterwelt als die Einzige, welche Gott selig zu machen habe, betrachtet und auch in der Religionslehre so behandelt wurde.

Ueberdies mußten die zum vorurtheilsfreien Selbstforschen Fähigen erst sich selbst und andere Jüngere zu diesen Studien und zum Durchführen eines folgerichtigen Denkzusammenhangs (Systems), besonders also zu einer in der Wahrheitsforschung sicher leitenden Forschungsweise (Methode) bilden. Bei den mustermäßigsten Denkern zeigt die Geschichte, daß Jeder von ihnen sich die **Methodus inveniendi verum** zur besondern Aufgabe gemacht hat. Für jedes Wissensfach wäre eine besonders auf dasselbe angewendete Logik zu wünschen, in welcher die Beispiele des Forschens und auch des Irrens gerade aus ihm hergenommen und zum Nachahmen oder Vermeiden analysirt wären.

Weil dieses alles nur durch mancherlei Versuche bewirkt, das Lernen selbst nur durch Lernen und Lehren gelernt werden kann, so hat auch unsere Generation sich nicht zu wundern, daß im vorigen Jahrhundert, welches der „Aufklärung“ wegen, d. i. zur Belohnung für die Aufhellung so mancher im Dunkel fest gehaltener Verkünstelungen, verschrieen wird, doch die meisten Verbesserungen nur bruchstückweise gegeben werden konnten, und deßwegen meist nicht wie ein in sich selbstständiges Ganzes aufgefaßt werden. Selbst in den trefflichen, durch unermüdete Bearbeitung in acht mit der Zeit immer Schritt haltenden Ausgaben, verbreiteten **Institutiones Theo-**

logiae christianae dogmatica von dem Jubilar Dr. Wegschneider, konnte der christlichen Denkgläubigkeit (dem altes und neueres prüfend umfassenden Rationalismus) noch nicht das volle Recht gewährt werden, weil sie nur die Dogmatik abhandeln, während die Ueberzeugung für das Ganze von den praktischen Grundideen ausgehen muß, und weil nach dem nächsten Bedürfniß das Rationale nur als verbessernde Kritik der Symboltheologie gegenübergestellt ist, in seiner Selbstständigkeit aber nur, wenn es unabhängig als Ganzes begründet und durchgeführt wird, zur Anerkennung nöthigt.

Indeß erscheint immer noch die sogenannte Orthodoxie wie ein sich selbst künstlich verschlungenes abgerundetes System, dem, wenn seine Prämissen gegründet wären, das Consequente der Folgerungen zuzugeben seyn würde, obgleich schon die ganze Reihe und Menge der dafür nöthigen Kunstworte (wie Erbsünde, Dreipersönlichkeit, Mittheilung der Eigenschaften [der Idiomen] zwischen der göttlichen und menschlichen Natur, stellvertretende Genugthuung u. dgl.) sogleich hörbar macht, daß, was nur durch solche Terminologien festgehalten werden kann, nicht, wie man doch zu fordern und zu versprechen pflegt, rein und klar aus dem Biblischen fließt, wo es nur, wenn es wirklich in offenbaren Worten volksverständlich gesagt wäre, Offenbarung zu nennen seyn würde.

Was nun besonders die Abendmalslehre betrifft, so war es ein Glück, daß die Aufmerksamkeit der Gemeinden selbst durch die feierliche Austheilung dieser Erinnerung an den Gekreuzigten oft auf die wenigen einfachen Worte gerichtet wurde, von denen der von Jesus beabsichtigte Sinn kunstlos abhängt. Eine ein Geheimniß andeutende Aufgabe wurde darin nicht gehört. Niemand konnte behaupten, daß auf dem ist ein Nachdruck liege, der es nur als existit auslegen lasse. Daher ohne Zweifel kam es, daß, ungeachtet die durch die Symbolverpflichtung gebundenen Lehrer wohl gewöhnlich (wie Heumann) die bloße Formel fortpflanzten, die Laien selbst, gleichsam unwissend, so reformirten, wie K. Sigismund einst dem Concil von Constanz weissagte: Reformirt Euch selbst, sonst werden die Laien reformiren.

Das Künstlichere findet sich nicht von selbst. Man wußte sich in den Gemeinen kaum noch zu sagen, wie man hatte streiten kön-

nen. Das unglückseelige Vorurtheil, wie wenn einzelne Dogmen Bedingungen des Seeligwerdens seyn könnten, war ohnehin meist verschwunden. Der Protestantismus blickte auf das gemeinschaftliche Prinzip des Protestirens gegen alles Unbegründete und gegen die Entscheidung durch Stimmenmacht zurück.

Wo die beiderlei „Augsburgischen Confessionsverwandten" neben einander bestanden, konnten überdies die Lutherischen nicht unbeachtet lassen, daß die praktische freiere Tendenz in den Ansichten der Zwinglischen diesen die Presbyterial- und Synodal-Verfassung, als ein Gegengewicht gegen die leicht ihre Aufgabe überschreitende Consistorialbehörden, gegeben hatte. Wenn Consistorien durch den Auftrag der Staatsregenten existiren, so daß sie die Pflichten und Rechte des Staats gegen die Kirche erfüllen, die Kirchen aber vor Unordnungen, wie sie leicht unter denen einander gleichstehenden Kirchengenossen entstehen, verhüten oder entscheiden sollen, so ist es andrerseits unverkennbar, daß auch die Gemeinden als solche und als Diöcesen gesetzt einen Mund haben sollen, um das, was sie selbstbewußt anschaulicher als die Behörden in der Nähe fühlen, mit Bestimmtheit zur Verbesserung darzulegen. Wie in der weltlichen Verfassung eine Controle zwischen Staatsverwaltung und Ständen als nöthig erkannt worden ist, so erschien eine gesetzliche Controle zwischen den Kirchengemeinden und den aus dem Monarchismus entstehenden Consistorien als eine wünschenswerthe Verbesserung.

Glücklicher Weise erweckte die eintretende Secularfeier der Zeit, wo vor 300 Jahren der Protestantismus mit vieler Mühe aus seinen Principien entstanden ist, ein allgemeines Umfragen nach Verbesserungen, die kraft seiner leitenden Obersätze nachzuholen wären. Ein gewissenhaftfreies, nicht von symbolischen Autoritäten, desto mehr aber von vermehrten geistigen Mitteln abhängiges Verfahren dunkelgewesener Bibelaussprüche war unter diesen möglichen Lehrverbesserungen das erste. Es war durch Ausbildung der Erklärungskunst an den Classikern den Gebildeten beider Bestandtheile des Protestantismus gemeinschaftlich lieb geworden. Man begriff fast allgemein, wie das populäre Erklären jener Abschiedsworte Jesu gewiß seinem Sinn näher war, als die nur vom Ausleger hinzugedachte Wunder wollende Auslegung. Man erstaunte, wie man je

meinen konnte, daß er, der mit Leib und Blut vor den Tischgenossen des Paschamals noch Gegenwärtige, dieses beides anders als rein geistig „in, mit und unter dem Brod und Wein" zu geben beabsichtigt habe. Man scheuete sich nicht mehr vor der Regel, daß, wo nichts anderes Uebermenschliches ausdrücklich zur Glaubensaufgabe gemacht ist, eine natürliche Deutung zu suchen und dem Erkünstelten immer das Natürliche vorzuziehen sei, wenn gleich das Wort Natur von den Wundersuchenden kaum ohne Schauder gehört wird. Man erstaunte und beklagte es tief, daß einst die über die principiellen Grundlagen des Protestantismus Uebereinstimmenden, wegen disputabler Auslegungen specieller Lehrmeinungen einander verketzern, ausschließen, ja oft mehr als die directen Gegner anfeinden konnten und dadurch auch soviel politisches Unheil verursachten. (Möchten doch diese Rückerinnerungen warnend genug für unsere Gegenwart und Zukunft wirken!)

Für diese in den Gemeinden fast ohne alle Ausnahme allgemein gewordenen Einsichten that das damalige Consistorium zu Speier (der Dank gegen die Mitglieder: Fliesen, Butenschön, Schulz, Müller, soll unauslöschbar seyn!) unverzüglich alles das, was wissenschaftlich sachkundige Vorgesetzte für die Förderung der Gewissensfreiheit aus Achtung des in allen Kirchenmitgliedern erweckbaren Wahrheitsinns zu thun haben. Sie leiteten, ohne Aufsehen machen zu wollen, die für Lehrüberzeugung und Kirchenverfassung wichtige Reform bei den obersten Behörden ein. Sie beriethen und entwarfen sorgfältig und nach ihrer Kenntniß des Nationalcharakters, was in Lehre und Verfassung zu ändern war.

Den Staatsregierungen mußte das Aufhören der von den Verständigen mehr noch als von den Wortgelehrten verwünschten Kirchentrennung erwünscht seyn. Die Rescripte des über den Partheien stehenden Regenten befahlen, wie es das Rechte ist, nichts über den Lehrinhalt. Sie beurtheilten die Aenderungen, wie der Staat nicht anders soll, nur nach der Erwägung, ob sie nicht den Pflichten und Rechten des Staats im Ganzen oder einzelner Staatsgenossen Nachtheil bringen, oder ob sie in beider Beziehung förderlich werden. Besonders sprach König Max dafür, daß jeder Zwang verhütet würde und daß die Vereinigung nicht in Worten, sondern in

der Wirklichkeit, also im Geiste und in der Ueberzeugung geschehe. Bei den Protestanten soll nicht das episkopalische Kirchenregiment auch über die Lehransichten entscheiden. Es gibt hier nicht blos glaubende und gehorchende Laien. Die ganze Kirchengenossenschaft soll erfahren und prüfen lernen, was die Fachgelehrten weiter entdeckt und zu berichtigen gefunden haben. So war auch die Zahl der Nichtbeistimmenden unverhältnißmäßig klein (539 gegenüber den bejahenden 40,167 selbstständigen Mitgliedern der reformirt und lutherisch gewesenen Gemeinden.*) Wie ernst es diesen überhaupt war, zeigte sich vornehmlich auch dadurch, daß die finanziellen Schwierigkeiten, welche so oft wahre Unionen hemmen, örtlich meist durch williges Entgegenkommen ausgeglichen wurden.

Eine der nöthigsten und schätzbarsten Folgerungen aus der Einsicht, daß in diesen speciellen und dunkleren Lehrartikeln der Symbolzwang die gerade Frage: Was ist das Ungewisse? Was das Wahre? zurückgedrängt hatte, wurde den Nachdenkenden klar, aber doch mit redlicher Vorsicht behandelt. Das Licht fiel sehr hell auf das geschichtlich Unläugbare, daß eine starrorthodoxe Auslegung dunkler Bibelworte die Bruderhand der behutsamer Erklärenden bei jenen nichtwesentlichen Lehrartikeln weggewiesen hatte, und daß doch, wie gewöhnlich, die Heftigeren am meisten im Unrecht gewesen waren. So mußte jetzt mit einemmal auch die Frage einleuchtend werden: Sollen wir nicht aus diesen Erfahrungen uns hüten lernen, daß wir nicht noch einige andere, ebenso nicht auf bestimmten Schriftworten, sondern auf disputablen Auslegungen beruhende Lehrsätze, wie entschieden und unentbehrlich in unser allgemeines Volkslehrbuch aufnehmen und unsern Nachkommen von Kindheit auf angewöhnen? Diese dogmatischen, nach der Kirchengeschichte erst nach und nach vorherrschend gewordenen Ueberlieferungen jetzt ausdrücklich einer neuen öffentlichen prüfenden Untersuchung auszusetzen und dadurch Unruhe zu verursachen, wäre während des Strebens nach Union doppelt und dreifach unpassend gewesen. Das wahreste und zugleich das rathsamste war, daß in den Katechismus, welcher die

*) Siehe S. 5 in der mustermäßig belehrenden „kurzen Geschichte der vereinigten protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche der bayerischen Pfalz, von G. Fr. Kolb.“ Speier, 1846. 40 S. in 8.

beiden Kirchenparthien vereinigte, nichts von jenen (schon oben berührten) offenbar unbiblischen Terminologien und patristischen Glaubensbestimmungen eingerückt wurde. Dagegen wurde das Biblische so, wie ja von den Geistlichen immer nur „das reine und lautere" Wort Gottes zu lehren zugesagt wird, aus deutlichen Stellen wörtlich aufgenommen. Besonders aber wurde darauf hingewirkt, daß die Christlichkeit nicht in Dogmen über übermenschliche Wirklichkeiten, vielmehr in der Gesinnung, als in der glaubensvollen Willigkeit der nicht anders, als väterlich und ächtmoralisch dankbaren Gottheit durch wahrhafte, ungeheuchelte Geistesrechtschaffenheit zu verehren bestehe, und dieses auch der heilige, höchste Zweck der Kirchlichkeit sey.

Der Grundsatz, daß die religiöse Pflichtenlehre in der Glaubenslehre der Kirchen auch für den Staat das nöthigste und erste sei, wurde gegen den Symbolzwang, welcher einen über das Wißbare erhabenen Glauben zu geben verspricht, oft aber das Nichtwißbare doch irrthumsfrei mitgetheilt haben will, in dem Katechismus, wie ihn die unirte Kirche der bayerischen Pfalz, meist nach Butenschöns Bearbeitung, durch die hiezu bevollmächtigten Generalsynoden annahm, als Richtschnur befolgt. Zugleich ist auch die Form desselben, indem das meiste in kurzen, klaren Sätzen ausgesprochen ist, besser, als in einigen andern aus ähnlichen Veranlassungen bei den neu unirten Kirchen entworfenen Volkslehrbüchern, die schon durch ihre Weitschweifigkeit zurückschrecken.

Nichts war bei all diesen guten Vorbereitungen mehr zu bedauern, als die indeß nur allzu beharrlich eingetretene Erfahrung, daß in der Oberconsistorialbehörde die Ansicht vorherrschte, wie wenn die Gemeinden von den herkömmlichen Glaubensbekenntnissen nur in denen Artikeln, worüber ihnen ausdrücklich die Erlaubniß dazu von der Hierarchie ertheilt sei, abweichen dürften, an alles aber, wovon man vor 3 Jahrhunderten noch nichts zu berichtigen gefunden hatte, auf's neue, auch gegen den Glauben der Gemeinden durch Gehorsam gegen das von der Oberconsistorialbehörde representirte weltliche Episkopat, gebunden seyn sollte.

Dieses Mißverständniß ist, abgesehen von der Stellung und Sachkenntniß einzelner Personen, nur daraus zu erklären, daß das ei-

genthümliche Kirchenrecht für die Protestanten allzu wenig aus den Prinzipien, durch welche ihre auf Selbstüberzeugung sich gründende Kirche geworden ist, abgeleitet und selbstständig ausgebildet, sondern vieles noch aus dem römisch-byzantinischen, dem Absolutismus geneigten Recht, noch mehreres aber aus dem sogenannten kanonischen, eigenmächtig entstandenen **Jus** zugelassen ist. In diesem ist bekanntlich nur das Kirchenregiment der Würdeträger über Lehre und Disciplin entscheidend, der Laienstand aber, wenn gleich seine Ueberzeugung die Grundlage der Kirche seyn muß, nur zu glauben und zu gehorchen verbunden seyn soll. Nichts ist leichter möglich, als daß das protestantische Kirchenregiment, indem es jenes Episkopalische neben sich sieht, eben diese Behandlungsart gegen die Untergeordnete nachahmungswerth und bequem findet.

Wie frühe schon im ersten Jahrhundert des Urchristenthums der Vorzug, den die von den Gemeinden gewählten Presbyter erhielten, die menschliche Selbstsucht zu Anmaßungen reizte, ist aus dem amtlichen Schreiben des römischen Clemens an die Corinthische Gemeinde allgemein bekannt. Sobald sich im zweiten und dritten Jahrhundert die Episkopen allgemeiner über die Presbyter erhoben hatten, wurden Concilien benutzt, um durch verirrte Autoritäten durchzusetzen, was der Einzelne nicht gewagt hätte. Man vergaß den großen Unterschied, daß Denkwahrheiten nicht, wie äußere Verhältnisse, durch Stimmenmehrheit zu bestimmen sind. Man machte Dogmen und Sittenvorschriften zu Kirchengesetzen durch die sehr unrecht ausgelegte Formel: Es hat dem heiligen Geist und Uns gefallen! Apostelgesch. 15, 28.

Die Episkopen und andere kirchenväterliche Autoritäten suchten sich dadurch wie unentbehrlich zu zeigen, daß sie das Fragen nach übermenschlicher Wirklichkeit durch Dogmen an sich zogen, welche sie allein auszulegen die Weihe hätten. Die größeren Concilien stellten nicht den praktisch heilbringenden Inhalt des Evangeliums, sondern die Person Christi, den Göttern des Heidenthums gegenüber, immer stufenweise höher. Schon Constantin und noch mehr seine Nachfolger gaben, weil sie durch Machtgebote den Glaubenskämpfen ein Ende machen zu können meinten, bald der Gleichwesenheit (Homousie), bald der Arianischen Auslegung vom Logos, als unter-

geordnetem Gott, das Uebergewicht. Die Hoftheologie, da viele Episkopen sich in der Nähe des Hofs wie einheimisch (endemisch) machten, wurde auch das kirchlich Geltende.

Erst ums Jahr 380 befahl ein Edikt von Gratian, Valentinian und Theodosius dem Gr. an das Volk von Constantinopel gerichtet, daß „alle ihre Völker, die Eine Gottheit unter gleicher „Majestät und unter der frommen Dreiheit (*unam Deitatem* sub „pari majestate et *sub pia Trinitate*) verehren, und wenn sie „dieses Gesetz (legem) annehmen, sich Christiani Catholici nen„nen sollten." Dagegen erklärten diese byzantinisch-römischen Gesetzmacher die Uebrigen (also alle Andersgläubige) für „Verstand„lose und Verrückte, welche die Infamie der Ketzerei tragen „müßten." (Reliquos vero *dementes et vesanos judicamus haeretici dogmatis infamiam* sustinere . .)

Gewiß wird von unsern Regenten keiner sich dieses als ihr Recht zuschreiben, über Andersgläubige als über dementes et vesani zu urtheilen, und doch sind nur diese byzantinischen Gewaltaussprüche der Anfang dessen, was man das positive (selbstgemachte?) Recht und den Rechtsboden nennt, auf welchem stehend Staatsbehörden absprechen zu dürfen meinen. Man unterscheidet zu wenig, daß zwar der Staat, wenn die Bekenner ihrer religiösen Gewissensüberzeugungen unter seinem Rechtsschutz gesichert leben wollen, unstreitig zu prüfen hat, ob jene nichts den politischen Pflichten und Rechten des Staatsvereins Widriges geltend zu machen suchen, daß aber die äußerliche, immer der Ueberzeugungsfreiheit schuldige Rechtsbeschützung keine Vollmacht in sich schließt, das, was innerlich oder an sich wahr ist, unfehlbar zu wissen und daher befehlsweise bekannt zu machen, oder zu verbieten.

Wie weit dieses führen würde, zeigt sich durch die bestimmtesten Dogmengebote, wie sie K. Justinian besonders im I. Buch des Codex (de summa Trinitate et Fide Catholica, et ut nemo de ea publice contendere audeat) ohne Bedenken in seiner Gesetzsammlung, welche allumfassend (pandektisch) seyn sollte, hoch hervorhob. Dazu kommt die Nachricht, daß, wenn er nicht gestorben wäre, er so eben die Unverweslichkeit des Leibes Christi zu einem Glaubensartikel zu machen, und dadurch das Dogma von der Mittheilung

der göttlichen Natur Christi an die menschliche vollständig durchzuführen in seiner Machtvollkommenheit entschlossen gewesen sey.

Kann denn nun eben dieses Angemaßte der „Rechtsboden" zu nennen seyn, auf welchem diejenigen positiven Juristen sicher zu stehen behaupten, die dem Regenten das Recht zuschreiben, neue Glaubensbekenntnisse nach persönlichem Gutdünken zu dulden, oder die Gewissensfreiheit durch Entziehung äußerer Rechte zu stören, und sogar die Zulassung nach Belieben wieder zurückzuziehen.

Die Erfolge, welche bei solcher Willkürlichkeit in der Rechtsgewährung nicht ausbleiben konnten, die Glaubensstreitigkeiten, welche den Staat zerrütteten und kein Stillschweigen sich auflegen ließen, sind bekannt, sollten aber nicht unbeachtet bloß der Geschichte des auch dadurch seinem Untergang nahe gebrachten byzantinisch-römischen Reichs überlassen bleiben. Nicht einmal äußere Einheit war zu erzwingen. Ueber das Dogma von der Bilderverehrung sprach das Regentenrecht unter Carl dem Gr. im Occident anders, als unter der byzanzischen Frauenregierung in dem zu Unterwürfigkeitsbezeugungen geneigteren Orient, und das Ober-Kirchenhaupt zu Rom war für das Byzantinische, welches nicht mehr mit Recht römisch zu nennen ist.

Bald, nachdem die Carolinger allzu schwach geworden waren, spätere deutsche Wahl-Kaiser aber die besten Kräfte in den Versuchen, über Italien zu herrschen, verschwendeten, wurde das Scheinrecht umgewendet. Das römische Kirchenregiment ergriff als oberste Stelle das Recht, Lehrwahrheiten infallibel zu entscheiden und über die Abweichungen als ketzerisch und strafbar zu richten; die Staatsregenten aber wurden in die Meinung versetzt, wie wenn es ihre höchste Ehre und Pflicht wäre, als Executoren jener Strafurtheile die Behauptung scheinbar zu machen, daß die Kirche nicht nach Blut dürste.

Dies mittelalterliche Mißverhältniß dauerte, bis die deutsche Kirchenreformation von vielen Fürsten als Gewissenssache aufgefaßt und die Prinzipien derselben anerkannt wurden, daß a) nicht Stimmenmehrheit und äußere Macht über religiöse Wahrheit zu entscheiden habe, b) aber das, was als christlich respectirt werden solle, als der Sinn des wahren Christus, nicht bloß aus der Tradition

der patristischen Ausleger, sondern in den heiligen Schriften selbst, als aus der einzigen authentischen Geschichtsquelle nachgewiesen werden müsse und deßwegen c) eben diese biblischen Ueberlieferungen genau nach dem Sprachgebrauch jenes Alterthums und nach dem Kreis der dort erreichten Kenntnisse durch gewissenhaftfreie geschichtgemäße Sinnerklärungskunst (d. i. durch die historische, nicht dogmatisch speculative Interpretation) unermüdet zu erforschen seyen.

K. Carl V. versuchte zweierlei zugleich als sein Regentenrecht auszuüben. Daß er die, welche von der allein gültig erachteten Kirchenautorität für Ketzer erklärt wurden, als Schirmherr der Kirche dieser zu unterwerfen habe, ließ er sich um so eher einreden, weil dies zugleich ein geheiligtes Mittel schien, den zur Selbstständigkeit anstrebenden Reichsfürsten das zu Speyer 1529 (ein Jahr vor der Augsburgischen Confession) im Namen der Religion geltend gemachte Protestiren zu entleiden, und aus einem durch die erste Wahlcapitulation beengten Kaiser ein Alleinherrscher zu werden. Neben dieser Nachgiebigkeit gegen die Papocäsarie wagte er aber auch das auszuüben, was die Byzantiner wie ein Recht der Cäsaropapie sich zugetheilt hatten. Durch seine Interim wollte er auch Glaubensmeinungen, vorerst wenigstens provisorisch, reguliren. Beide Theile sahen daraus, was sie von ihm zu befürchten hatten. Der Gewaltige wurde überrascht und zum ersten Religionsfrieden genöthigt. Der Unmuth über diesen hatte auf sein Niederlegen der Krone bedeutenden Einfluß.

Bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hinüber erneuerte dennoch die hierarchische Politik immer die Vorspiegelung, daß, wenn der Schirmherr die Kirche wieder alleingültig mache, auch der Thron auf dem Altar desto höher, desto fester stehe.

Als durch dreißigjähriges, die Herrscherzwecke der Hierarchie und der Politik meist planlos vermischendes Bekämpfen beide Glaubenspartheien endlich zu der Erkenntniß gebracht waren, daß kein Theil den andern durch Gewalt zu zernichten vermöge, wurde zugleich Beiden klarer, daß der Staat, als äußerer Rechtszustand, nicht über die geistige Wahrheit verschiedener Religionslehren zu urtheilen, diese vielmehr dem Gewissen der Glaubenden und den Belehrungsmitteln der Zeit zu überlassen, und nur durch Unterricht und Erziehung,

überhaupt durch helle Gründe darauf zu wirken habe. Beide Partheien erklärten einander vertragsweise als „anerkannte Kirchen." Aber die Anerkennung bezog sich nicht auf die Wahrheit des Geglaubten, da beide vielmehr einander als irrend behandelten, doch aber ein Heben des „Dissidium" durch freie Besprechungen sich vorbehielten. Nur dieses, daß das Bestehen in allen Rechten, welche den Bürgerpflichten entsprechen, nicht durch die Dogmenverschiedenheit gehindert werden sollte, war das wechselseitig Anerkannte. Und diese rein juridische Anerkennung ist es, was auch jetzt und immerfort jede Glaubensansicht sich vom Staate dadurch zu verdienen hat, daß sie ihm nachweist, wie ihr Glaubensinhalt nichts Staatswidriges in sich schließe, keine Conflikte zwischen Kirche und Staatsgemeinschaft hervorbringe, vielmehr dem allgemeinen Wohl förderlich werden könne und wolle.

Nichts ist klarer, als daß all jene Religionsfriedensschlüsse irgend in den Lehrinhalt der Kirchen, in das innere Bestehen oder Verändern desselben sich nicht einmischten, hierin also schon ein der Sache gemäßes gutes Beispiel gaben. Wohl aber blieb die Oberaufsicht, damit nicht später Staatswidriges und Störungen der äußern rechtlichen Ordnung sich einschleichen, den Staatsregierungen vorbehalten.

Von der mittelalterlichen Willkürlichkeit blieb nur in sofern eine Nachwirkung übrig, als aus dem damaligen Begriff von „Landesherr" noch als Jus reformandi gefolgert wurde, daß der Regent, als Besitzer des Gebiets, die, welche von seiner Kirche abgiengen, aus demselben auszuweisen, ein Territorialrecht auszuüben hätte. Das reinere Ideal der Regenten-Rechte und Pflichten ist indeß deutlicher und von Regellosigkeit freier geworden. Das fortdauernde Recht zu reformiren besteht, wie besonders die Kirchenpragmatik aller oberrheinischen protestantischen Staatsregierungen von 1830 es sachgemäß ausgesprochen hat, vornehmlich darin, daß der Staat, auch wenn er einem Kirchenvereine etwas, das sich später als der rechtlichen Staatsgemeinschaft nachtheilig zeigt, bewilligt hat, die Pflicht, dieses zurückzunehmen, nicht aufgeben darf.

Auch eine andere Mißdeutung ist durch das Fortwirken des humanen (menschenwürdigen) Nachdenkens wenigstens für alle deutsche

Verfassungen gehoben. Als nahe am Abschluß der westphälischen Friedensunterhandlungen endlich der lutherische Dogmeneifer doch zugab, daß die Reformirten, unter dem (auf sie nicht durchaus anwendbaren) Namen Augsburger Confessionsverwandten, ihnen im Rechtsschutz gleich gestellt wurden, schlugen, nicht die Gesandtschaften überhaupt, sondern nur die der deutschen Particulärstaaten den 7. Juli 1648 den Zusatz vor: „daß im römischen Reich andere Re„ligionen außer den dreien nicht aufgenommen und nicht einmal „geduldet werden sollten." S. von Meiern westphälische Friedensunterhandlungen Th. VI. Fol. 36 u. 152. (**Praeter religiones supra nominatas nulla alia in sacro Imperio romano recipiatur vel toleretur.**) Offenbar war hievon der Zweck, zu verhüten, daß nicht so, wie die (noch sehr beargwohnten) Reformirten, doch auch noch Andere, wie die damaligen Widertäufer und dergl. eine Zulassung in den Staatsschutz gewinnen möchten.

Der Zusatz wurde, wie etwas, das sich von selbst verstehe und auf die Gegenwart sich beziehe, ohne weitere Verhandlung zugegeben. Bald aber erkünstelten besonders jesuitische Rechtsausleger die Auslegung, wie wenn die Protestanten nicht durch das Bestehen auf ihren Prinzipien und Entstehungsgründen als zur Rechtsgleichheit anerkannte Kirche bestünden, sondern durch jede Aenderung in Dogmen eine andere **religio** würden und dadurch ihr Recht auf den Friedensschutz verlören. Diese Classe der sich positiv nennenden Juristen lebt in der Voraussetzung, daß ja überhaupt ihr römisches, den Frieden mit Ketzern, Kraft der Bulle Innocenz X. förmlich annullirendes Kirchenregiment bald möglichst wieder das alleingeltende werden müßte. Dennoch wäre nichts der Staatsweisheit der europäischen Paciscenten unwürdiger, als der Versuch, ihnen die Anmaßung und Unklugheit zu unterschieben, wie wenn sie sich eine so ganz antiprotestantische und antirationale Infallibilität beigelegt hätten, kraft welcher in keiner Zukunft für uns Deutsche eine verbesserte **religio** möglich und anerkennbar werden sollte. Männer von jener Welterfahrung faßten nur über das, was sie kannten, Beschlüsse. Daß eine andere, mehr berichtigte Religionslehre möglich sei, erkannten sie ohnehin selbst ausdrücklich, indem sie wiederholt erklärten, wie sehr sie ein gründliches Heben des „Dissidium"

hofften und befördern wollten. Die Regenten Deutschlands haben auch jenen Zusatz nicht einmal dahin gedeutet, daß sie nicht die schon damals vorhandenen Religionsvereine zu dulden hätten, wenn sie sectirisch gegen die Staatsordnung zu wirken sich hüteten. Unsere Zeit aber hat es endlich erlebt, daß die staatsrechtliche Anerkennung der Christlichkeit nicht mehr auf die Zahl von drei oder zweierlei Kirchen eingeschränkt seyn sollte, da vielmehr die allgemein verbindende Bundesacte aus Vertrauen auf die allgemeiner gewordene Achtung der Gewissensfreiheit unter dem Datum des 8. Juni 1815 in dem 16. Artikel zu Recht festsetzen konnte:

„Die Verschiedenheit der **christlichen** Religionspar-„theien kann in den Ländern und Gebieten des deutschen „Bundes keinen Unterschied in dem Genuß der bür-„gerlichen und politischen Rechte begründen."

Der Sinn ist, daß also die eigene Glaubensüberzeugung auch nicht vom Staate durch eine Furcht vor äußern Verlusten gestört werden dürfe. Das gewissenhafte Freiseyn der Glaubensüberzeugung aber schließt, was sehr zu beachten ist, zugleich die Pflicht und das Recht zu freier motivirender Darlegung der Ueberzeugung und ihrer Gründe von allen andern Urtheilenden, d. i. das Recht der Veröffentlichung, in sich, weil kein Einzelner sich allein durch seine Urtheilskraft überzeugt achten kann, wenn er die Ansichten des Menschenverstandes in andern Nachdenkenden zu vergleichen gehindert werden dürfte.

Bei solchen Vergleichen aber ist unstreitig das am meisten christlich zu nennen, was in den heiligen Schriften deutlich als Religionslehre Jesu Christi überliefert ist, und daher von den spätern durch weltliches und geistliches Kirchenregiment geltend gewordenen Auslegungen und (vermeintlichen) Ergänzungen vorsichtig unterschieden werden darf.

Wie dieses, ohne Dogmenstreit zu erwecken, in einer allgemeinen Volkslehrschrift durch Stillschweigen über die offenbar nichtbiblischen Kunstworte geschehen könne, dies wurde durch den Katechismus gezeigt, in welchen die bayrisch-pfälzischen Generalsynoden bis 1825 das zusammenfaßten, worin, wie sie am besten wissen können,

die Unirten wirklich übereinstimmen, ohne daß dadurch gegen weitere Auslegungen controvertirt werden soll.

Daß dadurch nichts geschehen ist, was eine Oberbehörde als staatswidrig abzuändern hätte, ist entscheidend auch durch die Entschließung des Königs vom 16. Mai 1828 anerkannt, welche

„die den kirchlichen Behörden obliegende Aufsicht auf Erhal„tung der **Einheit in der Lehre** hinweist und bestimmt „ausspricht, daß **nichts dem Katechismus Zuwiderlau„fendes gelehrt** werden solle."

Ist nicht das wichtigste, was schon das bloße Möglichwerden der Union alle Nachdenkende gelehrt haben und noch immer lehren muß, dieses, daß nur der Glaubenszwang, zu welchem kirchliche Oberbehörden amtlich verpflichtet zu seyn meinten, die Vereinigung der im protestantisch-evangelischen Selbstüberzeugungsprinzip und den Mitteln für dasselbe übereinstimmenden Mitchristen allzu lange gehemmt hat. Der Glaube, als klare, auf gewissenhaftes Denken vertrauende Anerkennung dessen, was als glaubwürdig zu zeigen ist, kann nicht, wie er soll, aus den Gemeinden hervorgehen, wenn es erst von der Erlaubniß andersgewöhnter Gelehrter abhängen soll, ob sie, die Glaubenden, nur das Einseitige ausschließlich hören, oder auch andere Gründe mit bedachtsamer Wahrheitsliebe erwägen dürfen. Die protestantischen Kirchengenossen sind nicht Laien, die nicht erfahren sollen, was das fortwirkende Nachdenken und die Erweiterung aller Kenntnisse auch in dem Religionsglauben Berichtigendes hervorbringe. Ist nicht die lange Erfahrung, daß Dogmen, die jetzt der Selbstüberzeugung der Denkendgläubigen gerne freigegeben wurden, einst wie trennende Verdammungsursachen nur durch Machtgebote erhalten wurden, warnend genug für Vorgesetzte und Untergeordnete? Darf bei andern ähnlichen Dogmen dennoch ein ähnliches Hingeben an den Glauben der Autoritäten verlangt werden?

Darf dadurch die protestantische Kirche sich in die Inconsequenz verwickeln lassen, daß sie, ihrem Prinzip gemäß, allen Denen, welche sich zu Ueberzeugungslehrern für sie bilden lassen wollten, zuruft: Geht, forschet mit all den vermehrten Mitteln! Merket euch aber zum Voraus, daß, wenn ihr etwas anderes, als seit .... symbolisch geworden war, findet, ihr für uns als Lehrer nicht zugelassen

werdet. Würde hierdurch die Kirche nicht der Gefahr ausgesetzt werden, daß, anstatt daß jetzt der Selbstüberzeugungszweck den besten Theil der Geistlichen zu den vielseitigsten Studien und einer auf alles Wissen ausgebreiteten Geistesbildung auffordert, die meisten es rathsamer finden müßten, blos die Symbole (und wer weiß dann, welche?) bei sich in Saft und Blut zu verwandeln. Und wäre alsdann nicht bald zu erwarten, daß Ordinationsformeln, durch welche die Menge von Symbolen zur Richtschnur der Bibelauslegung gemacht wären, alle Denkfähige von den theologischen Studien, noch mehr als das priesterliche Cölibatsgesetz, abhalten müßten?

Sehr bedachtsam hat dagegen das Preußische Landrecht schon 1795, im Th. II. Abschn. 2, Leichtsinn und Anmaßung abzuhalten, und doch gründliche Lehrfreiheit, wenn sie den Gemeinden unanstößig ist, möglich zu erhalten gesucht. §. 73 spricht als Gesetz aus: „In ihren Amtsvorträgen und bei dem öffentlichen Unterricht müssen sie (die Geistlichen alle) nichts zum Anstoße der Gemeine (!) einmischen, was den Grundbegriffen ihrer Religionspartei widerspricht. §. 74: Inwiefern sie, bei innerer Ueberzeugung von der Unrichtigkeit dieser Begriffe, ihr Amt dennoch fortsetzen können, bleibt ihrem Gewissen überlassen."

Kann nicht der Beamte, wenn er im Ganzen doch viel Gutes wirken zu können voraussieht, mit gutem Gewissen im Amte bleiben, wenn er gleich, sogar in Hauptbegriffen, mit der Staatsgesetzgebung nicht immer übereinstimmen kann?

Nach den neuesten Berichten über die Preußische Generalsynode von 1846 (siehe die übersichtliche Darstellung von Prof. Richter, Abth. I. S. 48) forderte der Preußische König unmittelbar diese von ihm berufene Versammlung zu Erweiterung ihrer Ansichten auf. „Bleiben Sie," sprach er, „nicht innerhalb der engen Schranken unseres Landes, ja unsers Bekenntnisses stehen! Erheben Sie den Blick über diese engen Grenzen hinaus auf die gesammte christliche Kirche auf Erden, auf ihren Ursprung, ihre Geschichte, auf die Mitwelt, die Zukunft ... um diese Mission der Evangelischen Kirche an die Menschheit würdig auszusprechen." —
— Unser christlichster Gedanke möge zum Schluß dieser Erwägun-

gen dieser seyn: Würde die Union nicht leicht sich weiter wohlthätig ausdehnen lassen und Einheit stiften, wenn die Autoritäten nicht darauf bestehen wollten und für immer (?) darauf bestehen zu können meinten, daß die Geistesthätigkeit sich über unsichtbare Glaubensgegenstände zuversichtlicher und bleibender binden lasse, als dies bei vorzeigbaren, handgreiflichen, weltlichen Dingen möglich ist?

Heidelberg, 8. Januar 1847.

G. K.-R. Dr. Paulus.

8.

Schreiben an den Herausgeber.

Von Uhlich in Magdeburg.

Mein Bruder!

Also ein solcher ist unser Weg geworden! Einst war es anders. Als wir in das Amt getreten waren, da lagen, so Gott es wollte, viele Jahre einer schönen friedlichen Thätigkeit vor uns, allenfalls unterbrochen durch Einzelkämpfe mit menschlicher Thorheit und Rohheit in der Gemeinde, aber auch gekrönt durch Achtung, Vertrauen, Liebe vieler Menschen; denn wer kann sich diese sicherer erwerben, als ein treuer protestantischer Pfarrer? Am Ende des schönen Weges stand dann ein Ruheplatz in Aussicht, wo sich das müde Haupt zum letzten Schlummer niederlegen konnte. Das ist nun ganz anders. Des Amtes nicht mehr sicher! Wie es dann mit Frau und Kindern werden soll, das weiß Gott! Zu veränderter Thätigkeit, aber eben in demselben Ackerfelde des Reiches Jesu, wohl Kraft vorhanden und Willigkeit, auch wohl Tausende, die da rufen: Komm, wirke unter uns! aber vollkommene Ungewißheit, ob die Polizei zum Wirken die Freiheit lassen wird! Sind mir doch eben in diesen Tagen die Abendversammlungen polizeilich verboten worden, welche ich in meinem Hause zu religiöser Belehrung für Jedermann hielt! Die Gegner sind mächtig, sind organisirt, sind zu harten Maßregeln entschlossen, finden auch in dem, was sie den wahren Glauben nennen, die Berechtigung dazu. Wir ohne Organisation, ohne Berechtigung durch einen juristischen Buchstaben (wenigstens wir Preußen), ohne Fanatismus, der uns über die Gesetze der Gerechtigkeit und

Billigkeit hinweghübe — so ist die Lage, so ist die Aussicht Derer, welche Jesum so, wie Sie und ich, verstehen.

Jesum — welches waren denn seine Aussichten? Sie gingen auf eine Welt voll Unverständiger, voll Leichtsinniger, Wankelmüthiger, untermischt mit erbitterten Feinden. In diese Welt trat er mit seinem treuen Herzen, mit der himmlischen Wahrheit. Er gab, was er zu geben hatte, und ließ den Vater weiter walten. Er gab zuletzt sich selbst, und vertraute für die Fortführung seines Werkes auf den Vater, und hoffte mit Zuversicht auf den Geist, den er angeregt hatte, der nicht wieder vergehen konnte, der die Seinen in alle Wahrheit leiten werde. — Und wir sind Jesu Jünger!

Es war mit Dank gegen Gott anzunehmen, daß wir's bequemer hatten, als er und die Apostel. Nun ändert sich das. Nun treten die alten geschichtlichen Worte wieder in die lebendige Geltung der Gegenwart: „Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich, verläugne sich selbst und so folge er mir nach! Der Jünger ist nicht über seinen Meister. Haben sie mich verfolgt, so werden sie es auch euch thun. Selig seid ihr, so euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen. Wenn sie euch vor ihre Gerichte stellen, so sorget nicht, was ihr sagen sollt."

Schlaget immer euere Hände zusammen, ihr „Rechtgläubigen" unserer Zeit, daß Menschen, wie wir, es wagen, solche Worte und Verheißungen Jesu auf sich zu beziehen. Nicht ihr seid Richter über den Theil, den wir an Jesu haben, sondern unser Gewissen ist es, und darin ein Höherer als ihr, und die besonnene Mitwelt, die Nachwelt richtet euch. Es kommt uns freilich fremd an, daß die Feindseligkeiten der evangelischen Geschichte sich im neunzehnten Jahrhundert, durch protestantische Mitchristen, an uns erneuern sollen; aber ihr wollt es nicht anders. Eure Handlungsweise gibt uns zu vielen Stellen der alten Erzählung den frischen Beleg. Ihr müßt also glauben, daß dasjenige, was ihr seligmachende Wahrheit und echtes Christenthum nennt, eures Eiferns und Scheltens, eures Ausschließens und Verdammens, eurer Verbote und Gewaltmaßregeln bedürfe. Schlimme Zeichen für die Kraft eures Glaubens und für die Sache selbst, die solche Früchte hervorbringt!

Ueber uns aber ist die Wurfschaufel gekommen, daß die Spreu

und die leichten Körner sich von den bessern sondern. Wohlan, es ist eine gute Zeit. Die Verwirrung und die Sünde der Zeit haben wir nicht zu verantworten, denn nicht wir haben die Brandfackel geschleudert; aber unser Gewinn ist es, wenn wir uns in der Prüfung bewährt finden lassen, und vor Allem soll unsere Sache bewährt werden.

Eine einfache, klare, vernünftige Religion, dabei durch das Kindliche ihrer Fassung und durch die Persönlichkeit ihres Stifters eine Religion für das Gemüth, eine Religion für Geist und Herz der Ungelehrten — welch ein Segen für die Menschen! Das Christenthum ist eine solche, es kann diesen Segen stiften. Ach, es hat ihn, seit es Religion der Völker geworden ist, selten gestiftet! Es war ja Kirchenthum, Priesterthum, Schriftgelehrtenthum geworden, aus dem etwa die Besten der Zeit sich den Kern herausnahmen, das Volk aber blieb an der Schale hängen und betrog damit sich selbst um die schöne Aufgabe, welche Gott jedem Menschen gestellt hat, und um ihrer Erfüllung Gewinn. War es in der Vergangenheit nicht anders möglich? Mußte da Wunder und Geheimniß das Gemüth in Spannung setzen? Mußte da sogenannter Gottesdienst die Sinne beschäftigen? Mußte da Priesterüberwachung das Heilige im Strom der Zeit oben erhalten? Jesus hat es nicht so gemeint, als er das Evangelium predigte, denn er gibt auch nicht die leiseste Andeutung davon; aber mag es seyn, daß der Wein des Christenthums achtzehn Jahrhunderte gebrauchte, um sich zu klären. Aber sie sind nun vergangen — ist's noch nicht Zeit?

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist es Zeit. Die Wunder haben ihre Stelle in den Gedanken der Menschen verloren, der Teufel, die ganze Zweiheit der Weltanschauung ebenfalls. Man scheidet Form und Wesen, Zeitbegriff und ewige Gedanken. Religion will man, aber die Theologie überläßt man der Wissenschaft; Gottesanbetung will man, aber im Geist und in der Wahrheit; Jesum, o wer wollte ihn nicht lieben und ehren, aber mit der zweiten Person der Dreieinigkeit weiß man nichts anzufangen. So ist's bei ungezählten Tausenden. Mein Gott, welche Aussichten! Das Christenthum, das in jeder Form einzelnen empfänglichen Gemüthern seinen Segen gebracht hat, es hat im Großen vielfach ge-

schadet und sich selbst gehemmt. Wenn es nun als Religion der Liebe, als Familienreligion der Kinder Gottes, als Ruf aus dem treuen Herzen Jesu zum Himmelreich, in die Völker hineinträte, gerade in unserer regsamen, empfänglichen Zeit, wenn es in den Schulen, auf den Kanzeln, an den Altären nicht anders, denn als der Abglanz des lautern Lebens und Strebens Jesu vor den Menschen stünde, welchen Segen müßte es schaffen!

Die Theologen hätten dann nicht mehr so viel zu erläutern und zu rechten, die Priester nicht mehr himmlische Gnaden zu spenden, die Consistorien nicht mehr so viel zu schlichten und zu regieren; aber das Volk, die Menschheit, der das Herz Jesu gehörte, sie würde sich desto besser befinden. Und Jesus, — lies sein Evangelium, — so hat er's gemeint, Solches hat er gehofft.

Wie nun? Ist die Zeit noch nicht erfüllet? Doch, doch! das Läuterungsfeuer schlägt ja schon empor. Aber das muß seine schmelzende Kraft nun erst bewähren. Die Auffassung des Christenthums, welche man Rationalismus nennt, vor welcher Vernunft und Christenthum eins ist, welche Vergängliches und Bleibendes, Idee und Zeitgestaltung, den Christus des Lebens und den Christus der Dogmatik scheidet — ist sie denn schon im Feuer der Läuterung gewesen? Wohl nicht. Sie tauchte auf, bald fielen ihr die Mächtigen zu, sie setzte sich in die Consistorien, es war ihr behaglich, denn sie fühlte sich fertig, abgefunden mit der Vergangenheit, ihre Herrschaft unbestritten. Nein, so soll es nicht seyn! Was die Welt segnen soll, das muß sein Gethsemane und Golgatha haben. Diese Auffassung des Christenthums — die Welt ein Vaterhaus, Christus unter den Kindern darin der ältere zuverläßigere Bruder, Liebe die Hausordnung — diese Freudenbotschaft ist etwas so Schönes, so Seligmachendes, daß es unmöglich leichten Kaufs zu haben seyn kann, und das wäre leichten Kaufes, wenn es in behaglichem Gange aus der Studirstube in Kirche und Schule, und von da ohne Weiteres in's Leben eintreten könnte.

Der Fürstenschutz hat aufgehört und die Consistorien schließen die Thür zu vor dem Rationalismus. Um die Throne geht wieder, wie zur Zeit der Reformation in Baiern und Oesterreich gegen den Protestantismus, die Rede: der Rationalismus gefährde die

Throne und rücke die Ordnungen der Staaten aus ihren Fugen. Darum zürnen die Mächtigen und wollen die alte Lehre herstellen, und der Diener für solchen Willen finden sie viele, Geistliche, denen priesterliche Macht ganz recht ist, und Weltliche, welche lieber die Form, als den Geist handhaben, und eine große Schaar, welche zu jeglichem Dienst bereit sind, wenn sie damit nur dem eignen Vortheil dienen. An deren Seite tritt die Gelehrsamkeit und spricht: wie, mit dem gemeinen Volksverstand sollt' ich gemeine Sache machen? Die Gemüthsinnigkeit, die Gefühlsglut, die Grübelei und Schwärmerei treten herzu und sagen: wie, das Christenthum sollte nicht mehr seyn als gesunde Vernunft? Im Volke werden viele stutzig, in denen die Anklänge aus alten Katechismen mit der neuern Bildung noch unvermittelt lagen. Nun, Vernunftreligion, Denkglaube, nun bewähre dich! Begeistre deine Prediger, daß sie für die Wahrheit zeugen, auch wenn der Wanderstab in Aussicht steht, an welchem sie Amt und Haus verlassen sollen. Fache die Liebe in ihnen zur Gluth an, auf daß die Gemeinden sehen, sie können mehr, als Worte machen. Vertiefe die Gedanken der Gemeinden, in welchen Viele bisher dachten, der ganze Rationalismus bestehe darin, daß man die alte Dogmatik dummes Zeug nenne; vertiefe ihre Gedanken, daß sie auf ihren sittlichen Zustand achten und ernste Anforderungen an sich stellen lernen. Du führst, o Vernunftchristenthum, nicht den Stachel des Fanatismus, der Ausschließlichkeit, des Allein-selig-werdens, des Religionshasses, der sonst die Menschen spornte, für ihren Glauben zu kämpfen und zu leiden, denn du erkennest verschiedene Wege zur Seligkeit an, und machst die Gerechtigkeit gegen Andersglaubende zu deiner unerläßlichen Pflicht. Erfülle nun die Herzen der Diener mit Festigkeit und Treue, daß sie auch ohne Fanatismus, bei voller Besonnenheit und Milde, für eine klare Religion, für einen vernünftigen Gottesdienst, für die vernünftige Bildung ihrer Kinder, für das beste Erbe an die Nachkommen, kämpfen und nicht weichen, Opfer bringen und sich's nicht verdrießen lassen. Es wird ein neues Schauspiel seyn. Bisher ist, laut der Kirchengeschichte, im Großen, noch für keine Glaubensfassung ohne Beimischung von Fanatismus, von Aberglauben, von dunklen und verdächtigen Lehren gestritten und gelitten worden. Es

wird sich nun zeigen, ob der klare, besonnene, heitere Denkglaube auf dem Felde des Lebens (nicht bloß auf papiernem Felde) muthig kämpfen, treulich ausharren, willig, wenn es seyn muß, leiden kann. Kann er's nicht, dann wird er fallen, dann war seine Zeit noch nicht gekommen. Aber — sie ist gekommen! Wenn nicht alle Zeichen trügen, sie ist gekommen!

Der alte Zauberspuk vergangener Zeiten ist zum Kinderspott geworden; statt des alten Abrichtens der Geister hat unser Volk die scharfen Fragen: Warum? Woher? Wodurch? schon in der Kindheit mitbekommen. Zerspaltung war sonst die Losung, jetzt ist's Vereinigung. Wo ist Religionshaß, wo ist Friedensstörung in gemischten Ehen aus dem Volke selbst entstanden in unserer Zeit? Nur hetzende Priester haben es veranlaßt. Der Schrei des Unwillens, der durch ganz Deutschland ging, als man in Berlin den Königsberger Rupp aus einem Bruderbunde ausschloß, ist er nicht ein Zeichen, in welcher Zeit wir leben? Selbst jene Conferenz in Berlin im Anfang von 1846, von den Fürsten durch ihre Diener beschickt, selbst jene preußische Reichssynode im verwichenen Sommer, wahrlich nicht aus dem Volke erwählt, haben sie denn gethan, was abgeschloßne, unbarmherzige „Rechtgläubige“ von ihnen erwarteten?

So walte denn Gott! O die Aufgabe ist schön, ist entzückend, sie ist des Schweißes und der Opfer der Edelsten werth. Die Religion der Liebe ohne Fanatismus! Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit, und Kultus und Priesterthum ein für allemal als Nebensache, als Zuthat erklärt! Dem Volke von Jugend auf die klare Lehre vom Vater, von seinem Willen und seinem ewigen Reiche gegeben, welche es selbst durchdenken, zu seiner Ueberzeugung, und dadurch zu einer Kraft machen kann, durch die es in der Last des Tagewerks aufrecht erhalten und über den Staub der Gemeinheit emporgehoben werden kann; die Liebe als das Größte, Entscheidende anerkannt; das Dogma dem eigenen Gewissen überlassen; das Bekenntniß einfach, kindlich, und darum der Glaube endlich, endlich einmal Wahrheit, weil auf ein Lippenbekenntniß nichts mehr ankommt! Jesu hehre Gestalt vor aller Welt Augen hingestellt, auf daß sie alle inne werden, was in ihnen ist, und sich fühlen lernen als Kinder Gottes, zu gut für das Schlechte und für ein gleichgül-

tiges Dahinschlummern zu hoch begabt; der Geist des Evangeliums in seiner ursprünglichen Kraft frei wirkend, als der Kern aller geistigen Kräfte, welche das Geschlecht unserer Zeit bewegen, und so das Menschengeschlecht der Vollkommenheit entgegenführend. Erlösung heißt das Christenthum, und noch ist viel Seufzen auf Erden nach Erlösung, und — sieh dich um in der Welt und frage nach in der Geschichte! — manches Band ist enger angezogen und manche Kette schwerer geworden durch — das Christenthum nicht, aber durch das, was die Menschen daraus gemacht haben. Schöne Hoffnung auf eine wirkliche Erlösung der Welt durch das wirkliche Christenthum!

Herr, dein Reich komme! Kannst du uns gebrauchen, daß wir es herbeiführen helfen — wir sind bereit.

Mein Brief ist zu einer Abhandlung geworden. Sollte er das werden, so mußte er freilich von Anfang an anders angelegt seyn; aber die Blätter sind nun voll geworden. Sie haben den Wunsch geäußert, daß ich etwas für Ihr Blatt schreiben möchte. Können Sie Vorstehendes gebrauchen, so verfügen Sie darüber. Es kann dann nichts weiter seyn wollen, als was es eben ist, ein Herzenserguß eines Freundes an den gleichstrebenden Freund. Einige Ihrer Leser fühlen wohl den Glauben und die Hoffnung heraus, die mich beseelen, und gönnen um so eher dem Briefe die Stelle in Ihrer Monatsschrift. Vielleicht sind auch zwei oder drei darunter, welche sich bei meinem Namen eines Studiengenossen erinnern, der mit ihnen 18¹⁷/₂₀ in Halle einsammelte. Denen den Gruß der alten Bruderliebe.

Magdeburg, 8. Januar 1847.

Ihr treuer Uhlich.

8.

Die Reformation des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

II. Bei einer Reformation ist es, davon haben wir bisher geredet, nöthig, daß manches Bestehende, aber Veraltete falle und hinweggeräumt werde, um dem vollkommneren Neuen Platz zu

machen. Allein es ist dabei eben so wesentlich nothwendig, daß das Neue nicht gleichsam in die Luft, sondern auf das alte Fundament gebaut werde. In der Entwicklung der Menschheit gibt es keine Sprünge, es hängt vielmehr alles zusammen, und das Neue, welches gedeihen soll, muß in dem Alten seinen Grund haben, durch es vorbereitet seyn und aus ihm heraus sich entwickeln. Ist es nun so mit den Neuerungen, nach welchen der heutige Zeitgeist hinstrebt? Wir sagen ja! Was das eigentlich Religiöse dabei betrifft, so ist es gegründet in dem ächten Geiste des Christenthums, und was das Kirchliche betrifft, so sind die heutigen Forderungen nichts anderes, als ein Streben, jene Grundsätze, welche die Reformation vor 300 Jahren aufgestellt hat, wirklich und völlig in's Leben einzuführen, was damals nur sehr unvollkommen geschehen ist, weil dazu die Zeit damals noch nicht reif genug war. — Der Hauptgrundsatz, aus welchem unsere Reformation damals entstanden ist, besteht in dem Gedanken: daß die Kirche, weder in Glaubenssachen, noch in Ansehung des Kirchenregiments, nicht unter der menschlichen Willkür irgend eines Oberhauptes stehen dürfe. Man sagte sich daher los vom Papste, und erkannte ihn weder als untrüglichen Bewahrer des Glaubens, noch als von Gott verordnetes Oberhaupt und Lenker der Kirche mehr an. Daran that man unstreitig sehr wohl. Als Quelle und Norm des christlichen Glaubens nahm man allein das Wort Gottes in der heiligen Schrift an. Daran that man ohne Zweifel ebenfalls wohl. Man hatte gefühlt, welches die richtigen Grundsätze seien; aber klar begriffen hatte man dieselben durchaus noch nicht. Dem Pabste machte man das Recht streitig, untrüglicher Ausleger des göttlichen Wortes zu seyn, da er doch nur ein Mensch sei, wie alle andern; und doch stellte man symbolische Bücher auf, um die Auslegung des göttlichen Wortes an sie zu bannen, während die Verfasser dieser symbolischen Bücher doch gewiß auch nicht weniger irrsame Menschen waren, als der Pabst. Da hatte man nun also, statt eines lebendigen, einen papierenen Pabst. Deßgleichen, man wollte sich dem Kirchenregimente des Pabstes nicht länger fügen, dagegen war man, um den Schutz der Mächtigen zu gewinnen, leider nur allzu willig, den weltlichen Fürsten das äußere Regiment über die Kirche einzuräumen, so daß

der schimpfliche Grundsatz: „cujus est regio, ejus est religio,"*) bei den Protestanten leider nur allzu sehr im Ernste Geltung bekam, eine Schmach, welche wenigstens die katholische Kirche nie auf sich geladen hat. Jetzt wurde die von dem Regiment des Pabstes befreite Kirche nicht mehr von diesem, wohl aber von dem weltlichen Landesherrn und durch von ihm gewählte Beamten „in seinem Namen" regiert. So war die Reformation zwar aus einem sehr richtigen Grundsatz entstanden, hat denselben aber nach den beiden Seiten sehr übel im Leben durchgeführt.

Blickt man nun auf Bestrebungen des heutigen Zeitgeistes, so sieht man sogleich: sie wollen nichts anderes, als eben jenen Grundsatz der Reformation endlich wahrhaft in's Leben einführen. Man will heute nicht mehr durch symbolische Bücher sich vorschreiben lassen, was man in Wahrheit als Wort Gottes anzusehen habe. Man verlangt, daß jedem Christ, so gut wie den Reformatoren, oder wer sonst an der Abfassung der symbolischen Schriften Theil gehabt hat, das Recht zustehe, nicht allein die Urkunde des Christenthums, die heilige Schrift zu lesen, sondern auch mit eigener Vernunft und nach eigenem Gewissen zu prüfen, was denn ihr wirklicher Sinn und Inhalt sey, was sich als wahrhaftiges Wort Gottes in ihr herausstelle. Mit einem Worte, man verlangt, daß es einem jeden Christen freistehe, die Offenbarung, welche Gott in der heiligen Schrift hat niederlegen lassen, nach keiner anderen Regel und Richtschnur aufzufassen, als nach der Regel und Richtschnur derjenigen Offenbarung, welche Gott in den Menschen hineingelegt hat. Diese sind Vernunft und Gewissen; sie sind von Gott dem Menschen gegeben, sie sind die Stimme Gottes, das Wort Gottes, die Offenbarung Gottes im Menschen. So gewiß nun auch die heilige Schrift wahrhaftige Offenbarung, wahrhaftiges Gotteswort enthält, so gewiß muß sie mit Vernunft und Gewissen übereinstimmen, und ebenso gewiß darf keinem Menschen zugemuthet werden, eine Auslegung der heiligen Schrift anzunehmen, welche mit seiner Vernunft und mit seinem Gewissen nicht übereinstimmt, sondern denselben widerstreitet.

*) Zu deutsch: „Wer über das Land Herr ist, der ist auch über die Religion Herr."

Ferner verlangt man heute, was das Kirchenregiment anbelangt, daß dies — wie ein deutscher König, der König von Preußen, selbst vor Kurzem gesagt hat, — in die „rechten Hände" zurückgegeben werde. Welches sind denn aber die rechten Hände? Das ist die Kirche selbst. Die Religion ist eines jeden Menschen eigene Sache; insofern aber die einzelnen Menschen sich zur Ausübung der Religion mit einander verbinden, so entsteht eine Religionsgesellschaft oder Kirche. Folglich muß nun in dieser Kirche Einer so viel Recht haben, wie der Andere, Jeder muß eine Stimme dabei haben, wenn über allgemeine Angelegenheiten der Kirche entschieden werden soll. In der Kirche muß darum die Gemeinde etwas gelten, und so die Gemeinden zusammen stellen in der durch sie gewählten Synode die höchste gesetzgebende Macht in der Kirche auf. Die katholische Kirche hat den Christen dieses ihnen zustehende Recht entzogen, und den Grundsatz der gleichen Berechtigung Aller in Sachen der Religion umgestoßen, indem sie eine Priesterkaste bildete und dieser den ganzen Laienstand als unmündig unterordnete. Indessen hat die katholische Kirche doch, soweit es hiernach noch seyn konnte, jenen Grundsatz der Regierung der Kirche durch die Kirche selbst bewahrt. Wohl haben die Laien in ihr kein Stimmrecht, aber diese gelten auch nur als Bevormundete. Dagegen geschieht im Priesterstande, welcher als der alleinige Inhaber der Kirche betrachtet wird, Alles nach dem richtigen Grundsatz des Gesellschaftsrechtes. Die katholischen Priester wählen ihre Vorgesetzten selbst; die Pfarrer wählen ihre Dekane; die Capitulargeistlichen wählen ihren Bischof; die Kardinäle wählen den Papst. Haben die Katholiken dieses Wahlrecht, wie viel mehr sollte es den Protestanten zustehen! Dagegen werden bei uns alle kirchlichen Vorgesetzten nicht von der Kirche erwählt, sondern von dem weltlichen Landesregenten ernannt. Dieß ist ein sehr großer Mißstand. Soll die protestantische Kirche zu ihrem Rechte kommen, so muß ihr doch vor allen Dingen einmal so viel eingeräumt werden, als die katholische auch hat, nämlich Wahl der kirchlichen Vorgesetzten. Aber es muß ihr auch noch mehr eingeräumt werden; weil es nämlich bei uns Protestanten keinen Priesterstand gibt, weil nicht die Geistlichen allein die Kirche bilden, so müssen auch die Laien, die Ge-

meinden, bei diesen Wahlen betheiligt werden. Die Gemeinde muß nicht nur ihren Gemeinde-Kirchenvorstand wählen, sondern sie muß wenigstens auch bei der Wahl ihres Pfarrers eine Stimme haben; aus der Wahl der Gemeinden, oder ihrer Kirchenvorstände muß hervorgehen die Diöcesansynode, welche allerwenigstens eben so viele weltliche als geistliche Glieder, füglich aber auch doppelt so viele haben sollte. Diesen Diöcesansynoden sollte die Wahl der Dekane zustehen, und die Mitglieder der obersten kirchlichen Verwaltungsbehörde sollten ebenfalls aus einer weiteren Wahl hervorgehen. Diese Kirchenbehörde hätte denn die Verwaltung der Kirche nach einer von der Kirche durch ihre Generalsynode entworfenen Verfassung zu führen, hätte aber darüber der Generalsynode Verantwortung zu leisten, welche in rein kirchlichen Dingen unbedingt zu entscheiden hätte. Dies allein wäre wahrhaft protestantisches Recht und Brauch. So ungefähr ist es auch noch in einigen protestantischen Ländern, z. B. im Elsaß. So ungefähr war es auch früher bei uns. Aber war es denn viel besser, als heute? Vielleicht nicht; aber es war eben auch nur ungefähr so, aber nicht ganz so, wie es seyn sollte.

III. Und was wäre denn der Nutzen, welchen man sich von einer Kirchenreformation in diesem Sinne versprechen dürfte? — Ein sehr großer und vielfältiger! — Die in der Kirche eingetretene Versumpfung würde sich in frisches Leben verwandeln, die Lauheit und Gleichgültigkeit in Theilnahme und Eifer, die Geringschätzung und Verachtung der Religion in Werthschätzung und Liebe, die Unwirksamkeit der Religion in kräftige Wirksamkeit zur Veredlung der Menschen. — Wie lange und wie allgemein klagt man schon über Lauheit und Gleichgültigkeit gegen Religion und Kirche. Aber siehe! heute verlangen ja die Leute darnach, sich am Kirchlichen zum betheiligen. Wohlan! so gestattet ihnen denn, daß sie sich wirklich dabei betheiligen; lasset sie mitreden bei dem, was ja wahrlich ihre eigene Sache ist! Sicher wird sich dann immer mehr Theilnahme an den Angelegenheiten der Kirche entwickeln. Aber wollet ihr dies nicht; soll das Volk fort und fort nur unthätig zusehen, wie seine priesterlichen Vormünder in der Kirche

schalten und walten, so erwartet doch nicht, daß es dann rege Theilnahme und Eifer zeige. —

Leget das Kirchenregiment, oder vielmehr die oberste Kirchengewalt in die rechten Hände, gebet der Kirche freie Luft und Raum zu ihrer Entwicklung, und diese Entwicklung wird gedeihlich vor sich gehen. Statt dessen, wie sieht es mit dieser Entwicklung unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen aus? Die Kirche gleicht Einem, der gerne sich regen möchte, dem aber Hände und Füße gebunden sind, und dem alles Wünschen, Sehnen und Seufzen, alles Ringen, Streben und Sträuben nichts hilft. Mag die Kirche in der Gesammtheit ihrer Geistlichen und Laien noch so einstimmig, noch so dringend irgend eine Einführung, irgend eine Abänderung wünschen, es kommt nicht auf den Willen der Kirche, sondern auf den der Kirchenbehörden an, obgleich dies auch nur einige Menschen sind, die nach protestantischen Grundsätzen unmöglich päbstliche Rechte über die Kirche ausüben dürfen. Aber wenn sie solche dennoch ausüben, — wo wendet sich dann die Kirche hin, um ihr Recht zu suchen? An die Synode sollte sie sich zu wenden haben, die von der Kirche gewählt, im Namen der Kirche und aus dem Bewußtseyn der Kirche heraus zu urtheilen und zu entscheiden hätte. Aber dazu müßte erst eine frei gewählte Synode bestehen, und müßte die Befugniß haben, in kirchlichen Angelegenheiten ungehemmt urtheilen und entscheiden zu dürfen. Hätten wir solche Synoden, wie wir sie von Gottes und protestantischen Rechts wegen haben sollten, so wäre dadurch die freie Selbstentwicklung der Kirche sicher gestellt; es würde dann eine lebendige Bewegung in der Kirche herrschen, sie würde ungehemmt stets mit der Zeit fortschreiten, und würde ebendadurch auch nie mit der fortgeschrittenen Zeit in Widerspruch gerathen und sich die Herzen der mit der Zeit fortgeschrittenen Menschen nicht entfremden. —

Eine weitere Folge davon wäre, daß dann das geistliche Amt wieder mit weit mehr Segen geführt werden würde. Kein Glaubenszwang würde die Geistlichen mehr in Versuchung bringen Heuchler zu werden, sie würden nicht mehr genöthigt seyn, sich mit mühsamer Kunst zwischen ihrer Ueberzeugung und den geforderten Lehrbestimmungen durchzuwinden, und so mit kaltem Herzen etwas

zu predigen, was auch die Herzen der Zuhörer nothwendiger Weise kalt lassen muß. Sie würden dann vielmehr mit voller Ueberzeugung und mit unbeengter Freudigkeit ihren Zuhörern das bieten, was sie selbst als ihr köstlichstes Gut in ihrem Herzen tragen. Das geistliche Amt würde an Wahrhaftigkeit, an Achtung und Würde, und an Wirksamkeit unendlich gewinnen, nachdem man bisher so lange und nur allzu wahr über dessen Unwirksamkeit geklagt hat, und über die Geringschätzung, womit es mehr und mehr von Vielen angesehen wird, welches alles nur darin seinen Grund hat, daß heut zu Tage Viele keine andere Meinung von dem geistlichen Amte haben, als es werde auf eine Weise geführt, die entweder unwahrhaftig, oder wenigstens hinter der Zeit zurückgeblieben sei. Oder was könnte es für einen andern Grund geben, warum so Viele heute kirchenscheu sind, und gerade die Gebildeten und Denkenden in der Regel am meisten? Ich weiß wohl, die Anhänger des Alten pflegen einen ganz anderen Grund dafür anzuführen. Sie sagen nämlich: Es komme eben daher, weil heute die Welt im Argen liege, und gerade die Gebildeten und Denkenden theils in weltlichem Treiben allen Sinn für das Heilige verloren hätten, oder in Hochmuth, Selbsterhebung und Vernunftstolz sich nicht mehr vor dem Worte Gottes beugen wollten. Wir wollen gar nicht läugnen, daß an dieser Anklage etwas Wahres sei; aber etwas sehr Unwahres, sehr Wahnvolles ist doch auch daran. Denn welcher Unbefangene könnte es glaublich finden, daß gerade der geistig höher stehende Theil einer Nation, daß gerade die gebildete und denkende Klasse, in welcher doch ohne Zweifel so Manche für das Wahre und Gute, für das Höhere und Heilige empfänglichen Sinn und warme Herzen haben, — daß gerade die ganze Klasse der Höherstehenden eines Zeitalters nur durch Selbstverstockung der Religion und der Kirche fremd geworden wären. Nein, nein, diese Meinung ist selbst nichts anders, als eine aus großer Verblendung hervorgegangene Lästerung der Menschheit und der von Gott geschaffenen Menschennatur, welcher es, nach dem ihr einwohnenden Wahrheitsgefühl, nun einmal unmöglich ist, etwas anzunehmen, was ihr eben als unwahr erscheint. Machet einmal die Probe, ob irgend Einer von Jenen, die ihr für frivol, hochmüthig und gänzlich verweltlicht hal-

tet, weil sie ungescheut Manches von dem, was ihr glaubet, für Wahn erklären, obgleich ihr ihnen mit heiligem Eifer Himmel und Hölle vorhaltet, — aber versuchet es einmal, und redet zu ihnen mit gleicher Begeisterung von der Heiligkeit der Menschenliebe, von der Liebenswürdigkeit eines reinen Herzens, von der Achtung, welche ein aufrichtiges Gemüth, ein streng rechtlicher Sinn, eine unbeugsame Wahrhaftigkeit des Charakters verdienen, — und wahrlich sie werden weit entfernt seyn, das für leeren Wahn, oder für gleichgültige Dinge zu erklären. Nein, nein! wir haben mehr Glauben an die Menschheit als ihr; wir halten es nicht für möglich, daß gerade die Gebildeten und geistig Entwickelten in einer Nation der Abschaum derselben seyn sollten, der für das Höchste und Heiligste allen Sinn verloren hätte. Nein, nein! wir sind im Gegentheil überzeugt: es bedarf weiter nichts, als daß die Religion den Menschen in der Gestalt vor Augen gestellt werde, wie sie sich für den reifer gewordenen Verstand eignet, und die Gebildeten und Denkenden werden sie nicht länger als etwas Veraltetes verachten. Sagt ja doch schon die Schrift: „Wem man noch Milch geben muß, der ist unerfahren in dem Wort der Gerechtigkeit; denn er ist ein junges Kind. Den Vollkommenen aber gehöret starke Speise, die durch Gewohnheit haben geübte Sinne, zu unterscheiden das Gute und Böse" (und das Wahre und Falsche), Hebr. 5, 13.

(Schluß folgt.)

9.

Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel.

(Fortsetzung.)

2. Jesus wird Gottes Ebenbild genannt.

In eben demselben Colosserbriefe sagt Paulus von Christus: „Welcher ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborne vor allen Creaturen; — denn es ist das Wohlgefallen gewesen, daß in ihm alle Fülle wohnen sollte." Ganz ähnlich heißt es Hebr. 1, 1: „der Abglanz seiner Herrlichkeit und Ebenbild seines Wesens." — Diese Stellen haben auf den ersten Anblick etwas Ueberraschendes,

sie sagen so Hohes von Jesus aus, was so wenig von andern Menschen ausgesagt werden kann, daß er unendlich weit über diese erhaben erscheint. Und dennoch, sobald wir diese Stellen genauer prüfen, ist von der Gottheit Jesu nicht allein nichts darin enthalten, sondern vielmehr der bestimmteste Beweis des Gegentheils. Denn erstens ist schon in dem Wortlaute derselben durchaus keine Gleichstellung mit Gott enthalten; denn wenn man sagt „das Ebenbild von Jemand," so ist es dieser nicht selbst, sondern es ist nur eine hohe Aehnlichkeit bezeichnet. Wenn es vollends heißt „der Abglanz," so ist damit augenscheinlich zwar abermals eine hohe Aehnlichkeit, aber doch keine Identität, keine Einerleiheit ausgedrückt, sondern vielmehr im Gegentheil eine Verschiedenheit und ein Geringerseyn, denn der Abglanz von Etwas ist nicht dieses selbst, sondern etwas Geringeres als dieses. Heißt es weiter „Ebenbild seines Wesens," so wäre dies, wenn Christus Gott selbst wäre, ein ganz falscher Ausdruck, denn so wenig ich sagen kann: „ich bin das Ebenbild meines Wesens," so wenig kann Gott sein eigenes Ebenbild, oder das Ebenbild von sich selbst genannt werden. Will man aber auch hier wieder mit der Unterscheidung kommen, daß hier nur von der Erscheinung Jesu auf Erden, von seiner menschlichen Natur die Rede sei, so liegt nirgends mehr als gerade hier am Tage, wie nichtig dieses Vorgeben ist; denn offenbar von der höheren Natur Jesu ist in diesen Stellen die Rede; denn nach seiner äußeren Erscheinung kann er unmöglich das Ebenbild Gottes und der Abglanz seiner Herrlichkeit genannt werden. — Aber auch der Zusammenhang dieser Stelle zeigt, daß der Apostel hier an nichts weniger, als an eine Gottheit Jesu gedacht habe; denn wenn er ihn „den Erstgebornen vor allen Creaturen" nennt, und wir damit die Stellen Röm. 8, 29, wo Christus „der Erstgeborne unter vielen Brüdern" genannt wird, und Offenb. Joh. 3, 14, wo er „der Anfang der Creatur Gottes" heißt, vergleichen: so geht daraus hervor, daß die Schrift Jesum nicht als einen unerschaffenen Geist betrachtet, sondern ihn ebenfalls unter die „Creaturen Gottes," wenn gleich als den ersten derselben, rechnet. Wenn es in unserer Stelle ferner heißt: „es ist das Wohlgefallen gewesen, daß in ihm alle Fülle wohnen sollte," so sehen wir hier zwar gelehrt, daß Christus

mit einer Fülle des Gottesgeistes begabt worden sei, wie kein anderer Geist; aber indem hinzugesetzt wird, es sei dies das „Wohlgefallen" (Gottes) gewesen, so ist es so klar wie der Tag, daß er eben bestimmt von Gott unterschieden wird, denn wenn man einen dreipersönlichen Gott annehmen, und Christus für die zweite, der ersten ganz gleiche Person in der Gottheit halten will, so wäre es völlig sinnlos, zu sagen: es wäre das Wohlgefallen der ersten Person Gottes gewesen, daß in der zweiten, die doch ohnehin schon eben so viel wäre, als die erste, die ganze Fülle wohnen sollte.

Wie daher der von Christus gebrauchte Ausdruck, daß er Gottes „Ebenbild" sei, für das genommen werden muß, was er wörtlich besagt, nämlich für eine Bezeichnung der Aehnlichkeit mit Gott, so ist es denn auch gleicherweise bildlich zu verstehen, wenn Christus Joh. **14, 9** sagt: „Wer mich siehet, der siehet den Vater;" was nichts anderes sagen will, als: in keinem unter allen Menschen, die alle nach Gottes Ebenbild geschaffen sind (**1.** Mos. **1, 26**; **9, 6**; Sir. **17, 3**; B. d. Weish. **2, 23**; Jak. **3, 9**), hat sich dies Ebenbild so rein und vollkommen dargestellt, als in Jesu. Daß dergleichen Aussprüche sinnbildlich zu verstehen seien, zeigt sich z. B. auch in dem Worte Jesu: „Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat," Matth. **10, 40**; Joh. **10, 20**; und: „Wer euch höret, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat." Hieße es in diesen Stellen blos: „Wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat, und wer mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat," so würde man gewiß behaupten, das konnte Jesus nur sagen, weil er und der ihn gesandt hat Einer und derselbe sind, weil er Gott selbst ist; da nun aber der Zusatz dabei steht: „wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf" 2c., so sieht man, daß dies nicht angeht, und gibt zu, daß Jesu hier bildlich rede; aber dann gebe man auch zu, daß Christus in jenen andern Stellen, wo dieser Zusatz zwar fehlt, die aber offenbar den nämlichen Gedanken ausdrücken, ebenfalls in dieser Redeweise spreche.

Hierher gehört auch noch die Stelle: Phil. **2, 6**: „Welcher (Jesus Christus), ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt

er es nicht für einen Raub, Gott gleich seyn, sondern äußerte sich selbst, und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch, und an Gebärden als ein Mensch erfunden. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöhet, und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist; daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden, und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters." — Die ersten, unterstrichenen und die zunächst darauf folgenden Worte dieser Stelle hat man schon oft für die Gottheit Jesu angeführt, und sie scheinen in der That dafür zu sprechen; aber wie man die ganze Stelle im Zusammenhang liest, so fühlt man schon durch den allgemeinen Eindruck, den sie macht, daß dem nicht so sei. Mit Bestimmtheit werden wir uns aber davon überzeugen, sobald wir eine genauere Untersuchung derselben anstellen. Manche, namentlich ungelehrte Leser, meinen, der Apostel wolle in dem ersten der angeführten Verse sagen: Christus habe es für keinen Raub, d. h. für nichts mit Unrecht an sich Gerissenes, sondern für etwas rechtmäßig ihm Zustehendes gehalten, Gott gleich geachtet zu werden; allein dies ist ein bloßes Mißverständniß, wie schon aus den Worten „ob er wohl" hervorgeht. Diese bezeichnen einen Gegensatz. Und es wäre ein Unsinn zu sagen: Obwohl Christus Gott war, so hielt er es doch nicht für unrecht und unerlaubt (für einen Raub), Gott gleich zu seyn. Uebrigens nimmt auch, soviel wir wissen, keiner von den neueren orthodoxen Gelehrten die Stelle in diesem Sinne: sondern darüber ist man einig, daß der Ausdruck: „er hielt es nicht für einen Raub," zu verstehen sei: er riß es nicht an sich, maßte sich nicht an, Gott gleich zu seyn. Nur verstehen die Orthodoxen dies nun so, als wolle der Apostel damit ausdrücken, Christus habe freiwillig auf die Gottgleichheit verzichtet, und (V. 7) sich selbst entäußert (nämlich seine Gottheit) und Knechtsgestalt angenommen, daß er so wie ein anderer Mensch, und an Gebärden als ein Mensch erfunden worden sei; während er doch (V. 6) in göttlicher Gestalt gewesen sei, d. h. die wahrhaftige Gottheit ihm wesentlich eingewohnt habe. Allerdings bekommt diese Erklärung

durch den V. 7 einigen Schein, und dennoch ist sie nicht die richtige und kann es gar nicht seyn. Denn sobald man den Ausdruck, Christus sei „in göttlicher Gestalt" gewesen, schärfer in's Auge faßt, so kann sein Sinn unmöglich seyn: es habe ihm die wahrhaftige Gottheit eingewohnt, — denn der Apostel hat doch wohl mit dem Wort „Gestalt" etwas bezeichnen wollen? „Gestalt" bezeichnet nun aber niemals das Wesen, sondern die äußere Erscheinung. Und das wollte auch Paulus damit ausdrücken; er wollte hier sagen: obgleich in der ganzen Art und Weise Jesu (in seinem ganzen Auftreten und Wirken) etwas Höheres, Gottähnliches sich kund gab, so hielt er es doch nicht für einen Raub (etwas, das er an sich reißen dürfe), Gott gleich seyn, — und seine höhere Würde auch äußerlich in jeder Beziehung geltend zu machen, — sondern er entäußerte sich, — er entsagte der ihm zustehenden äußeren Geltendmachung dieser seiner höheren Würde, und er, der erhabene, gottähnliche und gottverwandte Gottessohn wollte auf Erden nichts vor anderen Menschen voraus haben. Ja, er, der erhabene Gottessohn, erniedrigte sich aus Gehorsam gegen Gott so weit (V. 8), daß er sogar den schmachvollen Missethätertod am Kreuz übernahm, aber eben darum hat ihn auch Gott erhöhet, und hat ihm einen Namen gegeben, welcher über alle Namen ist." Welches ist denn nun der höchste Name Jesu? Offenbar kein anderer als „Sohn Gottes;" diesen Namen hat ihm also Gott gegeben, und zwar darum gegeben, weil er Gott gehorsam war; also die höchste Würde, die Jesum über alles erhebt, ist ihm von Gott gegeben, und zwar als ein Lohn gegeben. Wie kann man denn übersehen, daß dies alles unmöglich gesagt werden könnte, wenn drei Verse vorher gesagt worden wäre: Christus sei selbst wahrer Gott!

3. Jesus heißt Gottes Sohn.

Es ist bekannt, daß Christus in vielen Stellen des Neuen Testamentes „Gottes Sohn" genannt wird, oft auch mit dem Beisatz „eingeborner Sohn;" z. B. Joh. **1, 14**: „Der eingeborne Sohn vom Vater," oder **1.** Joh. **4, 9**: „Gott hat seinen eingebornen Sohn gesandt," u. a. — Darunter verstehen aber die neutestamentlichen

Schriftsteller keineswegs eine Wesensgleichheit Jesu mit Gott, sondern nur eine W e s e n s v e r w a n d t s c h a f t. Und dies haben wir uns so zu denken: Alle Menschen werden nicht blos in bildlichem Sinne Kinder Gottes genannt, sondern sie sind es wirklich, weil sie Geist von seinem Geiste, darum „seines Geschlechtes" sind (Apost. Gesch. 17, 28), weßhalb auch alle Menschen von Natur einen Schimmer des göttlichen Ebenbildes an sich tragen (1. Mos. 1, 26; Sir. 17, 3; Jak. 3, 9); diese Gottähnlichkeit tritt aber bei dem Menschen desto mehr hervor, je besser und Gott gehorsamer er ist, daher nun auch die besseren Menschen vorzugsweise „Gottes Kinder" genannt werden, wie hervorgeht aus den Stellen, Matth. 5, 48: „Ihr sollet vollkommen seyn, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Luk. 6, 35: „Liebet euere Feinde ... so wird euer Lohn groß seyn, und werdet Kinder des Allerhöchsten seyn, denn Er ist gütig über die Undankbaren und Boshaften;" deßgleichen 1. Joh. 3, 10: „Daran wird es offenbar, welche die Kinder Gottes und die Kinder des Teufels sind. Wer nicht recht thut, der ist nicht von Gott, und wer nicht seinen Bruder lieb hat." Daß nun in demselben Sinne, nur in höherem Grade, Christus der Sohn, oder der eingeborne Sohn Gottes genannt, und diese Benennung in dem Sinne genommen werde, daß er, weil er reiner und Gott gehorsamer war, als alle andern Menschen auf Erden, darum auch Gott ähnlicher und Gott verwandter gewesen sei, dies geht aus sehr vielen, zum Theil schon früher angeführten Stellen hervor, z. B. aus allen jenen, wo Christus „der Geliebte" Gottes genannt wird, an dem Gott „Wohlgefallen" habe, wo immer Jesu Gehorsam und Reinheit als Grund der Liebe und des Wohlgefallens Gottes gedacht wird. Dies erhellt auch aus seinen eigenen Worten, wo Jesus von sich und seiner Verwandtschaft mit Gott, seinem Vater, und im Gegensatz von seinen boshaften Feinden und ihrer Verwandtschaft mit ihrem Vater, dem Teufel redet, Joh. 8, 38 ff.: „Ich rede, was ich von m e i n e m Vater gesehen habe, so thut ihr, was ihr von e u e r m Vater gesehen habt. Sie antworteten ihm: Abraham ist unser Vater. Spricht Jesus zu ihnen: wenn ihr Abrahams Kinder wäret, so thätet ihr Abrahams Werke. Ihr thut eures Vaters Werke. Wäre Gott euer Vater, so liebtet ihr mich, denn ich bin

von Gott ausgegangen und komme von Gott; denn ich bin nicht von mir selbst gekommen, sondern Er hat mich gesandt. Ihr seid von dem Vater, dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollet ihr thun." Zu bemerken ist auch hierbei der Gegensatz, welchen Christus zwischen sich und Gott ausspricht; von Gott sei er gekommen, nicht von sich selbst, sondern von Gott gesendet. Offenbar redet er also hier nicht von einer Wesensgleichheit mit Gott, sondern von einer Wesensverwandtschaft und geistigen Aehnlichkeit. Ganz so spricht sich auch der Apostel Paulus über Jesus als Sohn Gottes aus, wenn er Röm. 1, 3 sagt: „Von seinem Sohne, der geboren ist von dem Saamen Davids, nach dem Fleisch, und kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes, nach dem Geist, der da heiliget, seit der Zeit er auferstanden ist von den Todten, nämlich Jesus Christus, unser Herr." Wird denn hier nicht deutlich gesagt, Christus sei ein Sohn Gottes gewesen nach dem Geist, und zwar nach dem Geist, der da heiliget; also er sei deßwegen und in dem Sinne Gottes Sohn, weil der Geist, der da heiliget, in ihm gewohnt und ihn zum Sohne Gottes geheiliget habe? Redet Paulus hier nicht offenbar in dem nämlichen Sinne von Christus, in welchem Johannes (1, 12) von den anderen Menschen redet: „Wie viel ihn (Jesum) aber aufnehmen, denen gab er Macht Gottes Kinder zu werden, welche nicht von dem Geblüt, noch von dem Willen des Fleisches, noch von dem Willen eines Mannes, sondern von Gott geboren sind?" Und wenn in obiger Stelle Paulus die Auferstehung Jesu als einen Beweis seiner Sohnschaft ansieht, so erhellet hieraus auf das Sicherste, daß er unter dieser sich keine Gottgleichheit gedacht, weil 1) diese in der ganzen Schrift nicht als ein Werk der Macht Jesu, sondern Gottes, „der ihn auferweckt hat von den Todten," angesehen wird (Apost. Gesch. 2, 32; 3, 15; 4, 10; 13, 34; 13, 31; Röm. 4, 24; 8, 11; 1. Cor. 6, 14; 15, 15; 2. Cor. 4, 14 u. aa.), — und weil 2) die Thatsache, daß Gott Jesum von den Todten auferweckt, allerdings als ein Beweis gelten kann, daß er Sohn Gottes in dem von uns angenommenen Sinne gewesen sei, indem dieselbe die Liebe Gottes zu ihm, und seinen über dem geliebten Sohne waltenden Schutz offenbart, — wogegen sie aber keineswegs ein Beweis für die Gottheit Jesu seyn

kann; denn wie könnte daraus, daß Christus lebend aus dem Grabe hervorging, etwas mehr erhellen, als dies, daß Gott Großes an ihm gethan, und ihn dadurch als seinen Auserwählten und Gesandten erklärt und bestätigt habe; wie aber und auf welche Weise sollte aus dieser Auferstehung Jesu ersehen werden können, daß er Gott selbst gewesen seyn müsse? Da nun aber Paulus erklärt, daß eben dadurch, daß Jesus von den Todten auferstanden, er kräftiglich als ein Sohn Gottes erwiesen sei, — so sehen wir auch auf's deutlichste, daß Paulus an keine andere Sohnschaft, als an die von uns angenommene gedacht hat. — Dies wird ferner bestätigt durch diejenigen Stellen der Schrift, wo auch sogar Andere als Christus „Sohn Gottes" genannt werden, nämlich David und Salomo; von dem Ersteren wird Psalm **2**, **7** gesagt: „Der Herr hat zu mir gesagt, du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget." Und wenn die Orthodoxen über diese Stelle disputiren und wider den augenscheinlichsten Zusammenhang behaupten wollen, diese Stelle gehe nicht auf David, so kann ihnen das wenig helfen, da es noch andere Stellen gibt, wo David mit Namen genannt, und zugleich Sohn Gottes genannt wird. Ps. 89, **21** und **28**: „Ich habe gefunden meinen Knecht David, ich habe ihn gesalbet mit meinem heiligen Oel . . . und ich will ihn zum ersten Sohn machen, allerhöchst unter allen Königen auf Erden;" und **2**. Sam. **7**, **14** wird dem David, in Beziehung auf seinen Sohn Salomo, von Gott die Verheißung gegeben: „Ich will sein Vater seyn und er soll mein Sohn seyn." — Vergl. auch Offenb. **21**, **7**: „Wer überwindet, der wird es alles erben, und ich will sein Gott seyn, und er wird mein Sohn seyn." Wenn nun aber in der Schrift der Ausdruck Sohn Gottes von Mehreren gebraucht wird, so muß auch angenommen werden, daß es entweder in demselben, oder doch in einem ähnlichen Sinne geschehe; oder aber, wenn es bei dem Einen einen ganz und gar andern Sinn haben sollte, so müßte dies auf das Allerbestimmteste gesagt seyn. Nun wird allerdings im Neuen Testament gar oft und gar klar ausgesprochen, daß Christus in einem vor allen Anderen ihn auszeichnenden Sinne Sohn Gottes sei; daß er es aber in einem ganz und gar andern, in einem wesentlich und himmelweit verschiedenen Sinne sei, dies wird nirgends

gesagt. Es wird vielmehr die Idee der Sohnschaft Gottes schon als eine aus dem alten Testament bekannte vorausgesetzt, und im Neuen in diesem Sinne angenommen, und nur dem Grade nach noch erhabener aufgefaßt; nicht aber gesagt — was doch so nothwendig gewesen wäre, um Mißverständnissen vorzubeugen: — Christus ist nicht Sohn Gottes, wie ihr Juden aus euerem alten Testament es euch zu denken gewohnt seid, sondern er ist es in einem Sinne, woran ihr bisher noch gar nicht gedacht habt, er ist als Sohn Gottes nicht blos, wie ihr es euch denket, Geliebter Gottes, Auserwählter Gottes, Gesandter Gottes, Knecht Gottes, sondern er ist die zweite Person in der Gottheit selbst. Da nun das aber nirgends gesagt wird, so sieht man, die neutestamentlichen Schriftsteller reden in dem bekannten alttestamentlichen Sinne von Jesus, als dem Sohne Gottes, und fassen diesen Sinn gerade nur um so viel höher, als sie es ausdrücklich sagen.

Einen Punkt enthält freilich das Neue Testament, welcher Christus allerdings in noch einem anderen, als blos im bisher entwickelten Sinne als Sohn Gottes erscheinen läßt, nämlich daß Matth. **1, 17** (Luk. **1, 27** ff.) erzählt wird, Maria, die Mutter Jesu, sei schwanger geworden von dem heiligen Geiste. Es muß daher zugegeben werden, daß das Neue Testament die Sohnschaft Jesu zu Gott auch noch in einem besonderen, keinem Menschen irgendwie zukommenden Sinne versteht. Allein für die Gottheit Jesu beweist auch dieses nichts, gar nichts. Im Gegentheil wird hier die Orthodoxie in einen unauflöslichen Widerspruch verwickelt, denn während sie behauptet, Jesus sei nur der Sohn des Vaters, nicht des heiligen Geistes, dieser gehe vielmehr von ihm und von dem Vater aus (wie es denn auch durch Joh. **14, 26**; **15, 26** bestätigt wird), — so erscheint durch jene Erzählung, sobald der heilige Geist als eine Person Gottes gedacht wird, Jesus entweder blos als Sohn des heiligen Geistes, oder mindestens als Sohn des Vaters und des heiligen Geistes. Dieser Widerspruch löst sich nur dadurch, daß man den heiligen Geist nicht als eine besondere Person, nicht als ein besonderes göttliches Wesen, sondern als eine lebendige Kraft und Wirksamkeit Gottes denkt, womit aber dann, so wie die dritte, so auch die zweite Person in der Gottheit wegfällt, und nur das

übrig bleibt, was ohne Zweifel auch die Vorstellung der neutestamentlichen Schriftsteller war, nämlich, daß Jesus durch die ihm von Gott gewordene Mittheilung des heiligen Geistes (welche bei der Geburt, wie später nochmals bei der Taufe, und während seines ganzen Lebens durch beständige fortwährende Gemeinschaft mit Gott Statt gefunden), zum Sohne Gottes geworden sei.

Wenn daher Einer in diesem allgemeinen, nicht näher zu bestimmenden Sinne, Jesum als den Sohn Gottes bekennt, leistet er dann nicht Genüge der Forderung 1. Joh. 4, 15: „Welcher nun bekennet, daß Jesus Christus ist Gottes Sohn, in dem bleibet Gott und Gott in ihm;" zumal da dieses Bekenntniß Jesu als des Sohnes Gottes, welches der Jünger fordert, noch näher bestimmt wird durch den Meister selbst, wenn er Joh. 17, 3 sagt: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie 1) dich, daß du allein wahrer Gott bist, und 2) den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen." Warum wollen denn heute die Jünger über den Meister seyn und ein Bekenntniß begehren, das er nicht begehrt hat, und sich nicht genügen lassen an dem, das er für genügend erklärt hat?

(Fortsetzung folgt.)

10.

Literatur.

Worte der Abwehr gegen Dr. Friedrich Wilhelm Krummacher. Ein Beitrag zu den Verhandlungen über die theologischen Fragen der Zeit, veranlaßt durch eine Beurtheilung meiner Schrift: „Das Leben Jesu," in den Palmblättern des Genannten, von Dr. Johann Peter Lange. — Zürich, Verlag von Meyer und Zeller, 1846. 122 S. 8.

Dieses Schriftchen ist, wie schon der Titel seinen Inhalt genau bezeichnet, aus der Absicht hervorgegangen, die, nach Meinung des Verfassers, unrichtigen Urtheile, welche die Palmblätter über dessen Leben Jesu und den theologischen Standpunkt des Verfassers aussprachen, zu widerlegen und damit zugleich die Verdächtigung, als wäre er von dem Kirchenglauben und besonders von den kirchlichen Grundlehren abgefallen, von sich abzuweisen. Da der Verfasser sich über wichtige Artikel der Dogmatik, z. B. die heil. Schrift, Schriftauslegung, den Heiland, Wunder, Engel und Dämonen ꝛc., bezie-

hungsweise ausspricht, so ist dieses Schriftchen, auch seiner speziellen Tendenz ungeachtet, für das gesammte christliche Publikum interessant und regt vielfältig an, das Leben Jesu von dem Verfasser näher kennen zu lernen. Die Ansichten des Verfassers sind theilweise eigenthümliche und verspricht er sich reichen Segen für das religiöse Leben von denselben. Ob sie aber allseitig in dem religiösen Bewußtseyn zu größerer Anerkennung kommen werden, ist eine Frage, über welche nur eine spätere Zeit entscheiden kann.

Mit Recht behauptet der Verfasser, daß die heilige Schrift unbedingte Norm des Kirchlichen seyn und bleiben, und mehr als menschliche Geltung haben müsse. Diesen Grundsatz dürfen wir nie aufgeben; aber welche Auslegungsweise enthüllt ihren Sinn? — Der Verfasser findet die grammatisch-historische ungenügend. Und wirklich wurde sie auch von rationalistischer, wie orthodoxer Seite ungebührlich angewendet und diente dort den in's Unendliche gehenden Negationen, so wie hier zur Befestigung des starren Buchstabenglaubens. — Daher findet der Verfasser eine Ergänzung durch einen andern Kanon, durch die christologische Auslegung nothwendig, wobei alle Einzelnheiten aus dem Begriffe des christologischen Wortes, alles, was Beziehung hat auf Christum, aus der Wirklichkeit des Gottmenschen heraus zu verstehen sei. Ob aber dadurch der Einseitigkeit und Ausartung vorgebeugt wäre? Die sogenannten Orthodoxen legen die Schrift auch aus nach Analogie des Glaubens, aber ihres schon fixirten Glaubens, und darum finden sie auch ihr ganzes theologisches System darin, ihre Erbsünde, ihre Dreieinigkeit ꝛc. — Der Christus ist ja leider gewöhnlich fertig, ehe die heilige Schrift ihm Gestalt und Leben geben kann! Die Wunder läßt der Verf. als Thatsachen gelten, aber geschehen „durch die Herzen der resp. Personen," — ein Ausdruck über dessen Sinn man sich nähern Aufschluß wünschen muß, wenn er nicht verstanden werden soll, wie ihn der Recensent in den Palmblättern genommen hat.

Einen umfassenden Ueberblick zu geben, ist hier nicht möglich, da der Inhalt zu allseitig ist und die Materien nur in Beziehung auf genannte Recension und zum Theil kurz besprochen werden. Unsere Absicht ist erfüllt, wenn wir zur Ansicht desselben durch Obiges angeregt haben. X.

12.

Des neuen Jahres Morgengruß.

(Aus Zittels Sonntagmorgen. *)

„Jesus Christus gestern und heute,
und derselbe auch in Ewigkeit.“

Was ist denn nun heute? Eine Veränderung in der Jahreszahl, sonst Alles noch wie gestern. Man sollte meinen, es könne kaum etwas Geringfügigeres geben, als diese Veränderung; und dennoch tritt auch der Verständigste nicht ohne eine Bewegung des Gemüthes aus dem alten in das neue Jahr hinüber. Es ist aber die Bedeutung, die wir in diese willkürlich gemachte Zeitabtheilung legen, die ernste Betrachtung, die wir herkömmlich daran knüpfen.

Die Zeit rollt dahin, in ihrem Laufe fort und fort in ewig gleicher Bewegung. Wir aber machen uns abgemessene Punkte, damit wir es abzählen können, wie weit es uns unaufhaltsam mit fortreißt auf der ewigen Bahn. Das sind dann die Stellen, wo wir frisch aufathmen und einen Augenblick uns umsehen, rückwärts, woher wir gekommen, und vorwärts, wohin es rastlos uns forttreibt. Solch ein Tag faßt alsdann die Vergangenheit und die weite Zukunft in seine vierundzwanzig Stunden, und wird so recht ein Sammeltag unserer S o r g e n und unserer H o f f n u n g e n.

Was ist das für ein Grüßen und Wünschen an dem Neujahrsmorgen! Wo Zwei sich kennen und begegnen, hat Eins dem Andern einen guten Spruch, und die sich lieb haben, da ist nichts als Gruß und Freude, als hätten sie schon gar lange sich nicht mehr gesehen; da ist eine Lust unter Alt und Jung, als hätten sie gar

*) Nachdem uns der verehrte Herr Verfasser den Abdruck dieses Artikels bewilligt hat, bedauern wir, daß es uns nicht möglich war, denselben eher aufzunehmen. Der Inhalt desselben ist aber wichtig genug, daß derselbe, obwohl ein Neujahrsgruß, doch auch jetzt noch gelesen und beherzigt zu werden verdient.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir die schon im letzten Dezemberhefte angezeigte treffliche religiöse Wochenschrift, woraus dieser Artikel entnommen ist, „d e r S o n n t a g m o r g e n, Blätter für christliche Erbauung, bei A. Emmerling in Freiburg im Breisgau,“ bestens empfohlen haben. Preis des halben Jahrgangs 1 fl. Bei direkter Bestellung 40 Kr. Der Herausgeber der Morgenröthe ist erbötig, die direkte Bestellung zu besorgen. F.

Großes und Wichtiges überstanden. Man schließt sich an diesem Tage besonders froh und innig an einander an. Wenn so die Vergangenheit mit ihren Erinnerungen, und die Zukunft mit ihren Hoffnungen und Sorgen in einander hinüberschwimmen, wenn man sich so hineingeworfen fühlt in den rastlos treibenden, zum ungewissen Ziele hinreißenden Strom der Zeit, wie thut es da so wohl, sie Alle um sich zu sehen, die man liebt; wie dankt man Gott, wenn man sie Alle noch hat! Und die man nicht mehr hat, für sie fehlt es heute nicht an einer Thräne der Erinnerung, wohl auch nicht an einem Worte des Dankes, daß man sie gehabt hat; die aber ferne sind, wer vergäße sie heute? Es ist ein rechtes Fest der Liebe.

Wie anziehend es auch wäre, all' der Neujahrsfreuden, Neujahrshoffnungen und Neujahrssorgen im Familien- und Freundeskreise zu gedenken, so ist doch hier meine Absicht eine andere, und du mußt nun, lieber Leser, dir es schon gefallen lassen, deinen Blick aus der lieblichen Nähe in einen weiten Umkreis zu richten, auf die ernsten Bewegungen und Bestrebungen der Gegenwart, und auf die Besorgnisse und Erwartungen, mit denen sie uns heute erfüllen.

Es denke nur Niemand, das sei für ihn eine gleichgültige Sache, er habe ja nichts mit den Welthändeln zu schaffen, er besorge seine Geschäfte, sein Hauswesen, seine Familie, und das Andere gehe ihn nichts an. Wo ist ein Mensch, den die großen Zeitbewegungen unberührt ließen? Auf dessen Lebensverhältnisse, Bestrebungen und Denkweise sie nicht einen mächtigen Einfluß ausübten? Wer könnte sich denn aussondern aus der menschlichen Gesellschaft, und sich lossagen von dem allgemeinen Wohl und Wehe? Was den ganzen Körper trifft, das trifft auch das letzte Glied desselben mit. Wir sind alle Kinder der Zeit, in der wir leben, nicht nur in Beziehung auf unsere äußern Lebensverhältnisse, sondern auch mehr oder weniger nach unserer ganzen Denkweise und unserem innern Geistesleben. Wer schon eine Reihe von Jahren gelebt hat, der denke nur daran, wie sich in dieser Zeit die Lebensverhältnisse, die Sitten und die Denkweise der Menschen geändert haben, und — wer kann es in Abrede stellen? — wir mit ihnen.

Wir gedenken zuerst der großen politischen Bewegung un-

serer Zeit! Sie ist ja der leitende Gedanke des Jahrhunderts, tritt überall in den Vordergrund, und nimmt vorzugsweise die Theilnahme aller denkenden Menschen in Anspruch.

Der große Kampf um bürgerliche Freiheit hat vor einem halben Jahrhundert in Europa schwer und blutig begonnen. Es leben noch Viele, die Zeugen davon gewesen sind; wir Andern wissen es aus ihren Erzählungen. So wild und grausam ist der Kampf nicht mehr, aber zu Ende ist er darum nicht. Die Revolution geht fort und fort ihren Gang. nur nicht mehr auf dem blutigen Wege der Gewalt, wie vor fünfzig Jahren, sondern durch die Macht der öffentlichen Meinung und die Waffen des Geistes. Daß dieser Kampf noch fortwährend große Erbitterung erzeugt, und wie wir ja Alle und überall die leidige Erfahrung machen, tief und störend in alle Lebensverhältnisse eingreift, das liegt in der Natur der Sache. Wir wissen ja, wie bitter sich oft die Menschen aufeinden wegen einer bloßen Verschiedenheit ihrer Meinungen und Ansichten; um wie viel mehr wird dies der Fall seyn, wo große Parteien, wo die verschiedenen Klassen der Gesellschaft um den Besitz äußerer Rechte und Vorrechte und um die Ausübung oder Beschränkung der einen über die andere mit einander kämpfen. Das Verlangen unserer Zeit ist eine größere und billige Ausgleichung der Rechte unter den verschiedenen Klassen der Gesellschaft. Wo aber eine solche Ausgleichung stattfinden soll, da muß eben der Eine verlieren, was der Andere gewinnt. In dem Maaße, in welchem Allen gleiche Rechte zu Theil werden, müssen die Vorrechte verschwinden, welche bloß auf der äußern Gewalt, und nicht auf Gründen der Vernunft und Gerechtigkeit beruhen. Der Unterdrückte oder Bevormundete kann nicht zu größerer Freiheit gelangen, ohne daß der Herrschende von seiner Gewalt über ihn etwas nachläßt. Wenn der Eine weniger ein Untergebener sein soll, so wird der Andere um so viel weniger ein Herr sein können. Man sieht leicht ein, wie dieser Kampf eine Quelle der tiefsten gegenseitigen Erbitterung werden kann. Von beiden Seiten kann darin Unrecht geschehen; von den Herrschenden und Bevorrechteten, wenn sie die gerechten und billigen Anforderungen einer vorangeschrittenen Zeit nicht beachten, und den Ansprüchen, zu welchen jetzt die Völker durch ihre höhere

Bildung und durch das erwachte Gefühl der Selbstständigkeit berechtigt sind, gar nicht oder nur gerade so weit berücksichtigen wollen, als die Gewalt der äußern Umstände ihnen abzwingt. Von denen aber, welche einen größeren Grad von Freiheit verlangen, mag oft auch die Billigkeit aus dem Auge gesetzt werden, die Billigkeit, welche einer altgewohnten Ordnung der Dinge und dem hergebrachten Besitze der Gewalt auch ihre Rechnung tragen muß, und ebendarum nicht einen Umsturz der Verhältnisse, sondern eine allmälige und alle Theile versöhnende Ausgleichung sucht.

Die Leidenschaft freilich weiß nichts von Billigkeit und Nachgiebigkeit, und daß viel, sehr viel menschliche und selbstsüchtige Leidenschaftlichkeit in diesem Kampfe herrscht, wer wollte es leugnen? Immer fester beharren die Einen auf ihren Anforderungen, immer starrer die Andern auf ihren Weigerungen. Immer tiefer dringt die Erbitterung, immer weiter wird die Entfremdung, immer trotziger und drohender die Stellung der Parteien. Ist es da ein Wunder, wenn viele wohlgesinnte Menschen, welche ihr Volk und ihr Vaterland lieb haben, mit banger Erwartung in die Zukunft blicken und mehr und mehr dem Gedanken Raum geben, daß es nur eines äußeren Anstoßes bedürfe, um alle Bande der Ordnung zu lösen, und alle die furchtbaren Greuel einer gewaltsamen Umwälzung über unser Vaterland hereinzurufen? Welcher Vaterlandsfreund aber könnte eine derartige Umgestaltung unserer Verhältnisse wünschen? Eine solche Aussicht müßte auch den wärmsten Freund der Freiheit, wenn er nur einigermaßen seine Besonnenheit sich bewahrt hat, mit tiefer Trauer erfüllen; denn das ist mit warnender Schrift in die Weltgeschichte geschrieben, daß aus einer blutigen Saat nur selten die Freiheit emporkeimte. Wo Bürger gegen Bürger das Schwert führten, ist selten etwas Anderes gewonnen worden, als eine neue Form der Unterdrückung und Beknechtung unter der heuchlerischen Maske der Freiheit.

Ich theile diese Besorgniß nicht, und zwar darum nicht, weil ich mit voller Zuversicht auf den allmächtig waltenden Geist des Christenthums vertraue. „Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit!" Nie habe ich diesen Trostspruch des Briefes an die Ebräer mit größerer Freudigkeit erfaßt, als in diesen Tagen

des drohenden politischen Kampfes. Hier ist unser Heil, unsere Rettung und unser Sieg!

Die Freiheit, die volle Freiheit ist eine langsam reifende, aber unausbleibliche Frucht des Christenthums. Zwar will dieses vor Allem die innere, geistige Freiheit der Menschen, und wer wäre verblendet genug, daß er nicht einsähe, daß es ohne diese keine andere geben könne. Aber aus der innern Freiheit geht die äußere, bürgerliche mit Nothwendigkeit hervor, und das Christenthum will darum auch diese mit Entschiedenheit, wie und weil es die erste will. Man hat außerhalb des Christenthums von einer wahren bürgerlichen Freiheit nichts gewußt und weiß nichts von ihr. Der Gedanke von der gleichen Berechtigung aller Menschen ist erst durch das Christenthum in das öffentliche Leben getreten, und wie sehr er auch in der Folge während der finstern Zeiten der rohen Gewalt zurückgedrängt worden ist, so hat er sich doch stets in dem Maaße Geltung verschafft, als das Christenthum in größerer Reinheit aus seinen Umhüllungen hervortreten konnte. So war der Grundsatz der Sklaverei ursprünglich mit dem Völkerleben in Europa auf's Innigste verwachsen; der langsam aber allmächtig wirkende Geist des Christenthums hat ihn so gänzlich aus der Wurzel vertilgt, daß auch nur der Gedanke der Sklaverei unter uns unmöglich geworden ist. Und wenn in unsern Tagen der Geist der Freiheit so mächtig erwacht ist, — wie viel Selbstsucht, wie viel Hang zur Zügellosigkeit, wie viel menschliche Eitelkeit, ja wie viel Rohheit sich auch daran hängen mag, immerhin begrüßen wir diesen Geist als den ächten Geist des Christenthums. Darum auch zweifeln wir keinen Augenblick, daß er zum Ziele gelangt; so schnell wohl nicht, als wir es wünschen, eben weil so viel Unchristliches an ihn sich anhängt, von dem er sich läutern und reinigen muß, aber darum nicht weniger sicher und unabweisbar.

Sehen wir nur auf das Wirken dieses Geistes; sein Weg ist nirgends der der Gewalt, und das ist's wohl, was der Erlöser meinte, wenn er sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Er schafft geräuschlos eine Revolution in der Gesinnung, in der Ueberzeugung der Menschen. Auf dieses Fundament trägt er einen Stein um den andern, und baut so fort von Jahr zu Jahr im

Stillen an dem großen Baue der Freiheit. Wo Einrichtungen bestehen, welche dem Gedanken Jesu Christi widerstreben, wo Formen und Gesetze in ungerechter Weise auf einzelne Menschen und Menschenmassen drücken, da müssen sie mehr und mehr weichen in dem Maaße, als die Grundsätze eines geläuterten Christenthums mehr Raum und Boden gewinnen; und haben sie denn nicht wirklich mit jedem Jahre größern Raum gewonnen in der Ueberzeugung der Menschen? Ist nicht mit jedem Jahre die Macht des christlichen Geistes, des Geistes der Liebe, der Freiheit und der Gerechtigkeit größer und unwiderstehlicher geworden? Man erkennt das wenig, wenn man nur auf die Gegenwart schaut. Aber wenn man zurückblickt um zwanzig, um fünfzig, um hundert Jahre, dann sieht man, wie der Geist der Freiheit gearbeitet hat, und wie der Bau so mächtig vorangerückt ist. So will es Gott! Das mögen die erkennen, die in ihrer übermüthigen Selbstverblendung dem fortschreitenden Geiste der Freiheit einen ohnmächtigen Widerstand entgegensetzen. O, daß sie sich beugen lernten vor einer höhern Macht, daß sie hören möchten, was der Ruf ihrer Mitmenschen, was der Geist des Christenthums, was das Wort des Evangeliums, dessen Kinder wir Alle sind, immer lauter und dringender von ihnen verlangt! Welch ein Segen könnten sie werden für ihre Zeit! Das mögen aber auch die beherzigen, welche in leidenschaftlicher Ungeduld das Haus oben in der Spitze vollenden wollen, ehe es von unten her gebaut ist. Der Apfel fällt, wenn er reif ist; es ist ein Frevel, ihn vor der Zeit vom Baume zu reißen. Mögen sie einsehen, daß sie durch ihr Vorauseilen das stille Wirken der Zeit nicht befördern und nicht beschleunigen, sondern nur demselben ihre eigenen Kräfte entziehen.

Der Name Freiheit klingt jedem Ohre wohl; aber wie vielerlei denken sich die Menschen darunter? Jeder bezieht die Freiheit zunächst auf seine besondern Verhältnisse, und denkt dabei an das, was ihn vorzugsweise, an das, was ihn am meisten beengt und drückt. Der Arme, der Tag für Tag mit der Sorge erwacht: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?" wie soll er unser Streben nach Freiheit verstehen? Was sind ihm Deputirtenwahlen, was Preßfreiheit, was Steuerbewil-

ligungsrecht? Brod ist ihm Freiheit. Der Mensch will vor allen Dingen leben, das ist das erste aller Menschenrechte. Aber gerade das haben die bisherigen Bestrebungen nach Freiheit zu sehr im Hintergrunde stehen lassen. Die Gestaltung unserer Verhältnisse nimmt vielmehr offenbar eine Richtung, wodurch die Existenz eines Theiles der Bevölkerung immer unsicherer wird. Indem der Besitz und der Reichthum nach der einen Seite hin wächst, so wächst in gleicher Weise die Armuth nach der andern. Was für Berichte lesen wir aus dem freiesten Reiche in Europa? In England schreien Tausende nach Brod, in Irland sollen in einer Grafschaft 47 Menschen vor Hunger gestorben seyn, und in eben diesen Ländern sind die reichsten Leute in der Welt. Solche Ueberfülle und solch nacktes Elend, solche Ueppigkeit und solche Entbehrung, solche Schwelgerei und solcher Hunger neben einander, das ist ein ungeheures Mißverhältniß in den geselligen Zuständen der Gegenwart, und fordert unabweisbar eine Aenderung. Was hilft es, die Leibeigenschaft abschaffen, wenn die Armuth zu einer viel drückenderen Sklaverei führt?

Verhehle sich doch Niemand, wie es aussieht in unsern geselligen Verhältnissen. Drohender als alle politischen Bestrebungen ist die nicht mehr zu leugnende Wahrheit: die Armuth schickt sich an, Abrechnung zu halten mit dem Reichthum. Und da hilft kein Zusprechen, der Hunger überschreit Alles, der ist ein gar wilder Freiheitsprediger; da rettet keine Polizei, es sind ihrer zu Viele; da sichert keine Strafe, sie haben nichts zu verlieren. Da halte ich mich wieder an mein Sprüchlein: „Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit." Hier ist der rechte Weg, hier oder nirgends die rechte Abhilfe und Rettung.

Ist es nicht überhaupt schon ein gutes Zeichen von der Regsamkeit des christlichen Geistes, daß die Frage über die Verhältnisse der Armuth in unserer Zeit endlich einmal ernstlich zur Sprache gebracht wird? Allerdings sind in dieser Beziehung sehr schlimme Dinge zum Vorschein gekommen. In den communistischen und ähnlichen Verbindungen sind Grundsätze aufgestellt worden, welche aller Sitte Hohn sprechen und alle Verhältnisse verkehren. Verblendete und verkommene Menschen meinten, es werde dadurch der Welt geholfen

werden, wenn man alles Eigenthum abschaffe, die Ehe schände, das Familienleben zerstöre, den Raub und den Diebstahl heilige, die Religion verhöhne und Gott lästere. Das sind Auswüchse und Giftbeulen, welche nichts beweisen, als daß eine gefährliche Krankheit in dem Körper der Gesellschaft steckt, welche geheilt werden muß, aber nicht durch äußere gewaltthätige Mittel, wodurch man das Uebel nur tiefer in den Körper hineintreibt, sondern daß man wirklich den leidenden Theilen zu Hilfe kommt.

Wahrlich, wenn man neben dem grenzenlosen Luxus der höhern und mittleren Stände diese Bettelhaftigkeit von Hunderttausenden, neben den üppigsten Schwelgereien den Hunger und die verzehrende Sorge, neben den pomphaftesten Reden über Freiheit die drückendste Sklaverei der Armuth, neben einer oft genug verschrobenen Ueberbildung in den höheren Klassen eine gänzliche geistige und sittliche Verwahrlosung, ja in einzelnen Fällen eine wahrhafte Verthierung in den untersten Schichten der Bevölkerung wahrnimmt, wenn man diese schneidenden Gegensätze in der menschlichen Gesellschaft betrachtet, kann man denn da noch im Ernste von einem christlichen Staate reden? O wie ganz anders war es in den ersten christlichen Gemeinden. Die erste Sorge war für die Armen. Alles beruhte auf dem Grundsatze: wir sind mit Allem, was wir haben an irdischen und geistigen Gütern, Gottes Haushalter, daß wir's verwenden zum Heil und Nutzen für Alle. Da sollte und konnte Niemand leiblich und geistig ohne Hilfe seyn; der Grundsatz war praktisch geworden: so ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit. Und so muß es werden in dem christlichen Staate, wenn diese Benennung nicht ein Hohn- und Spottname sein soll. Es wird und muß zur Wahrheit werden, daß wir Alle unter einander Glieder sind, und daß alle verpflichtet sind, dafür zu sorgen, daß keines verderbe, verkümmere oder zu Grunde gehe. Es wird und muß zur Wahrheit werden, daß „den Armen das Evangelium gepredigt werde," d. h. daß auch der Geringste im Volke geistig und sittlich gehoben und in die Lage versetzt werde, an den Früchten einer vorgeschrittenen Bildung Theil zu nehmen. Die Aufgabe ist groß und schwer; es sind gewaltige Vorurtheile über Besitz, über Eigenthum, über Standesberechtigung zu überwinden; Vorurtheile, die so tief oder

noch tiefer wurzeln, als ehemals der Grundsatz der Sklaverei in den europäischen Völkern. Aber was überwindet nicht die Allmacht des christlichen Geistes! Schon hat man angefangen, die Aufgabe zu begreifen; ja, schon sind leise Anfänge zu ihrer Lösung vorhanden! die Vereine für die Arbeitslosen, für Rettung verwahrloster Kinder u. s. w., auf was gehen sie anders, als auf die Heilung der innersten und gefährlichsten Krankheit unserer gesellschaftlichen Verhältnisse? Und was jetzt leise und unscheinbar begonnen ist, das wird die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts gewiß zur Lösung bringen. O wie erheitert diese Hoffnung den Blick in die Zukunft! Sie wird in Erfüllung gehen, so gewiß als das Reich des Welterlösers immer mehr und mehr in's Daseyn tritt, so gewiß als eine Wahrheit in den Worten liegt: Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit!

Aber eben mit der Religion selbst, mit dem Christenthum, mit dem christlichen Glauben, wie ist es denn damit? Müssen wir denn nicht gerade hier die meisten Besorgnisse haben? Wir hören ja Klagen auf Klagen, daß die Religion in Gefahr, das Christenthum in seinen Fundamenten erschüttert, aller Glaube untergraben sei. Ueber keine Besorgniß bin ich mehr beruhigt, als über diese. Es ist wahr, es ist stark gerüttelt worden an den herkömmlichen Vorstellungen über Religion, über Christenthum und Kirche, und es ist dabei nicht immer die Ehrfurcht im Auge behalten worden, welche dem gebührt, was dem Menschen das Heiligste ist. Es ist wahr, es ist unsägliche Verwirrung in die religiösen Vorstellungen der Menschen gekommen, und viele Tausende sind verkommen, und wissen sich nicht wieder zurecht zu finden. Es ist wahr, es haben sich Viele aus Furcht vor dem Aberglauben in die endlose Einöde des Unglaubens geflüchtet, wohin ich ihnen nicht folgen kann und mag. Aber es ist thöricht, ja gottlos, deßhalb für die Religion, für den Glauben, für das Christenthum selbst zu fürchten. So lange da drüben die Berge stehen, und die Sonne am Himmel aufgeht, und die Erde unter den Füßen des Menschen ist, so lange räsonnirt uns Niemand den Glauben an einen allmächtigen und allweisen Schöpfer hinweg; und so lange in der Menschenseele ein Gemüthe ist und das Herz in uns nicht vertrocknet, so lange hört

auch die Religion nicht auf; und so lange die menschliche Vernunft nicht erlöscht, die Liebe nicht ausstirbt und die Hoffnung sich nicht begraben läßt, so lange geht das Reich Christi nicht unter.

Die Christen fangen an, den Hader und Streit um Lehrsätze satt zu bekommen, und nun jammern deßhalb Tausende über die religiöse Gleichgültigkeit der Zeit. Ist es Gleichgültigkeit? Wann ist denn je ein so ernstes Ringen gewesen nach Erkenntniß der Wahrheit, nach einer festen Ueberzeugung, als eben jetzt? Eben das, daß man sich mit den eingelernten, nachgesprochenen Formeln und Sätzen nicht begnügt, daß man so ernstlich sucht, selbst zu prüfen, und seinen Glauben mit allen Erfahrungen einer weiter fortgeschrittenen Bildung in Einklang zu bringen, ist ja ein Zeugniß, wie die Religion den Menschen jetzt eine wichtige und große Sache geworden ist. Man redet so viel von der Glaubenslosigkeit der Zeit. Aber was ist es denn eigentlich? Die Menschen wollen sich nicht mehr gegen einander aufhetzen lassen um des Glaubens willen, sie wollen sich nicht hassen, anfeinden und verfolgen darum, daß nicht alle Seelen in die nämliche Form hineinwachsen können, nicht alle von Gott mit den nämlichen Anlagen geschaffen, und nicht alle unter den nämlichen Verhältnissen, welche auf ihr Geistesleben einwirkten, aufgewachsen sind. Sie wollen den religiösen Glauben eines Jeden als sein heiliges Eigenthum betrachten, auf das Niemand sonst ein Recht hat, und das Gericht darüber Gott allein anheimstellen. Sie wollen die ihnen zugemessene Erdenzeit nicht mehr verstreiten mit einander um die Ewigkeit, wohin ja doch kein sterbliches Auge dringt, sondern dahin einmal ernstlich arbeiten, daß das Reich Christi, das Reich der Wahrheit, der Liebe und der Gerechtigkeit auf Erden mehr und mehr Boden gewinne. Ist das nun eine unchristliche, eine glaubenslose Zeit?

Lieber Leser, kommt es dir nicht vor, als graue der Morgen einer besseren Zeit? Wohlan denn, vertrauensvoll und hoffnungsmuthig hinein in das neue Jahr, in die bessere Zukunft! Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit! Z.

12.

Die Reformation des neunzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Auch noch einen andern sehr heilsamen Einfluß würde es auf die Geistlichen haben, wenn die Kirche, d. h. die Gesammtgeistlichkeit und die Gemeinden, bei der Verwaltung der Kirchenangelegenheiten mehr betheiligt wären. Das geistliche Amt unterscheidet sich von andern Aemtern ganz und gar dadurch, daß bei letztern es meistens genügt, wenn der Beamte sein Amt nach den Vorschriften seiner Oberen pünktlich, wenn auch sonst ziemlich mechanisch verwaltet. Bei dem geistlichen Amte ist es ganz anders. Wird es noch so pünktlich, aber nur mechanisch verwaltet, so bringt es wenig, oder gar keine Frucht; denn es ist eben ein „geistliches" Amt, und soll das Geistige in den Menschen fördern; dies kann aber sicher nur dann geschehen, wenn denn dies Amt in wirklicher geistiger Wirksamkeit geführt wird; eine noch so pünktliche, aber blos mechanische Thätigkeit des Geistlichen wird nimmermehr im Stande seyn, Andere geistig anzuregen und zu heben. Kommt also bei diesem Amte alles darauf an, daß Diejenigen, welche es bekleiden, selbst geistig regsame und strebsame Männer seien, so liegt auch unendlich viel daran, daß in der Kirche solche Einrichtungen bestehen, durch welche die Geistlichen so viel als möglich innerlich angeregt werden, ihr Amt nicht blos mit gewissenhafter Pünktlichkeit, sondern auf wahrhaft *geistliche* Weise zu führen. Ohne Zweifel aber ist es, wenn Geistliche nur darum ihre „Schuldigkeit" thun, weil dies von oben von ihnen gefordert wird, weil man von oben es ihnen vorschreibt, weil man von oben sie beaufsichtigt, — ohne Zweifel ist dies dann eine blos mechanische Amtsführung, die keinen Segen bringen kann. Und doch ist das gerade die jetzt bestehende Einrichtung. An die Geistlichen werden von den kirchlichen Behörden Rescripte und Verfügungen erlassen, wie von der Regierung an die andern Beamten, und das ist so ziemlich Alles, was geschieht. Sicher aber ist es nicht Alles, was geschehen sollte. Soll die Kirche nicht blos mechanisch von oben geleitet werden, sondern soll sie sich von innen heraus geistig erbauen, so ist es durchaus

nothwendig, daß die Geistlichen, so wie sie auf eine ganz andere Weise wirken müssen, als die weltlichen Beamten, daß sie denn auch auf eine andere Weise dazu angeregt werden. Statt der blos mechanischen Anregung und Aufsicht von oben herab sollte die Einrichtung bestehen, daß die Geistlichen selbst sich unter einander anregten, und daß die Kirche selbst die Aufsicht über sie führte. Diese Anregung sollte geschehen durch die Geistlichen unter einander selbst in Prediger-Conferenzen, jene Aufsicht dagegen sollte geführt werden durch die Diöcesansynode und eine, längstens alle Vierteljahr zusammentretende Diöcesan-Commission von Geistlichen und Weltlichen. Aber statt diese Prediger-Conferenzen zu befördern und für ihre zweckmäßige, praktische Einrichtung zu sorgen, werden ihnen Hindernisse in den Weg gelegt. Man glaubt es sei hinreichend, wenn alles nur durch die amtlichen Behörden geschehe; und doch — was sind die nächsten Behörden, die Dekanate, anders als bloße mechanische Büreaustellen? Und wie können die Consistorien eine gehörige Aufsicht über die Einzelnen führen? Würde diese in der angedeuteten Weise in eine Selbstbeaufsichtigung verwandelt, und diese nur von oben im gehörigen Geiste geleitet, es stünde gewiß besser als so, wo die Beaufsichtigung der Geistlichen, in Ansehung dessen, was die Hauptsache ist, nämlich in Ansehung des sittlichen Lebenswandels und einer eifrigen Amtswirksamkeit, theils gar nicht gehörig stattfinden kann, theils auch über dem bloßen Fragen nach der wissenschaftlichen Befähigung und nach der Glaubensrichtung eines Mannes ganz vernachläßigt wird. Daher kommt es denn, daß es heut zu Tage Geistliche von äußerst unsittlichem Lebenswandel gibt, die, ungeachtet ihre Gemeinden, ihre Amtsgenossen, ihre Dekane und alle Welt ihren unwürdigen Lebenswandel kennt und davon redet, dennoch, zum Verderben ihrer Gemeinden und zur großen Beschimpfung des geistlichen Standes, fort und fort ganz ungestört in ihrem Amte bleiben, ja oft nicht einmal Besserungsversuche durch Ermahnungen und Warnungen mit ihnen angestellt werden. Wie es in dieser Beziehung mit der Beaufsichtigung der Geistlichen in der katholischen Kirche aussieht, ist bekannt. Aber es ist auch gewiß, wo einmal solche Zustände eintreten, wo solche grellen Mängel, solche offenbaren Schäden in der Kirche eintreten, und

zwar so, daß die Kirche dieselben an sich duldet, da ist es Zeichen, daß die Kirche altersschwach ist, daß ihre innere Lebenskraft fast aufgehört hat, daß sie einem Körper gleicht, der, wenn er noch kein Leichnam ist, bald einer zu werden droht. Sind nun aber solche schlimme, höchst bedenkliche Zustände bei uns vorhanden, so mag uns das auch ein Zeichen seyn, daß Reformen noth thun, welche geeignet sind neues Leben in die Kirche zu gießen und solche verderbliche Uebel zu entfernen. Dies wäre aber eben nur dadurch möglich, daß die Kirche selbst bei allen ihren Angelegenheiten, mithin auch bei der Beaufsichtigung ihrer Geistlichen betheiligt würde. Wie Mancher, der jetzt unbeaufsichtigt, d. h. nur scheinbar, oder oberflächlich beaufsichtigt, im Sinken begriffen ist, könnte, wenn wir die Einrichtung dazu hätten, durch brüderlichen Zuspruch noch gehalten, wie mancher Gesunkene wieder gehoben werden. Schon das bloße Bewußtseyn, daß es eine solche wirkliche und nicht blos eine scheinbare, eine solche nahe und nicht blos eine Beaufsichtigung von ferne gebe, schon dies bloße Bewußtseyn müßte nothwendiger Weise unendlich heilsam wirken. Wo aber weder dies noch jenes etwas wirkte, wo Einer versunken wäre und bliebe, da wäre es wenigstens nicht möglich, daß er, zum Verderben der Gemeinde, in seinem Amte bliebe.

Noch etwas endlich würde durch diese Einrichtung erzielt werden. Alle Geistliche sollen von der Kirche beaufsichtigt werden. Werden sie es alle? Die Pfarrer werden von den Dekanen beaufsichtigt, die Dekane von dem Consistorium; freilich ist dies nicht die Kirche, aber es ist doch wenigstens eine Beaufsichtigung. Von wem wird aber das Consistorium beaufsichtigt, sowohl die ganze Behörde, als die einzelnen Glieder derselben? Oder bedürfen diese keiner Beaufsichtigung? In der That, so scheint man die Sache fast allenthalben anzusehen. Wir dagegen halten dafür, daß sie ganz anders angesehen werden sollte. Ist es nämlich überhaupt nöthig, daß die Geistlichen beaufsichtigt werden, so scheint es uns doppelt und dreifach nöthig zu seyn, daß die geistlichen Vorgesetzten ebenfalls der Beaufsichtigung unterstellt seien. Denn sind nicht auch sie Menschen; gilt nicht auch von ihnen: „wir fehlen Alle mannichfaltiglich?" Wenn nun aber höher gestellte Geistliche, oder gar ganze

kirchliche Behörden selbst fehlen, so entstehen daraus für die ganze Kirche weit größere Nachtheile, als es durch die Fehler anderer Geistlichen geschieht. Wenn nun etwa einzelne höhere Kirchenbeamte oder ganze kirchliche Behörden einmal überhaupt in eine fehlerhafte Richtung gerathen, sei es nun so oder so, wie es so leicht geschehen kann und schon so oft geschehen ist, — muß dies nicht der ganzen Kirche zum allergrößten Nachtheil gereichen? Ist es da nicht dringend nothwendig, daß abgeholfen werde? — Wie soll nun aber abgeholfen werden, wenn die Kirchenbehörde nicht unter der Aufsicht der Kirche steht, sondern nur unter der Aufsicht der Staatsregierung? Die Staatsregierung kann und darf sich ja nicht in innere Kirchenangelegenheiten einmischen. Wenn denn nun der Fall eintritt, daß die ganze Kirche mit der obersten Kirchenbehörde unzufrieden ist und die größten Klagen und Beschwerden über sie führen muß, wenn die Kirche sich vielleicht sogar in ihrem Bestand und innersten Wesen durch die Kirchenbehörde mit der größten, dringendsten Gefahr bedroht sähe, — wo sollte ihr Abhülfe herkommen? Die ganze Kirche möchte sich tödtlich angegriffen fühlen, könnte nach Abhülfe seufzen, rufen, jammern und ringen, — umsonst — wenn die wenigen Menschen, welche zufällig die höchste Kirchenbehörde bilden, diesen Ruf nicht hören wollen, so ist Alles umsonst, Alles vergeblich. So steht die protestantische Kirche, obgleich sie das Joch der Menschenwillkür, unter der Form des Pabstthums, so entschieden von sich abgeworfen hat, dennoch fort und fort unter einem ganz gleichen Joche menschlicher Willkür in der Form von „Kirchenbehörden.“ Von allen Seiten wird es zugestanden: die protestantischen Kirchenbehörden sollen nicht über der Kirche stehen, dürfen nicht Herren der Kirche seyn; und doch stehen sie thatsächlich über ihr und beherrschen sie in vielen Stücken unbeschränkt, oft im entschiedensten Gegensatz und Widerspruch mit dem ganzen Bewußtseyn und Willen der Kirche. Nein, es ist offenbar, die Kirche ist so lange äußerst mangelhaft eingerichtet, so lange sie nicht selbst die oberste Aufsicht auch über die höhere Geistlichkeit, wie über die höchsten Kirchenbehörden selbst führt. Demgemäß sollten die Dekane von den Diöcesensynoden, die Consistorien von der Generalsynode beaufsichtigt werden. Freilich müßte dazu aber die Generalsynode

öfter, als alle vier Jahre zusammentreten, und außerdem auch eine ständige, wenigstens jedes halbe Jahr zusammentretende Generalcommission bestehen; an welche sowohl von den Diöcesansynoden, als auch von den einzelnen Geistlichen, wie auch von den Presbyterien, oder von jedem einzelnen weltlichen Mitglied der Kirche Bemerkungen über Mängel in der Kirchenverwaltung, wie auch Beschwerden gegen die Kirchenbehörde vorgebracht werden könnten, welche denn von dieser Commission entschieden würden, und von welcher Entscheidung in rein kirchlichen Dingen nur an die oberste Entscheidung der Generalsynode selbst appellirt werden könnte.

IV. Daß wir uns also noch in einem höchst unvollkommenen und naturwidrigen kirchlichen Verfassungszustande befinden, geht hieraus hervor. Der Zeitgeist fühlt dies auch und sehnt sich immer mehr nach einer sachgemäßen Umgestaltung der Dinge, und fordert sie immer lauter und dringender, als das nothwendigste Bedürfniß, wie als das gute Recht der protestantischen Kirche. Und dies ist ein Zeichen, daß eben die Zeit gekommen sei, wo das Zeitalter zu einem solchen Fortschritt in der Entwicklung der Kirche fähig und reif geworden sei. Aber von der andern Seite sieht man es anders an. Man will nicht zugeben, es entspringe dieses Fordern, dieses Ringen und Streben der heutigen Zeit aus einem naturgemäß und unabwendbar eingetretenen Bedürfniß des Zeitalters, sondern man erklärt es vielmehr geradezu für „wühlerisch" und „revolutionär," namentlich aber auch für unchristlich. Daher wollen wir noch kurz darauf aufmerksam machen, wie unwahr diese Beschuldigung ist.

Erstens: ist es ausgemacht, daß die protestantische Kirche das Pabstthum verwirft, ist es also ausgemacht, daß die obersten kirchlichen Verwaltungsbehörden in keiner Beziehung über der Kirche stehen dürfen, sondern daß der Kirche selbst, d. h. der Gesammtheit aller Kirchengenossen durch ihre gewählten Synoden, die höchste gesetzgebende und Aufsicht führende Gewalt in der Kirche zustehen muß: so höre man doch auf zu sagen, es sei „wühlerisch" und „revolutionär," wenn man will und darnach strebt, daß das in's Leben trete, was die Natur der Sache erfordert, und was allein der Kirche wieder wahres Aufblühen, Achtung, Werthschätzung, Gedeihen und Wirksamkeit verschaffen kann. Höre man auf zu sagen, diese For-

derungen und Bestrebungen seien „unchristlich," da schon die allererste christliche Kirche diese Gestalt gehabt hat, welche man jetzt wieder für sie in Anspruch nimmt; da nicht einmal die Apostel sich „als Herren über den Glauben" der Christen ansahen, wie Paulus sagt (2. Cor. 1, 24), da sie keinen bevorzugten Priesterstand, keine Hierarchie in der Kirche wollten, sondern ein allgemeines Priesterthum (1. Petr. 2, 9) lehrten, und damit alle Glieder der Kirche für gleichberechtigt in kirchlichen Angelegenheiten erklärten. Und haben nicht längst schon auch viele Stimmen von der orthodoxen Seite die nämlichen Klagen ausgesprochen, die nämlichen Forderungen gestellt? Heute schweigen sie nur darum davon, weil jetzt ebendieselben Klagen und Forderungen von der nicht-orthodoxen Seite her besonders laut und vielstimmig erhoben werden. Was aber von dieser Seite herkommt, das soll und muß nun einmal „unchristlich" seyn, weil man eben ihre ganze Richtung für eine „total unchristliche" anzusehen gewohnt und auszugeben bemüht ist.

Darum müssen wir auch darauf noch einen zweiten Blick werfen. Diese freiere Richtung, welche sich in neuerer Zeit mehr und mehr geltend macht, kann keine unchristliche seyn, denn der oberste Grundsatz, aus welchem sie hervorgeht, ist durch und durch christlich. Dieser oberste Grundsatz ist nämlich kein anderer, als der schon oft erwähnte: daß die Kirche sich fortentwickeln muß, und zwar nicht blos in Ansehung der äußeren Kirchenverfassung, sondern auch in Ansehung der kirchlichen Lehre und der Auffassung der Glaubenswahrheiten. Christus selbst hat zu seinen Aposteln gesagt: „Ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es noch nicht tragen," (Joh. 16, 12). Sie konnten es noch nicht tragen, noch nicht verstehen, noch nicht in ihr innerstes Bewußtseyn aufnehmen, weil sie noch nicht reif dazu waren. Er verheißt ihnen aber auch, sein Geist, der heilige Geist, welchen der Vater im Himmel ihnen verleihen werde, der werde sie später mehr und mehr in alle Wahrheit leiten, (V. 13). Daß dies wirklich später, nicht auf einmal, sondern nur nach und nach bei den Aposteln geschah, sehen wir daraus, daß sie noch längere Zeit an manchen israelitischen Vorurtheilen (z. B. über die Nothwendigkeit der Beschneidung, über das Essen verbotener Speisen rc.) festhielten (Apostelgesch. 15, 5—7 ff.;

10, 14), und erst nach und nach durch den in ihnen fortwirkenden Geist Jesu zur vollkommneren Einsicht gelangten. Diese den Jüngern Jesu gegebene Verheißung galt aber sicherlich nicht blos für sie, sondern für alle Christen und für alle Zeiten; denn in demselben Sinne sagt Jesus: „siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!" (Matth. 28, 20). So ist es denn der Geist Jesu, welcher fort und fort in seiner Kirche vorhanden ist und lebendig wirkt, und dieselbe mehr und mehr in alle Wahrheit leitet, je nachdem die Zeit dazu reif wird; denn wie die Apostel später manches erkannten, was sie früher noch nicht tragen konnten, so sind auch die heutigen Jünger Jesu, die heutigen Christen reifer geworden und fähiger zu mancher Erkenntniß, für welche frühere Zeiten noch nicht reif waren und sie noch nicht tragen konnten. — Daß man also heut zu Tage über manche religiöse Punkte anders denkt, als es früher geschah, dies darf darum, weil es von dem Aelteren abweicht, noch nicht für unchristlich angesehen werden, sondern es kommt alles darauf an, ob es mit den Hauptgrundsätzen, mit dem Geist und Wesen des Christenthums übereinstimme, oder denselben widerspreche. Denn von dem Geiste, welcher, als der seinige und als ein göttlicher, mit seinen Gläubigen seyn und sie in alle Wahrheit leiten werde, sagt Christus: „Von dem Meinen wird er es nehmen" (Joh. 16, 14), was offenbar nichts anderes heißt, als: alle aus dem Wirken dieses Geistes erfolgenden Entwicklungen, Fortschritte, neuen Einsichten und Erkenntnisse müßten, — wenn sie gleich etwas Neues seien, — dennoch mit dem ganzen Geist seiner Lehre in Einklang stehen. Wir haben nun hier nicht Zeit und Raum genug, um nachzuweisen, daß diejenigen Glaubensansichten, welche sich heute als vollkommnere gelten machen wollen, wirklich mit dem Wesen und Geist des Urchristenthums übereinstimmen, — mag es doch immerhin auch bei manchen derselben nicht der Fall seyn; — allein das müssen wir behaupten, und es ist leicht nachzuweisen, daß wenigstens die Hauptideen der neuern Glaubensrichtung durchaus christlich sind. Daß sie unchristlich seien, wird ihnen hauptsächlich darum vorgeworfen, weil sie von dem „Mittelpunkt" und „Fundament" des christlichen Glaubens, von dem „Kern und Stern" desselben abgefallen seien, nämlich von dem Glauben an die

Gottheit Jesu. An die Gottheit Jesu glauben wir nicht, denn wir sind überzeugt, daß auch Jesus selbst nicht daran geglaubt habe, aber wir glauben an die Göttlichkeit seines Geistes, und halten dafür, daß dies und nichts anderes jenes Kennzeichen des ächten Christenglaubens sei, welches der Apostel Johannes meint, wenn er sagt: „Wer da glaubet, Jesus sei der Christ (d. h. der Gesandte Gottes), der ist von Gott geboren" (1. Joh. 5, 1), oder in gleichem Sinne: „Daran sollt ihr den Geist Gottes erkennen: ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott" (1. Joh. 4, 2); das heißt aber nichts anders, als: wer bekennt, daß er in Jesus den erwarteten und nun auf Erden erschienenen Christus, den Messias oder Knecht (Gesandten) Gottes erkenne. Daß aber Jesus von Gott gesandt gewesen, daß ein wahrhaftiger Gottesgeist ihn erfüllt habe, das glauben wir um so fester, als wir fühlen, wie die Aechtheit dieses göttlichen Geistes in Jesu und in seiner Lehre sich für und für daran beweise, daß das, was Christus als sein Hauptgebot aufgestellt hat, mit den deutlichen Aussprüchen und lauten Forderungen der Gottesstimme in der Menschenbrust ganz und gar übereinstimmt. Die Liebe, die jene Stimme Gottes im Innern des Menschen zum höchsten und heiligsten Gesetz erhebt, sie hat auch Christus für sein höchstes Gebot erklärt. Und da der Geist der heutigen Zeit bei seinen reformatorischen Forderungen gerade von diesem obersten Gebot ausgeht, da gerade die neuere Richtung in der Religion ganz hauptsächlich den Grundsatz der Liebe obenan stellt, und sie allein als die Grundlage aller wahren Religion und alles Menschenheils erkennt und zur allgemeinen Anerkennung zu bringen trachtet: so ist kein Zweifel, daß der Geist, der sich heute als Zeitgeist reget, ein ächt christlicher ist, welcher, weit entfernt, dem was Christus wollte, zu widersprechen, im Gegentheil das will und für das arbeitet und leidet, was auch Christus gewollt und wofür auch er gearbeitet und gelitten hat. Ihr blinden Eiferer, die ihr euch darin gefallet, gegen den heutigen Zeitgeist zu eifern, als sei er ein un- und widerchristlicher, — bedenket, was ihr thut! Sehet ihr denn nicht ein, daß ihr Christus selbst und sein Werk lästert, da ihr so verächtlich und geringschätzig von dem redet, was er doch für das Höchste erklärt

hat? Bedenket, ob ihr nicht die Sünde wider den heiligen Geist begehet, da ihr der Stimme Gottes in euerem eigenen Gewissen euer Ohr verschließet, und gemein machet, was Gott geheiligt hat! (Apostelgesch. **10, 15**). — Ja wahrlich, es ist empörend, es ist abscheulich, wenn man von dem Geist der Liebe, der heute mehr und mehr durch die Welt geht, mit schnödem Hohnlächeln redet als von einem unsaubern Geiste, der nicht aus Gott sei. Wie, ihr Frommen, dünkt euch das schöner und christlicher, daß man es früher z. B. in Deutschland für fromm und Gott wohlgefällig hielt, das deutsche Vaterland glühend zu lieben, aber die Franzosen noch glühender zu hassen, und so weiter? Wir unserstheils halten es für unendlich viel christlicher, wenn heute Deutsche, Franzosen, Engländer, Spanier und wie sie heißen mögen, nichts mehr von jenem patriotischen Nationalhasse wissen, sondern wenn sich durch alle Nationen heut zu Tage offenbar eine Neigung zu gegenseitiger Anerkennung und Wohlwollen, ein Zug der Liebe sich als Charakter unseres Zeitalters bemerklich macht, und wenn diese Liebe die Schranken immer mehr beseitigt, welche mancherlei Dinge, unter andern auch der Glaube, oder vielmehr das Glauben, zwischen den Nationen und zwischen den Gliedern einer und derselben Nation errichtet hat. Lästert nicht! spottet nicht! Die **entente cordiale**,*) welche die Diplomatie und Politik zwischen den Regierungen der christlichen Staaten gestiftet hat, — ja sie, — das läugnen wir nicht, sie mag blos diplomatisch und politisch seyn, und so sehr jene Politik und Diplomatie die „Christlichkeit" im Munde führt, so wenig mag sie vielleicht davon im Herzen haben; aber bei den Völkern ist es anders; während sie weniger vom Christenthum reden, während sie sogar das Christenthum theilweise weniger als sonst im Bewußtseyn tragen, hat sie dennoch der Geist des Christenthums mehr durchdrungen, sind sie dennoch in ihrer Gesinnung christlicher geworden. Sträubt euch dagegen wie ihr wollt, es ist doch so!

Höret darum auf, den Zeitgeist zu schmähen, höret auf in die Welt hinaus zu schreien, er sei blos negirend, zerstörend, zusammenreißend. Negiren will er freilich, aber nur das, was sich ihm als

*) Herzliches Einverständniß.

unwahr darstellt; zusammenreißen will er freilich, aber nur das, was ohnehin schon wankt und uns über den Köpfen zusammenzufallen droht; das will er hinwegräumen, und an dessen Stelle, auf dem guten alten Fundamente, etwas Besseres aufbauen, einen Tempel, an welchem Christus der Grund- und Eckstein bleiben soll, worin drei Altäre stehen sollen, dem Glauben, der Liebe und der Hoffnung geweiht, der der Liebe soll aber der größte seyn (1. Cor. 13, 13). So will es das allgemeine Bewußtseyn des heutigen Zeitgeistes, und weil es das Christenthum eben so will, weil das Evangelium, weil Jesus und die Apostel eben so sprechen, drum ist es gewiß, daß dieser Zeitgeist kein unchristlicher ist, drum ist es verbürgt, daß, weil er das christliche Urelement in sich trägt, er darum durch die lebendig wirksame Kraft desselben auch fernerhin immer christlicher sich gestalten wird; drum ist es endlich auch über allen Zweifel erhoben, daß dieser Zeitgeist sein Ziel erreichen und durch eine große umfassende Reformation der christlichen Kirche sich herrlich als ein Werk Gottes beweisen werde. An Hemmnissen wird es zwar nicht fehlen, viele und große Schwierigkeiten werden Wahn und Selbstsucht der Menschen demselben noch in den Weg legen, aber sie werden den Geist nicht dämpfen. Blicket um euch her in Nähe und Ferne! Was gewahret ihr da? Ein Regen der Völker, das sich allenthalben gleich ist. Siehe, das ist der Geist Gottes, der durch die Völker weht, und sie auferweckt aus dem Schlafe, in dem sie erstarret lagen. Sehet um euch! betrachtet die Fortschritte, welche der menschliche Geist in allen Zweigen seit einem halben Jahrhundert gemacht hat, — und ihr könntet meinen, in der Religion, im Kirchlichen allein könnte alles die alte Form und Gestalt behalten? Dieser Wahn wäre nicht minder thöricht, als wenn ihr meinen wolltet, nachdem der Frühling begonnen hat die Natur zu neuem Leben zu wecken und die Erde mit neuem Grün zu schmücken, könne es auch einmal wieder Winter werden. Rauhe Stürme und Schneegestöber können wohl noch eintreten, aber sie werden nur vorübergehend seyn, und bald wird die Zukunft über die Vergangenheit gesiegt haben und der Frühling in voller Pracht und Herrlichkeit eintreten. Ja, so wenig die Jahreszeiten in ihrem Fortschritte sich hemmen lassen, so wenig die strahlende Sonne, wenn

sie einmal aufgegangen ist, wieder rückwärts gehen kann, so wenig kann auch der Zeitgeist in seinem fortschreitenden, von Gott verordneten Gange aufgehalten werden. Mögen Verblendete, sei es aus frommem Wahn, oder aus selbstsüchtiger Klugheit, — Verblendete sind beide, — mögen sie dem Gang des Zeitgeistes mit allen Kräften sich entgegen stemmen, sie werden nimmermehr ihn hemmen; es kann ihnen eine Zeit lang vielleicht zu gelingen scheinen, aber wie dem Sisyphus der mühsam auf die Höhe gewälzte Stein plötzlich wieder entrollt, so werden auch Jene alle ihre Mühe und Arbeit plötzlich vereitelt sehen; sie werden erfahren, daß von all' ihren Anstrengungen nicht mehr Erfolg übrig bleiben wird, als jenen Danaiden, welche Wasser in ein durchlöchertes Faß tragen. Oder vielmehr, einen Erfolg werden ihre Bestrebungen haben, aber gerade den entgegengesetzten, welchen sie beabsichtigen: sie werden dazu dienen, den Geist der Zeit desto regsamer aufzuwecken, zu desto kräftigeren Anstrengungen zu nöthigen; sie werden der guten Sache des Lichts und der Wahrheit, gleichwie dem Gold das Feuer, zur Bewährung und zur Läuterung dienen. Nein, keine menschliche Macht in der Welt wird im Stande seyn es zu verhindern, daß das, was schon längst von Tausenden, jetzt aber von Millionen als das Bessere und Vollkommnere erkannt wird, nicht auch in das Leben trete. Ja, sie ist nahe, die Zeit, nach welcher wir schon vor vielen Jahren sehnsüchtig hinausblickten, die Zeit, von deren Kommen schon vor uns unsere Väter mit frommen Wünschen redeten, die aber sie und wir noch für eine in weiter, weiter Ferne liegende hielten. Sie ist jetzt da; Gott der Herr hat sie herbeigeführt, ehe wir es dachten. Wir aber freuen uns hoch, mit heiliger Freude, daß Gott uns vergönnt hat zu erleben, was vor uns so manche Freunde des Lichtes und der Wahrheit zu schauen wünschten, dessen Kommen sie aber für ferne, ja für ungewiß hielten. Nun ist diese Zeit schon angebrochen, und ihr Beginnen besiegelt auf's neue den Bund Gottes mit den Menschen, bestätigt auf's neue sein Walten und Regieren über dem Reiche Jesu, bezeugt auch zugleich so freudenreich, daß das, was im Innersten des Menschenherzens als unaustilgbare Sehnsucht sich regt, daß dies nichts anderes sei, als die wahrhaftige Stimme Gottes, die, was wahr, gut und göttlich ist, uns

fühlbar macht, und uns dabei zugleich prophetische Blicke über das Kommen des Reiches Gottes mit großer Sicherheit in die Zukunft thun läßt. Welche Fülle von Erhebung, von Freude, von Trost und Hoffnung liegt in diesem Bewußtseyn! Ist es schon erhebend und freudenreich, den Beginn dieser neuen Stufe des Reiches Gottes auf Erden erlebt zu haben, wie viel herrlicher wird es noch seyn, den wirklichen allgemeineren Eintritt zu erleben. O beglückte Zeit, wenn das, was das Höchste und Köstlichste des Menschen ist, wenn Licht und Liebe als reine Flammen auf allen Altären brennen, und durch Licht und Liebe alle Christen zu einer Heerde vereinigt, alle Nationen mit einem heiligen Bande umschlungen werden, und wo dann die Religion, der frohe Gottesglaube, die heilige Gottesliebe Allen das höchste Gut und köstlichste Kleinod seyn, und in lebendiger Wirksamkeit Ströme des Segens über das Menschengeschlecht ergießen wird. Diese gesegnete Zeit, — wir werden sie nicht erleben, aber sie wird kommen, sie wird wahrhaftig kommen. Sie wird die Menschen wohl nicht in Engel, und die Erde nicht in den Himmel verwandeln, aber sie wird doch viel Göttliches in den Menschenseelen wecken, viel himmlischen Segen in's Erdenleben bringen. Freuen wir uns jetzt schon dieser Zukunft; freuen wir uns auch darüber, ja hoch auch darüber, daß abermals Deutschland, unser Deutschland von Gott dazu berufen ist, der christlichen Welt den Segen einer neuen, nah umfassenderen Reformation zu bringen. Sehet auch hier die Hand Gottes und seine Berufung. Mit Recht und mit Wahrheit wird Deutschland „das Herz Europas" genannt. Wie es in dessen Mitte liegt, so ist es auch berufen, daß von ihm aus vorzüglich geistiges Leben und Lebenserneuerung in die andern Nationen hinausströmen. Vor dreihundert Jahren hat es diesen Beruf schon einmal erfüllt, es wird denselben jetzt noch einmal auf eine noch großartigere Weise erfüllen. Laßt denn andere Länder mächtiger seyn zu Land und zu Meer, Deutschland hat seine Macht in dem Geiste; lasset andere Völker mehr Einfluß haben auf die Gestaltung der äußeren Völkerverhältnisse, Deutschland übt einen herrlicheren Einfluß auf die Gestaltung der geistigen Zustände der Nationen. Deß wollen wir uns freuen! Das sei unser Stolz! Wer aber sich freuet und stolz darauf ist, ein Deutscher zu seyn, der

rege sich und helfe mitarbeiten an dem heiligen Werke, welches der Geist Gottes jetzt durch deutsche Herzen und Hände erschaffen will.

F.

13.

Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel.

(Fortsetzung.)

4. Aber, sagt man, Jesus wird doch im N. Test. sogar Gott genannt.

Lasset sehen, wie es sich damit verhält! — 1. Timoth. 3, 16 lesen wir: „Ein Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit und kündlich groß ist das gottselige Geheimniß: Gott ist geoffenbaret im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschienen den Engeln, gepredigt den Heiden, geglaubet von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit." — Da sagt man nun: Steht es denn hier nicht klar und deutlich, daß Christus Gott sei, und wird nicht eben hier die Gottheit Jesu für ein kündlich, d. h. anerkannt großes Geheimniß, und für den Pfeiler und die Grundfeste der Wahrheit, also für des Christenthums Haupt- und Grundlehre, Kern und Mittelpunkt erklärt? Denn, daß nicht blos von einer Offenbarung in Christo für die Welt die Rede sei, wie man wohl die Worte, „Gott ist geoffenbaret im Fleisch," wenn sie allein stünden, ganz füglich auslegen könnte, sondern daß hier von der Person Jesu die Rede sei, geht aus den Worten, „aufgenommen in die Herrlichkeit," mit Gewißheit hervor. Allein dem nachdenkenden Leser müssen sich in dieser Stelle gleich einige Bedenklichkeiten aufdrängen. Nämlich kann denn von Gott (auch wenn Christus darunter verstanden wird), — kann denn von Gott gesagt werden, er sei „gerechtfertigt worden im Geist," er sei erschienen den Engeln, er (Gott) sei aufgenommen in die Herrlichkeit?" Sollte ein Apostel sich wohl so ausgedrückt haben? — Aber da steht es ja. — Es steht nicht so fest, als es aussieht. In der deutschen Uebersetzung steht wohl das Wort „Gott," ob es aber auch im griechischen Urtext gestanden habe, ist zweifelhaft und mehr als zweifelhaft. In einigen der noch vorhandenen alten griechischen Handschriften steht es, in anderen aber, und zwar darunter in der

ältesten von allen **steht es nicht.** In einigen Handschriften nämlich steht Θεος (Theos, Gott), in anderen aber ὅς (hos, derjenige, welcher, oder: er, der), oder auch ὅ (ho, welches oder was). Nach dem altgriechischen Schreibgebrauche werden diese Worte so geschrieben, daß eines beinahe aussieht, wie das andere, nämlich ΟΣ (hos, welcher) und ΘΣ (die gewöhnliche Abkürzung für Theos, Gott). Der ganze Unterschied besteht also in einem kleinen Querstrich in dem ersten Buchstaben. Da nun dieser Strich, der das Wort hos (welcher) in theos (Gott) verwandelt, in der ältesten Handschrift fehlt, ist es da nicht mehr als wahrscheinlich, daß die Lesart hos die ursprüngliche und rechte sei? Und diese Lesart, welche einen so starken äußeren Grund für sich hat, hat nicht minder auch die stärksten inneren Gründe für sich. Denn das Dunkle und Unpassende, welches wir in den verschiedenen Ausdrücken des Verses finden, wenn wir sie auf Gott beziehen müssen, fällt ganz weg, und der Sinn wird leicht verständlich, wenn wir die Lesart hos (oder ho) annehmen. Es hieße dann: „Ein Pfeiler und eine Grundfeste, und ein kündlich großes Geheimniß ist: er, der geoffenbaret (oder erschienen) ist im Fleisch (nämlich Christus), ist gerechtfertigt im Geist (nämlich als Sohn Gottes) u. s. w. — Sogar die katholische Kirche, welche doch wahrlich gegen die Gottheit Jesu nichts einzuwenden hat, hat diese Lesart (d. h. nicht hos, welcher, sondern ho, welches, oder was) als die richtige angenommen, und in der Vulgata, d. h. in der lateinischen, von der kathol. Kirche angenommenen Bibel lesen wir: **Et manifestum magnum est pietatis sacramentum, quod manifestum est in carne, justificatum est in spiritu, apparuit angelis, praedicatum est gentibus, creditum est in mundo, assumptus est in gloria.** Und Bischof **Weiß** von Speier übersetzt diese Stelle in seinem Hirtenbrief vom **18.** Januar **1846,** Seite **14:** „das große Geheimniß, **welches** geoffenbaret ward im Fleisch" u. s. w. — Ist diese Stelle also wohl noch geeignet, als eine Beweisstelle für die Gottheit Jesu angesehen zu werden?

Nicht ganz ebendieselbe, aber doch eine ähnliche Bewandtniß hat es mit einer anderen Stelle, die auch gewöhnlich für die Gottheit Jesu angeführt zu werden pflegt. **1.** Joh. **5, 20** heißt es: „Wir

wissen aber, daß der Sohn Gottes gekommen ist, und hat uns einen Sinn gegeben, daß wir erkennen den Wahrhaftigen, und sind in dem Wahrhaftigen, in seinem Sohne Jesu Christo. Dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben. Kindlein hütet euch vor den Abgöttern!" — Da steht denn, sagt man, abermals klar und deutlich, daß Christus der wahrhaftige Gott sei. Aber auch hier müssen wir schon zum Voraus einiges Bedenken empfinden, wenn wir gewohnt sind, was wir lesen auch zu überlegen, und zwar nicht blos auf das abgerissene Wort für sich allein, sondern auch auf den Zusammenhang zu sehen, in welchem es steht, und auf den Sinn zu merken, welchen eine ganze Stelle ausdrücken soll. Nimmt man nun aber an, es werde hier von Christus gesagt, er sei der wahrhaftige Gott, so käme ein äußerst schwerfälliger Sinn heraus. Schon dies müßte uns befremden, daß Christus in dem nämlichen Verse der „Sohn Gottes" genannt wird, und zwar so, daß ohne weiteres vorausgesetzt wird, darüber sei man einig, während doch gleich darauf eine Versicherung folgt, daß man in Christus den wahrhaftigen Gott erkennen müsse. Dies würde beweisen, — was aber gerade die Orthodoxen ja nie zugeben wollen, — daß es auch zur Apostelzeit Christen gegeben habe, welche Christus anerkanntermaßen als „Sohn Gottes" ansahen, bei welchen es aber keineswegs ebenso anerkannt war, sondern noch erst versichert werden mußte, daß er der wahrhaftige Gott selbst sei. Aber auch der ganze Zusammenhang der Stelle will in diesem Fall keinen rechten, klaren und treffenden Sinn geben, denn der Apostel würde da sagen: „Christus, der Sohn Gottes, ist gekommen, uns den wahrhaftigen Gott erkennen zu lehren, und wir sind nun in dem wahrhaftigen Gott (d. h. in seiner Gemeinschaft) und in dem Sohne dieses wahrhaftigen Gottes. Dieser wahrhaftige Gott ist aber Christus selbst." — Nein, nein, so spricht Niemand! Hätte Johannes sagen wollen: Christus sei gekommen um uns sich selbst als den wahren Gott, in dem wir seyn und leben sollen, kennen zu lehren, so würde er sich anders ausgedrückt haben. Der Sinn seiner Worte ist vielmehr offenbar ein ganz anderer. Er will sagen und sagt: „Wir wissen, daß der Sohn Gottes gekommen ist, damit wir den wahren Gott erkennen möchten, und wir sind nun in der

Gemeinschaft dieses wahren Gottes, in seinem Sohne Jesu Christo (d. h. durch Christus oder durch die Gemeinschaft mit ihm). Dieser Gott (nämlich der Gott, welchen wir durch Jesum Christum haben kennen lernen, und in dessen Gemeinschaft wir durch die Gemeinschaft Jesu Christi leben), dieser ist der wahre Gott — (und kein anderer, nicht etwa einer von denen, an welche die Heiden glauben). — Jetzt verstehen wir auch, warum der Apostel sogleich hinzu setzt: „Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern!" — was im anderen Falle ganz abgerissen da stünde. Im Griechischen ist dies noch einleuchtender als im Deutschen. Aber auch im Deutschen kann man den Vers ganz wörtlich stehen lassen, wie er steht; man darf nur darauf achten, daß das Haupt-Wort in dem ganzen Satze der „Wahrhaftige" ist, welcher zweimal hinter einander genannt wird, und daß das Wort „dieser" sich sicherlich auf jenes Haupt-Wort des Satzes, oder besser auf jenen Hauptbegriff in dem Gedanken des Satzes, bezieht, da die Worte „in seinem Sohne Jesu Christo" nur ein Zwischensatz sind, welcher nach dem neutestamentlich griechischen Sprachgebrauch auch noch deutlicher als Zwischensatz und Mittelgedanken sich zu erkennen gibt.

Auf eine ähnliche Weise verhält es sich auch mit der Stelle Röm. 5, 9, wo Paulus von seinen Brüdern oder Stammgenossen, den Juden, redet und von ihnen sagt: „Die da sind von Israel, welchen gehöret die Kindschaft, und die Herrlichkeit, und der Bund, und das Gesetz, und der Gottesdienst und die Verheißung; welcher auch sind die Väter, aus welchen Christus herkommt nach dem Fleisch, der da ist Gott über Alles, gelobet in Ewigkeit. Amen." — Wie man die Worte im Deutschen liest, so scheint es freilich wieder, als werde hier Christus Gott genannt, der über Alles ist. Allein sobald wir den griechischen Urtext lesen, so findet sich dies keineswegs so einfach und entschieden in den Worten ausgedrückt. Es kann diese Stelle, je nachdem blos das Punktum gesetzt wird, auch noch auf eine ganz andere Weise übersetzt werden. Setzt man das Punktum nach dem Worte „Fleisch," so muß dann übersetzt werden: „Der da ist Gott über Alles, sei gelobet in Ewigkeit!" oder: „Der Gott, der über Alles ist;" oder: „Gott, der da über Alles ist, sei gelobt in Ewigkeit!" — so daß nun dieser Satz

sich nicht auf Christus bezieht, sondern als eine Lobpreisung Gottes erscheint für das, wovon Paulus so eben geredet hatte, nämlich für die Segnungen, welche Gott seinen Brüdern nach dem Fleisch, den Israeliten, von Anfang an bis auf die Geburt Jesu Christi in ihrer Mitte, hatte widerfahren lassen. In diesem Sinne haben auch nicht nur viele der neueren, ganz unpartheiischen Schriftausleger diese Stelle erklärt, sondern auch nicht wenige von den Kirchenvätern des Alterthums haben sie so ausgelegt. Auf jeden Fall also kann man sich auf diese Stelle nicht als auf eine Beweisstelle für die Gottheit Jesu berufen, so lange nicht von ihr selbst zuerst erwiesen ist, daß sie gerade diesen Sinn haben müsse und einen anderen gar nicht haben könne. Im Gegentheil, hier tritt der Grundsatz in Gültigkeit, eine dunkle und zweifelhafte Stelle muß in Uebereinstimmung mit den übrigen klaren Aussprüchen erklärt werden. Und da wir aus sehr vielen klaren Aussprüchen des Apostels Paulus gesehen haben, daß er Christum nicht für Gott gehalten habe, so kann er auch in dieser Stelle ihn nicht dafür erklärt haben. Wäre daher in dieser Stelle die Gottheit Jesu ganz unzweifelhaft ausgesprochen, so bliebe gar nichts anders übrig, als zu sagen, es befindet sich hier ein Widerspruch in den Aussprüchen der Schrift, ja eines und desselben Apostels. Und das wäre doch das Auffallendste in der Welt. Allein dieses Auffallende anzunehmen sind wir gar nicht genöthigt; denn da jene Stelle gar wohl eine andere Erklärung zuläßt, so sind wir im Gegentheil, aus obigem Grunde, geradezu genöthigt zu sagen: diese allein kann nur und muß die richtige seyn.

Aber kommt nicht eine Stelle im N. Testamente vor, wo Christus „Gott" angeredet wird, und zwar von einem seiner Jünger? Als nämlich Jesus auferstanden war und sich den Jüngern, mit Ausnahme des Thomas, gezeigt hatte, wollte dieser es nicht glauben, als bis Jesus später abermals plötzlich unter die versammelten Jünger tritt, wo denn Thomas bei seinem Anblick ausruft: „Mein Herr und mein Gott!" Einige behaupten nun, mit diesen Worten habe Thomas nicht Jesum selbst gemeint, sondern sie seien ein bloßer Ausruf. Aber ich muß gestehen, daß mir dieß keineswegs wahrscheinlich ist. Es ist zu natürlich, daß Thomas hier Jesum anredet,

als daß man es sich anders vorstellen sollte; außerdem ist das Wort „Herr" auch der gewöhnliche Ausdruck, womit die Jünger Jesum anzureden pflegten, und wenn das erste „mein Herr" auf Jesus zu beziehen ist, so ist es, wenn gleich nicht unmöglich, doch nicht wahrscheinlich, daß der zweite, durch ein bloßes „und" damit verbundene Ausdruck „mein Gott" sich nicht auf die nämliche, sondern auf eine andere Person beziehen sollte. Ich gestehe vielmehr, daß ich glaube, daß Thomas Jesum hier „Gott" genannt habe. Aber darum gebe ich noch keineswegs zu, was man daraus folgern will. Wir sehen, daß Thomas hier sich im höchsten Affekte befindet. Versetzen wir uns einmal im Geist an seine Stelle. Thomas, obwohl er gewöhnlich „der Zweifler" genannt wird, hatte darum nicht minder als die übrigen Jünger, während seines früheren Zusammenseyns mit Jesu, an ihn geglaubt und ihn geliebt, ja es findet sich in der evangelischen Geschichte ein Beispiel, wo wir bei Thomas eine ganz besonders innige und starke Liebe und Ergebenheit zu seinem Meister erblicken. Als nämlich Jesus, bei der Nachricht von der Erkrankung und dem Tode des Lazarus, aus dem sicheren Galiläa nach dem in dem feindselig gesinnten Judäa gelegenen Wohnorte des Lazarus, nach Bethanien zu reisen beschloß und die Jünger besorgt ihn davon abzuhalten suchten, Jesus aber auf seinem Vorsatze fest beharrt, da hören wir den treuen Thomas ausrufen: „Lasset uns mit ihm ziehen, daß wir mit ihm sterben!" Dieser treue Thomas war nicht allein mit Liebe zu seinem Herrn und Meister erfüllt, sondern gleich allen übrigen Jüngern „glaubte" er auch an ihn, d. h. hielt ihn für den von Gott der Welt schon längst durch die Propheten verheißenen und nun gesendeten Erlöser Israels. Allein wie die Gefangennehmung und Kreuzigung Jesu auf alle Jünger den niederschlagendsten Eindruck hervorgebracht und sie in ihrem Glauben an Jesum wankend und irre gemacht hatte, wie wir z. B. bei den zwei nach Emmahus gehenden Jüngern sehen, welche, trauernd und in ihrem früheren Glauben an Jesu irre geworden, sprechen: „Wir hofften, er solle Israel erlösen, nun aber haben ihn die Hohenpriester gekreuzigt," (Luc. 24): — so war auch Thomas, nach der Kreuzigung Jesu, in seinem Glauben an ihn irre geworden, und mit den traurigsten, niederschlagendsten Zweifeln er-

füllt. Er hört wohl von den Jüngern, Jesus sei auferstanden, aber er kann es nicht glauben; gerade je größer seine Liebe zu Jesu war, desto größer ist nun sein Schmerz, je hoffnungsreicher vorher sein Glaube an ihn, als den Gottesgesandten, desto zweifelsvoller ist jetzt seine Niedergeschlagenheit. Er ist irre geworden, der heiligste Glaube seiner Seele, die erhabenste Hoffnung seines Lebens ist ihm vernichtet. Alles Höhere, was er in Jesu erkannt zu haben glaubte, alles Göttliche, dessen er in seiner Gemeinschaft theilhaftig geworden zu seyn gemeint hatte, — es ist ihm verloren, es erscheint ihm als ein trauriger Wahn; denn kann auch ein am Kreuz Gestorbener der große Gesandte Gottes, der Helfer Israels und der Welt seyn? Solches mußte nothwendiger Weise die Seelenstimmung des Thomas seyn, Zweifel, Niedergeschlagenheit, Trostlosigkeit im höchsten Grade. Da tritt auf einmal Jesus, der Gekreuzigte, der Auferstandene, lebend vor ihn. Welch ein Anblick! welch eine Erschütterung der Seele! welch ein Uebergang von der tiefsten Trauer zur höchsten Freude, von den trostlosesten Zweifeln zu erneutem Glauben über alle Maßen. Ja, jetzt ist Jesu göttliche Sendung dem Thomas auf einmal felsenfest bestätigt, jetzt erscheint er ihm in einem noch höheren Lichte, als jemals vorher. Seine Gefühle strömen über in dem Ausruf: „Mein Herr und mein Gott!“ — So und nicht anders darf dieser Ausruf des Thomas verstanden werden. Thomas will hier keine Erklärung geben, für wen er Jesum hält; es ist vielmehr ein unwillkürlicher Ausbruch seines Staunens, seiner Freude, seines unendlich gestärkten Glaubens, seiner unendlich vermehrten heiligen Ehrfurcht gegen Jesum; — weil er nicht Worte finden kann, gleich auszusprechen, wie sehr er nun an ihn glaube, wie viel er ihm sei, wie hoch er ihn stelle, so nennt er gleich das Höchste, was die menschliche Sprache hat, er nennt ihn seinen „Herrn und seinen Gott!“ — Wer das menschliche Gemüth in Augenblicken ungewöhnlicher Aufregung und Erschütterung, verbunden mit Staunen und Freude, schon beobachtet hat, der wird dies ganz der Wahrheit gemäß finden. Ich selbst habe einmal erlebt, daß ein alter Franzose, der sich mit seiner Familie in bedrängten Umständen befand, als er erfuhr, daß ihm durch Vermittelung eines Herrn D. eine namhafte lebenslängliche Unter-

stützung zu Theil geworden sei, voll dankbarer Freude ausrief: „Ah Mousieur D., c'est notre Dieu!“ Herr D. erschien dem freudig Ueberraschten gleichsam als die helfende Gottheit. Dieses, — daß Menschen in der höchsten freudigen Gemüthsaufregung überhaupt geneigt sind, andere Menschen, welche die Ursache dieser freudigen Gemüthsaufregung sind, „göttlich,“ „himmlisch,“ u. s. w. nicht blos zu nennen, sondern auch zu finden, ist etwas Allgemeines und darf durchaus nicht übersehen werden. Worte sind nie leere, hohle Laute, sie sollen stets einen Gedanken bezeichnen, stets der Ausdruck für eine innere Anschauung seyn. Nicht bloßes Wort ist es daher, wenn man sagt, daß Jemand Den oder Jenen „vergöttere.“ Und wenn es auch häufig allerdings nichts als ein leeres Schmeichelwort ist, wenn der Ueberzärtliche seine Geliebte seinen „Engel,“ oder ein „himmlisches Wesen,“ oder sogar seine „Göttin“ nennt, so sind diese nachgerade zur leeren Redensart gewordenen Wörter, sicherlich doch von Denen, die sie zuerst aussprachen, nicht als blos leere Redensart gebraucht worden, sondern als Ausbruch eines überschwänglichen Gefühls, das keine genügenden Ausdrücke für seine Empfindungen finden kann. — So denn auch dieses in dem höchsten Sturm der Empfindung ausgerufene Wort des Apostels Thomas; bei welchem nun aber auch noch etwas anderes in Erwägung gezogen werden muß. Thomas und die anderen Jünger hatten früher wenigstens Jesum gewiß nicht für Gott gehalten. Das zeigt ihr ganzes Benehmen. Hätten sie in ihm einen Gott erblickt, würden sie es dann gewagt haben, so vertraulich mit ihm umzugehen, wie wir in der ganzen evangelischen Geschichte geschildert finden; würden sie sich jemals erlaubt haben, ihm irgend eine Einwendung zu machen, irgend einen Zweifel an seinen Worten zu äußern, ihn zu dem oder jenem aufzufordern, von dem oder jenem ihn abzuhalten gesucht haben; würden sie je in Sorgen um ihn gewesen seyn, für ihn gefürchtet haben; würden sie bei seiner Gefangennehmung erschrocken und geflohen seyn, würde Petrus ihn zu vertheidigen gesucht haben (vertheidigt man einen Gott?); würden sie bei seiner Kreuzigung den Muth verloren und im Glauben an ihn irre geworden seyn; würden sie sogar nach seiner Auferstehung diese, anfangs Alle, nicht haben glauben wollen, da er sie ihnen doch vorausgesagt hatte?

Kurz, wir sehen, früher hatten die Jünger Jesu ihn gewiß nicht für Gott gehalten. Dies gibt man denn auch etwa zu und sagt: eben durch die Auferstehung sei den Jüngern erst dieser Glaube gewiß geworden, und darum hörten wir auch Thomas diesen Glauben aussprechen, sobald er den Auferstandenen erblickt. Nun ist es wahr, die Thatsache der Auferstehung war es, welche auf den Glauben der Jünger Jesu die entschiedenste Wirkung hervorgebracht hat, und wir hören den Apostel Paulus sogar geradezu erklären, daß Jesus erst als Sohn Gottes „kräftig erwiesen," d. h. auf das Zuverlässigste bestätigt sei, „seit der Zeit er auferstanden sei von den Todten" (Röm. 1, 3), und ähnlicher Maßen führen auch die Apostel sonst immer die Auferstehung Jesu als den Hauptgrund an, warum man an ihn glauben müsse, als das Hauptzeugniß seiner göttlichen Sendung (vergl. Apostelgesch. 2, 24. 32. 33; 5, 30 ff.; 10, 40; 13, 30. 34. 37; 1. Cor. 15, 14 u. aa.). Und dieses ist sie auch allerdings, aber wie wir schon früher bemerkt haben, mehr nicht! Die Auferstehung Jesu von den Todten konnte und mußte den Jüngern und der ganzen Welt beweisen, daß Gottes Hand mit Jesu sei, daß er also wahrhaftig Gottes Geliebter und Gottes Gesandter sei; aber daß er Gott selbst sei, — wie hätte dies daraus ersehen werden sollen? Wie hätte demnach Thomas, wenn er vorher Jesum nicht für Gott ansah, nun nach seiner Auferstehung ihn dafür ansehen sollen? Nein, er sieht ihn nach der Auferstehung an für Den, für welchen er ihn vorher auch angesehen hatte, für Gottes Sohn und Gesandten, aber sein gefallener, und nun auf's neue plötzlich wieder aufgerichteter und so herrlich befestigter Glaube spricht sich hyperbolisch, d. h. auf eine überschwängliche Weise aus, mit einem Ausdrucke, womit er Jesu Hohes, unermeßlich Hohes, es ist ihm selbst nicht klar, wie Hohes, — aber dennoch die eigentliche Gottheit gewiß nicht, — beilegen will.

Aber es findet sich nun noch eine Stelle in dem N. T., wo Jesus Gott genannt wird, und zwar nicht in der aufgeregten Stimmung eines Begeisterten, sondern im ruhigen Tone eines Lehrenden. In dem Brief an die Hebräer, dessen Verfasser nicht bekannt ist, heißt es (Kap. 1, V. 7—9): „Vor den Engeln spricht er (Gott) zwar: Er macht seine Engel Geister und seine Diener Feuerflam-

men; aber von dem Sohne: Gott, dein Stuhl währet von Ewigkeit zu Ewigkeit; das Scepter deines Reiches ist ein richtiges Scepter. Du hast geliebet die Gerechtigkeit und gehasset die Ungerechtigkeit; darum hat dich, o Gott, gesalbet dein Gott, mit dem Oel der Freuden, über deine Genossen." — Hier wird also Christus unläugbar Gott genannt und für Gott erklärt; das ist nicht zu bezweifeln. Aber es ist nicht schwer zu beweisen, daß der Verfasser des Hebräerbriefes unter dem Ausdruck „Gott" sich durchaus nicht das denkt, was wir unter diesem Ausdruck uns zu denken gewohnt sind; nicht die Person und das Wesen des einen allerhöchsten Gottes versteht er darunter, sondern einen andern Begriff, welcher uns hernach deutlich werden wird. Daß er nicht den ersteren, den eigentlichen Gottesbegriff darunter versteht, geht am besten daraus hervor, wenn wir einige andere Aussprüche über Christus in demselben Briefe vergleichen. Denn es ist gewiß, wenn sich der Verfasser des Hebräerbriefes Christus als wirklichen Gott im eigentlichen Sinne gedacht hat, so muß auch alles, was er sonst von ihm sagt, damit übereinstimmen. Nun lesen wir aber z. B. Kap. 5, 5: „Christus hat sich nicht selbst in die Ehre gesetzt, sondern der zu ihm gesagt hat: du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget." Hätte nun der Verfasser des Hebräerbriefes so von Christus sprechen können, hätte er so bestimmt und nachdrücklich einen Unterschied zwischen ihm und Gott machen können, wenn er ihn für Gott selbst gehalten hätte? Ebenso heißt es gleich darauf im V. 7: „Und er hat in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen geopfert zu dem, der ihm von dem Tode helfen konnte, und ist auch erhöret, darum daß er Gott in Ehren hätte." Wer muß bei solchen Aussprüchen nicht fühlen: Nein, es ist unmöglich, wer so von Christus geredet hat, der hat ihn wahrlich nicht für Gott gehalten. Hätte denn Christus, wenn er Gott selbst war, hätte er dann, auch in den Tagen seines Fleisches, sich an einen andern zu wenden brauchen? War er, als Gott der Sohn, nicht eben so viel, als der Vater? Mußte er sich also zu dem Vater wenden, mußte er erhört werden? Und wenn wir noch dazu bedenken, was darin liegt, daß der Verfasser des Hebräerbriefes sagt, warum er erhört worden sei, nämlich nur

„darum, daß er Gott in Ehren hatte," — wird denn da Jesus nicht auf das allerbestimmteste von Gott unterschieden und Gott untergeordnet? Und wenn wir nun gleich im nächsten V. 8 lesen: „Und wiewohl er Gottes Sohn war, hat er doch an dem, daß er litt, Gehorsam gelernet," — so wird hier, im Gegensatz zu der V. 7 ausgesprochenen Erniedrigung Jesu in den Tagen seines Fleisches, ausgesprochen, was er dennoch, trotz dieser Niedrigkeit, gewesen sei, nämlich Gottes Sohn, und dazu gesetzt, was er dennoch, trotz dieser hohen Würde, gelitten und durch Leiden Gehorsam gegen seinen Vater bewiesen habe. Hätte denn hier nicht der Verfasser des Briefes, wo er die höchste Würde und das wahre Wesen Christi im Gegensatz zu seiner Erniedrigung während seines Erdenlebens ausspricht, hätte er denn hier, um diesen Gegensatz in seiner vollen Wahrheit hinzustellen, nicht nothwendiger Weise aussprechen müssen, daß Christus Gott selbst gewesen sei, wenn er es selbst so gemeint hätte? Aber er nennt ihn nur Gottes Sohn, und stellt ihn als solchen unendlich hoch, höher als alle Engel, aber dennoch entschieden dem Vater untergeordnet. Aber in der jetzt in Untersuchung stehenden Stelle steht doch einmal das Wort „Gott," und wird unläugbar auf Christus bezogen; — kann denn „Gott" auch etwas anders bedeuten, als Gott. — Man erinnere sich nun aber, daß wir bereits schon Stellen des alten Testamentes, auf welche sich Christus selbst beruft (Joh. 10, 34. 35), angeführt haben (Psalm 82, 1. 6; vergl. Ps. 138, 1), worin das Wort Gott nicht im eigentlichen Sinne genommen wird, weil Menschen, Fürsten und Obrigkeiten „Götter" genannt werden; wie auch ferner die Stellen zeigen 2. Mos. 21, 6: „Bringe den Knecht (Sklaven), der es freiwillig bleiben will, vor die Götter" (d. h. vor die Obrigkeit); 2. Mos. 22, 9: „Wo Einer den Andern beschuldiget um irgend ein Unrecht, es sei um Ochsen, oder Esel, oder Schafe, oder Kleider, oder allerlei, das verloren ist, so soll Beider Sache vor die Götter kommen. Welchen die Götter verdammen, der soll es zweifältig seinem Nächsten wiedergeben;" und V. 28: „Den Göttern sollst du nicht fluchen, und den Obersten in deinem Volk sollst du nicht lästern;" 2. Mos. 4, 16, Gott sprach zu Moses (in Beziehung auf Aaron): „Er soll für dich zum Volk reden, und du sollst sein Gott seyn;"

2. Mos. 8, 1: „Und der Herr sprach zu Moses: siehe, ich habe dich (als) einen Gott gesetzt über Pharao." Dies zeigt also, daß in dem biblischen Sprachgebrauch das Wort „Gott" keineswegs in dem ausschließlichen Sinne von der eigentlichen Gottheit allein gebraucht wird, sondern auch auf Menschen angewendet wird, insofern sie in irgend einer Beziehung gleichsam wie ein Gott dastehen, und ausgezeichnet sind durch ihre Erhabenheit über Andere. Daß denn auch hier in der fraglichen Stelle des Hebräerbriefes Christus, wohl in höherem Sinne noch als Moses und Andere, dieser Würdenamen beigelegt wird, keineswegs aber, um ihn als wirklichen Gott zu bezeichnen, geht sowohl aus dem Bisherigen hervor, als wie es aber nun sogar aus der Stelle selbst erhellt, sobald wir sie mit Nachdenken in ihrem ganzen Zusammenhange lesen. Sie lautet Hebr. 1, 1 ff.: „Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und auf mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn; welchen er gesetzt hat zum Erben über alles, durch welchen er auch die Welt gemacht hat. Welchen, sintemal er ist der Glanz seiner Herrlichkeit, das Ebenbild seines Wesens, und trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Worte, und hat gemacht die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst, hat er sich gesetzt zu der Rechten der Majestät in der Höhe. So viel besser geworden denn die Engel, so gar viel einen höheren Namen er vor ihnen ererbet hat. Denn zu welchem Engel hat er (Gott) jemals gesagt: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget? Und abermal: Ich werde sein Vater seyn und er wird mein Sohn seyn? Und abermal, da er einführet den Erstgeborenen in die Welt, spricht er, es sollen ihn alle Engel Gottes anbeten. Von den Engeln spricht er zwar: er machet seine Engel Geister und seine Diener Feuerflammen, aber von dem Sohne: Gott, dein Stuhl währet von Ewigkeit zu Ewigkeit; das Scepter deines Reiches ist ein richtiges Scepter. Du hast geliebet die Gerechtigkeit und gehasset die Ungerechtigkeit; darum hat dich, o Gott, gesalbet dein Gott, mit dem Oel der Freuden über deine Genossen." — Beim ersten Ueberlesen dieser Worte fällt uns darin Zweierlei auf, welches allerdings zu bestätigen scheint, daß hier die wirkliche Gottheit Jesu gelehrt werde; denn 1) wird er der Abglanz der

Herrlichkeit Gottes und das Ebenbild seines Wesens genannt; allein wir haben bereits erklärt, wie dies zu verstehen sei; und 2) wird ihm hier im zweiten und dritten, und später auch noch im zehnten Verse Theilnahme an der Weltschöpfung zugeschrieben, was wir unter der nachfolgenden Nummer II, 5 erklären werden, und wozu wir nur zum Voraus bemerken wollen, daß auch die Weltschöpfung immer Gott selbst zugeschrieben wird, und daß es hier, so wie in den anderen Stellen, wo von der Theilnahme des Sohnes Gottes an der Weltschöpfung die Rede ist, diese ihm doch nicht geradezu zugeschrieben, sondern immer gesagt wird, Gott habe durch ihn erschaffen. Was es mit dieser Lehre für eine nähere Bewandtniß hat, dies werden wir, wie gesagt, später sehen. Hier aber finden wir, neben diesen großen außerordentlichen Eigenschaften, welche Christus zugeschrieben werden, doch zugleich auch anderes von ihm ausgesagt, welches unzweifelhaft beweist, daß der Verfasser des Hebräerbriefes ihn unmöglich für Gott selbst konnte gehalten haben. Wenn es gleich zu Anfang heißt: Gott habe früher manchmal geredet zu den Menschen durch die Propheten, zuletzt aber jetzt durch den Sohn, — so zeigt schon dies, daß hier unter dem Sohn nicht Gott selbst gemeint seyn kann, denn hier wird, gleich den Propheten, so auch der Sohn, nur als Werkzeug Gottes betrachtet, nur als ein vorzüglicheres, höheres. Und die durch die Propheten und durch den Sohn den Menschen von Gott gegebene Offenbarung wird als eine gleichartige betrachtet, was sie keineswegs wäre, wenn Gott selbst auf Erden erschienen wäre. Der Verfasser hätte sich also hier auf eine Art ausgedrückt, welche der Sache durchaus nicht entspräche. Wenn er in demselben Verse von dem Sohne sagt: „welchen er (Gott) gesetzet hat zum Erben über Alles," so ist damit Christus wohl überaus viel zugeschrieben, aber doch nur als eine Gabe vor Gott, der auf's deutlichste von ihm unterschieden wird. Deßgleichen, wenn es im 4. V. heißt: „so viel besser (ist er, der Sohn) geworden, als die Engel, so gar viel einen höheren Namen er von ihnen ererbet hat;" so sehen wir auch hier wieder, daß Jesu eine hohe, sehr hohe Würde zugeschrieben wird, die ihm aber nicht wesentlich von sich selbst, als Gott, eigen war, sondern sie ist ihm „geworden," er hat sie „ererbet," sie ist ein „Name," den Gott ihm

beigelegt hat, nämlich hier ist eben der Name „Sohn Gottes" gemeint. Eben dies bezeichnen auch im 5. V. die Ausdrücke: „Ich werde sein Vater seyn, und er wird mein Sohn seyn." Gott spricht also von der Sohnschaft Jesu zu ihm, als von Etwas, das nicht in seiner wie in des Sohnes Natur schon sei, sondern das nach seinem Willen erst seyn werde. Selbst in dem 9. V., wo Christus „Gott" genannt wird, wird er doch von dem eigentlichen Gott unterschieden, indem es heißt: „Du hast geliebet die Gerechtigkeit, und gehasset die Ungerechtigkeit, darum hat dich, o Gott, gesalbet dein Gott mit dem Oel der Freuden, über deine Genossen." Der „göttliche" Christus hat doch auch seinen Gott; aber kann von dem wirklichen Gott auch gesagt werden „o Gott, dein Gott"? Kann von dem wirklichen Gott gesagt werden, sein Gott habe ihn gesalbet? Und wenn noch überdies dabei steht, „darum habe ihn Gott gesalbet, weil er die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehasset habe," d. h. also, weil er es verdient habe, weil er dessen würdig gewesen sei, — kann dies von Gott gesagt werden, von dem es sich von selbst versteht? Und wenn es heißt, Gott habe ihn gesalbet mit dem Freudenöl über seine Genossen, — was bedeutet denn dies? Hat denn auch ein Gott Genossen? Nein Christus wird hier offenbar nicht als Gott selbst, sondern als ein von Gott ausgegangenes Wesen betrachtet, dessen Genossen also auch alle andere geistige Wesen, Engel und Menschen, sind, die auch von Gott ausgegangen sind, die darum alle Gottes Kinder sind (V. 10), und die eben darum auch Genossen und Brüder des erstgebornen Sohnes sind, wenn er auch noch so hoch über ihnen steht; „sintemal sie alle von Einem kommen; beide, der da heiliget, und die da geheiliget werden. Darum schämet er sich auch nicht, sie Brüder zu nennen." Kann denn etwas klarer gesagt seyn, als hier gesagt ist: Der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen sei, die Menschen zu heiligen, und sie, die Menschen, die durch ihn geheiliget werden sollen, sie kämen beide von Einem, und darum seien sie Brüder? Ich frage daher nochmals: Wer dies gesagt hat, kann der Jesum für Gott selbst gehalten haben? Unmöglich! Wenn er daher dennoch den Ausdruck „Gott" einmal auf ihn anwendet, so muß er diesen Ausdruck

nothwendiger Weise in einem anderen Sinne genommen haben, wenn er sich nicht selbst widersprochen haben soll. Und diese scheinbare Schwierigkeit verschwindet ganz und gar, wenn wir, wie wir gesehen haben, in der Schrift eine ganze Menge von Stellen finden, welche mit dem Ausdruck Gott einen ganz anderen Begriff bezeichnen.

Unerwähnt darf auch nicht bleiben, daß der unbekannte Verfasser des Hebräerbriefes hier mehrere Stellen aus dem Alten Testamente anführt, welche er offenbar unrichtig auslegt; denn wenn es erstens heißt: Zu welchem Engel hat er (Gott) jemals gesagt: „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget?“ — so sind diese aus Ps. 2, 7 angeführten Worte in jenem Psalm keineswegs in Beziehung auf Christus, sondern auf den König David gesagt worden, wie selbst die meisten orthodoxen Ausleger neuerer Zeit nicht mehr läugnen. Wenn es zweitens heißt: Gott habe von Christus gesagt: „Ich werde sein Vater seyn und er wird mein Sohn seyn,“ so sind diese Worte aus 2. Sam. 7, 14 angeführt, wo sie ebenfalls nicht in Beziehung auf Christus, sondern auf Salomo gesprochen, wie kein Mensch läugnen kann, weil dabei gesagt ist (V. 8), daß hier Gott durch des Propheten Nathan Mund diese Worte zu dem König David, und zwar in Beziehung auf seinen Sohn Salomo (V. 12) gesprochen habe. Der Name Salomo ist zwar nicht genannt, sondern es heißt nur „deinen Saamen;“ daher haben die älteren Ausleger gemeint, die Frommgläubigkeit erfordere es, diesen Ausdruck auf Christus, der ja auch David's Saamen war, zu beziehen; so daß denn auch gewöhnlich über jenes Kapitel die Ueberschrift gesetzt worden ist „Weissagung von Christus;“ aber die Frömmigkeit hatte sie blind gemacht, denn wie hätten sie sonst übersehen können, daß es gleich im V. 14 heißt: „Ich will sein Vater seyn, und er soll mein Sohn seyn. Wenn er eine Missethat thut, will ich ihn mit Menschenruthen und mit der Menschenkinder Schlägen strafen; aber meine Barmherzigkeit soll nicht von ihm gewandt werden, wie ich sie entwendet habe von Saul, den ich vor dir habe weggenommen.“ Wie will man das auf Christus passen, da man von ihm doch wird nicht sagen wollen, er habe Missethaten gethan, und wo so deutlich ein menschlicher König neben einem anderen

menschlichen König, nämlich Salomo neben Saul, gesetzt, und gesagt wird, dem einen (Saul) habe Gott seine Missethaten nicht vergeben, dem anderen aber (Salomo) werde er sie, um seiner sonstigen Frömmigkeit willen, vergeben. Man mag also machen, was man will, es ist gewiß, daß der Verfasser des Hebräerbriefes diese beiden Stellen, indem er sie als in Beziehung auf Christus gesprochen anführt, ganz unrichtig ausgelegt hat. — Das Nämliche ist ihm widerfahren, wenn er V. 6 sagt, „es sollen ihn (den Sohn Gottes) alle Engel Gottes anbeten," wobei er ohne Zweifel die Stelle Ps. 97, 7 im Sinne hat, wo es heißt: „Betet ihn alle Götter!"... „denn du Herr bist der Höchste in allen Ländern, du bist sehr erhöhet über alle Götter," — wo eben von Gott, dem Allerhöchsten, ohne alle weitere besondere Bezeichnung die Rede ist; da der Psalm anfängt, wie so viele andere: „der Herr (Gott) ist König, deß freue sich das Erdreich" u. s. w. — Eben so irrig ist die Anwendung der Worte in der Hauptstelle selbst V. 8 u. 9: „Gott dein Stuhl bleibet immer und ewig; das Scepter deines Reiches ist ein gerades Scepter. Du liebest Gerechtigkeit und hassest gottloses Wesen, darum hat dich, Gott, dein Gott, gesalbet mit Freudenöl, mehr denn deine Gesellen," welche Stelle Wort für Wort aus dem Ps. 45, 7 und 8 entnommen sind, welcher Psalm auf einen König (V. 2) gedichtet ist, ohne Zweifel auf Salomo, da es von ihm (V. 3), wie im hohen Liede (2, 3; 5, 10—16) heißt: „Du bist der schönste unter den Menschenkindern" rc., so wie denn auch, wie dort, die Pracht seiner Kleider beschrieben wird: „Deine Kleider sind wie eitel Myrrhen, Aloe und Kezia, wenn du aus den elfenbeinernen Palästen dahertrittst in deiner schönen Pracht" (V. 9), welches, wie alles folgende, deutlich genug einen gewöhnlichen irdischen König bezeichnet. Allein die Hebräer waren eben in damaliger Zeit gewohnt, alles im A. T., was nur irgend in eine Beziehung auf den Messias gebracht werden konnte, symbolisch auf ihn zu deuten, mochte es noch so unnatürlich seyn. Namentlich hat der unbekannte Verfasser des Hebräerbriefes diese Neigung. Daher lesen wir auch gleich wieder im folgenden V. 10 die Worte: „Du, Herr, hast von Anfang die Erde gegründet und die Himmel sind deiner Hände Werke. Dieselbigen werden vergehen. Du aber wirst

bleiben, und sie werden alle veralten wie ein Kleid" u. s. w.; und zwar werden diese Worte hier auf Christus angewendet, während sie im Ps. **102, 26** ff., wo sie sich finden, ganz allgemein auf Gott bezogen sind, da es namentlich im vorhergehenden V. **25** heißt: „Mein Gott, nimm mich nicht weg in der Hälfte meiner Tage; deine Jahre währen für und für." — Ganz eben so unpassend sagt der Verfasser des Hebräerbriefes (V. **13**): „Zu welchem Engel hat er (Gott) je gesagt: Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege deine Feinde zum Schemel deiner Füße?" als wenn auch dies in Ps. **110**, **1** von Christus gesagt wäre, während es vom König David gesagt ist. — Noch mehr aber verfehlt der Verfasser des Hebräerbriefes das Ziel, wenn er gleich weiter Kap. **2**, **6**—**9** sagt: „Er bezeuget aber an einem anderen Orte, und spricht: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Sohn, daß du ihn heimsuchest? Du hast ihn eine kleine Zeit der Engel mangeln lassen; mit Preis und Ehre hast du ihn gekrönet und hast ihn gesetzt über die Werke deiner Hände; Alles hast du untergethan zu seinen Füßen. In dem, daß er ihm Alles untergethan, hat er nichts gelassen, das ihm nicht unterthan sei. Jetzt aber sehen wir noch nicht, daß ihm alles unterthan sei. Den aber, der eine kleine Zeit der Engel gemangelt hat, sehen wir, daß es Jesus ist, durch das Leiden des Todes gekrönet mit Preis und Ehre." Daß der Verfasser des Hebräerbriefes sagen kann „wir sehen," daß es Jesus ist, von welchem jenes Wort, welches sich im Ps. 8 findet, gelte, kommt eben nur daher, weil er das Alte Testament nicht las in der Absicht, genau prüfen zu wollen, was denn der eigentliche, rechte und ursprüngliche Sinn sei, der in den Worten liege, und in welchem sie von ihren Verfassern geschrieben worden waren, sondern in der Absicht, überall Beziehungen auf Christus zu finden. Drum fand er sie. In dem auf diese Art hier mißverstandenen Ps. 8 tritt dies besonders deutlich hervor, weßhalb wir ihn ganz hierher setzen wollen, und zwar nach Luther's Uebersetzung, mit Ausnahme eines Verses, wo dieselbe ebenfalls ganz unrichtig ist, wie wir sehen werden. Er lautet: „Ein Psalm David's. Herr, unser Herrscher! wie herrlich ist dein Name in allen Landen, da man dir danket im Himmel. Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast

du eine Macht zugerichtet, um deiner Feinde willen, daß du vertilgest den Feind und Rachgierigen. Denn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitest. Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst? Du hast den Menschen nur ein wenig erniedriget unter die Engel; mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt, und über die Werke deiner Hände gesetzt; alles hast du unter seine Füße gethan, Schafe und Ochsen allzumal, dazu auch die wilden Thiere; die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Meer, und was im Meer lebet. Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!" — Wer sieht nicht sogleich: dieser Psalm ist ein schöner, begeisterter Lob- und Preisgesang auf Gott; Gottes Größe wird geschildert in seinen großen Werken, gegen welchen der Mensch so klein und gering erscheine, und doch habe Gott seiner gedacht, und doch habe Gott ihn hoch gestellt und ihn, wie auch Sirach (17, 7) sagt, „vor anderen Geschöpfen sonderlich angesehen, ihm zu zeigen seine große Macht und Herrlichkeit," indem er ihn, den er nach seinem Bilde erschuf und ihn zum Herrscher über die anderen Geschöpfe der Erde einsetzte (V. 7 — 9, vergl. 1. Mos. 1, 26), auf diese Weise fast nur um ein Weniges geringer machte, als die höheren Himmelswesen, die Engel. Daß hier von dem Menschen überhaupt die Rede sei, und nicht, wie der Hebräerbrief meint, von Christus, geht augenscheinlich aus dem Beisatz hervor, daß ihm Gott die Herrschaft über „Schafe und Ochsen, dazu auch die wilden Thiere, die Vögel und die Fische" gegeben habe. Den V. 6 aber „du hast den Menschen nur ein wenig unter die Engel erniedrigt" übersetzt der Verfasser des Hebräerbriefes, nachdem er einmal unter des „Menschen Kind" den „Menschensohn" Jesus Christus verstanden hat, ganz unrichtig: „Du hast ihn eine kleine Zeit der Engel mangeln lassen," um hierin ebenfalls eine Beziehung auf Christus und seinen Stand der Erniedrigung finden zu können. Eben diesen Vers hat nun auch Luther unrichtig übersetzt, aber — auffallender Weise — wiederum anders als der Verfasser des Hebräerbriefes, gleichwohl aber auch durch dieselbe Verfahrungsweise wie Jener irre geführt: „Du wirst ihn lassen eine kleine Zeit von Gott verlassen seyn," — in der

Meinung, daß hier eine Weissagung von dem Tode Jesu, namentlich mit Beziehung auf seine am Kreuz gesprochenen Worte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" zu suchen sei. Es ist besonders interessant, daß wir die richtigere Uebersetzung dieses Verses, mit den Worten eines gewiß orthodoxen Katholiken, nämlich aus dem schon einmal citirten Hirtenbriefe des Bischofes Weiß von Speier (v. J. 1846) anführen konnten. Und wenn unseren protestantischen Orthodoxen dies etwa ein Stein des Anstoßes seyn sollte, so wollen wir ihnen die Erklärung eines von ihnen sehr anerkannten, protestantischen orthodoxen Gelehrten, nämlich des Professors Dr. Hoffmann in Erlangen anführen. Derselbe erklärt den Sinn dieses Psalmliedes in folgenden Worten: „Wenn ich die Himmelskörper sehe, welche auch deine Werke sind, was ist da der Mensch, daß du gerade ihn so ehrenreich gestellt und zum Herrn über alle deine Geschöpfe gemacht hast?" — „Aber eben diesem Geschöpfe habe Jehovah eine fast göttliche Herrschaft über seine eigenen Werke gegeben; der Mensch stehe hierin der Gottheit wenig nach" (s. Hoffmann: Weissagung und Erfüllung S. 120). Da nun von keinem unbefangenen Gelehrten geläugnet werden kann, daß dies die richtige Auslegung des Psalmes ist, so erhellet auch, daß der Verfasser des Hebräerbriefes sie ganz unrichtig ausgelegt und auf Christus angewendet hat, wie dies auch bei den übrigen schon angeführten, wie bei einer Menge anderer in diesem Briefe noch weiter vorkommenden Stellen der Fall ist. — Wer wird aber hiernach sich noch getrauen, sich auf dessen Aussprüche als auf ein gültiges Zeugniß für die Gottheit Jesu zu berufen?

(Fortsetzung folgt)

14.

Vermögensverhältnisse der Geistlichen.

Wie verlautet, hatten die Dekane bei der Kirchenvisitation des vorigen Jahres den Auftrag, die Pfarrer über ihren Vermögensstand zu befragen, und die Erklärung in das Protokoll aufzunehmen.

Diese Frage ist eine Zumuthung, welche mit den allgemeinen

Begriffen von den persönlichen Rechten kaum vereinbart werden kann. Niemand hat das Recht, von einem Anderen Aufschluß über sein Vermögen zu begehren, ausgenommen die Gerichte in gewissen Fällen, z. B. bei Concursen; oder die Staatsregierung, wenn die Stände eine Vermögenssteuer angeordnet hätten. Im übrigen ist das Vermögen ein Familiengeheimniß, in welches kein Dritter eindringen darf, und darum jedes Beginnen der Art eine Rechtsverletzung, wodurch Glück und Wohl der Familien auf's Empfindlichste gestört werden kann; sie würden oft genug ihren Credit verlieren und ihre Existenz gefährdet sehen, wenn Andere wüßten, wie es um sie steht, in mancherlei Unternehmungen zu ihrem Wohl und Fortkommen gehemmt, und dieselben vereitelt werden, in mancher Noth sich nicht helfen können (wo vielleicht noch Hülfe möglich ist), wenn Andere in ihren inneren Zustand blicken könnten.

Auch ist diese Anordnung eine Verletzung des Zartgefühls, denn welcher Beschämung wird derjenige ausgesetzt, von welchem auch nur *ein* Dritter, z. B. ein Dekan, weiß, wie ärmlich seine Verhältnisse sind. Hat aber Jemand ein Recht, ihn zu beschämen? Man berufe sich nicht auf das Dienstgeheimniß. Gesetzt, es würde überall streng gehalten, wer hat demungeachtet das Recht, einen Dekan zum Mitwisser meiner Lage zu machen, besonders einen solchen, den ich innerlich nicht achten kann, mit welchem ich sogar vielleicht in Mißverhältniß stehe? Und nun vollends das Kanzleipersonal einer Kirchenbehörde!

Und wozu diese Vermögensangabe? fragen wir. Um als Maßstab bei der Beförderung zu dienen? Der wäre unrichtig, da hier nur die in der Allerhöchst bestätigten Beförderungsordnung bestimmten Verhältnisse, Dienstjahre und Würdigkeit entscheiden *dürfen*. Mangel an Vermögen oder Besitz desselben geben letztere nicht. Jener kann leicht verschuldet seyn, und gibt darum kein Recht zur Zurücksetzung dessen, welcher einiges Vermögen hat. Dieses verdankt er bei den vorliegenden Besoldungsverhältnissen nicht seinem Amte, sondern Erbschaften, Heirath und dergl., und kann darum in seinem sonst wohlbegründeten Rechte auf Beförderung nicht geschmälert werden.

Wir hoffen daher, daß das k. Consistorium, wenn ihm die Be-

antwortung dieser Frage ferner noch zugemuthet werden sollte, sie, auf obige Gründe gestützt, ablehnen, und die Rechte der Geistlichen vertretend, eine auffallende, tiefkränkende und rechtsverletzende Umgehung der Beförderungsordnung verhindern werde. *

15.

Der Krebs alter Gewohnheiten.

(Lesefrucht.)

„„Vor der Revolution gab es in Frankreich eine Menge guter alter Rechte, die oft in's Lächerliche fielen. Unter andern hatten die Rathsherrn von Orleans seit undenklichen Zeiten das große Vorrecht, ihre Krüge sitzend auszuleeren, selbst in Anwesenheit des Königs. Heinrich IV. hörte von diesem seltsamen Vorrechte und entschloß sich, diese Rathsherren auf eine harte Probe zu stellen. Er berief eine Deputation des ehrsamen Raths von Orleans an sein Hoflager, unter dem Vorwande, sich mit ihnen über das Wohl ihrer Stadt und Provinz zu berathen. Aus dem Audienzsaal hatte er aber, den königl. Thron ausgenommen, zuvor sorgfältig alle Stühle, Tische und Bänke wegbringen lassen. Als nun die steifen Rathsherren erschienen, sprach der König lange und angelegentlich von den Rechten der Stadt, von ihrem Handel, ihrer Industrie und ihren innern Einrichtungen. Im Laufe des Gespräches erschien ein Edelknabe mit vollen Weinkrügen, reichte ehrerbietig einen dem König dar und jedem der Rathsherren desgleichen, worauf der König das Wohl seiner getreuen Stadt Orleans ausbrachte, die Herren auffordernd, ihm Bescheid zu thun. Darüber erschracken diese gar sehr, denn, ihres Privilegiums eingedenk, sahen sie nirgends Etwas, worauf sie sich hätten niederlassen können. So standen sie mehrere Minuten zwischen der Furcht, gegen den König ungehorsam zu seyn, oder ihr Privilegium zu verlieren. In dieser höchsten Angst fiel es dem ersten Bürgermeister ein, sich auf den Boden niederzulassen und hier sitzend die Gesundheit Sr. Majestät zu trinken und alle Rathsherrn folgten ihm nach. Der König konnte vor Lachen über diesen höchst komischen Auftritt lange nicht zu Worte kommen. Endlich, als er sich satt gelacht, sprach er: ich

sehe, meine Herren, daß euer altes Recht guten Stand hat; mit aller meiner königl. Macht bin ich nicht im Stande gewesen, euch euerem festen Rechtsboden zu entreißen. Doch, jetzt ernstlich gesprochen: was soll euch dieses alte, sonderbare Recht, das euch und euere Stadt nur lächerlich macht? Ich liebe es, wenn meine Unterthanen fest auf alten Rechten beharren, die ihnen nützlich sind. Aber so unvernünftige und lächerliche Privilegien dienen nur dazu, die Aufklärung und das Aufkommen des gesunden Menschenverstandes zu verhindern. Lasset also ab von euerem Privilegium; ich gebe meiner Stadt Orleans dafür das Recht der hohen Gerichtsbarkeit über ihre Mitbürger. — So redete der König. Da trat der Bürgermeister hervor und sprach: „Wir haben, o König, das Recht, unsere Krüge selbst in Gegenwart Euerer Majestät sitzend zu leeren, von unsern Vätern ererbt, und unser Eid verpflichtet uns, es eben so unversehrt unsern Nachkommen zu überliefern." Der König entfernte sich, halb entrüstet, halb traurig über die so große Verstocktheit. Die Rathsherren aber zogen triumphirend über ihr wohlerhaltenes alte Recht heim in ihre Stadt.""

Ist's nicht auch jetzt hier und da und sehr oft also? „Das vernünftigste Neue muß dem unvernünftigsten Alten weichen, und um alte und veraltete, vernunftlose Rechte zu bewahren, gibt man das ewig alte und ewig neue Recht, auf welchem die Würde der Menschheit ruht, — das Recht, ein Vernünftiger zu seyn, mit Freuden Preis! — Zwar hält man oft weniger an der alten Sache, als an dem alten Rechte, indeß bleibt es doch immer thöricht, um eines alten Rechts willen, eine alte, nicht mehr brauchbare Sache noch in Schutz zu nehmen und ist ganz unvernünftig, wenn diese Sache schon in ihrer Neuheit unvernünftig war: alsdann war und ist auch schon das Recht ein unvernünftiges. — Es mag den geneigten Lesern überlassen bleiben, dergleichen Rechte an dergleichen Sachen aufzufinden und darüber nachzudenken. Die Vergangenheit und die Gegenwart bieten Stoff dazu in Menge dar. Das Beste für alle krebsartigen Uebel ist der Schnitt, und die Vernunft des guten Heinrichs hätte daher mit der Unvernunft der ehrbaren Rathsherren nicht so viele Umstände machen sollen."

Th. — L.

16.
Die Nicht-Lichtfreunde in der Pfalz.

Man hat schon sein Befremden gegen uns ausgesprochen, daß wir bisher zu den unaufhörlichen Angriffen still geschwiegen haben, welche in der von Pfarrer Lippert in Speyer herausgegebenen Zeitschrift „Evangelium und Kirche" gegen die „Lichtfreunde in der Pfalz," insbesondere gegen die Versammlung vom 10. November zu Edenkoben, gegen die Beschwerdeschrift und ihren Inhalt, und gegen die Tausende von Unterzeichnern derselben fort und fort gerichtet werden. Es ist wahr, es wird in jener Zeitschrift wacker drauf los geschimpft, (wozu wir jedoch die Benennung „Lichtfreunde" keineswegs rechnen, wenn sie schon so gemeint ist); allein wir können uns nicht dazu entschließen, uns auf Entgegnungen einzulassen; denn es heißt sich wegwerfen, wenn man sich in einen Streit hineinziehen läßt, der mit Gemeinheit geführt wird. Es ist bisher unser Grundsatz gewesen, und so wollen wir es auch ferner halten, die Gegner ihren Gang gehen zu lassen und den unsrigen auch fortzugehen, ohne uns von ihnen irre machen zu lassen. Dadurch wird es sich zuletzt ja von selbst zeigen, wer den besseren Weg eingeschlagen habe. Da unsere Gegner sich ohnehin so viel mit dem „Glauben und Unglauben" zu schaffen machen, so wollen wir unsers Theils es mit dem Apostel Jakobus halten, welcher sagt: „Zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken, so will ich auch meinen Glauben dir zeigen mit meinen Werken" (Jak. 2, 18). Wir rechnen nämlich das Reden und Schreiben auch zu den Werken. — Eine einzige Probe aber, wie die genannte Zeitschrift es ihrerseits damit hält, sei hier angeführt. In Nr. 6, S. 32 heißt es: „Auch Juden haben die Edenkobener Beschwerdeschrift unterschrieben" und zwar wird versichert, daß deren Namen, nicht weniger als sieben, „in der gedruckten Liste der Unterschriften, die in Edenkoben gesammelt wurden" zu finden seien. Und diese alles Maß übersteigende Lüge wird dann mit dem Ausrufe geschlossen: „Solche Thatsachen reden!" — Ja wohl, solche Thatsachen reden!

F.

17.

Privilegien.

(Aus dem „Freimüthigen," herausgegeben von Dr. Caspar Runk zu Freiburg im Jahr 1788.)

Freund, zanke länger nicht mit Thoren!
Sie haben einen Eid geschworen,
Den halten sie und bleiben dumm.
Sie werden deinen Spott ermüden,
Und bleiben doch mit sich zufrieden;
Dies ist ihr Priveligium.

Vergebens bleicht man einen Mohren,
Vergebens straft man einen Thoren,
Der Mohr bleibt schwarz, der Thor bleibt dumm.
Ihn bessern ist nicht deine Sache;
Drum laß' die Narren gehn und lache!
Dies sei dein Privilegium.

18.

Bitte an die protestantischen Glaubensgenossen in und außer der Pfalz.

Zu Landshut soll eine neue Kirche erbaut werden, und eine Kirchenkollecte ist dafür im Königreich Bayern bewilligt. Da aber diese voraussichtlich bei weitem nicht hinreichen wird, so werden nun auch noch andere Wege aufgesucht, um die Beiträge zu vermehren. Wie aus nachfolgender Einladung zu ersehen ist, haben sich einige Geistliche entschlossen, zu diesem Zwecke Predigten herauszugeben. Aus diesem erwähnten Einladungsschreiben geht hervor, wie ganz ungewöhnlich das Bedürfniß der protestantischen Gemeinde zu Landshut ist; wir halten es deßwegen allerdings für Pflicht, zur Betheiligung an dieser Subscription aufzufordern, mögen nun die angekündigten Predigten ausfallen, wie sie wollen. Eine noch wirksamere Unterstützung wäre es aber, wenn namentlich diejenigen, welche diese Predigten nicht anzuschaffen geneigt sind, andere Geldbeiträge geben wollten. Wir möchten dies unseren protestantischen Glaubensgenossen recht sehr an's Herz legen. (Schön wäre es, wenn auch Katholiken sich dabei betheiligten.) — Indem wir uns

daher zur Annahme und Weiterbeförderung sowohl von Subscriptionen, als von Geldbeiträgen bereit erklären, machen wir nur noch darauf aufmerksam, daß namentlich in unserer so freigebigen Pfalz gewiß ein sehr schönes Resultat erzielt werden könnte, wenn nur in jeder Gegend, in Stadt und Land sich Einige fänden, welche die Sache betreiben und die Beiträge sammeln wollten. So dringende Fälle, wie der vorliegende, kommen nur selten vor, lasset uns daher in solchen Fällen eine offene Hand haben. Es kommt heut zu Tage so manches Trennende zwischen Glaubensgenossen zum Vorschein, lasset uns denn zeigen, daß wenigstens das Band der Bruderliebe dadurch nicht zerrissen werde. Ja, je mehr heut zu Tage wegen des Glaubens mit Worten gestritten wird, desto mehr sollten wir unser Christenthum durch Thaten der Liebe als ächt zu beweisen suchen. Ihr protestantischen Glaubensgenossen, besonders ihr Pfälzer Protestanten! wollet ihr dazu helfen, unseren schon so vielfach angefochtenen christlichen Sinn durch die That zu beweisen? Hier bietet sich uns die beste Gelegenheit dazu! Fr. Th. Frantz.

Einladung zur Subscription.

„Das habt ihr mir gethan" — mit der Erinnerung an dies Wort des Herrn hoffen die Unterzeichneten überall offene Herzen zu finden für die Bitte, die sie bei gegenwärtiger allgemeiner Noth nicht leichten Sinnes thun, aber Gewissenshalber noch weniger unterlassen können.

Sie gilt der Unterstützung der evangelischen Gemeinde in Landshut, die in weitem Kreise schon hilfreiche Theilnahme gefunden hat, aber deren noch weiter bedarf, wenn ihr auch nur zur Nothdurft wirklich geholfen werden soll.

Es ist bekannt, wie lang und schwer dieselbe in ihres Glaubens Beständigkeit und Freudigkeit geprüft worden, bis endlich Gott zu Anfang dieses Jahres das Herz Sr. Majestat unsers Königs zu einer gnädigen Entschließung lenkte und das Trauern der Gemeinde in freudige Hoffnung verwandelte.

In Rücksicht auf die bedeutende Seelenzahl (circa 300 Seelen), auf die ohne evangelischen Religionsunterricht heranwachsende Kinderschaar, auf die weite Entfernung von der Pfarrkirche (früher München jetzt Regensburg, beide Städte volle 18 Stunden von Landshut entlegen), und auf die von dem Eifer der Gemeindeglieder dargebotenen Opfer ward ihr nun ein Geistlicher als Vicarius des Pfarramtes Regensburg zugesendet und zur Deckung ihrer kirchlichen Bedürfnisse eine allgemeine Kirchenkollecte bewilligt, gleichzeitig aber der Gebrauch des bisher innegehabten gottesdienstlichen Locales (einer ehemaligen, aber längst nicht mehr gebrauchten Capelle im k. Studiengebäude) aufgekündigt, und sie hiedurch, da aller Bemühungen ungeachtet miethweise kein irgend zureichendes Local aufzufinden ist, zum Neubau eines Kirchleins genöthigt.

Glücklicherweise konnte dazu noch rechtzeitig und um mäßigen Preis ein passender Ankauf gemacht werden, ein wohlgelegenes altes Magazin; aber schon dieser Ankauf nöthigte die Gemeinde zur Aufnahme eines bedeutenden Passiv-

Capitals, und der Ertrag der, gerade in die möglichst ungünstige Zeit gefallenen, Collecte ist keinesfalls hinreichend zur Deckung der Baukosten.

Dazu kommt, daß alle Bitten der Gemeinde um nur etwas längere Belassung der Capelle, zuletzt keinen weiteren Aufschub bewirkten, als bis Ende Juni k. J., wo sie dieselbe unfehlbar verlassen muß, da bereits dem erzbischöflichen Ordinariate die Disposition darüber eingeräumt ist und nach Ablauf der bezeichneten Gnadenfrist darin der katholische Cultus wieder eingeführt werden soll.

Finden demnach unsre bedrängten Glaubensgenossen nicht unverzügliche und bedeutende Hilfe, so daß sie mit eintretendem Frühling zu bauen beginnen können: so steht zu befürchten, daß zu Ende Juni k. J. Alles jetzt in schönen gesegneten Gang Gekommene abgebrochen wird, und wer weiß, auf wie lange und mit welchen Folgen?

Unter diesen Umständen haben die Unterzeichner dem an sie gestellten Ansuchen, durch Herausgabe einer Predigtsammlung einen neuen Zufluß von Unterstützungen zu bewirken, sich nicht entziehen können. Sie mußten sich dazu berufen halten, durch die Anrufung ihres Dienstes, und durch die nähere seelsorgerliche Verbindung, in welche der Herr sie zuerst (in den Jahren 1836 — 38) mit der genannten Gemeinde gesetzt hat. Sie haben denn im Vertrauen auf göttliche und brüderliche Hilfe sich entschlossen, einen vollständigen Jahrgang von Predigten über die sonn- und festtäglichen Evangelien, zum Besten der Gemeinde Landshut herauszugeben, wozu sie Beiträge von den namhaftesten Geistlichen Bayerns gewonnen haben, und der, so Gott will, bis Ende April 1847 erscheinen und zu dem Preise von 2 fl. rhein. an die Subscribenten abgegeben werden soll.

Den Weg der Subscription einzuschlagen sind nämlich die Unterzeichneten durch die bedeutenden Kosten des Unternehmens und durch die Dringlichkeit des Bedürfnisses baldigster Hilfe genöthigt; und indem sie sich mit der vertrauensvollen Bitte um Subscribentensammlung an Ew. Hochwürden wenden, hoffen sie zugleich Entschuldigung und Gewährung für die weitere Bitte zu finden, diesen wichtigen und entscheidenden Liebesdienst mit möglichster Beschleunigung leisten und die geschlossene Subscribentenliste baldgefälligst an einen der Unterzeichneten senden zu wollen, da hievon der Beginn des Druckes und damit alles Weitere abhängt.

So sei denn das Unternehmen Gott befohlen, und dem Gewissen, der Ehre und der Liebe aller Glaubensgenossen. Sünde wäre es und Schmach, die Gemeinde in Landshut hilflos zu lassen — wer möchte daran Theil haben?! Wer des Namens und der Segnungen eines evangelischen Christen würdig sein will, bietet gewiß gerne nochmals die Hand zur Hilfe, wenn es irgend möglich ist, und selbst Aermere werden es möglich finden, wenn sie ernstlich wollen, und im Nothfalle Mehrere zur Abnahme eines Exemplares zusammenstehen.

Ein gutes freudiges Gewissen in der Sache, dann der Dankes- und Segensruf der Gemeinde Landshut wird neben der Erwerbung eines gediegenen (und verhältnißmäßig sehr wohlfeilen) Predigtbuches eines Jeden Lohn seyn, und am Tage der Vergeltung das Wort des Herrn: „Das habt ihr mir gethan!"

Bayreuth und Berndorf, am 1. December 1846.

Fr. Linde,
Consistorialrath und Pfarrer
zu Berndorf.

C. Wagner,
Landtags-Abgeordneter, Pfarrer und
Districts-Schulen-Inspector
zu Bayreuth.

19.

Ueber Revision der Lutherischen Bibel-Uebersetzung.

Daß Luthers Bibel-Uebersetzung ein bewundernswürdiges Meisterwerk sey, durch welches die Reformation unendlich gefördert wurde; daß diese Verdeutschung der heiligen Schrift an Richtigkeit und Schönheit alle frühern Uebersetzungen, in welcher Sprache sie auch gemacht worden seyen, weit übertreffe; daß der große Mann auch da, wo seine Sprachkenntnisse nicht ausreichten, oft mit seltenem Takt den richtigen Sinn erkannt und wiedergegeben habe; daß er sich zu dieser Uebertragung, so zu sagen, eine neue Sprache geschaffen habe, die das Gepräge seines erhabenen Genius trägt, und mit merkwürdiger Gefügigkeit sich an die Grundsprachen der heiligen Schrift anschließt; daß Luthers Bibelwort, schon was den Styl betrifft, weit über alle literärischen Produkte Deutschlands aus früherer Zeit hervorrage, und auf die Entwicklung der deutschen Sprache einen unermeßlichen Einfluß ausgeübt habe; daß es namentlich Grundlage und Grundform der religiösen Sprache des ganzen protestantischen Deutschlands geworden sei, — das Alles sind Sätze, über deren Wahrheit man heut zu Tage allgemein einverstanden ist. Allein nicht viel weniger einverstanden wird man darüber seyn, daß Luthers Bibel-Uebersetzung, bei allen ihren unschätzbaren Vorzügen, nichts desto weniger kein ganz vollkommenes Werk sey. Schon als menschliches Werk muß sie ja wohl ihre Mängel haben. Auch reicht ein nur einigermaßen gründliches Studium der heiligen Schrift nach der Grundsprache schon hin, um die Ueberzeugung zu erwecken, daß Luther wirklich in nicht wenigen Stellen den richtigen Sinn nicht getroffen hat, und daß besonders die Uebertragung des A. T. eine bedeutende Anzahl von Stellen darbietet, in welchen, unbezweifelbar, der wahre Verstand nicht ausgedrückt ist. Sollte uns dieses befremden? Man bedenke doch, daß Luther die Grundsprachen der heiligen Schrift erst in seinen spätern Jahren erlernte; man bedenke, wie mühsam er sich in die Kenntniß dieser Sprachen, namentlich der hebräischen, hineinarbeiten mußte; man bedenke, wie äußerst unvollkommen damals alle zur Erlernung des Griechi-

schen, besonders des Hebräischen, dienlichen Lehrbücher waren; man bedenke, daß in jener Zeit noch der ganze Orient, mit seinen Sitten und Gebräuchen, mit seinen Denkmälern und seiner Literatur, beinahe unaufgeschlossen da lag; man bedenke, wie fehlerhaft in vielen Stellen die alten Uebersetzungen sind, welche Luther oft zum einzigen Führer dienen mußten; man bedenke endlich, welche Schwierigkeiten auch heut zu Tage noch, wo doch das Studium der alten, und namentlich auch der orientalischen Sprachen so erstaunenswürdige Fortschritte gemacht hat, manche Stücke der Bibel, besonders des A. T. sich dem gelehrten Ausleger darbieten! Wie hätte wohl, unter solchen Verhältnissen, der große Luther überall den Sinn der heiligen Schrift richtig auffassen, wie alle Uebersetzungsfehler vermeiden sollen? Niemand fühlte besser als er die Mangelhaftigkeit seines Werks. So sagte er unter anderm:*) „Ich bekenne frei, daß ich mich zu weit überwunden habe, sonderlich das A. T. zu verdeutschen. Denn die hebräische Sprache liegt, leider, zu gar darnieder, daß auch die Juden selbst wenig genug davon wissen. — Ich aber, wiewohl ich mich nicht rühmen kann, daß ich Alles erlangt habe, darf ich doch das sagen, daß diese deutsche Bibel leichter und gewisser ist an vielen Orten, als die lateinische. — Macht es ein Anderer besser, warum sollte man ihn nicht mir vorziehen?" — Gerade, weil Luther sich der Unvollkommenheit seines Werks so deutlich bewußt war, besserte er auch sein ganzes Leben lang an demselben nach, und zog dabei seine gelehrtesten Freunde und Genossen im Werke der Reformation häufig zu Rathe.

Von dem Augenblick an, wo denkende Männer zur Erkenntniß der Mängel der Lutherischen Bibel-Uebersetzung gelangt waren, mußte sich ihrem Geist auch die Frage aufdringen: Soll denn fortdauernd und in allen künftigen Zeiten diese Uebersetzung unverändert, und mit allen den in ihr enthaltenen Unrichtigkeiten den Gläubigen in die Hände gegeben werden? Oder ist es nicht vielmehr gerathen, an dieses Werk die bessernde Hand zu legen, und es durch allmählige Berichtigung der fehlerhaften Stellen der Vollkommenheit, die Luthern vorschwebte, die er sich aber vergebens zu erreichen bemühte,

*) Werke, Walch. Ausgabe, 14 Thl., S. 19.

entgegenzuführen? Je theuerer einem Theologen die Bibel war, je tiefer in ihm die Ueberzeugung lebte, daß sie die einzige sichere Grundlage des christlichen Glaubens, und mithin das wahre Fundament der ganzen christlichen Kirche ist, desto wichtiger mußte es ihm erscheinen, daß sie, so weit es durch menschliche Kräfte zu erreichen ist, in einer dem Grundtext vollkommen entsprechenden Gestalt den Genossen der Kirche übergeben werde, und daß deßwegen die Lutherische Bibel-Uebersetzung, welche einmal deutsche Kirchen-Bibel ist und es auch bleiben soll, von competenten Männern einer allmähligen Verbesserung im Geiste und in der Sprache Luthers unterworfen werden soll.

Hiezu kommt noch eine andere Betrachtung, die nicht weniger nahe liegt. Jedermann weiß, daß die deutsche Sprache, gleichwie jede andere lebende Sprache, in einer beständigen Entwicklung und Umgestaltung begriffen ist. Wer mit Luthers Schriften und der ganzen Literatur aus dem Reformations-Zeitalter bekannt ist, der weiß es zur Genüge, daß das Deutsch, welches heut zu Tage gesprochen und geschrieben wird, von dem Deutschen des 16. Jahrhunderts sehr verschieden ist. Abgesehen davon, daß die deutsche Sprache damals eine eigene Derbheit hatte, die sie, in Folge der Statt gefundenen Verfeinerung der Sitten, abgelegt hat, so sind nicht wenige Ausdrücke, deren man sich damals allgemein bediente, veraltet, manche Redensarten und Wendungen, in welchen man sich einst auszudrücken pflegte, außer Gebrauch gekommen. Sollte nun die Lutherische Bibel ohne alle und jede Veränderung fort und fort gedruckt und verbreitet werden, wäre da nicht zu befürchten, daß bei der lebendigen Fortentwicklung der deutschen Sprache immer mehr Stellen den ungelehrten Laien unverständlich werden; daß manche ihnen, wegen der in derselben herrschenden Derbheit des Ausdrucks, anstößig erscheinen möchten? Wie hätten nicht, von diesen Betrachtungen ausgehend, denkende, von wahrer Ehrfurcht für die Bibel und aufrichtigem Wohl der protestantischen Kirche beseelte Männer wünschen sollen, daß Luthers Uebersetzung der heiligen Schrift, um fernerhin Kirchen-Bibel bleiben zu können, mit der Entwicklung der deutschen Sprache gleichen Schritt halten, und daß sie daher wiederholten Nachbesserungen unterworfen werden möchte? Es wäre

leicht, hier die Namen vieler frommen Theologen anzuführen, welche diesen Wunsch laut und öffentlich aussprachen. Genügen wird es indessen, wenn nur an einige erinnert wird, die in der protestantischen Kirche Deutschlands einer verdienten Achtung genießen. In seinen 1817 herausgegebenen 95 Sätzen, die zur Zeit so großes Aufsehen machten, äußert sich Claus Herms (im 52. und 53. Satz) folgendermaßen: „Eine Uebersetzung der Bibel in eine lebende Sprache muß alle hundert Jahre revidirt werden, damit im Leben sie bleibe. Es hat die Wirksamkeit der Religion gehemmt, daß man dieß nicht gethan hat. Die Bibel-Gesellschaften sollten eine revidirte Lutherische Bibel veranstalten." Rudolph Stier in seiner Schrift: Altes und Neues in deutscher Bibel, Basel 1828, führt in der Einleitung den Gedanken aus, 1) daß Gott zwar vor 300 Jahren Dr. M. Luther zum Bibel-Uebersetzer des deutschen Volks erweckt habe, 2) daß er aber seit diesen 300 Jahren auch seine Gemeine, und insonderheit die deutsche Kirche, mannichfach habe fortschreiten lassen, und schließt S. V., nach Angabe der verschiedenen, in der Lutherischen Uebersetzung befindlichen Mängel, mit den Worten: „Solcher Art sind diejenigen einzelnen Mängel der Lutherischen Bibel-Uebersetzung für die neuere Zeit, welche Gott an ihr, nach natürlichem Gange, hat vorkommen lassen, neben der von ihm gegebenen Unübertrefflichkeit des Ganzen in Geist und Guß des Lebens, in Kraft und Klang der Rede. Diese Mängel verlangen ebensosehr von der sie erkennenden Zeit ihre Berichtigung, als die Herrlichkeit des Werkes im Ganzen seine fortwährende Bewahrung fordert."

In seiner Reise nach England, Bd. I., S. 336, schreibt Niemeyer: Ist es nicht eine Verirrung, wenn man der im Ganzen unübertroffenen, und vielleicht unübertreffbaren Uebersetzung unsers Luther die blinde Verehrung widmet, welche auch nicht ein Wort daran geändert wissen will, und die gewiß Niemand mehr, als ihm selbst mißfallen würde. Hat man doch kein Bedenken getragen, von ihr in einem Ton zu sprechen, als ob sie aus einer unmittelbaren göttlichen Eingebung geflossen sei. Ob man denn vergessen hat, daß der große und fast immer sich frei bewegende Geist des Mannes unaufhörlich besserte, und, hätten ihm so manche

Hülfsmittel unserer Zeit zu Gebote gestanden, immer fortgebessert haben würde? Oder weiß man denn nicht, daß es durchaus keinen Text der deutschen Bibel gibt, von dem man geradehin behaupten könnte, daß Der der einzig ächte Lutherische sei? Wahrlich, man kann sich sehr lebhaft für die Sache der Bibelgesellschaften interessiren, und dabei dennoch dringend wünschen, daß die Bibel, theils durch begleitende Erklärung, theils durch weise Nachhilfe und Berichtigung der kirchlichen Uebersetzung, dem Volke immer verständlicher gemacht werde.

Diesen gewiß in hohem Grade beachtenswürdigen Stimmen werden nun allerdings einige Gründe entgegengesetzt. Man sagt, daß, wenn auch die Mängel der Lutherischen Bibel-Uebersetzung im Allgemeinen nicht geläugnet werden könnten, eine Revision derselben dennoch ganz unstatthaft sey. Durch eine solche werde die Autorität, welche Luther in der protestantischen Kirche genieße, und auch fortwährend genießen solle, auf eine gröbliche Weise verletzt; niemand dürfe sich herausnehmen, das Werk des großen Meisters an welchem derselbe sein ganzes Leben hindurch gearbeitet habe, verbessern zu wollen; wer im Stande seyn sollte eine solche Verbesserung vorzunehmen, der müßte ein Mann seyn, wie Luther, ja noch größer, als er; eine neue Bibel-Uebersetzung zu machen sei Niemand verwehrt; allein die, welche Luther unserer Kirche gegeben, solle man unangetastet lassen; sie solle unverändert bleiben, wie sie ist — ein Werk, das, wie kein anderes, das Gepräge des erhabenen Genies Luthers trägt. Auch sei gar keine Noth vorhanden, diese Verdeutschung der heiligen Schrift zu mustern und zu verändern; habe sie ausgereicht bis auf den heutigen Tag, so werde sie auch noch fernerhin ausreichen können. Millionen hätten sich aus ihr erbaut, und aus ihr reiche Nahrung für ihren Geist und ihr Herz geschöpft, Millionen könnten auch künftighin sie zum Heil ihrer Seelen gebrauchen. Seien in derselben auch manche Stellen nicht ganz richtig übersetzt, so werde doch durch diese Verstöße keine einzige Glaubens-Wahrheit in Schatten gestellt. Auch beklage man sich vergebens über den veralteten Styl, das Deutsch Luthers sei noch immer vollkommen verständlich. Kämen in seiner Bibel-Uebersetzung einige veraltete Ausdrücke vor, so sollte man sie sorgfältig stehen lassen;

sie seien Denkmäler des alten Sprachgebrauchs, und dienten zur Bereicherung der deutschen Sprache. Es sei sehr zu beklagen, daß man bereits in den meisten Ausgaben der Lutherischen Bibel, einige dieser alten Worte und Sprachformen ausgemerzt habe.

Es wird wohl nicht nöthig seyn, diesen Gründen eine weitläufige Widerlegung entgegenzusetzen. Ist es doch offenbar, daß durch eine Verbesserung der Bibel-Uebersetzung Luthers das Ansehen des großen Mannes keineswegs herabgesetzt wird. Wird denn hiemit geläugnet, daß er der Kirche durch seine Verdeutschung der heiligen Schrift einen unschätzbaren Dienst erwiesen habe? Wird geläugnet, daß seine Uebersetzung, im Ganzen genommen, ein vortreffliches, in mancher Beziehung ein unübertreffliches Werk sey? Es wird im Grunde nur thatsächlich ausgesprochen, daß zu Luthers Zeit die orientalische Sprachkunde und die exegetischen Wissenschaften noch keineswegs zu der Höhe gelangt waren, um den großen Reformator in den Stand zu setzen, den wahren Sinn vieler schwerer Stellen zu enträthseln. Um sein Werk zu verbessern, braucht man kein zweiter Luther zu seyn, sondern blos das Hebräische und Griechische besser zu verstehen, als er. Wenn auch zugegeben werden mag, daß die Lutherische Bibel noch nicht unbrauchbar geworden ist, daß auch noch fernerhin, wie bisher, viele sich aus ihr erbauen können, so wird man doch auch, ohne große Befangenheit, nicht läugnen können, daß wohl noch mehr Christen die Bibel lesen und aus derselben Nahrung für ihren Geist und ihr Herz schöpfen würden, wenn sie ihnen in einer, den Anforderungen der gegenwärtigen Zeit entsprechenden Form in die Hände gegeben, und sie nicht so oft durch solche Stellen aufgehalten würden, die ihnen ganz unverständlich sind, und die es doch nur darum sind, weil in ihnen der richtige Sinn nicht ausgedrückt ist. Ob wirklich, wie man angibt, die Unrichtigkeiten der Lutherischen Bibel-Uebersetzung auf die dogmatischen Lehren der protestantischen Kirche gar keinen Einfluß geäußert haben, soll hier nicht genauer untersucht werden. Wenn dem aber auch also wäre, so beweiset dieses noch nichts gegen die Zweckmäßigkeit einer Revision der Lutherischen Bibel-Uebersetzung. Ist dem Protestanten die Bibel der Hauptgrund seines Glaubens, so muß er nothwendig wünschen, sie in einer dem Urtext so genau

als möglich sich anschließenden Uebersetzung zu besitzen. Es ist unbestreitbar, daß seit Luther alle exegetischen Wissenschaften sehr große Fortschritte gemacht haben; sollen denn diese auf die in den Händen der Gläubigen sich befindende Bibel-Uebersetzung gar keinen Einfluß äußern? — Am schwächsten ist gewiß der auf die Beibehaltung aller alten Sprachformen in Luthers Bibel sich beziehende Grund, die Bibel ist nicht dazu da, der Kenntniß der alten deutschen Sprache zu dienen. Dazu hat man Sammlungen und Chrestomathieen alter Sprach-Denkmäler. Die Bibel soll verstanden und genossen werden. Darum thut es Noth, Ausdrücke und Sprachformen, die nicht mehr im Gebrauch sind, zu verändern, dunkle, verworrene Constructionen umzubilden, und überall durch besonnene Verbesserungen den Bedürfnissen eines gereinigten Geschmacks entgegenzukommen.

Wichtiger ist ein anderer Grund, den man hier geltend gemacht hat. Die Lutherische Bibel, sagt man, ist Kirchenbibel des ganzen deutschen Protestantismus, ein Gemeingut aller, welche den Lehren der Reformation huldigen; ein Band, welches sämmtliche Funktionen des Protestantismus umschlingt. So vieles hat sich in unserer Kirche schon aufgelöset; soll man auch dieses Band noch zerreißen? Soll man den Gemeinbesitz und Gemeingebrauch derselben Bibel-Uebersetzung aufheben? Und dieses würde unfehlbar der Fall seyn, wenn irgendwo eine Revision der Lutherischen Bibel vorgenommen, und öffentlich eingeführt würde. Nur in einem beschränkten Kreise würde eine solche revidirte Bibel-Verdeutschung angenommen werden; an andern Orten würde vielleicht andere Revision vorgenommen werden. Es würde mit der Bibel am Ende gehen, wie mit den Gesangbüchern, in jedem Lande, von Kirche zu Kirche, würde man andere Bibel-Uebersetzungen im Gebrauche finden.

Dagegen läßt sich zunächst bemerken, daß die Einheit des Protestantismus ebenso wenig an dem gemeinschaftlichen Gebrauch derselben Bibel-Uebersetzung hängt, als sie durch die vielen im Gebrauche stehenden Katechismen und Gesangbücher ist aufgehoben worden. Diese Einheit beruht auf der Gemeinschaft der Grund-Ueberzeugungen der Protestanten. Außerdem handelt es sich ja gar nicht um eine völlig neue Uebersetzung der Bibel, sondern nur um

eine mit schonender Hand vorgenommene Verbesserung der Lutherischen Bibel, in Luthers Geist und Sprache. Luthers Verdeutschung bleibe fortdauernd die in der ganzen protestantischen Kirche gebräuchliche, nur daß vielleicht hie und da, in kleinern oder größern Kreisen, verbesserte Recensionen derselben eingeführt würden.

Es kann, nach allen diesen Betrachtungen, ohne große Befangenheit nicht geläugnet werden, daß eine Revision der Lutherischen Bibel gewiß ein sehr wünschenswürdiges, ein den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechendes Werk wäre. Allein nun entsteht eine sehr schwierige Frage: Wer soll sie machen? Es ist bekannt, daß nicht wenige Gelehrte sich mit solchen Ueberarbeitungen der Lutherischen Uebersetzung nach dem gegenwärtigen Standpunkt der theologischen Wissenschaften befaßt haben. Die hervorragendsten unter diesen Arbeiten sind die von Meyer'sche, und die von Dr. Wette. Erstere empfiehlt sich durch die sorgfältige Nachahmung der Lutherischen Sprache, letztere durch die Tiefe der bei ihr vorwaltenden theologischen Gelehrsamkeit und den seltenen Geschmack, mit welchem, bei der größten Treue, der Urtext wieder gegeben worden ist. Allein wie vielen Beifall auch beide Werke gefunden haben, sie sind doch nur in den Händen Einzelner geblieben und haben nirgends kirchliche Geltung gefunden; und es steht sehr zu erwarten, daß der Geistliche, welcher sich herausnehmen wollte, von der einen oder der andern dieser beiden Uebersetzungen in dem öffentlichen Gottesdienst Gebrauch zu machen, sich große Ungelegenheiten bereiten würde. So wird es immer mit jeder von einem Einzelnen ohne kirchlichen Auftrag unternommenen Ueberarbeitung der Lutherischen Uebersetzung gehen; sie wird im Privat-Gebrauch bleiben, allein nirgends kirchlich eingeführt werden.

Niemeyer und Harms weisen in den oben angeführten Stellen auf die Bibel-Gesellschaften hin, mit dem Wunsche, daß diese ein solches Werk vornehmen sollten. Es ist nun keine Frage, daß wenn eine bedeutende Bibel-Gesellschaft eine Revision der Lutherischen Bibel in Schutz nähme, sie durch deren reiche und unentgeldliche Vertheilung dieselbe bald in viele Hände bringen, und endlich vielleicht den offiziellen Gebrauch derselben bewirken könnte.

An Beispielen solcher Unternehmungen hat es nicht gefehlt. Es

sei hier erlaubt namentlich auf die Straßburger Bibel-Gesellschaft, die älteste in Frankreich, seit **1816** bestehend, hinzuweisen. Schon in den ersten Ausgaben der Bibel, welche diese Gesellschaft veranstaltete, hatte sie viele veraltete Ausdrücke durch solche ersetzt, welche gegenwärtig allgemein im Gebrauche sind, auch manche einzelne Unrichtigkeiten verbessert. Als nun im Jahr **1827**, um vielfachen Wünschen zu entsprechen, das N. T. in kleinerem Format stereotypirt werden sollte, da wurde von dem Verwaltungs-Ausschuß der Beschluß gefaßt, den Text einer durchgreifenden Revision zu unterwerfen. Um aller Willkür unübersteigliche Grenzen zu setzen, wurden einige Grundsätze entworfen, nach welchen diese Revision vorgenommen werden sollte. Es waren folgende:

Grundsatz ist: daß die Kraftsprache und das Alterthümliche der Lutherischen Bibel-Uebersetzung so viel als möglich erhalten werde.

Veränderungen werden nur vorgenommen:

1) Wenn die Uebersetzung offenbar unrichtig ist, und zwar so, daß der Zusammenhang und der Zweck der Rede dadurch verdunkelt wird.

Solche Stellen jedoch, die, ihrer Schwierigkeit wegen, von den besten Erklärern verschieden ausgelegt werden, und wo keine Erklärung vor der andern überwiegende Wahrscheinlichkeit hat, bleiben unverändert, wenn sie nur einen erträglichen Sinn geben.

Stellen, welche als dogmatische Beweisstellen gelten, oder häufig im Unterricht vorkommen, bleiben unverändert.

2) Ausdrücke, die durch Veraltung unverständlich, zweideutig, oder unedel geworden sind, werden durch andere, dem heutigen Sprachgebrauche gemäß, ersetzt.

3) Der Construktion, wo sie ungrammatisch, ungelenk, oder undeutlich ist, wird so leise, als möglich, nachgeholfen.

4) Wo das Unrichtige oder Unverständliche nicht sowohl in einem einzelnen Ausdrucke, als vielmehr in einem ganzen Satz liegt, wird die Lutherische Uebersetzung in dem Text stehen gelassen und die richtige Uebersetzung, nach dem Grundtext, unten an dem Rande beigesetzt.

Nach diesen Grundsätzen wurde die beschlossene Revision wirklich von einer dazu ernannten und aus sachverständigen Männern be-

stehenden Commission vorgenommen. Das N. T. in 12° erschien stereotypirt 1828, und fand überall, auch im Auslande, eine günstige Aufnahme. Zum Beweise, daß man damit einem wahren Bedürfnisse entsprochen habe, mag es dienen, daß seither nicht weniger, als 17,000 Exemplare davon abgesetzt wurden, und daß es noch immer von vielen Seiten her vorzugsweise verlangt wird.

Aber wie seltsam haben sich doch die Verhältnisse seit 1828 geändert! Im vergangenen Jahre beschloß dieselbe Bibelgesellschaft, wie sie es schon mit dem N. T. gethan, so auch von dem A. T. eine Ausgabe in stehender Schrift zu veranstalten. Hier erhob sich nun die Frage: Ob es denn nicht jetzt, wo auf lange Jahre hin ein stehender Satz des A. T. bewerkstelligt werden sollte, an der Zeit sei, die Lutherische Uebersetzung auch dieses Theiles der heil. Schrift einer Revision zu unterwerfen? Man hatte aus frühern Versuchen die ungemeine Schwierigkeit einer durchgreifenden Verbesserung des Lutherischen Textes zu genau erkannt, um nicht jetzt von derselben zurückzutreten. Dennoch glaubte man das A. T. in Harmonie mit den bisher veranstalteten Octav-Ausgaben des N. T. bringen und deßhalb nicht sowohl eine eigentliche Revision, als vielmehr nur eine vorsichtige Correktur vornehmen zu sollen. Es wurden in Bezug auf dieselbe folgende Grundsätze aufgesetzt:

1) Die mit der Besorgung des Drucks des A. T. in stehenden Lettern beauftragte Commission hat zur Aufgabe, eine besonnene Correktur der auffallendsten und dabei leicht zu verbessernden Unrichtigkeiten des Lutherischen Textes vorzunehmen, in der Art und Weise, wie solches bereits in den verschiedenen Ausgaben des N. T. in 8° geschehen ist.

2) Diese Correkturen dürfen nur einzelne Wörter betreffen, nicht aber auf ganze Sätze sich erstrecken.

3) Es sind nur solche Wörter zu corrigiren, welche entweder ganz veraltet und daher unverständlich, oder anerkannt unrichtig übersetzt sind, und bei welchen die bewährtesten Exegeten und Uebersetzer der verschiedenen theologischen Richtungen in der Art und Weise, wie übersetzt werden muß, übereinstimmen.

4) Die gewählten Ausdrücke müssen dem Sprachgebrauche Luthers gemäß seyn.

5) Die sogenannten **dicta probantia** (dogmat. Beweisstellen), die in den Katechismen und andern christlichen Lehrbüchern aufgeführt zu werden pflegen, so wie die mit fetter (Schwabacher) Schrift gedruckten Stellen bleiben ganz unverändert, so wie sie sich in der neuesten Straßburger Ausgabe des A. T. in 8° finden; ebenso auch die Summarien derjenigen Capitel und Psalmen, welche nach strenggläubiger Auffassung messianische Weissagungen enthalten.

6) Keine Veränderung kann in den Text aufgenommen werden, wenn nicht die Mehrheit der Mitglieder der Commission dahin gestimmt hat.

7) In wichtigen Fällen, wo sich die Commission nicht vereinigen kann, referirt sie an die Gesammt-Commission der Bibelgesellschaft und überläßt dieser die Entscheidung.

Der Verwaltungs-Ausschuß glaubte durch dieses Regulativ aller Willkür in der vorzunehmenden Revision unübersteigliche Schranken gesetzt, und allen, auch den ängstlichsten Bedenklichkeiten entsprochen zu haben. Auch begann die Commission mit frohem Muth und lobenswürdigem Eifer ihre Arbeiten. Allein bald wurde ihre Thätigkeit durch einen gewaltigen Sturm unterbrochen. Es verbreitete sich nämlich, besonders auf Veranlassung einer, von einem Mitgliede des Comite ausgegangenen Schrift,*) das Gerücht, als beabsichtige man, den Gläubigen ihr theuerstes Kleinod, nämlich die Lutherische Bibel, zu rauben. Das Werk, das man erhob, sei nichts mehr und nichts weniger, als ein Werk des Unglaubens. Durch allerlei Veränderungen in dem Texte wolle man vielen richtigen Stellen ihre dogmatische Beweiskraft rauben. Uebrigens sei das ganze Vorhaben ein schreiendes Unrecht, das man an dem großen Luther begehen wolle 2c. Dieses Gerücht veranlaßte eine unglaubliche Menge von Protesten, die in kurzer Zeit einliefen. Einzelne Geistliche, ganze Consistorien, freie geistliche Stimmen protestirten um die Wette. Manche dieser Schreiben waren in dem leidenschaftlichsten Tone abgefaßt, und sprachen gegen das Comite die gehässigsten Insinuationen aus. Dieses suchte durch ein Circular die Gemüther zu be-

*) Krafft, darf Luthers Bibel-Uebersetzung durch Bibelgesellschaften revidirt werden? Straßburg, 1846.

sänftigen. Um so mehr Mühe gaben sich andere, die geflissentlich hervorgerufene Aufregung zu unterhalten. Der Protest-Sturm brach auf's Neue los; jetzt wurden sogar einfache Landleute in Bewegung gesetzt; es liefen Collektiv-Protestationen ein, die mit Unterschriften aller Art bedeckt waren, unter andern nicht selten von Männern, die kaum ihren Namen schreiben konnten. Auch die frommen Schwestern unserer Kirche wollten nicht müßig bleiben. Frauen- und Jungfrauen- und Wittwen-Vereine erhoben in Protesten ihre Stimme, und hielten, zuweilen mit unglaublicher Anmaßung, den Mitgliedern des Verwaltungs-Ausschusses ihre Verpflichtungen vor.

Man begreift, daß unter solchen Verhältnissen die zur Revision ernannte Commission ihre Arbeiten einstellte, und das Comite beschloß, es bei dem alten Text bewenden zu lassen.

Dieses Beispiel mag beweisen, daß heut zu Tage die so wünschenswerthe Verbesserung des Lutherischen Bibel-Textes von keiner Bibelgesellschaft mehr unternommen werden kann.*) Auch läßt sich in der That darüber streiten, ob die Bibelgesellschaften zu einem solchen Werke befugt sind, und ob, wenn man ihnen eine solche Befugniß einräumen wollte, nicht zu befürchten stünde, daß solcher Revisionen sehr viel unternommen werden, und manche nicht so ausfallen möchten, wie es wirklich zu wünschen ist.

Indessen ist doch das Bedürfniß einer Verbesserung des offiziell im Gebrauche stehenden Bibel-Textes da; mehrere Bibelgesellschaften, namentlich die Baseler, haben wiederholt darauf hingewiesen. Immer aber ist die Frage noch nicht beantwortet: Von wem sie ausgehen solle, um kirchliche Geltung zu erhalten. Zu wünschen wäre es, daß eine legale kirchliche Autorität, z. B. eine General-Synode, sich mit dieser Revisions-Angelegenheit beschäftigen, das Werk einem Ausschuß sachverständiger Männer, oder vielmehr, da es aus einem Guß und Geist seyn muß, einem ausgezeichneten

*) Zwar spricht der letzte Jahres-Bericht der Hamburger Bibelgesellschaft von einer, aus Auftrag des Verwaltungs-Ausschusses, von einer eigenen Commission veranstalteten Revision des Lutherischen Bibeltextes: allein nach den in diesem Bericht enthaltenen Erklärungen scheint die Arbeit doch hauptsächlich nur auf eine Revision der Parallelen, der Summarien und der Orthographie hinaus zu laufen.

Gottesgelehrten übertragen, und nach gehöriger Durchsicht der Arbeit, die revidirte Bibel als kirchlich sanctionirte einführen möchte. Würde von der General-Synode irgend eines deutschen Landes ein solches Werk veranstaltet, und fiele es nach Wunsch aus, so würde wohl die also revidirte Bibel auch in andern Ländern sich Bahn brechen.

Unterdessen wäre es zweckmäßig, wenn Delegirte verschiedener Bibelgesellschaften zusammenkommen, und diesen Gegenstand in gründliche Berathung ziehen würden. Durch die Veröffentlichung solcher Berathungen würde manches Vorurtheil beseitigt, manchem Mißverständniß vorgebeugt und auf eine, dem Werke förderliche Gesammt-Meinung hingearbeitet werden. Es steht zu erwarten, daß die Straßburger Bibelgesellschaft, welche in dieser Angelegenheit schon mehrmals die Initiative ergriffen hat, die geeigneten Schritte thun wird, um eine Vereinigung von Delegirten der benachbarten Bibelgesellschaften zur Berathung über diesen wichtigen Gegenstand zu Stande zu bringen. Dr. Bruch.

20.

Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel.

(Fortsetzung.)

5. Christus wird in der Bibel das Wort Gottes (Logos) genannt.

Das Evangelium Johannis beginnt (Kap. 1, 1 — 4) mit den Worten: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbige war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.“ Im 14. Verse wird hinzugesetzt: „Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ — Hieraus erhellt, daß „das Wort“ Gott genannt wird, und aus V. 14, daß unter diesem „Wort“ Christus verstanden wird. Also scheint hier Christus auf das Bestimmteste für Gott erklärt zu werden. Wir haben nun aber bereits gesehen, daß in dem Evangelium Jo-

hannis, wie in allen übrigen Evangelien und sonstigen Schriften des Neuen Test., nicht blos die allgemeine Darstellung der Person Jesu nicht die eines Gottes ist, sondern auch sehr viele Stellen vorkommen, welche seiner Gottheit auf das Bestimmteste entgegenstehen, z. B. im Evangelium Johannis, Kap. **14, 28**: „Der Vater ist größer denn ich;" **7, 17**: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat;" dann Kap. **10**, wo Christus, nachdem die Juden sein Wort „Ich und der Vater sind eins" (V. **30**), aus Mißverstand eine Gotteslästerung genannt hatten, ihnen erklärte, es sei keine Lästerung, wenn er, den der Vater geheiligt und gesandt habe, sage, er sei „Gottes Sohn" (V. **36**). So auch Kap. **5, 26**, wo Christus erklärt, der Vater habe das Leben in ihm selbst, aber dem Sohne sei es von dem Vater gegeben, es zu haben in ihm selbst, und V. **30** hinzusetzt: „Ich kann nichts von mir selbst thun." Und wenn man dies etwa nur auf die menschliche Natur Jesu beziehen wollte, so beweist V. **18** und **19** das Gegentheil. Dort sagt Jesus nämlich nicht blos „ich," welches etwa seine gemischte Natur als Mensch auf Erden bezeichnen könnte, sondern er sagt: „Der Sohn kann nichts von ihm selbst thun;" womit also der Sohn unbedingt dem Vater untergeordnet wird, und zwar bei einer Gelegenheit, wo es darauf ankam, sich bestimmt und unzweideutig zu erklären, denn diese Erklärung gab Jesus den Juden, da sie ihn der Gotteslästerung beschuldigten und trachteten ihn zu tödten, weil er sagte, „Gott sei sein Vater und machte sich Gott gleich." (V. **18**): „Da antwortete Jesus und sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich! ich sage euch: der Sohn kann nichts von ihm selbst thun." Wie bestimmt und feierlich, mit einem zweimaligen „Wahrlich!" spricht hier Jesus aus, daß er sich nicht Gott gleich mache. Wenn also nun in eben demselben Evangelium, wo diese und viele andere ähnliche Stellen vorkommen, doch auch andere sich fänden, worin die Gottheit Jesu ausgesprochen wäre, so wäre dies doch ein ganz undenkbarer Widerspruch. Ist also eine andere Erklärung jener Stellen, worin die Gottheit Jesu enthalten zu seyn scheint, möglich, so muß sie als die einzig richtige Lösung eines solchen Widerspruches betrachtet werden; und diese Lösung und Erklärung ist allerdings möglich, auch bei dem

jetzt in Rede stehenden, berühmt gewordenen Anfang des Evangeliums Johannis. — Man lese jene bereits angeführte Stelle noch einmal, so wird man finden, es ist die Darstellung einer Theorie, nämlich des Verhältnisses Gottes und Jesu zu einander, welcher Letztere hier „das Wort," oder auf Griechisch „der Logos" genannt wird. Zugleich macht der erste Satz, womit das Evangelium beginnt: „Im Anfang war das Wort," oder: „Im Anfang war der Logos," den bestimmten Eindruck auf uns, als ob hier mit diesem Ausdruck „das Wort," oder „der Logos" keine neue, den Lesern des Evangeliums noch ganz fremde, sondern im Gegentheil eine ihnen bereits bekannte Sache, oder vielmehr ein ihnen bereits bekannter Begriff bezeichnet werden sollte. Und daß dem auch wirklich so sei, wird durch die Bekanntschaft mit den damaligen Zeitverhältnissen bestätigt. Unter den nicht in ihrem eigentlichen Vaterlande Palästina, sondern auswärts wohnenden Juden, namentlich unter denen zu Alexandrien war schon vor Jesu Zeiten eine, aus der Verschmelzung der griechischen Philosophie mit alttestamentlichen Ideen, ganz eigenthümliche religiös-philosophische Ansicht entstanden. Und wir kennen diese ganz genau aus den Schriften des alexandrinischen Juden Philo, welcher schon etwa 30 Jahre vor Christi Geburt lebte. Nach den alexandrinischen Neuplatonikern kann nämlich der unendliche und reine Gott die endliche und unreine Welt nicht berühren. Es strömen daher Kräfte von ihm aus von aller Art, durch die er alles wirkt. Diese werden theils als Ideen, theils als Wesen dargestellt, und die Lehre des Alten Test. von den Engeln so gedeutet. Der „Logos," welches griechische Wort sowohl „das Wort," als auch „die Vernunft," also ebensowohl das Denken, als die Aeußerung des Denkens und des Willens bedeutet, wird als das höchste dieser von Gott ausgehenden Ideen und Wesen, und als der Inbegriff derselben gedacht, und bald als die Weltseele, als die Weltlenkende Vorsehung, wie auch als der Gottesgeist, welcher den Menschen höhere Offenbarungen mittheilt und sie mit höherer Begeisterung weihet, dargestellt, und als das Nämliche gedacht, was das Buch der Weisheit im Alten Testam. „die Weisheit," oder griechisch „die Sophia" nennt. Jenen Logos (Wort) beschreibt Philo in vielen Stellen auch als

ein für sich bestehendes Wesen, von Gott ausgegangen, als den Ersten der Erschaffenen, nicht ungezeugt, wie Gott, aber auch nicht erschaffen, wie die Welt; er nennt ihn „den Sohn des ewigen Vaters," sein „Ebenbild," den „Urmenschen," nach dessen Form Adam erschaffen worden, den Schöpfer der Welt, den Mittler zwischen Gott und den Menschen, den obersten aller Engel, den Untergott und Regent der Welt. Wie Philo meint, so ist es dieser Logos, von welchem das Alte Testam. in vielen Stellen rede, und welcher den Hebräern oft erschienen sei, z. B. dem Abraham im Hain, als der Engel, welcher Sodom und Gommorrha zerstörte; dem Moses als die göttliche Gestalt im Dornbusch; den Israeliten als die Rauch- und Feuersäule, welche sie bei ihrem Zug durch die Wüste leitete, u. s. w. Ebenso, lehrt Philo, werde sich dieser Logos auch später den Israeliten offenbaren, denn die Messias-Weissagungen beziehen sich, nach seiner Meinung, auf ihn. Seine Namen sind: Logos, Hoherpriester, Mann Gottes, Ebenbild, Aufgang, Erstgeborner, oder ältester Sohn Gottes, Herrschaft, Bund, Name des Herrn, schauender Israel, Erzengel, Paraklet (d. h. Tröster), zweiter Gott. Diese Vorstellung entstand dadurch, daß im A. Test. oft „Gott" und der „Engel des Herrn" ganz gleichbedeutend gebraucht werden, namentlich wo die wunderbarsten Fügungen Gottes erzählt werden, z. B. in den Berichten von der Wolkensäule, wo es bald heißt, der Herr selbst, bald, sein Engel sei in der Wolke gewesen. Der Name Logos (Wort) aber ward darum gebraucht, weil das „Wort," das Sprechen Gottes, Gott selbst und seinen Willen bezeichnet, z. B. Ps. 33, 6: „Durch das Wort des Herrn (oder durch den Logos des Herrn) wurden die Himmel gegründet." (Vergl. Gfrörer, Geschichte der christl. Kirche, Bd. I. S. 65 ff.; auch dessen „Philo und die alexandrinische Philosophie.")

Daß sich in diesen Ansichten, sogar in den einzelnen Ausdrücken, die auffallendste Aehnlichkeit mit den Lehrsätzen und Ausdrücken des Evangeliums Johannis finden, ist ganz unverkennbar. Da nun aber jene alexandrinische Philosophie oder Theosophie schon vor Jesu Zeiten vorhanden war, und da der Apostel Johannes, nach dem übereinstimmenden Zeugniß der ältesten Kirchenväter, den größten Theil seines Lebens in Kleinasien, namentlich in Ephesus zubrachte, und

dort auch sein Evangelium schrieb, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die in jenen Gegenden herrschende Religionsansicht und religiöse Ausdrucksweise auf die Ausdrucksweise des Apostels Einfluß gehabt haben. Er schrieb ja sein Evangelium zunächst für die, unter welchen er zunächst lebte und wirkte. Er geht darum auf ihre religiöse Vorstellungs- und Ausdrucksweise ein, er spricht gleichsam in ihrer Sprache, wie man mit einem jeden Menschen, wenn man von ihm verstanden seyn und bei ihm Anklang finden will, in seiner Sprache sprechen und mehr oder minder auf seine gewohnte Vorstellungsweise eingehen, wenigstens daran anknüpfen muß. *) So sagt denn der Apostel Johannes in seinem Evangelium gleich von vornherein seinen Lesern: Jener Logos, jenes Wort Gottes, jener erhabenste Gottesgeist, welchem ihr alle den Menschen zu Theil werdende Offenbarung zuschreibet, er war es, der in Jesu Christo wohnte, und durch ihn den Menschen die wahrhaftige Offenbarung Gottes voller Gnade und Wahrheit zu ihrem Heil, Licht und wahren Leben, mitgetheilt hat. Sagen wir damit, Johannes habe sich blos der Vorstellungs- und Ausdrucksweise jener Gegend anbequemt? Wir sagen dies keineswegs. Oder sagen wir im Gegentheil, Johannes habe selbst mit der Ausdrucksweise auch die Vorstellungsweise selbst sich angeeignet? Wir sagen auch dieses nicht. Johannes hatte vielmehr sicherlich seine bestimmte Vorstellung von Christus und von seinem Verhältniß zu Gott, nämlich von dessen innigster Verbindung und Gemeinschaft mit Gott, von Christus seinem Meister selbst empfangen, längst vorher, ehe er in jene Gegenden kam. Als er aber dorthin kam, und dort religiöse Ansichten vorfand, welche unstreitig bei weitem tiefer waren, als die unter den Juden in Palästina herrschenden, und welche dabei vielfältig an das Alte Test. angeknüpft wurden, — war es da nicht höchst natürlich, daß der Apostel das, was er Wahres darin fand, anerkannte, und es nicht blos für seine Ausdrucksweise benutzte, sondern auch, so weit es mit seinem eigenen, ihm bereits einwohnenden christlichen Bewußtseyn übereinstimmte, es zu diesem aufnahm und damit verschmelzte? Dies

*) Wir haben schon gesehen, daß auch der Apostel Paulus aus gleichem Grunde, in mehreren seiner an Gemeinden in eben jener Gegend geschriebenen Briefe, in die Vorstellungs- und Ausdrucksweise derselben eingeht.

mußte um so leichter geschehen, als dem Gemüth des Apostels Johannes, wie wir aus einem anderen von ihm herrührenden Buche, nämlich aus der Offenbarung Johannis, sehen, ohnehin eine überwiegende Neigung für das (im besseren Sinne) mystisch-speculative in der Religion eigen war. Und betrachten wir nun diesen mystisch-speculativen Eingang des Johannes-Evangeliums näher, so finden wir, daß der Apostel, keineswegs als mit einer dumpfen mystischen Schwäche Alles das in sich aufgenommen habe, was die Alexandrinische Philosophie lehrte, sondern daß er mit einem bereits entschiedenen und in der Hauptsache abgeschlossenen, christlichen Bewußtseyn, all jenes Mancherlei von speculativen Träumereien, womit jenes System noch sonst ausgestattet war, unbeachtet ließ, dagegen einen Hauptgedanken desselben und dessen Ausdrucksweise annahm, welcher ihm ohnehin, wenigstens dem Wesen nach, schon einwohnte, nämlich den Gedanken, oder die Ueberzeugung von der innigsten Gemeinschaft Jesu mit Gott, und der durch ihn der Welt zu Theil gewordenen Offenbarung zum Licht und Heil der Menschen. Denn erwägen wir nun den Sinn jenes Ausspruches, womit er, das Verhältniß Jesu zu Gott bezeichnend, sein Evangelium eröffnet, so müssen wir in der That die erhabenste Wahrheit mit großer Gedankentiefe hier ausgesprochen finden. Wir lesen, V. 1 und 2: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbige war im Anfang bei Gott." Der Evangelist denkt sich hier Gott, den Ewigen, wie er war, ehe die Welt noch war. Da war Er allein, und außer ihm noch nichts da. Doch dieses Alleinseyn Gottes war nicht, wie das beschränkte, hülflose Alleinseyn eines Menschen; denn wohnte ihm doch bei sein allmächtiger Wille, welcher nur wollen, nur sprechen, gebieten durfte, kurz nur als „Wort" sich äußern durfte, so war schon eine Schöpfung vollbracht, — denn „so er spricht, so geschieht's, so er gebeut, so steht's da!" Wort Gottes ist daher nichts anderes, als der sich äußernde allmächtige Schöpferwille Gottes. Durch dieses schöpferische Wort Gottes ist Alles geschaffen worden; drum sagt der Evangelist V. 3: „Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist." Genauer übersetzt sollte es im Deutschen hier nicht heißen „gemacht," sondern: „Durch

dasselbe ist alles entstanden (oder geworden ἐγενετο), und ohne dasselbe ist nichts geworden, von Allem, was geworden ist" (οὐδε ἐν, ὁ γεγονεν). Wie nun das allmächtige schöpferische Wort Gottes eine leblose Welt erschuf, so war es auch der Urquell des Lebens in sich selbst (vergl. 5, 26: „der Vater hat das Leben in ihm selbst"), und darum konnte auch Leben von ihm entströmen. Es strömte aus, und es entstanden lebende Geschöpfe, es wurden Menschen, und dieses aus Gott ausgeströmte Leben ward das Licht der Menschen, zunächst wohl als das Licht des Selbstbewußtseyns gemeint, wodurch die Menschen aus der Nacht des Nichtseyns und der Bewußtlosigkeit hervorgingen zum Licht des Bewußtseyns ihres Seyns. Dies drückt der Apostel im V. 4 aus: „In ihm (dem lebendigen und schöpferischen Wort Gottes) war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen." Doch versteht er den letzteren Satz sicherlich auch noch in einem anderen, tieferen Sinne.

Wie nämlich der Mensch nur darum das Licht des Bewußtseyns seines Seyns hat, weil Leben in ihm ist, und weil dieses Leben ein Ausfluß aus Dem ist, der das Leben und darum das Licht selbst ist, so hat denn auch der Mensch das volle Licht seines Seyns nur dann, wenn er Dessen, von welchem er herstammt, bewußt ist, wenn er Ihn erkennt, wenn er fühlt, daß er in Ihm lebet, webet und ist. Nur dann hat der Mensch wahres Leben und wahres Licht in sich, nur dann weiß er und erkennt er klar und helle, was er ist. Entschwindet ihm aber dies Bewußtseyn seines Seyns aus Gott, seiner Verbindung mit Gott, trennt sich also sein Leben von der Quelle alles Lebens, so hat er nur noch ein unvollkommenes Leben, und es ist in seinem Bewußtseyn nicht Licht und Helle, sondern Dunkel und Finsterniß. In diesem von Gott getrennten, lichtlosen Zustande befand sich die Menschheit, und darum vermochten sie das Licht, das aus der Urquelle des Lebens, woraus sie entstanden, aus Gott, fortwährend erleuchtend in ihr Bewußtseyn sich ergossen haben würde, wenn sie in ihm und mit ihm verbunden gelebt hätten, nicht aufzunehmen; das Licht des göttlichen Bewußtseyns und ihrer Kindschaft war für sie verloren gegangen, weil sie gleichsam ohne Gott, außer ihm, getrennt und los von ihm, und ihm entfremdet lebten. Diesen Gedanken drückt der Evangelist aus

V. 5: „Und das Licht scheinet in die Finsterniß, und die Finsterniß haben es nicht begriffen" (d. h. nicht in sich aufgenommen). Nun hat aber Gott, als Vater, nach seiner Liebe, dafür gesorgt, daß die verfinsterten Augen der Menschen wieder erhellt werden möchten, daß das ihnen unbekannt gewordene und in Dunkel und Verborgenheit gehüllte wahre Verhältniß, nämlich das ihrem Bewußtseyn entschwundene Göttliche, ihnen wieder offenbar werde. Gott hat sich den Menschen geoffenbart, und zwar dadurch, daß er durch seinen Geist Menschen erleuchtete, welche wieder die andern erleuchten sollten. Diese Menschen waren gleichsam Herolde und Sprecher Gottes, durch welche er zu der Menschheit redete. Dies that Gott von den ältesten Zeiten her durch verschiedene Personen, z. B. durch Abraham, Moses und andere, durch keinen aber in dem Maße, als durch Jesus Christus. Dieser Gedanke findet sich ausgesprochen Hebr. 1, 1: „Nachdem vorzeiten Gott manchmal und auf mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn." Werden nun hier Diejenigen, welche früher die göttlichen Offenbarungen zwar wahr, aber doch nur unvollkommen, als erste Anfänge den Menschen verkündigt hatten, „Propheten," d. h. Sprecher Gottes genannt, so wird nun Derjenige, welcher, als die Zeit erfüllet, und die Menschheit hinlänglich vorbereitet und reif dazu war, die höchste, vollendetste Offenbarung Gottes den Menschen brachte, bei Johannes „das Wort" genannt, als der, in welchem Gott sich den Menschen nicht auf eine unvollkommene und stückweise, sondern auf eine vollkommene Weise geoffenbart habe; zugleich aber auch um auszudrücken, in welchem Verhältnisse Christus zu Gott gestanden habe, vermöge dessen er eine vollkommene Offenbarung des Göttlichen den Menschen geben konnte. Nämlich nur Gott selbst kann sich den Menschen offenbaren; und der nämliche Gottesgeist, welcher als allmächtiger Wille, als schöpferisches Wort, schaffend, hervorbringend, erhaltend und regierend sich äußert, der nämliche Gottesgeist äußert sich auch als offenbarendes Wort Gottes, indem er in die Menschenseelen eingehend, sie erleuchtet. Nur das Einwohnen dieses Gottesgeistes, wie gering es auch sei, macht den Menschen fähig, irgend etwas von dem Göttlichen zu

wissen, zu fassen, zu ahnen. Nur das Erfülltwerden mit diesem Gottesgeiste in mehr als gewöhnlichem Maße konnte die Propheten befähigen, mehr von Gott zu erkennen und es den anderen Menschen zu offenbaren. Ebenso war es nur das Erfülltseyn von diesem Gottesgeiste in dem höchsten Maße, in der reichsten Fülle (Col. 1, 19), wodurch Christus befähigt wurde, Gott am vollkommensten zu erkennen, und ihn den Menschen am vollkommensten zu offenbaren. Dieses ist jene höchste Gemeinschaft Jesu mit Gott, welche er selbst (Joh. 10, 30) mit den Worten bezeichnet: „Ich und der Vater sind eins;“ welche Paulus meint, wenn er (2. Cor. 5, 19) sagt: „Gott war in Christo;“ an welche Petrus denkt, wenn er (Apostelgesch. 10, 38) sagt: „Gott war mit ihm, und hat ihn gesalbet mit dem heiligen Geist und mit Kraft;“ und welche auch der Evangelist Johannes bezeichnen will, wenn er im 14. Vers des ersten Kapitels, nach einer Unterbrechung, worin er einen Blick auf das Zeugniß Johannis des Täufers wirft, nun fortfährt: „Und das Wort ward Fleisch, und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Der hierin liegende Grundgedanke ist: Die innigste Gemeinschaft Christi mit Gott, das reichste Erfülltseyn von jenem Gottesgeiste, wodurch allein Jesus befähigt war, Gott vollkommen zu erkennen, und ihn den anderen Menschen zu offenbaren, so daß in ihm und durch ihn Gott sich den Menschen offenbarte voller Gnade und Wahrheit und Herrlichkeit, und weil hievon alles Heil der Menschen und ihr wahres, volles Leben abhängt, konnte Christus sagen, der Vater, der das Leben in ihm selbst habe, habe ihm auch gegeben, das Leben zu haben in ihm selbst (Joh. 5, 26), und er sei gekommen und gesandt für die Menschen, daß auch sie das Leben und volle Genüge haben sollten (Joh. 10, 11).

Dies ist ohne Zweifel der Gedanke, welchen Johannes in dem Eingang seines Evangeliums aussprechen will. Mit Recht wird dabei das schöpferisch und offenbarend wirkende „Wort Gottes“ nicht als ein bloßer Begriff, sondern als der sich äußernde lebendige Gottesgeist dargestellt. Insofern nun aber Johannes dieses Gotteswort und diesen Gottesgeist, als eine besondere Persönlichkeit, als ein

von Gott unterschiedenes Wesen annimmt, so dürfen wir, da auch Johannes, ungeachtet seiner hohen, durch den wahrhaftigen heiligen Gottesgeist gewirkten Erleuchtung, dennoch als Mensch die Wahrheit nicht vollkommen erschauen konnte, und da überdies in den anderen Evangelien keine Spur von einer solchen Vorstellung vorkommt, — so dürfen wir, sage ich, ohne Bedenken es aussprechen, daß hier Johannes eine Unvollkommenheit der alexandrinischen Vorstellungsweise mit in sein Bewußtseyn herübergenommen habe. Aber bei allem dem ist keine Rede davon, daß Johannes hier Christus zu Gott selbst machen will. Gerade die alexandrinische Vorstellungsweise wollte ja durch die Lehre von dem Logos, oder „Wort Gottes," den einen allerhöchsten Gott in seinem Gegensatz zu der Welt darstellen, und faßt daher das Wort Gottes, den Logos, als ein besonderes Wesen, das hoch über allen anderen, das Gott am allernächsten stehe, das göttlicher Natur, aber doch nicht der allerhöchste, unerschaffene Gott selbst sei. Daß Johannes ebenso nur von einer Göttlichkeit, nicht aber von der Gottheit des Wortes (Logos) im eigentlichen und strengsten Sinne rede, zeigen seine eigenen Worte unverkennbar; freilich tritt dies aber nur in der griechischen Ursprache hervor. Da heißt es: Ἐν ἀρχῃ ἠν ὁ λογος, και ὁ λογος ἠν προς τον θεον, και θεος ἠν ὁ λογος. Οὑτος ἠν ἐν ἀρχῃ προς τον θεον. Man bemerke hier, daß wo von Gott im eigentlichen Sinne die Rede ist, jedesmal der Artikel steht τον θεον, wo hingegen von dem Wort, oder von dem Logos die Rede ist, da steht kein Artikel, sondern es heißt blos, er sei — nicht ὁ θεος, Gott, sondern er sei θεος, ein göttliches Wesen. Denn daß θεος ohne Artikel diese Bedeutung haben kann, und sogar in der Regel habe, ist kein Zweifel; und daß es auch dem neutestamentlichen Sprachgebrauch nicht widerstreite, erhellt aus den Stellen, wo von Göttern (θεοις) im uneigentlichen Sinne die Rede ist, z. B. Joh. 10, wo besonders der 33. Vers dies bestätigt, wo die Juden Jesum vorwerfen: ποιεις σεαυτον θεον, was auch Luther, da bei θεον der Artikel fehlt, ganz richtig übersetzt: „Du machest dich selbst einen Gott," d. h. zu einem Gott, nicht „zu Gott." Die Juden wollen offenbar hier Jesu nicht Schuld geben, er wolle der höchste Gott selbst seyn, sondern nur „ein Gott," ein,

wenn auch geringeres, doch immer göttliches Wesen. Ohne allen Zweifel ist es so auch in dem ersten Vers des Johannes-Evangeliums zu nehmen, wo das zweimalige Setzen des Artikels zu θεος, wo Gott selbst gemeint ist, und das Weglassen des Artikels, wo von dem Wort, oder Logos Gottes geredet wird, deutlich zeigt, daß zwischen diesem θεος mit oder ohne Artikel ein Unterschied zu machen sei, nämlich daß letzteres nicht die wahre Gottheit selbst, sondern nur ein Wesen von göttlicher Natur bezeichnen solle. Dies erhellt auch aus noch einem andern Umstande. Es wird nämlich zweimal gesagt, der Logos (das Wort), welcher ein θεος, ein Wesen göttlicher Natur gewesen sei, sei προς τον θεον, bei Gott, nämlich προς τον θεον, bei dem (eigentlichen, allerhöchsten) Gott gewesen. Fühlt denn hier nicht Jeder, daß hier ein bestimmter Unterschied zwischen dem Logos und Gott gemacht wird? Wäre derselbe als Gott selbst im eigentlichen Sinne von Johannes gedacht worden, wie hätte denn gesagt werden können, er sei bei Gott? — Gott ist bei Gott? — Will man sich hier wieder mit der Einwendung helfen, es sei ja eben freilich von zwei unterschiedlichen Personen in der Gottheit die Rede, nämlich von dem Vater und dem Sohn, und da könne man wohl sagen, der Sohn sei bei dem Vater? Das könnte man freilich sagen — (ob man es auch denken kann, ist eine andere Frage) — aber es ist hier nicht gesagt, und müßte ganz anders gesagt seyn, wenn es gesagt seyn sollte. Denn nimmt Jemand mehrere Personen in der Gottheit an, so kann er wohl sagen, die eine sei bei der andern, aber nicht, sie sei bei Gott, weil er sonst diese Person nicht von der anderen Person, sondern von Gott selbst unterscheiden würde. Wer also an die Dreieinigkeit glaubt, kann sagen, der Sohn ist beim Vater, der heilige Geist ist beim Vater, der heilige Geist ist beim Sohn, aber er kann nicht sagen, der Sohn ist bei Gott, der heilige Geist ist bei Gott, der Vater ist bei Gott. Warum sagt denn auch die Bibel niemals das letztere, nämlich daß der Vater bei Gott sei, während sie es doch von dem Sohn und von dem heiligen Geiste sagt? Der einfache Grund ist, weil in der Bibel überall der Vater ganz allein als der wahre Gott gedacht wird, während dem Sohne nur eine Gemeinschaft mit Gott durch den heiligen Geist zugeschrieben wird, welcher letztere wohl nicht als

eine bloße Idee, oder todte Kraft, sondern allerdings als der lebendige, auf den Menschengeist wirkende Gottesgeist, aber keineswegs als eine besondere Persönlichkeit gedacht wird.

Wie nun aber die Vorstellung von einem persönlichen Logos oder Wort Gottes entstehen konnte, dies wird uns erklärlich, wenn wir im Alten Test., wie schon oben erwähnt, nicht blos finden, daß oft die Ausdrücke „Gott," „der Herr," „der Engel des Herrn," „das Wort des Herrn" in gleicher Bedeutung gebraucht werden, und zwar so, daß das „Wort des Herrn" oft personifizirt erscheint, was jedoch Jeder, welcher nur einigermaßen mit der Sprache des Alten Test. vertraut ist, eben für nichts weiter, als für eine Personifikation, d. h. für eine uneigentliche und bildlich zu verstehende Redeweise halten wird. So lesen wir z. B. 2. Sam. **24**, **11**: „Und des Herrn Wort kam zu Gad, dem Propheten, Davids Seher, und sprach: Gehe hin und rede mit David; so spricht der Herr: Dreierlei bringe ich zu dir, erwähle dir davon eins, das ich dir thue." Obgleich hier von dem „Kommen" des Wortes des Herrn und von seinem „Sprechen" die Rede ist, wie von einer Person, so sieht doch Jeder augenblicklich, daß hier von nichts anders die Rede ist, als von einem, dem Propheten Gad von Gott gegebenen inneren Antrieb, gerade in dem Sinne, wie auch sonst gesagt wird, der Geist des Herrn sei über diesen oder jenen Mann Gottes gekommen, und habe ihn getrieben, dieses oder jenes zu thun, wie z. B. Samuel zu Saul sagt, nachdem er ihn zum Könige gesalbet hatte: „Der Geist des Herrn wird über dich gerathen, daß du mit ihnen (den Propheten) weissagest, da wirst du ein anderer Mann werden" (**1.** Sam. **10, 6**); und gleich darauf (**11, 6**), als Saul von den übermüthigen Drohungen der Ammoniter hörte, „da gerieth der Geist Gottes über ihn und sein Zorn ergrimmte sehr." Gleiche Personifikation des „Wortes des Herrn" finden wir noch z. B. **1.** Kön. **17, 2**: „Und das Wort des Herrn kam zu Elias und sprach 2c.;" und gleich darauf Kap. **18, 1**: „Und über eine lange Zeit kam das Wort des Herrn zu Elias und sprach 2c.;" deßgleichen **1.** Chron. **18, 3**: „Aber in derselben Nacht kam das Wort Gottes zu Nathan und sprach 2c.;" ferner **1.** Chron. **23, 8**: „Und das Wort des Herrn kam zu mir (David) und sprach 2c." — Wie nun hier bei

diesen Propheten und andern von Gott geliebten Menschen des Herrn Wort, d. h. sein erleuchtender Geist der Offenbarung zuweilen einkehrte, so war dasselbe auch in demselben Sinne in Jesu, nur daß es in ihm 1) in weit reicherem Maße, und 2) bleibend, nicht blos zeitweise wohnte, so daß von ihm gesagt werden konnte, es habe sich dieser Gottesgeist, dieses offenbarende Wort ganz mit ihm verbunden, — „und das Wort ward Fleisch" (Joh. 1, 14). Und dies darum, nicht weil Jesus seiner eigenen Natur Gott nach selbst war, sondern weil der Geist Gottes über ihn kam, wie es Matth. 3, 16 heißt: „Und da Jesus getauft war, stieg er bald herauf aus dem Wasser, und siehe, da that sich der Himmel auf über ihm, und Johannes sahe den Geist Gottes, gleich als eine Taube, herab fahren und über ihn kommen;" und Joh. 1, 32: „Und Johannes zeugete und sprach: ich sahe, daß der Geist herab fuhr, wie eine Taube, vom Himmel, und blieb auf ihm." Hiezu ist auch zu vergleichen Joh. 3, 34: „Denn welchen Gott gesandt hat, der redet Gottes Wort, denn Gott gibt den Geist nicht nach dem Maß;" d. h. nicht Einem dasselbe Maß, wie dem Andern; Christus aber hat das höchste Maß empfangen, darum redet er auch, wie kein Anderer, Gottes Wort, und kann so gleichsam das leibhaftige Wort Gottes selbst genannt werden.

(Fortsetzung folgt.)

21.

Das gute Recht der vereinigten Kirche der Pfalz, in Sachen des Glaubens und der kirchlichen Lehre.

Unser wackerer, gesinnungstüchtiger, aber seit mehreren Jahren sehr leidender Mitbruder, Herr Pfarrer Meyer von Edenkoben, hat in dem Oktober-Hefte der Allgemeinen Kirchenzeitung von 1837 nachfolgenden trefflichen Aufsatz abdrucken lassen, der es verdient, auf's Neue in der vielgelesenen „Morgenröthe" abgedruckt, und somit zur Kenntniß aller Protestanten in der Pfalz gebracht zu werden. Zwar hat in neuester Zeit Hr. Kolb zu Speyer, in seiner unpartheiischen, wahrheitsgetreuen „kurzen Geschichte der vereinigten Kirche der Pfalz," diesen Gegenstand ausführlich besprochen, auch ist

dessen in der bekannten, und in der ganzen Pfalz verbreiteten Edenkobener Refursschrift nähere Erwähnung geschehen. Demohngeachtet aber wird es von Nutzen seyn, die Aufmerksamkeit der pfälzischen Protestanten auf den oben beregten trefflichen Aufsatz des Herrn Pfarrers Meyer hinzulenken. Denn das bekannte Sprichwort: **Nunquam satis dicitur, quod nunquam discitur,** erfordert gewiß seine ganze und volle Anwendung in der hochwichtigen Angelegenheit, welche der fragliche Aufsatz erörtert. Und dieß um so mehr, da, troß der Erklärungen und Protestationen von tausend und aber tausend unirten Protestanten in der Pfalz, welche von den Symbollehren vergangener Jahrhunderte nichts wissen, sondern an den geläuterten christlichen Religionsansichten unverkümmert festhalten wollen, wie solche, auf Grund der heiligen Schrift, in den verschiedenen öffentlichen Religionsbüchern der pfälzischen Kirche, namentlich in dem gesetzlich eingeführten Landeskatechismus niedergelegt sind, — jetzt eine gewisse reaktionäre, größtentheils aus jungen Pfarrern von dem jenseitigen Bayern bestehende Partei der unbedingten Geltung der symbolischen Bücher des 16. Jahrhunderts in der unirten Kirche der Pfalz mächtig das Wort redet, und von dieser unbedingten Geltung der gedachten Symbole die staatsbürgerlichen Rechte unserer Kirche abhängig erklärt. —

Aber haben nicht vielleicht, so fragt man billig, die General-Synoden von 1818 und 1821 in den von ihnen verfaßten Religionsbüchern die symbolischen Dogmen von dem Sündenfalle, von der stellvertretenden Genugthuung, von der Rechtfertigung durch den Glauben an das Verdienst Jesu Christi ꝛc., für die ihrigen anerkannt? Die berührte s. g. orthodoxe Partei behauptet dieß, und bringt zu dem Ende mehrere Ausdrücke des neuen Gesangbuchs, der neuen biblischen Geschichte und der neuen Agende bei. Allein wie soll man ein Verfahren nennen, das nur einzelne, aus dem Zusammenhange gerissene Ausdrücke aufführt, dagegen ganze Lieder des Gesangbuches, welche entschieden das Gegentheil darthun, z. B. die Lieder Nro. 1 und 3 über die Würde und Bestimmung des Menschen, oder Nr. 127 und 129 über den rechtfertigenden Glauben, oder Nr. 95 über die Person Christi ꝛc., mit völligem Stillschweigen übergeht? Fürwahr! ein auch nur flüchtiges, wie viel mehr erst ein

aufmerksames und unbefangenes Durchlesen des Gesangbuches, der Agende und der biblischen Geschichte läßt erkennen, daß dieselben von den theologischen Terminologien und Spitzfindigkeiten der symbolischen Bücher wenig oder gar nichts enthalten, sondern durchgängig die einfache, salbungsvolle Bibelsprache reden, und von einem erleuchteten, vernünftig-christlichen Geiste durchdrungen sind. — Und warum hat denn jene altgläubige Partei auf die Bestimmungen des Katechismus hierüber gar keine Rücksicht genommen? Dieses in allen protestantischen Schulen der Pfalz eingeführte, und von Sr. Majestät dem Könige allerhöchst sanktionirte Lehrbuch mußte doch vor Allem nachgeschlagen werden, wenn die Frage zur Entscheidung kommen sollte, was die unirte Kirche als „den Kern und Stern" ihrer Lehre anerkennt. Nun aber enthält dieser Katechismus wohl die Lehren von Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit, von der Bestimmung des Menschen, von der Sünde und von der Erlösung durch Christum, von dem heiligen Geiste und von den Mitteln zu unserer Heiligung und Seligkeit nach rein biblischen Grundsätzen, wie die ausgezeichnetsten Gottesgelehrten unserer Zeit darin übereinstimmen. Allein, — und dieß hat Herr Meyer in einer Anmerkung zu seinem erwähnten Aufsatze sonnenklar nachgewiesen, — von einem gänzlichen Verderben der menschlichen Natur, von ihrer Unfähigkeit, sich zur Tugend und zum Wohlgefallen Gottes zu erheben, von einer stellvertretenden Genugthuung durch das Blut Jesu Christi, enthält dieser Katechismus keine Spur. Gut, ruft man von Seiten jener Partei aus, eben weil dieser Katechismus von jenen Dogmen nichts weiß, sondern ein vom Unglauben durch und durch inficirtes Buch ist, — eben darum hat ja die vorletzte „General-Synode denselben für untauglich erklärt, und die Verabfassung eines neuen Katechismus beantragt." Allein, sollten denn diese Herrn nicht wissen, daß die entschiedene Majorität jener Synode, nicht wegen seines Inhaltes, sondern wegen einzelner formeller Gebrechen, den bisherigen Katechismus mit einem andern vertauscht wissen wollte? Kommt einmal der neue Katechismus-Entwurf zur Verhandlung bei der nächsten General-Synode, so wird sich dies ganz evident herausstellen. „Seit **1823**," so spricht ein warmer Verehrer unserer unirten Kirche, „wird über diesen, (näm-

„lich den gesetzlich eingeführten) Katechismus in allen protestanti-„schen Kirchen des Kreises vor versammelter Gemeinde katechisirt. „Noch ist unseres Wissens von keiner Gemeinde irgend eine Klage „laut geworden, daß man ihr die eigentlichen Heilswahrheiten des „Christenthums entziehe, oder sie verflacht und unbiblisch darstelle. „Wohl aber hört man seit Kurzem hin und wieder Beschwerden, daß „Einzelne der wenigen Ueberschwänglichen in ihren Katechisationen „den Katechismus bei Seite setzen und dagegen ihre eigenen Fünd-„lein vorbringen."

Jedoch um zu beweisen, daß die vereinigte Kirche der Pfalz die symbolischen Dogmen des 16. Jahrhunderts anerkannt habe, beruft sich jene Partei auch auf die §§. 3 — 8 der Vereinigungs-Urkunde, in welchen Alles enthalten sei, was diese Urkunde über die kirchliche Lehre ausspreche. Hieraus wird dann der Schluß gezogen, daß alle hier nicht berührte s. g. übereinstimmende Lehren der lutherischen und reformirten Confessionen als unbestrittene Lehre der vereinigten Kirche müßten beibehalten werden. „Allein," so entgegnen wir mit dem vorhin erwähnten Freunde unserer Kirche, „allein hier wird doch offenbar übersehen, daß dann die vereinigte Kirche durchaus keinen Grund gehabt hätte, für den §. 3 der Vereinigungs-Urkunde, nach welchem sie keinen andern Glaubensgrund noch Lehrnorm anerkennt, als **allein** die heilige Schrift, mit solcher Entschiedenheit aufzutreten, wie dies in den General-Synoden von 1818, 1821 u. 1825 geschehen ist. Was würde auch der vereinigten Kirche dieser herrliche Paragraph fruchten, wenn es einer kirchlichen Oberbehörde vergönnt wäre, im Namen Sr. Majestät des Königs zu erklären: diese oder jene Lehre der symbolischen Bücher des 16. Jahrhunderts muß von der protestantischen Geistlichkeit der Pfalz zwar nicht als rein biblische Lehre geglaubt, — denn so weit erstreckt sich keine menschliche Gewalt, — aber doch als solche dem christlichen Volke vorgetragen werden." Würden wir nicht im Augenblicke, in welchem wir solche Prämissen zugäben, den rein protestantischen Boden verlassen und uns auf einem, dem Protestantismus ex diametro entgegengesetzten Felde niederlassen? — Wenn überhaupt Jemand in die Seele der constituirenden General-Synode hinein interpretiren will, was diese durch den §. 3 der

Vereinigungs-Urkunde verstanden wissen wollte, so ist derselbe auf die ursprüngliche Fassung dieses Paragraphen, „wornach alle „bisher bei den protestantisch-christlichen Confessionen „bestehenden, oder von ihnen dafür gehaltenen symboli-„schen Bücher **abgeschafft** seyn sollten,“ sowie auf die von Herrn Pfr. Meyer ausgezogenen Stellen des Consistorial-Erlasses vom 2. Februar 1818 aufmerksam zu machen. Was damals die kirchliche Behörde sowohl, als die General-Synode wollte, ist in diesen Worten so klar, so deutlich ausgesprochen, daß auch nicht der leiseste Zweifel mehr darüber bestehen kann. —

Ferner behauptet man: wer die symbolischen Bücher und die in ihnen ausgesprochenen Glaubenssätze nicht annimmt, der hat überhaupt gar keinen Glauben und gefährdet die ganze protestantische Kirche in ihrem Bestehen, weil es ohne Thatsachen keine Kirche geben kann. Allein wie? so darf man billig fragen, hat denn unsere unirte Kirche, als sie die symbolischen Bücher für nicht mehr den Glauben und die Lehre normirend erklärte, die großen Thatsachen des Evangeliums und namentlich jene Hauptsache aufgehoben, auf welcher Alles beruht, die Person und das Leben Jesu Christi? Auch der vereinigten Kirche ist Jesus der Christ, ein Gesandter Gottes, und zwar der größte und erhabenste, und das Christenthum eine von der Vorsehung errichtete Anstalt, bestimmt, die Menschheit auf ihrer Bahn weiter zu führen. Auch für sie ist Jesus das sittliche Ideal, dem Jeder nachringen soll. Auch ihr gilt sein Tod als Vorbild und Muster einer Resignation und Pflichterfüllung, welche die Welt dem Himmel, das Leben dem Wohle der Brüder zum Opfer bringt. Auch für sie ist Christus der Stifter und Regent einer Gemeinde der Heiligen, deren Fuß auf Erden ruht, deren Haupt den Himmel berührt. Auch ihr ist die Taufe die heilige ernste Weihe zur Theilnahme an dieser Gemeinde, und das Abendmahl die sinnvolle Feier des Gedächtnisses Jesu und der innigsten und seligsten Gemeinschaft mit demselben. Diese Thatsachen sind da; sie wurden nicht erst mit der symbolgläubigen Orthodoxie; sie fallen daher auch nicht mit derselben; auch beim rationellen Christenthume bleiben dieselben wesentliche und nothwendige Mittel der Erlösung und Heiligung.

Und sollte wirklich die vereinigte Kirche der Pfalz ihren protestantischen Charakter verläugnet haben, als sie erklärte: „die frühern Symbole seien in gebührender Achtung zu halten, Glaubensgrund und Lehrnorm aber sei allein die heil. Schrift,“ und als sie dieser Erklärung gemäß die unbiblischen Dogmen der symbolischen Bücher aus ihren öffentlichen Bekenntnißschriften, namentlich aus dem Lehrbuche für die Jugend, entfernte? Man höre hierüber einen unserer ausgezeichnetsten und berühmtesten Koryphäen in der theologischen Welt, Herrn Dr. Röhr: „Die evangelisch-protestantische Kirche ist, gleich jedem andern menschlichen Vereine, wie die Gelehrten sagen, nichts Abstraktes, sondern etwas Concretes, d. h. nicht ein todter Leichnam, aus welchem mit dem Hingange ihrer Stifter alles Leben und alle freie, selbstständige Bewegung gewichen wäre, sondern ein sich stets forterzeugendes, lebendiges Ganzes, dessen Glieder zum weitern Ausbaue desselben, in Bezug auf Lehren und Gebräuche, eben so sehr berechtigt sind, als die ersten Begründer desselben. Wie diesen auf den Grund der von ihnen schriftmäßig in Anspruch genommenen Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit gestattet war, das ihrer christlichen Einsicht angemessene evangelische Glaubensbekenntniß auszusprechen: so ist auch den jetzigen Kirchengliedern gestattet, das, was sie auf den Grund einer um mehr als drei Jahrhunderte vorgeschrittenen wissenschaftlichen und christlich-religiösen Bildung für den wesentlichen Inhalt des Evangeliums erkennen, auf ihre Weise auszusprechen, damit, zur kräftigen Förderung der Wirksamkeit der Kirche, ihr Glaube mit dem lebendigen Bewußtseyn der Gegenwart in vollen Einklang trete.

Erleiden aber dadurch die symbolischen Schriften der evangelisch-protestantischen Kirche, als geschichtliche Zeugnisse für den frühesten Glauben derselben, und mit ihnen die bekannteste derselben, die Augsburgische Confession, manche Veränderung und Verbesserung in Bezug auf die einzelnen evangelischen Glaubenssätze: so bleiben die Grundsätze dieser Kirche davon ganz unberührt; denn das zu diesen Grundsätzen Gehörige steht mit dem unmittelbar oder mittelbar in jenen Bekenntnißschriften darüber Enthaltenen in der vollkommensten Uebereinstimmung, und

wird und muß auch der Natur der Sache nach seine Gültigkeit so lange behalten, als von einer evangelisch-protestantischen Kirche überhaupt die Rede ist, da sie mit diesen Grundsätzen steht oder fällt.

Das ist dagegen nicht der Fall in Bezug auf die Glaubens- oder Lehrsätze dieser Kirche. Denn auf den Grund der geschichtlich gegebenen Offenbarungs-Urkunden, aus welchen sie dieselben schöpft, kann sie, mit Hülfe einer fortgeschrittenen Auslegungs-Wissenschaft, hierin das Richtige an die Stelle des Unrichtigen, das Wahre an die Stelle des Falschen setzen, ja ihrem ganzen Lehrbegriffe eine veränderte Fassung und Gestalt geben, ohne daß dadurch das ihr als Kirche zukommende eigenthümliche Wesen im Entferntesten verändert oder gefährdet würde. Sie schreitet vielmehr in diesem Falle, wenn die Aenderung ihres Lehrbegriffs im Einzelnen und im Ganzen nur sonst in Uebereinstimmung mit der wohlverstandenen heiligen Schrift, oder, wie die Reformatoren sagten, „mit dem Worte Gottes nach seinem rechten Verstande" steht, nur auf der Bahn ihrer christlichen Erkenntniß gleichmäßig fort, und erreicht dadurch den Hauptzweck, welchen sie als Kirche verfolgt, den Ausbau des Reiches Gottes auf Erden, oder die fortschreitende Erleuchtung, Veredlung und Beseligung ihrer Glieder nur desto sicherer und vollständiger. Darum hätte Luther seinen (paulinischen) Lehrsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben, dem Lehrsatze der römischen Kirche von der Verdienstlichkeit der s. g. guten Werke, seine Abendmahlslehre der römischen Transsubstantiationslehre, und viele andere richtiger gefaßte Bibellehren den päpstlichen Menschensatzungen immerhin entgegenstellen können, ohne daß er dadurch der römischen Kirche, als solcher, einen Gefahr drohenden Eintrag gethan hätte; diese würde vielmehr dadurch in Glauben und Lehre nur biblischer geworden seyn, ohne ihr Wesen als Kirche zu ändern. Indem er aber die Grundsätze, worauf dieses Wesen derselben beruht, den Grundsatz von der Gültigkeit der Tradition neben der heiligen Schrift, den Grundsatz von der kirchlichen Oberhoheit des Papstes, den Grundsatz von der entscheidenden Auctorität der Kirchenversammlungen, den Grundsatz von dem blinden Gehorsam der christlichen Laienwelt gegen die Satzungen der

Hierarchie rc. mit biblischen Waffen bekämpfte, und ihnen ganz entgegengesetzte Grundsätze geltend machte, griff er sie in ihrem innersten Wesen an und begründete, da sie dasselbe nicht ändern wollte, mit Hülfe der letztern, eine ganz neue, die evangelisch-protestantische Kirche. — Aus diesem Grunde ist das durch Nichtunterscheidung zwischen den Grund- und den Glaubenssätzen einer christlichen Kirche veranlaßte Geschrei über die Gefahr, in welche die evangelisch-protestantische Kirche durch die Beseitigung nichtbiblischer Glaubenssätze, und durch die Aufstellung biblisch richtiger und von den in den symbolischen Schriften aufgestellten abweichender kommen soll, ein völlig grund- und gehaltloses, und wenn man lesen muß, was neulich irgendwo zu lesen war: „diese Kirche müsse, um zu bleiben, was sie sei, die beiden Hauptlehren von dem alleingültigen Ansehen der heil. Schrift, und von der Rechtfertigung durch den Glauben unverrücklich festhalten," so deutet das auf eine der Sache, der es galt, wenig kundige Begriffsverwirrung hin, weil hier ein Grund- und ein Glaubens- oder Lehrsatz mit einander vermischt ist, deren ersterer unserer Kirche gerade das Recht gibt, den letztern biblisch richtiger aufzufassen, als es Luther, in seiner Vorliebe für die paulinische, hierin mit der ächt christlichen (Luc. 18, 9 — 14) nicht übereinstimmende Lehrweise that. Halten wir also nur die Grundsätze unserer Kirche treulich fest, und bilden auf den Grund derselben die Glaubenssätze derselben redlich aus, so wird diese Kirche nicht nur ewig bleiben, was sie ist, sondern auch durch ihren steten Fortschritt in der richtigen „Erkenntniß Jesu Christi" dem Ziele ihrer Bestimmung immer näher kommen."

Und nun noch eine Frage: Von wem werden denn alle Lehren, wie sie die symbolischen Bücher enthalten, in ihrer ganzen, vollen Fassung anerkannt und geglaubt? Man vernehme hierüber den gelehrten Plank; dieser sagt: „Gerade durch das constitutive Prinzip des Protestantismus, sowie es schon von unsern Reformatoren aufgefaßt wurde, mußte es physisch unmöglich werden, daß unsere Theologie alle jene besondern Ansichten unverändert hätte behalten können, welche Luther von allen einzelnen Lehren und Wahrheiten der christlichen Offenbarung aufgefaßt hatte. Er hatte

sie aufgefaßt, wie er sie in der Schrift fand. Er konnte es also keinem auf ihn folgenden Schriftforscher verwehren, eine andere aufzunehmen, wenn er eine andere darin finden und gehörig rechtfertigen konnte. Er mußte es selbst Jedem zur Pflicht machen, auch die seinige wieder aufzugeben, wenn er sie mit der von ihm richtiger erklärten Schrift nicht mehr übereinstimmend fände. Es kann, es darf und es soll nicht von uns verhehlt werden: in dem Principe des Protestantismus liegt nicht nur die Möglichkeit, sondern selbst eine gewisse Nothwendigkeit des beständigen Fortschreitens, und somit auch einer beständigen Aenderung für die Theologie." Hiermit stimmt auf das vollkommenste überein, was in der am 30. Juli 1846 abgehaltenen 31. Plenar-Sitzung der allgemeinen Berliner Synode ein Sprecher äußerte: „Um im Jahre 1846 die Möglichkeit zu sichern, den Ordinandus auf die symbolischen Bücher zu verpflichten, hätte man im Jahre 1746 der Exegese gebieten müssen: Bis hieher und nicht weiter! Dieselbe habe aber seitdem ihre Bahn ungestört verfolgt, und so sei es gekommen, daß wir in Betreff der Uebereinstimmung mit den symbolischen Büchern nicht so ganz mehr **rem integram** hätten. Er habe in der theologischen Literatur von 1759 bis 1843, wo er zu suchen aufgehört, sich nach einem Namen umgesehen, der in allen Stücken mit den symbolischen Büchern seiner Confession in Uebereinstimmung stehe, aber er habe keinen gefunden, und den Wenigen, die dies von sich glaubten, traue er sich wohl zu, aus ihren Schriften und Predigten nachzuweisen, daß sie sich im Irrthum befänden. Selbst der evangelischen Kirchenzeitung, die sich bekanntlich des Rufs der strengsten Rechtgläubigkeit, und wo möglich noch darüber hinaus, zu erfreuen habe, fehle es nicht an zahlreichen und bedeutenden Abweichungen. Er sei demnach gegen die Verpflichtung auf die Symbole." Hiermit vergleiche man endlich die Aussprüche des Consistorialrathes Wittig: „Geht das Bestreben des protestantischen Geistes dahin, die Lehre Jesu Christi nach dem ihr eigenen Keime einer ewigen Entwicklung für alle Zeiten aufzufassen, und mit Beiseitsetzen alles dessen, was das Christenthum seinem mütterlichen Boden, dem Judenthume, entlehnt und in sich aufgenommen hat, auf das nur als wesentlich und ewig bestehend zu dringen, was als geistiges Element dem un-

aufhaltsam fortschreitenden Menschengeiste dient, was Wunder, wenn manche Lehre, welche der wissenschaftlich beschränkte Standpunkt jener Zeit (d. h. des 16. Jahrhunderts) zum Wesen des Christenthums zählte, im Lichte vermehrter Aufklärung und erweiterter Schriftforschung als unwesentlich und unhaltbar sich herausstellt? Zahlreicher als je sind die Stimmen eines gerechten Unwillens gegen eine Partei, welche in der Mitte unserer Kirche gerne die allein evangelische heißen will, weil sie starr an der Fassung der Lehre hält, wie sie solche aus den Anfängen der Reformation ererbt hat, und welche verdammt und wo möglich dem Staate verdächtig macht, die sich ihren Formen nicht unterwerfen. Deutlich erkennt und gebrandmarkt ist vor dem Richterstuhle der Gegenwart ihr verhülltes Streben nach Herrschaft in der Kirche, welches mit Verletzung der kirchlichen Ordnung, und zur Gefährdung evangelischer Glaubens- und Gewissensfreiheit den Kirchenbann schon längst geübt und Ketzergerichte aufgeschlagen haben würde, wenn die weltliche Macht ihren Arm geboten hätte."

Mit diesem längern Vorworte sei der treffliche Aufsatz unseres verehrten Pfarrers Meyer, nebst der inhaltsschweren Nachschrift des Herrn Dr. Bretschneider, eingeführt! L.

Am 1. Februar 1847.

Können den unirten Protestanten Rheinbayerns die, durch die Verfassung des Königreichs Bayern den drei christlichen Confessionen zugesicherten staatsbürgerlichen Rechte, wegen Nichtannahme einzelner, in den symbolischen Büchern der lutherischen und reformirten Kirche übereinstimmend enthaltener Dogmen, streitig gemacht werden?

Diese Frage ist in den Thesen, welche das Oberconsistorium in München durch seine, im Jahre 1836 in den Rheinkreis abgesandten Commissarien hat bekannt machen lassen, bejahend entschieden.

Nachdem diese Thesen in der Allg. K.-Z. und anderwärts öffentlich besprochen worden sind, dürfte es auch dem Unterzeichneten erlaubt sein, obige Frage und die darauf Bezug habende Thesis V. einer näheren Beleuchtung zu unterstellen, und wenn er dabei auf

ein, der Ansicht seiner Vorgesetzten entgegengesetztes Resultat kommt, so fürchtet er um so weniger, denselben durch freimüthige Darlegung seiner Meinung zu mißfallen, als in einer so hochwichtigen Angelegenheit, die auf das kirchliche und politische Leben von 300,000 Protestanten von nicht zu berechnendem Einflusse ist, eine allseitige Erörterung und öffentliche Besprechung aller dafür und dagegen sprechenden Gründe von den höchsten kirchlichen Behörden selbst gewünscht und begünstigt werden muß. Diese Erörterung anzuregen, ist der Zweck gegenwärtiger Zeilen.

Die berührte Thesis V. des Oberconsistoriums lautet:

„Eine neue Kirche in dogmatischer Bedeutung ist demnach (nämlich durch die Union im Rheinkreise) nicht gestiftet, und wenn gleich die §§. 5 bis 8 der Vereinigungs-Urkunde als für die Kirche im Rheinkreise gültige und geltende Erklärungen zu erachten sind, so ist bei der Wiedervereinigung, im Jahre 1818, eine Lossagung von den übrigen übereinstimmenden Lehren der lutherischen und reformirten Confession nicht ausgesprochen. Sie konnte auch nicht erfolgen, wenn man sich nicht überhaupt von der protestantischen Kirche trennen, und die Rechte der in Tit. IV. §. 9 der Verfassungsurkunde, und §. 24 der zweiten Beilage zur Verfassungs-Urkunde bevorzugten Kirchengesellschaften aufgeben wollte."

Der hier allegirte §. 9 des Tit. IV. der Verfassungs-Urkunde sichert:

a) allen Einwohnern des Königsreichs Bayern vollkommene Gewissensfreiheit;

b) sodann den im Königreiche Bayern bestehenden drei christlichen Confessionen gleiche bürgerliche und politische Rechte;

c) den nichtchristlichen Glaubensgenossen zwar vollkommene Gewissensfreiheit, aber an den staatsbürgerlichen Rechten nur in dem Maße Antheil, wie ihnen derselbe in den organischen Edicten über ihre Aufnahme in die Staatsgesellschaft gesichert ist;

d) weiter unten sagt dieser Paragraph: „Die geistliche Gewalt darf in ihrem eigentlichen Wirkungskreise nie gehemmt werden, und die weltliche Regierung darf in rein geistlichen Gegenständen der Religionslehre und des Gewissens sich nicht einmischen, als in so weit das oberhoheitliche Schutz- und Aufsichtsrecht eintritt, wonach

keine Verordnungen und Gesetze der Kirchengewalt ohne vorgängige Einsicht und das Placet des Königs verkündet und vollzogen werden dürfen."

Der angeführte §. 24 der zweiten Beilage zur Verfassungs-Urkunde sagt: „Die in dem Königreiche bestehenden drei christlichen Confessionen sind als öffentliche Kirchengesellschaften mit gleichen bürgerlichen und politischen Rechten nach den unten folgenden näheren Bestimmungen anerkannt."

Die Verfassungs-Urkunde wurde vom Könige am 26. Mai 1818 vollzogen; die zwar früher schon theilweise eingeleitete Vereinigung der Protestanten im Rheinkreise wurde von der General-Synode zu Kaiserslautern, in ihren Sitzungen von 2. bis 16. August 1818, ausgesprochen und vom Könige am 10. Oktober 1818 feierlich bestätigt. In der Verfassungs-Urkunde konnte also, da diese früher ins Leben trat, als die Vereinigung, von den Rechten der vereinigten Kirche keine Rede seyn. Wohl aber kann diese verlangen, daß alle Rechte der protestantischen Kirche des Königreichs, welche dieser durch die Verfassungs-Urkunde garantirt sind, auch auf sie übergehen, wenn nicht etwa:

a) die Staatsgewalt bei der von ihr dirigirten Einleitung zur Vereinigung den Verlust dieser Rechte von Seiten der vereinigten Kirche ausdrücklich vorbehalten hat; oder wenn nicht

b) die vereinigte Kirche bei ihrer Vereinigung gegen die ausdrücklichen Bestimmungen der Verfassungs-Urkunde sich verfehlt hat.

Ad. a. Es findet sich in sämmtlichen Verhandlungen über die Vereinigung der Protestanten im Rheinkreise keine Spur, daß die Staatsregierung diese Vereinigung ungern gesehen, oder mit dem Verluste irgend staatsbürgerlicher Rechte bedroht hätte. Vielmehr wird in einem allerhöchsten Rescripte vom 10. Januar 1818 ausdrücklich erklärt: „Se. königl. Majestät haben die von der königl. Regierung des Rheinkreises, mittelst Bericht vom 19. November v. J., zur allerhöchsten Kenntniß gebrachten Erklärungen mehrerer Gemeinden über die Vereinigung der beiden Confessionen mit besonderem Wohlgefallen aufgenommen." Gleichermaßen spricht sich das allerhöchste Rescript vom 11. Juni 1818 aus: „Wir haben aus euerem Berichte vom 13. v. M. mit Wohlgefallen ent-

nommen, daß sich unsere protestantischen Unterthanen des Rheinkreises, mit sehr geringer Ausnahme, allgemein für die Vereinigung der beiden protestantischen Confessionen ausgesprochen haben."

Diese Erklärung von 40,167 Familienhäuptern für, und von nur 539 Familienhäuptern wider die Vereinigung erfolgte auf eine Umfrage in den einzelnen protestantischen Gemeinden des Kreises, die durch oben allegirtes allerhöchstes Rescript vom 10. Januar 1818 anbefohlen, und durch Consistorialerlaß vom 2. Februar 1818 eingeleitet worden war. In diesem letzteren Erlasse heißt es unter Anderem:

„Die bisherigen Erklärungen und Wünsche beweisen, daß die Protestanten des Rheinkreises sich nur darum in eine evangelisch-christliche Kirche vereinigen wollen, weil sie das Evangelium als die einzige Richtschnur ihres Glaubens und Lebens anerkennen, und daß sie nur solche Lehrsätze beizubehalten wünschen, welche dem Geiste des Evangeliums und den edelen Forderungen unserer Zeit gleichmäßig entsprechen."

„In diesem Geiste erkennen sie allein das Evangelium Christi nach seinen klaren und deutlichen Aussprüchen, wie deren Sinn der gesunden, unparteiischen Vernunft erscheint, für die einzige Richtschnur ihres Glaubens und Lebens. Zu diesem Ende wollen sie ihre Lehrer und Prediger auf keine von menschlicher Willkür herrührende Lehrformel, sondern allein auf das Evangelium eidlich verpflichtet wissen, und keinen als Lehrer anerkennen, der in Lehre oder Wandel offenbar davon abweicht."

Offenbar ist in diesen Erklärungen, womit im Namen des Monarchen von der obersten kirchlichen Behörde des Kreises die Vereinigung eingeleitet, resp. die einzelnen Gemeinden zum Beitritte zur Vereinigung aufgefordert wurden, nicht von „einem Festhalten an den übrigen übereinstimmenden Lehren der lutherischen und reformirten Confessionen" die Rede; vielmehr wird hier den Protestanten des Rheinkreises das Hauptprincip des Protestantismus, „ungehindertes Fortschreiten auf der Bahn religiöser Aufklärung," als sicherster Weg vorgehalten, die gewünschte Vereinigung zum Ziele zu führen.

Annehmen zu wollen, der König Maximilian Joseph habe die

Protestanten des Rheinkreises nicht blos versichert, er betrachte ihre Vereinigung mit Wohlgefallen, sondern er habe ihnen auch, um sie der Vereinigung geneigt zu machen, durch seine obersten kirchlichen Behörden die Zusicherung ertheilen lassen, daß sie, frei von aller, von menschlicher Willkür herrührender Lehrformel, nur solche Lehrsätze beizubehalten hätten, welche dem Geiste des Evangeliums und den edelen Forderungen unserer Zeit gleichmäßig entsprechen; und habe gleichwohl die Absicht gehabt, sie um dieser Vereinigung willen, sowie wegen der Lossagung von einzelnen, früherhin übereinstimmenden Lehren der lutherischen und reformirten Confessionen, ihrer verfassungsmäßigen Rechte zu berauben: — dieß hieße einen Hochverrath an dem Andenken des noch im Tode von seinen Unterthanen gesegneten Fürsten begehen.

Ad. b. Ebenso wenig hat sich die unirte Kirche des Rheinkreises bei ihrer Vereinigung gegen die ausdrücklichen Bestimmungen der Verfassungs-Urkunde verfehlt.

Die General-Synode zu Kaiserslautern, welche 1818 die Vereinigung aussprach, wurde in Gemäßheit des §. 7 des zweiten Anhanges zur zweiten Beilage der Verfassungs-Urkunde vom Könige zusammenberufen.

Ihre Berathungen fanden in Gegenwart, unter dem Vorsitze und unter Leitung eines vom Könige ernannten königl. Commissärs statt. Von diesem wurden sämmtliche, auf ihre Berathungen Bezug habende Aktenstücke der königl. Regierung des Rheinkreises zur berichtlichen Beförderung an die allerhöchste Stelle übergeben.

Ihre Beschlüsse endlich wurden durch allerhöchste Entschließung vom 10. Oktober 1818 feierlich bestätigt, auf diese Grundlage die Vereinigung der protestantischen Confessionen im Rheinkreise für vollzogen erklärt, und die Regierung beauftragt, für die Ausführung der gefaßten Beschlüsse die geeigneten Vorkehrungen zu treffen.

Die Vereinigung der Protestanten des Rheinkreises fand also ganz auf constitutionellem Wege statt, und es kann wegen einzelner Bestimmungen der, nach ihrem ganzen Inhalte allerhöchst sanctionirten Vereinigungs-Urkunde, den Protestanten des Rheinkreises kein constitutionelles Recht entzogen werden.

Man wird zwar hier wieder einwenden wollen, nicht der Ver-

einigung an sich gelte die in Thesis V. des Ober-Consistoriums ausgesprochene Drohung, sondern nur der durch die Vereinigung herbeigeführten Lossagung von einzelnen übereinstimmenden Lehren der früher getrennten Kirche,*) welche Lossagung allerdings durch die, in §. 3 der Vereinigungs-Urkunde enthaltene Erklärung gesetzlich geworden ist, daß die vereinigte Kirche zwar die symbolischen Bücher in gebührender Achtung hält, jedoch keinen anderen Glaubensgrund noch Lehrnorm erkennt, als allein die heilige Schrift. Allein es ist augenscheinlich, daß die Vereinigung der Protestanten überhaupt ohne diese Bestimmung gar nicht zu Stande kommen konnte. Hatten die symbolischen Bücher zur Zeit der Vereinigung unbedingt normirendes Ansehen, so dürfte überhaupt von keiner Synode eine Veränderung an denselben vorgenommen werden, die Vereinigung war also unmöglich, und die in den symbolischen Büchern zwischen den Lutheranern und Reformirten aufgeführte Scheidewand war gesetzlich für alle folgende Zeiten. Hatte dagegen die General-Synode das Recht, einzelne Modifikationen in den symbolischen Büchern vorzunehmen und einzelne, in beiden Kirchen bisher streitig gewesene Punkte, anders zu bestimmen, — wie sie dieses Recht denn auch in den §§. 5 — 8 der Vereinigungs-Urkunde factisch übte, — wer konnte ihr dann überhaupt das Recht absprechen, in §. 3 der Vereinigungs-Urkunde zu erklären, daß nur allein das Evangelium Jesu Christi als Glaubens- und Lehrnorm in der vereinigten Kirche gelten dürfe und solle, und daß überhaupt auch die in den symbolischen Büchern beider Kirchen übereinstimmend enthaltenen Lehren nur in sofern für in der unirten Kirche geltend zu halten seien, als sie mit der heiligen Schrift übereinstimmten, und in dieser, als dem obersten Glaubensgrunde der Protestanten, unzweifelhaft enthalten seyen?

Maximilian Joseph war weit davon entfernt, seinen protestantischen Unterthanen des Rheinkreises ein solches Recht streitig zu ma-

---

*) Besonders die im Art. 2, 3 und 4 der Augsburgischen Confession enthaltenen Lehren von der Erbsünde, Satisfaction und Rechtfertigung durch den Glauben sind es, welche der vereinigten Kirche als übereinstimmende Lehren beider Confessionen aufgedrungen werden sollen, wobei die Schriftgemäßheit dieser Lehren vorausgesetzt und nicht durch Gründe erwiesen wird. Anm. d. Verf.

chen. Feierlich ließ er vielmehr, in dem schon oben allegirten Rescripte vom 10. Januar 1818, erklären: „Da jedoch diese Sache lediglich der eigenen Ueberzeugung und dem freien Entschlusse der Kirchengemeinden zu überlassen ist, so wollen Allerhöchstdieselben, daß weder die königl. Regierung, noch das Consistorium hierin auf irgend eine Weise befehlend oder überredend einschreite." Von diesem Grundsatze ausgehend, und damit die Vereinigung nicht blos eine „äußerliche, die von keinem Werthe ist, sondern eine innere, auf der Ueberzeugung der Einzelnen beruhende," werde, wird in demselben allerhöchsten Rescripte verfügt: „Die General-Synode hätte, um alle künftige Irrungen zu vermeiden, die Art der Vereinigung durch gegenseitige Uebereinkunft zu bestimmen und deßhalb auf die kirchliche Lehre, den Ritus, die Liturgie, den Schulunterricht und die Kirchenverfassung Rücksicht zu nehmen, in allen diesen Beziehungen die gemeinschaftlichen Beschlüsse aufzunehmen und der allerhöchsten Bestätigung vorzulegen."

Der General-Synode war also von dem edelen Könige förmlich das Recht eingeräumt, über die kirchliche Lehre Beschlüsse zu fassen, welche durch die allerhöchste Bestätigung gesetzliche Kraft erhalten sollten.

Ganz in diesem Sinne sprach der königl. Commissarius in der Rede, womit er im Namen des Monarchen die Synode eröffnete: „Legen wir die heilige Schrift, das Evangelium, in ihren klaren, deutlichen Aussprüchen, ohne Grübeln, ohne gesuchte Erklärung, ohne allen Gewissenszwang und in echt protestantischer Glaubensfreiheit zum Grunde. Vermeiden wir sorgfältig alle theologische Streitigkeiten, alle polemisch-dogmatische Erörterungen über Dinge, welche der Spekulation überlassen bleiben können."

Von dem königl. Commissarius, der hier nicht in seinem, sondern in des Monarchen Namen sprach, aufgefordert: „dieß feierlich anzugeloben," handelte die Synode ganz in ihrem Rechte und nach ihrer Pflicht, wenn sie in ihrer dritten Sitzung, als allgemeinen Grundsatz der Vereinigung, in §. 3 der Vereinigung aussprach:

„Die vereinigte protestantisch-evangelisch-christliche Kirche erkennt außer dem Neuen Testamente nichts Anderes für eine Norm ihres Glaubens. Sie erklärt ferner, daß alle bisher bei den pro-

testantisch-christlichen Confessionen bestehenden, oder von ihnen dafür gehaltenen symbolischen Bücher abgeschafft seyn sollen, daß endlich die Kirchenagende und andere Religionsbücher, wenn sie die jetzigen Grundsätze der protestantischen Kirche aussprechen, der Nachwelt nicht als unabänderliche Norm des Glaubens dienen, und die Gewissensfreiheit einzelner evangelisch-protestantischer Christen nicht beschränken sollen."

Zwar veränderte das damalige General-Consistorium in München diesen Artikel der Vereinigungs-Urkunde, und nahm statt seiner folgende Fassung in dieselbe auf: „Die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche erkennt keinen anderen Glaubensgrund, als die heilige Schrift; erklärt aber zur Lehrnorm die allgemeinen Symbola und die, beiden Confessionen gemeinschaftlichen symbolischen Bücher.*) Allein konnte wohl von dem damaligen General-Consistorium eine solche Veränderung vorgenommen werden, ohne den collegial- und verfassungsmäßigen Rechten der Rheinbayerischen protestantischen Kirche zu nahe zu treten? Als Organ der Staatsgewalt konnte es bei allerhöchster Stelle unmöglich einen Antrag auf Veränderung eines der wesentlichen Artikel der Vereinigungs-Urkunde stellen; denn diese hatte ausdrücklich Tit. IV., §. 9 der Verfassungs-Urkunde, und §. 50 des zweiten constitutionellen Edicts erklärt: „daß die königl. weltliche Regierung in rein geistliche Gegenstände des Gewissens und der Religionslehre sich nicht einmischen solle, als in soweit das königl. oberste Schutz- und Aufsichtsrecht dabei eintritt." Als Organ der Kirche konnte es einen solchen Antrag noch weniger stellen; denn als solches mußte es, was die gesammte Kirche durch ihre frei gewählten Vertreter auf der General-Synode einstimmig festgesetzt, der obersten Staatsgewalt zur Genehmigung empfehlen.

Laut erhoben sich darum auch, sobald die Vereinigungs-Urkunde bekannt gemacht war, im ganzen Rheinkreise Beschwerden über diese

*) Es sei uns erlaubt, hier zu fragen, welche symbolische Bücher denn gemeinschaftlich waren? An der Augsburgischen Confession und ihrer Apologie hat bekanntlich ihr Verfasser selbst wesentliche Veränderungen vorgenommen. Sollen die veränderten oder die unveränderten Ausgaben gelten? Das einzige obrigkeitlich gebotene symbolische Buch, die Concordienformel, wurde von der reformirten Kirche nie anerkannt. Anm. d. V.

eigenmächtige Aenderung des wichtigsten Artikels dieser Urkunde, die meisten Diöcesan-Synoden des Jahres 1819 nahmen Beschwerden über diese Verletzung der Rechte der Rheinbayerischen unirten Kirche in ihre Protokolle auf, und veranlaßten dadurch das damalige Consistorium zu Speyer, am 8. Mai 1820, gegen diese und andere Aenderungen der Vereinigungs-Urkunde bei dem Oberconsistorium ernstliche Vorstellungen zu machen. Auf diese Vorstellungen entschied Maximilian Joseph unterm 3. August 1820:

„Daß, ungeachtet den Special-Synoden das Recht der Einrede nicht eingeräumt werden könne, indem Sr. Majestät die Wünsche und Anträge der protestantischen Gesammtgemeinde nur durch das Organ der General-Synode vorgetragen werden können, Se. königl. Majestät nichts desto weniger, um jetzt schon so viel als möglich die geäußerten Besorgnisse und Beschwerden zu beseitigen, vorläufig Folgendes verordnen wollen."

Demgemäß wurden damals einige Artikel der Vereinigungs-Urkunde theils ganz zurückgenommen, theils näher bestimmt; in Bezug auf den §. 3 aber geäußert:

„Wir erwarten die Erinnerungen und Anträge über die bestehende Vereinigungs-Urkunde von der nächsten General-Synode, und geben im Voraus die Versicherung, daß wir ihren billigen Wünschen gern entgegenkommen werden."

Hierauf, sowie auf §. 17, alinea 5 u. 6 der Vereinigungs-Urkunde gestützt, nahm die General-Synode von 1821 in ihrer zehnten Sitzung vom 13. September den Gegenstand in neue Berathung, und setzte, nach reiflicher Erwägung aller hieher gehörigen Punkte, folgende Abfassung des vielbesprochenen §. 3 der Vereinigungs-Urkunde fest:

„Die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche hält die allgemeinen Symbola und die, bei den getrennten christlichen Confessionen gebräuchlichen symbolischen Bücher, in gebührender Achtung, erkennt jedoch keinen anderen Glaubensgrund, noch Lehrnorm, als die heilige Schrift;" *)

---

*) Es sei uns hier die Frage erlaubt, warum beim neuen Abdrucke der Vereinigungs-Urkunde im Amtshandbuche 1833 diese schon 1822 und wiederholt 1828 allerhöchst sanctionirte Abänderung dieses Paragraphen nicht in

wobei sich zugleich die General-Synode feierlich in ihrem betreffenden Protokolle gegen Alles verwahrte, was etwa in Glaubens- und Gewissenssachen den Grundsätzen der protestantischen Kirche in der von dem ehemaligen General-Consistorium abgeänderten Vereinigungs-Urkunde zuwiderlaufen möchte.

Durch allerhöchstes Rescript vom 20. Juni 1822 wurde dieser Abfassung des §. 3 der Vereinigungs-Urkunde die landesherrliche Bestätigung ertheilt und zugleich anempfohlen, daß eine künftige General-Synode diesen Gegenstand in weitere Erwägung zu ziehen hätte, um die Einheit der Lehre sicher zu stellen.*)

---

den Context aufgenommen wurde, sondern gleichsam nur als ein Erratum mit kleiner Schrift am Schlusse des ganzen Werks abgedruckt steht? Wenn ein Theil einer Urkunde auf gesetzlichem Wege abgeändert wird, so gehört er nicht mehr in die Urkunde, und an seiner Stelle muß die gesetzliche Abänderung aufgenommen werden. Die gleiche Bemerkung dürfte von den ganz zurückgenommenen Artikeln dieser Urkunde, in Betreff der Disciplin gegen Geistliche, gelten, welche dem oben allegirten allerhöchsten Rescripte vom 3. August 1820 zuwider, doch noch 1830, als zur Vereinigungs-Urkunde gehörig, abgedruckt worden. Anm. d. Verf.

*) Dasselbe allerhöchste Rescript genehmigt die Einführung des von der General-Synode entworfenen Katechismus, als Religionslehrbuch in den protestantischen Kirchen und Schulen Rheinbayerns. Dieser Katechismus, der im ganzen Lande von Pfarrern und Kirchengemeinden mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen wurde, und gegen welchen sich erst in den letzten drei Jahren, aus leicht zu begreifenden Gründen, einzelne Stimmen erhoben haben, enthält keine Spur von der Erbsünde und der Satisfaction im Sinne der symbolischen Bücher. Vielmehr wird der Mensch in demselben überall als vernünftiges, sittlich freies Wesen dargestellt, das im Besitze der herrlichsten Anlagen, durch treuen, selbstthätigen Gebrauch derselben, unter der Leitung der Religion Jesu Christi zur Weisheit und Tugend, und dadurch zur Seligkeit gelangen kann und soll, und das nur durch Mißbrauch seiner erhabenen Anlagen — der freilich bei einem freien Wesen nicht zu hindern ist — von dem erhabenen Ziele abgelenkt wird, das sein Schöpfer ihm gesteckt hat. Vergl. Frage 3, 4, 43, 44, 45, 94, 95, 96. Das Werk der Erlösung hat Christus nach Frage 116 — 120 nicht blos durch sein Leiden und Sterben, sondern überhaupt durch Alles vollbracht, was er für uns gethan und gelitten hat, auch durch seine göttliche Lehre und durch sein erhabenes Beispiel. Durch sein Leiden und Sterben hat er uns insbesondere „die Versicherung gegeben, daß wir auch als sündhafte Menschen, wenn wir uns bessern, Zutrauen zu Gottes Gnade fassen, und der Vergebung unserer Sünden gewiß seyn können; wodurch er unser Herz von sclavischer Furcht vor Gott befreit und mit einer kindlichen Zuver-

Die General-Synode von 1825 nahm demgemäß diesen Gegenstand wieder auf, glaubte aber, nach reiflicher Berathung und in Erwägung, daß mit diesem Artikel der Vereinigungs-Urkunde diese Urkunde, ja die Vereinigung der Protestanten des Rheinkreises selbst stehe oder falle, erklären zu müssen, daß sie bei dem Inhalte und bei der buchstäblichen Fassung dieses Paragraphen beharre, und jede Einmischung des königl. Ober-Consistoriums in Glaubens- und Gewissenssachen zurückweise.

Auf diesen Beschluß der General-Synode von 1825 erfolgte unterm 18. Mai 1828 die allerhöchste Entschließung:

„Daß Se. königl. Majestät es zwar bei der, durch Rescript vom 20. Juni 1822, bereits ertheilten Bestätigung bewenden lassen wollen, aber erwarten, daß die Einheit der Lehre durch die, den kirchlichen Behörden obliegende Aufsicht, daß nichts dem Katechismus Zuwiderlaufendes gelehrt, und die vorgeschriebene Liturgie beobachtet werde, gegen weitere Abweichungen um so mehr gewahrt werde, als die Verfassung nur drei, gleiche Rechte genießende, christliche Confessionen anerkennt."

Hinsichtlich der Verwahrung und Bemerkungen gegen das Ober-Consistorium war im angeführten allerhöchsten Rescripte darauf hingewiesen, daß die Aenderungen der Vereinigungs-Urkunde von dem damaligen General-Consistorium, nicht von dem erst später consti-

---

sicht zu ihm erfüllt hat." Der Glaube an Jesum, durch den wir nach Frage 124 der großen Wohlthat Jesu Christi theilhaftig werden, besteht nach Frage 125 darin, daß wir Jesum als den von Gott gesandten Erretter (Fr. 116 — 120). und seine Lehre als eine göttliche Lehre annehmen, und ihr gemäß gesinnt sind und handeln. Dieser Glaube muß nach Frage 126 vernünftig, thätig und beständig seyn. Obgleich nun dieser Katechismus auch nach dem bisher Gesagten keine Spur von dem symbolischen Dogma, von der Rechtfertigung durch den Glauben enthält, so ward dessen Einführung als Religionslehrbuch in allen Kirchen und Schulen des Rheinkreises, gleichwohl im Jahre 1822 auf Antrag der General-Synode von 1821, nach vorhergegangener Approbation des Ober-Consistoriums, von allerhöchster Stelle angeordnet, und erst 1836, also 14 Jahre später, wird von der obersten kirchlichen Behörde des Königreichs Bayern erklärt, daß eine Lossagung von den übrigen übereinstimmenden Lehren der lutherischen und reformirten Confessionen nicht ausgesprochen werden könne, wenn man nicht der constitutionellen Rechte der drei christlichen Confessionen verlustig werden wolle. A. d. V.

tuirten Ober-Consistorium ausgegangen seien, diesem letzteren also nicht zur Last fallen könnten, wobei sub. Ziffer 9 erklärt wurde:

„Sowie Se. königl. Majestät nicht gemeint sind, irgend eine Beschränkung Allerhöchst dero Ober-Consistoriums in seinem verfassungsmäßigen Wirkungskreise zu gestatten, so werden Allerhöchstdieselben auch alle Bestimmungen über die den General-Synoden zustehenden Befugnisse auf das genaueste beobachten lassen, und den Angelegenheiten derselben ferner Allerhöchstdero Vorsorge gewähren."

Zweierlei steht durch diese allerhöchste Entscheidung zum Vortheile der Rheinbayerischen unirten Kirche fest:

A. Daß die den General-Synoden zustehenden Befugnisse, — zu welchen, nach dem bereits mehrfach allegirten allerhöchsten Rescripte vom 10. Januar 1818, auch Bestimmungen über die kirchliche Lehre unzweifelhaft gehören, — aufrecht erhalten und auf das genaueste beobachtet werden sollen. Darum wurde im Allgemeinen nicht blos das Recht der General-Synode, Beschwerden gegen das Ober-Consistorium zu führen, sondern insbesondere für den vorliegenden Fall auch noch anerkannt, daß ihre Verwahrung gegen die Eingriffe der obersten Kirchenbehörde in die Glaubens- und Gewissensfreiheit der unirten Kirche materiell begründet sei. Denn ohne dieses letztere hätte man sich nicht darauf beschränkt, auf den formellen Fehler aufmerksam zu machen, daß nicht das jetzt bestehende Ober-Consistorium, sondern das frühere General-Consistorium sich diese Eingriffe habe zu Schulden kommen lassen.

B. Sodann, daß dem §. 3 der Vereinigungs-Urkunde die Bestätigung ertheilt wird, ohne deßwegen die, durch die Verfassung den drei christlichen Confessionen zugesicherten staatsbürgerlichen Rechte für die vereinigte Kirche in Zweifel zu ziehen.*) Denn daß man

*) Hätte übrigens die hohe Staatsregierung auch wirklich die Absicht gehabt, die Genehmigung des §. 3 der Vereinigungs-Urkunde an eine Beschränkung der staatsbürgerlichen Rechte der Rheinbayerischen vereinigten Protestanten zu binden, — eine Voraussetzung, die bei dem erleuchteten Sinne und Streben dieser hohen Staatsregierung und bei der anerkannten, alle seine Unterthanen mit gleich väterlicher Liebe umfassenden Gerechtigkeit unseres Königs Ludwig alles Grundes entbehrt, — wäre es dann nicht Pflicht des Oberconsistoriums gewesen, gegen eine solche Beschränkung der unveräußerlichen Col-

damals (1828) nicht daran dachte, den Protestanten des Rheinkreises, wegen Abrogation der symbolischen Bücher als Glaubens- und Lehrnorm, und wegen der daraus fließenden Nichtannahme einzelner, wenn gleich früher von beiden Confessionen anerkannter Dogmen der symbolischen Bücher, die staatsbürgerlichen Rechte zu entziehen, dies geht klar aus der in Rede stehenden allerhöchsten Entschließung hervor, welche die kirchlichen Behörden anweist, darüber zu wachen, daß nichts dem Katechismus (welcher nach demselben allerhöchsten Rescripte für jetzt unverändert beibehalten werden sollte, und in welchem die fraglichen Lehren durchaus nicht enthalten sind),*)

legialrechte der Kirche die geeigneten Vorstellungen zu machen? Und würde wohl auf solche Vorstellungen hin diese erleuchtete Regierung, welche durch Gesetz vom 1. Juli 1834 den wenigen im Königreiche Bayern sich aufhaltenden Angehörigen der griechischen Kirche diese staatsbürgerlichen Rechte einräumte, dieselben den mehr als dreimal hunderttausend Protestanten des Rheinkreises haben entziehen wollen? Anm. d. Verf.

*) Wenn es in dem oben angeführten allerhöchsten Rescripte heißt: Se. königl. Majestät erwarten, daß die Einheit der Lehre durch die, den kirchlichen Behörden obliegende Aufsicht, daß nichts dem Katechismus Zuwiderlaufendes gelehrt und die vorgeschriebene Liturgie beobachtet werde, gegen weitere Abweichungen um so mehr gesichert werde u. s. w., so ist durch dieses „gegen weitere Abweichungen" auf's deutlichste erklärt daß diejenigen Abweichungen vom altkirchlichen Systeme, welche der Katechismus bereits enthält, von der Staatsregierung als gesetzlich anerkannt werden, und daß dieselbe nicht beabsichtigen will und kann, den Protest. des Rheinkreises um derselben willen ihre staatsbürgerlichen Rechte zu entziehen. Wenn dagegen das Ober-Consistorium im Jahre 1836 die Thesis aufstellt, daß zwar die §§. 5 bis 8 der Vereinigungs-Urkunde als für die Kirche im Rheinkreise vollständig geltende Erklärungen zu erachten sind, daß aber eine Lossagung von den übrigen übereinstimmenden Lehren der lutherischen und reformirten Confessionen damit nicht ausgesprochen sei, noch ausgesprochen werden könne, wenn man nicht der staatsbürgerlichen Rechte bevorzugter Kirchengesellschaften verlustig werden wolle, was kann dies alsdann anders heißen, als: Ihr Protestanten des Rheinkreises erkennt zwar die symbolischen Bücher als Glaubensgrund und Lehrnorm nicht mehr an: gleichwohl müßt ihr aber, was die Lutheraner und Reformirten im sechszehnten Jahrhunderte glaubten und lehrten, auch heute noch — wo nicht glauben, doch wenigstens lehren, sonst gebt ihr die im Tit. IV., §. 9 der Verfassungs-Urkunde, und im §. 24 der II. Beilage zur Verfassungs-Urkunde garantirten, bisher von euch genossenen Rechte bevorzugter Kirchengesellschaften auf?! Welche Beschränkung der Glaubens- und Gewissensfreiheit der Rheinbayerischen Protestanten hierin liegt, und wie sehr sie dadurch in ihren feierlich garantirten Rechten gekränkt werden, dies bedarf keiner weitern Erörterung. Anm. d. Verf.

Zuwiderlaufendes gelehrt, und die vorgeschriebene Liturgie beobachtet werde, und zwar, weil die Verfassung nur drei, gleiche Rechte genießende christliche Confessionen anerkennt.*)

Der Katechismus war hiermit zwar nicht als **norma docendorum** (dies wäre allerdings im Widerspruche mit dem §. 3 der Vereinigungs-Urkunde geschehen), — aber doch bestimmt als **declaratio fidei ecclesiae nostrae** erklärt; er enthielt die Glaubensformel, welche nach §. 27 des zweiten constitutionellen Edicts jede Kirchengesellschaft dem Staate zum Beweise vorlegen muß, daß ihr nichts dem Staatszwecke Zuwiderlaufendes gelehrt werde, und diese Formel war von der höchsten Staatsgewalt wiederholt als ihr genügend anerkannt worden. So lange also die Protestanten des Rheinkreises nichts diesem Katechismus Zuwiderlaufendes lehren, ist der Staat, nach dieser ausdrücklichen Erklärung des Staatsoberhauptes, verpflichtet, sie im Genusse aller ihrer staatsbürgerlichen Rechte zu schützen.

Edenkoben, 1. Juli 1837.

Meyer, protest. Pfarrer daselbst.

---

*) Hören wir denn auf, evangelisch-christliche Protestanten zu seyn, sobald wir nicht mehr mit Art. II. der Augsb. Confession glauben, daß der Mensch von Natur in Sünden empfangen und geboren sei, und darum keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben von Natur haben könne? oder sobald wir in Christus mehr den moralischen, als den juridischen Mittler und Versöhner verehren? oder sobald wir unter dem Glauben an Christus mehr eine freudige Annahme und Befolgung seiner Lehre, als ein passives Aneignen seines stellvertretenden Verdienstes verstehen? Wie lange sollen denn Augustinus, Anselmus und Luther über Christus, und die symbolischen Bücher über dem Evangelium stehen? Wahrlich auch die, und die vorzüglich verdienen evangelisch-protestantische Christen genannt zu werden, welche den Haupt- und Mittelpunkt des Protestantismus in dem Satze finden: Das Wort Gottes, d. h. die von Jesus Christus selbst ursprünglich mitgetheilte, und in den Schriften der Evangelisten und Apostel urkundlich aufbewahrte göttliche Religionslehre, ist die einzig sichere und ausreichende Richtschnur des christlichen Glaubens und Lebens. Vergl. Röhr's Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche, 2. Ausg. S. 51 f.
Anm. d. Verf.

Nachschrift von Dr. Bretschneider.

„Nicht ohne großes Befremden hat der Unterzeichnete gelesen, wie das k. Oberconsistorium zu München in seiner fünften Thesis den Satz aufgestellt hat, daß die vereinigte evangelische Kirche in Rheinbayern diejenigen Lehren, in welchen die lutherischen und reformirten Bekenntnißschriften zusammenstimmen, festhalten müsse, wenn sie nicht der Rechte einer vom Staate anerkannten Kirche verlustig werden solle. Das Oberconsistorium geht also von dem Satze aus: Der Staat hat Lutheraner und Reformirte nur auf ihre symbolischen Bekenntnisse anerkannt, und euch nur erlaubt, die Differenzpunkte euerer Symbole fallen zu lassen, als ihr euch zu Einer Kirche vereinigt, aber keinen einzigen andern Lehrpunkt euerer Symbole; wenn ihr daher in einem anderen Punkte auch abweichen wollet, so hat der Staat ein Recht, euch nicht mehr anzuerkennen.

Daß auf diese Bedingung die Union in Rheinbayern nicht erfolgt, und unter diesem Vorbehalte vom Staate nicht genehmigt worden sei, das hat Hr. Pfarrer Meyer deutlich genug erwiesen. Der Grundsatz aber, daß die katholischen Fürsten und der Kaiser die evangelisch-protestantische Kirche nur auf ihre Symbole anerkannt hätten, und daß jede Abweichung von den Symbolen die Protestanten dieser Anerkennung oder Duldung verlustig mache, war bekanntlich ein Satz, den die Jesuiten besonders aufbrachten und urgirten, und vielfältig zum Verderben unserer Kirche geltend zu machen suchten. Man muß es daher wohl befremdend finden, ein protestant. Oberconsistorium dieses gefährliche jesuitische Prinzip adoptiren zu sehen. Die Nichtigkeit desselben ist längst von Theologen und Juristen erwiesen, und ich will mich dabei nicht aufhalten. Schon auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 legte der Kaiser den Protestanten die verfängliche Frage vor: ob sie Alles in ihrer Confession angezeigt hätten, was sie geändert wissen wollten? Die damaligen Theologen und Juristen hatten aber so viel Verstand und Charakter, sich diesen Kappzaum nicht über den Kopf werfen zu lassen, sondern bewogen die Fürsten zu der Antwort, daß sie sich das weitere Reformationsrecht vorbehalten wollten. Das Münchner Oberconsistorialprinzip vernichtet aber auch den eigentlichen Grund, aus

welchem die Union zwischen beiden evangelischen Kirchen in Rheinbayern, Nassau, Baden, Preußen ꝛc., hervorgegangen ist. Denn geht man von den Grundsätzen aus, welche das Oberconsistorium zu München ausgesprochen hat, so muß man fragen: „Was hat denn den Staat, der an sich über die Confession kein Recht hat, ermächtigt, Lutheraner und Reformirte von der Festhaltung der Differenzpunkte in ihren Bekenntnissen zu entbinden? — Antwort: Die eigene Erklärung der Geistlichen und Laien beider Confessionen, daß sie die Differenzpunkte auf sich wollen beruhen lassen. Nun muß man weiter fragen: Was berechtigte Geistliche und Laien, diese Erklärung über die Differenzpunkte abzugeben? Hierauf sind zwar mehrere Antworten möglich, aber nur eine ist die wahre, nämlich daß man zu der Ueberzeugung gelangt war, daß es unrecht sei, und ganz mit dem ersten Grundsatze der evangelischen Kirche (daß blos die göttliche Lehre in der Schrift die Norm des Glaubens und Lebens der Christen sei) streite, symbolische Schriften zu Normen des Lehrens zu erheben, indem man damit die Erklärungen derjenigen Theologen und Fürsten, welche die Symbole unterschrieben, über die Schriftlehre selbst erhebe, und unter der immer ungewissen Voraussetzung, daß ihre Erklärung und Auffassung der Schrift die einzig richtige sey, diese Erklärungen an die Stelle der Schriftlehre selbst setze. Indem man daher erkannte, daß alle solche Glaubensformeln mit dem ersten Grundsatze der Reformation streiten, ja denselben förmlich abschaffen, und daher bereit war, die gegenseitig sich bestreitenden Glaubensformeln ganz aufzugeben, so fand man in dem Zurückgehen auf das erste Prinzip der Reformation den Vereinigungspunkt zwischen beiden Kirchen darin, daß beide Theile ihre Glaubensformeln fallen lassen und sich blos an die Schriftlehre halten wollten. Dieß war auch der Grundsatz, auf den man, namentlich in Rheinbayern, bei der Union zurückging, und dieß war es auch allein, worüber die Laien, als sie bei der Union befragt wurden, ihre Stimme abgeben konnten. Wenn also die Gemeinden die Union wollten, und der Staat sie genehmigte, so geschah es mit der Voraussetzung, daß man die symbolischen Bücher beider Theile beiseite legen sollte. — Das Verlangen aber, alle andere Lehrbestimmungen der symbolischen Bücher beider Kirchen, außer den

Differenzpunkten, für immer festzuhalten, nimmt der heiligen Schrift ihr ganzes Ansehen, und ist gegen den bestimmten Willen der Theologen und Fürsten, welche die Bekenntnisse stellten. Denn nur darum legten sie ihnen verbindende Kraft bei, weil sie fest glaubten, sie hätten den Sinn der heil. Schrift ganz richtig erfaßt und ausgedrückt. Finden wir nun jetzt nach drei Jahrhunderten, daß dieß in vielen Fällen nicht der Fall ist, so können uns die Symbole nicht mehr binden. Denn wollten wir eine irrthümliche Fassung der Schriftlehre um der Symbole willen dennoch fest halten, so hätten wir nicht mehr Gottes Wort, sondern Menschenwort, so fielen wir treulos ab von der Schrift, so hätten wir Luther, Zwingli und Calvin zu unsern Päpsten gemacht. Auch ist die Inconsequenz ganz handgreiflich, in welche man verfällt, wenn man auf der einen Seite zugibt, daß bei der jetzigen theologischen Wissenschaft die Differenzpunkte der Symbole nicht mehr haltbar sind, und auf der anderen Seite nicht zugeben will, daß dieselbe theologische Wissenschaft auch manche andere theologische Sätze, wo beide Kirchen übereinstimmen, als unhaltbar erwiesen hat. So gut man das Recht der theologischen Wissenschaft in den Lehren vom Abendmahle, der Prädestination, der Communicatio idiomatum, der Gnade ꝛc., anerkennt, so gut muß man dieses Recht auch in der Anselm'schen Theorie von der Genugthuung, in der Augustinischen Theorie von der Erbsünde ꝛc. anerkennen. Nun gibt es auch wirklich eine Menge Behauptungen der symbolischen Bücher, von denen sich schon die Supernaturalisten des vorigen Jahrhunderts, z. B. Storr, Reinhard, Michaelis, Morus ꝛc., losgesagt haben, weil sie dieselben als grundlos erkannten. Sollen diese irrigen Behauptungen nun darum, weil sie gerade in den Confessionsschriften beider Kirchen stehen, wieder zur Lehrvorschrift werden? Sollen die Geistlichen entweder aufhören zu studiren, und nur die Symbole nachbeten, oder sollen sie, wenn sie studiren und das Grundlose so manches symbolischen Satzes erkennen, Heuchler werden, oder sollen sie ihre Aemter niederlegen? Welcher Redliche, Gewissenhafte, wenn er nicht ein Dummkopf ist, möchte dann noch ein Kirchenamt übernehmen?" —

22.

Ueber den Ruhegehalt emeritirter Pfarrer.

Wenn ein hochbejahrter Pfarrer wegen Altersschwäche auf sein Verlangen in den Ruhestand versetzt wird, wenn er also während eines langen Lebens seine geistigen und körperlichen Kräfte im Dienste der Kirche für das Wohl seiner Brüder aufgerieben hat, so bekommt er höchstens 300 fl. Ruhegehalt.

Jeder Unbefangene muß einsehen, daß dieses im Grunde nur ein dürftiges Almosen ist für die Dienste, welche er geleistet, für die Treue, welche er bewiesen, für die Opfer, welche er gebracht hat, und daß er davon unmöglich leben und seine Bedürfnisse bestreiten kann. Das Alter hat eine besondere Pflege nöthig und Bedürfnisse, welche in den jüngern Jahren nicht vorhanden sind.

Rechnet man die Miethe einer Wohnung wenigstens .	60 fl.
die Feuerung nur	50 fl.
was bei dem theuern Brennmaterial wenig ist;	
Kost und Lohn einer Magd	100 fl.
	210 fl.

so bleiben ihm für Kost, Kleidung, Wein, welchen das Alter zur Stärkung bedarf, nur 90 fl. übrig, ungerechnet Ausgaben für Arzt, Arzenei, Licht, Besuche, welche er bekommt, Arme 2c. — Wir fragen: wie ist es möglich, daß Jemand davon leben kann, ob er nicht Mangel leiden, und seine Alterstage in Kummer und Sorgen zubringen muß, um so mehr, wenn seine Gattin noch lebt, und er auch diese also nähren und kleiden muß? Denn von eigenem Vermögen, durch dessen Einkommen das Fehlende zu ersetzen wäre, kann nur in seltenen Ausnahmen die Rede seyn. Die Besoldungen sind in der Regel so gering, daß ein Pfarrer nichts zurücklegen kann, wenn er durch die äußersten Ersparnisse es kaum dahin bringen konnte, seinen Kindern eine mittelmäßige Erziehung zu geben. Die Fälle sind selten, daß einer ein etwas bedeutendes Vermögen erheirathet. So sind also die Aussichten bejahrter Geistlichen für den Fall, daß sie sich quiesciren lassen wollen, trüb und niederschlagend.

Wollte man sagen, ein solcher könne, um mit dem armseligen Ruhegehalt auszukommen, in die Kost gehen, — so liegt in dieser Zumuthung eine große Härte. Denn ist er Wittwer, wie trostlos wäre seine Lage, wenn er gar Niemand um sich hätte, nicht einmal eine pflegende Magd; wie verlassen wäre er, wenn ihm etwas zustieße! Und wie empfindlich, von einem Kostgeber so abhängig zu seyn; wie oft würde seine Mahlzeit erkalten, bis er sie bekäme, wie oft seinem Alter nicht angemessen seyn! Denn bei seinen Jahren könnte man ihm nicht zumuthen, jeden Mittag und Abend in das Kosthaus zu gehen, am wenigsten im Winter und bei unfreundlichem Wetter. Wer sollte ihm überdies sein Frühstück bereiten?

Aber dieses Alles würde ihn eben so viel, wo nicht mehr kosten, als wenn er seine eigene Haushaltung führte. Und wie könnte man ihm, der bis ins hohe Alter an eine gewisse Lebensordnung und Zubereitung der Speisen gewöhnt war, zumuthen, sich an eine andere zu gewöhnen und von fremdem Willen abhängig zu machen? — Lebt aber seine Gattin noch, so ist diese Einrichtung vollends unzulässig, und der eigne Haushalt desto nothwendiger, weil letztere sich gar nicht dazu verstehen könnte, von einem fremden Tische Speise zu nehmen, was ihr durchaus nicht zu verübeln ist.

Aber nun die Frage: Hätte ein in Ruhe gesetzter Geistlicher auf dem Dorfe Gelegenheit, ein seinem Alter und Zustande angemessenes Kosthaus zu finden? Gewiß nur in den seltensten Fällen, wohl nur in Städten, aber in beiden Fällen mit den erwähnten Inconvenienzen.

Wollte man sagen: er solle zu einem seiner Kinder gehen, — so ist das in vielen, vielleicht in den meisten Fällen nicht ausführbar wegen besonderer Umstände, z. B. wenn sie keinen Raum für ihn haben, oder wenn er mit dem Gatten, der Gattin, eines Kindes nicht harmoniren kann, und ähnliches.

Wir sehen nach diesen Erwägungen, daß der Geistliche, welcher sich quiesciren lassen wollte, bei dem dürftigen Ruhegehalt in einer sehr traurigen Lage wäre. Wie weit besser befinden sich dagegen quiescirte Civilbeamten, wie reichlich ist für sie gesorgt, die dann, wo nicht die ganze Besoldung, doch den größten Theil derselben als Ruhegehalt beziehen!

Darum ist es unsers Erachtens eine heilige Pflicht des k. Consistoriums, für hochbejahrte Geistliche, welche sich in den Ruhestand versetzen lassen wollen, einen jährlichen Gehalt von wenigstens fünfhundert Gulden auszumitteln, damit sie den Rest ihrer Tage ohne Sorgen und Bekümmernisse zubringen können. Auch ist dieses um so gerechter, weil diejenigen Pfarrer, über welche, ihres unwürdigen Verhaltens wegen, die Strafe der Amtsentsetzung ausgesprochen wird, in der Regel einen Alimentationsgehalt von 250 fl., manche sogar 300 fl., bekommen. Jenes ist um so leichter, weil die Zahl solcher Geistlichen immer sehr klein wäre, dieselben nur noch wenige Jahre zu leben haben, und der nun im Jahre 1844 schon zur Höhe von 268,787 fl. 33¾ kr. angewachsene, und am Schlusse 1846 nach der bisherigen Zunahme 280,000 fl. betragende Emeriten- und Wittwenfonds hinreichende Mittel dazu darbietet. — Gedachte Stelle würde sich dadurch ein großes Verdienst um ausgediente Geistliche erwerben und allgemeinen Beifall erndten; die Generalsynode aber ihre nachträgliche Zustimmung gewiß nicht versagen.

*

23.

Ueber die Bibel.

(Eine Rede des Pfarrers K. Zittel in Bahlingen, an seine Gemeinde gehalten, niedergeschrieben aber für seine Glaubensgenossen zur Abwehr gegen grundlose Anschuldigungen.) *)

I.

„Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darin, und sie ist es, die von mir zeuget." Joh. 5, 39.

Seit einer Reihe von Jahren wohnte und lebte ich unter euch, und suchte mit den mir von Gott verliehenen Kräften eure Kinder in das Heiligthum der christlichen Religion einzuführen, euch allen aber das Evangelium unsers Herrn zu verkünden und eurem Geist und eurem Herzen näher zu bringen. Dabei aber habe ich dieses Haus und diese Gemeinde frei zu bewahren getrachtet von dem Hader, welcher leider gegenwärtig unsere Kirche zerfleischt und so viele Gemeinden zerspaltet und verzehrt. Wo irgendwie der Streit des Tages von außen her an euch hat gebracht werden wollen, habe ich euch immer nur darum gebeten, daß ihr die Ansichten und Meinungen der Menschen mit Geduld und Liebe ertragen und als ihre Sache, als ihr Eigenthum achten sollet, so lange ihr nur das von ihnen glauben dürfet, daß sie es aufrichtig und ehrlich mit der Religion meinen; habe euch immer daran gemahnt, daß ihr in Demuth eingedenk bleiben sollet, wie ja Keiner unter uns sagen kann: ich hab' es schon ergriffen. Auch die verschiedenen Anschauungsweisen, wie sie unter euch und naturgemäß in jeder Gemeinde vorkommen, habe ich wohl zu berichtigen und zu läutern gesucht, aber nie verdammt und gerichtet. Nur einen Kampf habe ich von Anfang an bis heute unter euch geführt, den Kampf gegen die Sünde. Gegen den von Gott abgewandten Sinn, gegen die innere Verkehrtheit des menschlichen Herzens und gegen die mannigfachen Aeußerungen dieses verkehrten Sinnes in den einzelnen Lebenserscheinungen habe ich alle Waffen des Evangeliums

*) Aus dem „Sonntagsmorgen," auf den Wunsch des Herrn Verfassers, hier mitgetheilt.

gerichtet, habe dagegen gekämpft mit Ernst und Liebe, mit bittenden und strafenden Worten.

Heute aber bin ich leider zum erstenmal genöthigt, den Hader des Tages auch in eurer Mitte zu besprechen, weil man mich in die Lage versetzt hat, gegen eine große und ernste Beschuldigung vor euch mich zu rechtfertigen. Groß und ernst muß diese Beschuldigung seyn, wenn sie mich bewegen kann, gegen meine bisherige Gewohnheit vor euch darüber zu sprechen. Mehr als einmal hat die Parteileidenschaft gesucht, mein Thun und meine Wirksamkeit zu verdächtigen, aber nie erwähnte ich dessen vor euch mit einem Worte; und auch da, als man es versuchte, die Verdächtigung in die hiesige Gemeinde hereinzuwerfen, so setzte ich dem Allem ein beharrliches Stillschweigen entgegen. Sollte ich den leidigen Hader auch unter euch aufwecken? Ihr sahet ja mein Leben unter euch, mein Thun und Lassen, und hörtet meine Worte, ihr konntet selbst urtheilen. Heute aber ist es anders. Man hat den Vorwurf gegen mich in meine Gemeinde getragen, daß ich von Gott und meinem Erlöser abgefallen sei, daß ich darauf ausgehe, die christliche Religion zu untergraben, daß ich treulos meine Kirche verrathe und die mir anvertraute Gemeinde in's Verderben führe, euch, meine Geliebten, um die ewige Seligkeit betrüge. So hat man euch mündlich gesagt, und durch eine unter euch unentgeltlich ausgetheilte Druckschrift *) euch zu ängstigen gesucht. Welche größere Anklage aber kann es gegen einen Geistlichen vor seiner Gemeinde geben? Welche schwerere Verantwortung könnte Jemand sich zuziehen, als diese? Wie sollte ein Seelsorger noch mit Segen in seiner Gemeinde wirken können, wenn solcher Verdacht in derselben gegen ihn Platz griff und alles Vertrauen zu ihm zerstörte? Darum müsset ihr wissen, meine Geliebten, wie ihr mit mir daran seid, und deshalb rede ich heute offen und ohne Rückhalt zu euch über die gegen mich vorgebrachte Beschuldigung.

Es ist wahr, daß ich erklärt habe, daß ich keine Verbindlichkeit der Bekenntnißschriften (der Augsburg. Con-

*) Innerer Nothstand der evangelischen Kirche in Baden. Ein Wort an das evangelische Volk. Von K. Rein, Pfarrer in Nonnenweier.

fession) anerkenne und nie anerkannt habe, so wie auch, daß ich Manches in der Bibel für sagenhaft, Manches auch für irrthümlich halte. Wie ich zu dieser Aeußerung herausgefordert worden bin, will ich übergehen, es thut nichts zur Sache. Aber eine Erklärung über diese meine Aeußerung, nachdem sie geschäftig euch zur Kenntniß gebracht worden ist, bin ich euch schuldig.

Zwar über den ersten Theil jener Erklärung kann ich füglich hinweggehen. Die Augsburgische Confession ist fast Allen unter euch ganz unbekannt, und mit euch gewiß noch vielen Leuten, welche sich dennoch für gute evangelische Christen halten. Sie ist das Glaubensbekenntniß, welches vor 300 Jahren die protestantischen Fürsten und Stände zu ihrer Rechtfertigung dem Kaiser übergeben haben. Auf diese Confession wurden die protestantischen Geistlichen lange Zeit in Deutschland verpflichtet, und das geschieht auch noch jetzt in vielen deutschen Ländern; in Baden aber geschieht es schon seit vielen Jahren nicht mehr, und unsere Kirchenverfassung weiß auch nichts von einer solchen Verbindlichkeit. Ich habe darum, ganz und gar abgesehen von dem Werthe oder Unwerthe der Augsburgischen Confession, nur das erklärt, daß ich eine rechtliche Verbindlichkeit derselben für mich in Beziehung auf das, was ich glaube und lehre, nicht anerkenne, und damit stehe ich auf dem Boden unserer Kirchenverfassung.

Von viel größerer Bedeutung aber ist der Vorwurf, welcher mir in Beziehung auf das, was ich über die Bibel gesagt habe, gemacht wird. Die Worte, so wie sie hier stehen, herausgerissen aus allem Zusammenhange, mußten euch nothwendig auffallen; denn die Bibel ist euch eine heilige Schrift, und auch mir, meine Geliebten, ist sie eine heilige Schrift, das bezeuge ich vor dem allgegenwärtigen Gott. Aber es muß uns klar werden, was wir damit sagen wollen.

Warum nennen wir die Bibel die heilige Schrift? Antwort: Weil sie das Zeugniß darüber ist, wie sich Gott uns Menschen geoffenbaret hat. Wir wollen dieses näher erwägen.

Es gibt eine Offenbarung, welche man die natürliche nennt.

Wer kann diese Welt ansehen, ihre Höhen und Tiefen, ihre unermeßliche Größe und die Lebenskraft, die sie erfüllt, bis in ihre kleinsten Theile, ohne die Allmacht zu bewundern, die das Alles hervorgerufen hat und trägt und hält? Wer kann auf die wunderbare Ordnung in den kreisenden Bahnen des Weltenheeres, wie in dem keimenden Samenkorn oder in den steigenden Säften des Grashalmes merken, ohne die Weisheit anzubeten, die sich darin offenbart? Wer schaut die Fülle des Lebens in der ganzen Natur, und die Lust und die Freude darin, ohne die Liebe zu preisen, die das Alles schafft? Wer nur irgend sein Auge aufthut, muß der nicht erkennen, was der Psalmist uns zuruft: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündet seiner Hände Werk!"? Und wer hören mag auf die Stimme im eigenen Innern, jene ernste Stimme, die wir das Gewissen nennen, muß der nicht in Demuth anerkennen, daß, wie in der äußern Natur eine bewunderungswürdige Weltordnung ist, so auch im Reiche des Geistes eine sittliche Ordnung herrscht, welche die ewige Gerechtigkeit und Heiligkeit ihres Urhebers bezeugt? Das ist die Offenbarung Gottes, welche wir die natürliche nennen, die von jeher mit starker Stimme an die Menschen spricht, und sie, wenn auch nicht zur vollen Erkenntniß, doch zur Ahnung des allwaltenden Gottes führt.

Davon unterscheidet man die *geschichtliche* Offenbarung, von welcher die Bibel uns Kunde gibt. Eine übernatürliche mag ich sie ebensowenig nennen, wie eine unnatürliche; denn auch diese geschichtliche Offenbarung kann nur dem Wesen Gottes und des Menschengeistes angemessen seyn, und das ist eben im vollsten Sinne des Wortes natürlich. Auch kann die geschichtliche Offenbarung Gottes mit der in der Natur und im Gewissen des Menschen weder in einem Widerspruche stehen, noch überhaupt von ihr getrennt und losgerissen gedacht werden; denn es ist ja *ein* Gott, welcher hier und dort sich offenbart. Aber erst die geschichtliche Offenbarung ist es, welche die tiefsten Bedürfnisse des Menschengeistes befriedigt und die Religion in uns vollendet. Das wird uns aus ihrem *Inhalte* klar.

Die Welt, von Gott erschaffen, ist so schön, so voll Weisheit und voll Güte! Sie wäre ein Paradies, ein Sitz der Seligkeit für

uns Menschen, wenn nicht ein tiefer Mißton die Seelen der Menschen durchschnitte, — die Sünde. Wer kann den durchdringenden Zwiespalt im innersten Wesen des Menschen verkennen? Was ist es denn, was den Spiegel unserer Seele so trüb und finster macht, daß diese schöne Gotteswelt auf ihm so traurig und trübselig erscheint? Was das Paradies hinausgetrieben hat, nicht aus der Welt, sondern aus des Menschen Brust? Was ist es denn, was an dem Frieden der Seele nagt, wie ein giftiger Wurm, was jeden freudigen Aufschwung des Geistes lähmt, und die zu Gott aufstrebende Seele mit irdischen Banden gefangen hält? Was ist es, was wie ein giftiger Same fortwährend Ungerechtigkeit, thierisches Wesen und verwerfliches Thun, Elend und Jammer in tausendfacher Gestalt aus der Menschheit hervortreibt? Die Sünde ist es, der Abfall von Gott, welcher uns in jener Sage vom Sündenfalle der ersten Menschen so eindringlich geschildert ist. Eine Sage nannte ich es, weder ein Mährchen, noch eine wirkliche Geschichte; das erste nicht, weil es nicht eine zur Unterhaltung ersonnene Erzählung ist; das zweite nicht, weil Einzelnes darin vorkommt, zum Beispiel das Reden der Schlange, was ich wenigstens als etwas wirklich Geschehenes nicht ansehen kann; aber eine ehrwürdige Sage aus dem grauesten Alterthume, welche uns die traurige Geschichte von dem Abfalle des Menschen und von dem verlorenen Paradiese, wie sie in jedes Menschen Seele fort und fort sich wiederholt, auf die eindringlichste Weise darstellt.

Die Menschen mußten aber ihren Zustand empfinden; die Religion des Gesetzes wurde der Spiegel für sie, in dem sie sich erkennen mußten. Das Gesetz sagte überall: du sollst, du sollst! Und das Gewissen sagte: ich thue nicht, was ich soll. Mit Angst und Zagen brachten die Heiden Opfer auf Opfer, um die Götter zu versöhnen, und ängstlicher noch die Juden vor Jehovah; aber sie erkauften damit den innern Frieden nicht und füllten die Leere ihrer Seelen nicht aus. Die Besten unter ihnen brachten auch bessere Opfer, die Gott wohlgefallen; sie strebten Gutes zu thun und besser zu werden, und je besser sie wurden, desto schmerzlicher fühlten sie es, wie sie eben fort und fort gefangen seien in der Sünde Banden. Wie einst der Weiseste unter den Heiden sagte, das sei die Spitze

der Weisheit, daß wir einsehen, daß wir Nichts wissen; so scheint das Ziel aller Tugendbestrebungen das zu seyn, daß der Mensch erkenne, er sei nicht gut. Was aber als segensreiche Frucht von diesem drückenden Gefühle zurückblieb, das war eine ungestillte Sehnsucht nach der Versöhnung mit Gott, jene Sehnsucht, welche insbesondere unter dem jüdischen Volke stets frisch und lebendig hervortrat, und der in wunderbarer Ahnung von den Propheten eine Erfüllung geweissaget wurde. Das ist das alte Testament.

Als nun die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn. Das ist das neue Testament. Was wurde aber in Christo offenbar? Etwa ein Verkündiger von allerlei guten Lehren und weisen Lebensregeln? Oder ein vorbildliches Leben für einen guten Wandel? Das wohl auch; aber darum hat ihn die Welt nicht so hoch gepriesen. Das aber ist die Offenbarung in Christo: Er war ein Mensch wie wir, und trug doch in seiner Seele das ungetrübte Bewußtsein: der Vater und ich sind Eins. Der Mensch ohne Sünde ist eins mit Gott; das ist der Christenglaube, von dem das neue Leben ausgegangen ist, das Evangelium der Armen, der Belasteten und der Unwissenden, und doch die Summe aller Weisheit. Es ist der Glaube, daß auch in uns sündigen Menschen der Gottesfunke nicht erloschen sei, daß in dem Maaße, als wir Christus in uns aufnehmen, als wir mit Paulus sagen können: nun aber nicht ich, sondern Christus lebet in mir, wir uns Gott näher fühlen, freudiger und vertrauensvoller auf seine Gnade aufblicken können; das ist die Versöhnung. Und das ist der Quell des Muthes und aller Freudigkeit zum Guten, der Liebe, welches Alles überwindet, der gewissen Hoffnung, daß auch wir zu der seligen Vollendung einmal kommen müssen, in der wir es vollkommen und ungetrübt, wie Jesus Christus, empfinden werden: ich bin eins mit Gott. Das ist die Erlösung. Diese Kundgebung Gottes zu unserem Heile, zu unserer Erweckung, Versöhnung und Erlösung, das ist die Offenbarung in der Geschichte, und wie sich dies zugetragen hat, das ist beschrieben in der Bibel, und weil es das Höchste und Heilvollste ist, was in derselben uns dargeboten wird, so nennen wir sie die heilige Schrift. Ja, laßt sie euch lieb und werth seyn, und lasset euch die Lust und Freude

daran nicht verkümmern, weder durch die, welchen die Bibel eine Thorheit ist, weil sie den tiefen Sinn der Offenbarung nicht zu finden und zu fassen wissen, noch auch von denen, welche in angstvoller Ueberläubigkeit euch die Schaale statt des Kernes aufdringen wollen.

II.

„Unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören.

„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ich es erkennen, wie ich erkannt bin." 1. Cor. 13, 9. 10. 12.

Wir nennen aber ferner die Bibel auch darum eine heilige Schrift, weil sie ein Werk des heiligen Geistes ist. Wir müssen es uns klar machen, was wir damit sagen wollen.

Wer hat die Bibel geschrieben? — Menschen. Die Verfasser der Schriften des alten Testaments sind größtentheils unbekannt oder doch zweifelhaft. Auch die Zeit, in welcher die einzelnen Bücher abgefaßt worden sind, kann nicht mit Sicherheit angegeben werden. Es werden gegenwärtig viele Untersuchungen darüber gepflogen und wird auch viel gestritten. In dem neuen Testament sind einige Schriften von Aposteln verfaßt, andere von Schülern der Apostel. Auch hier ist noch bei mehreren der neutestamentlichen Schriften Streit und Ungewißheit darüber, wem sie zuzuschreiben seien. Die Evangelien wurden geschrieben, als die christlichen Gemeinden sich bereits so weit ausgedehnt hatten, daß die mündlichen Nachrichten über das Leben Jesu nicht mehr ausreichten, ohngefähr 30 und mehr Jahre nach dem Tode des Erlösers. Da unternahmen es Einige, diese mündlichen Erzählungen für die Gemeinden aufzuzeichnen, theils aus eigener Erfahrung, theils nach dem, was sie von Andern gehört hatten (Luc. 1). Einen ähnlichen Zweck hatte der Verfasser der Apostelgeschichte. Die Veranlassung zu den Briefen der Apostel ist meistens in diesen selbst angegeben. Die

aber die einzelnen Schriften abgefaßt haben, sowohl im neuen als im alten Testament, sind überall Menschen.

Was heißt es denn nun, wenn das von ihnen geschriebene Buch ein Werk des heiligen Geistes genannt wird?

Die Ansicht darüber, welche früher in unserer Kirche ziemlich als die allgemeine galt, war die, daß die Bibel von Anfang bis zu Ende, nach Sinn und Wort, von Gott eingegeben sei. Diese Ansicht stammt aus dem Judenthume, und war unter den Juden in Beziehung auf die Schrift des alten Testaments zur Zeit Christi die gewöhnliche. Später haben sie die christlichen Schriftgelehrten mit noch viel größerer Schärfe auch auf das neue Testament übergetragen. Der ganze Inhalt der Bibel, von Anfang bis zu Ende, Satz für Satz und Wort für Wort, müßte demnach angesehen werden als von Gott eingegebene Wahrheit, als ein von Gott gleichsam dictirtes, von Menschen nur niedergeschriebenes Buch. Diese Meinung will nun neuerdings wieder geltend gemacht werden; ich halte sie aber für irrig, für grundlos, und selbst für verderblich und gefahrbringend für ein wahrhaftiges Christenthum.

Fragen wir, auf was sich diese Meinung stütze, so sagt das Büchlein, welches man in euere Hände gelegt hat: „Die heilige Schrift erklärt sich rundab für Gottes Wort," und zur Bestätigung dieser Behauptung werden mehrere Stellen aus der Bibel angezogen. Allein abgesehen davon, daß diese Stellen von jeher verschieden ausgelegt worden sind, und ihnen andere aus der Bibel mit gleichem Rechte entgegengesetzt werden können, so könnten doch solche Aussprüche, wenn sie auch wirklich das aussagten, nicht als ein Zeugniß gelten, weil dabei ja schon vorausgesetzt wird, daß sie selbst auch von Gott eingegeben seien. Wenn mir Jemand sagt: meine Rede ist von Gott! so frage ich ihn billig: wie beweisest du das? Und wenn er mir nun sagen wollte: eben weil ich es sage, und das, was ich sage, von Gott ist, so mußt du mir's glauben; meinet ihr, daß mich das überzeugen könnte? Solch ein Beweis im Kreis herum ist kein Beweis. Auch hat sich unser Erlöser bei dem, was er sagte, auf ein ganz anderes Zeugniß berufen, auf die eigene innere Erfahrung des Menschen.

Daß aber eine solche Eingebung des Inhalts der heiligen

Schrift nicht stattgefunden habe, das lehrt eine unbefangene Betrachtung dieses Inhalts selbst. Wer je die Bibel mit Aufmerksamkeit gelesen und verglichen hat, der muß auch anerkennen, daß über die wichtigsten Gegenstände sehr verschiedene Ansichten und Vorstellungen darin vorkommen. Ich will hier nicht einzelne Sprüche einander gegenüberstellen, weil ich dadurch leicht in den nämlichen Fehler verfallen könnte, wie die Gegner, welche einzelne Stellen aus dem Zusammenhang herausnehmen, und so zur Unterstützung ihrer Ansicht gebrauchen. Aber jene Vorstellung von Jehovah im alten Testament, nach welcher er nur die Juden liebt und alle Fremden haßt, die Vertilgung dieser anbefiehlt, und eine Barmherzigkeit, welche an ihnen geübt wird, sogar mit dem Tode rächt, ist doch gewiß eine ganz andere, als die, nach welcher Gott seinen eingebornen Sohn sendet zur Erlösung des ganzen Menschengeschlechts. Es kann doch nicht die nämliche Eingebung seyn, welche so grausame Thaten, wie z. B. Richter 3 und 5 u. a., rühmt und preist, und dann wieder den barmherzigen Samariter als Muster aufstellt. Es kann doch nicht der nämliche Sinn seyn, welcher von so schrecklichen Rachegedanken überfließt, wie in vielen Psalmen, und hernach wieder ermahnt: liebet eure Feinde und segnet, die euch fluchen. Es kann doch nicht der nämliche Geist seyn, welcher in dem Psalmisten ausruft: „Der Tod übereile sie, und sie müssen lebendig in die Hölle fahren!" und wieder in unserem sterbenden Heiland betet: „Vergib ihnen, Vater, sie wissen nicht, was sie thun!" Wie will man denn jene Grundsätze und Vorstellungen, welche mit unsern christlichen Grundsätzen und Vorstellungen in so vollkommenem Widerspruche stehen, als „von Gott eingegeben" betrachten?

So wie wir also in dem alten Testamente Vorstellungen von Gott und seinem Willen finden, welche unmöglich die richtigen seyn können, so werden wir auch leicht einsehen, daß in dem, was den Grundton der geschichtlichen Offenbarung ausmacht, in dem Verlangen nach der Versöhnung mit Gott und der Erwartung des Erlösers, nur eine allmählige Läuterung der Begriffe stattgefunden hat. Das erwartete Gottesreich war in den verschiedenen Zeiträumen immer nur ein vervollkommneter Zustand des jüdischen

Staates, und darnach bildeten sich auch die Erwartungen des Messias, bald als eines Propheten, bald als eines Königs und Kriegshelden, und in der spätern Zeit des Verfalls des jüdischen Volks durch Laster und Irreligiosität, als eines Wiederherstellers des reinen Judenthums. Wenn wir die Weissagungen auf den Messias aus den verschiedenen Zeiten und von den verschiedenen Schriftstellern und Propheten mit einander vergleichen, so werden wir nicht nur ganz verschiedene Bilder von demselben bekommen, sondern es wird auch kein einziges derselben vollständig mit der wirklichen Erscheinung unseres Erlösers zusammentreffen. Selbst in dem Propheten Jesaias, dessen Weissagungen der späteren Erscheinung des Herrn in einzelnen Zügen wunderbar nahe kommen, ist das Bild des Messias mit so vielerlei Ausschmückungen und Trübungen versehen, daß wir unmöglich sagen können, es sei das Alles in Erfüllung gegangen. Das ist nun zwar ganz natürlich, und dem Gang der religiösen Entwicklung ganz angemessen. Aber werden wir nun behaupten wollen, daß auch diese irrigen Vorstellungen des Propheten vom heiligen Geist eingegeben gewesen seien?

Was aber hier von den Schriften des alten Testaments gesagt ist, das gilt in mancher Beziehung auch von denen des neuen Testaments. Ich will hier nicht auf einzelne Widersprüche in geschichtlichen Angaben hinweisen, wie sie in den neutestamentlichen Schriften mehrfach vorkommen; das kann als eine Nebensache erscheinen, obgleich es sich mit jener Annahme einer wörtlichen Eingebung des heiligen Geistes nicht verträgt. Ich will auch die irrthümliche Erwartung von einer baldigen Wiederkunft Christi und dem von ihm zu errichtenden Weltreiche, welche unter den ersten Christen und selbst unter den Aposteln herrschend war, nicht hervorheben, obgleich gerade diese Hoffnung es ist, auf welche in jener Zeit der allergrößte Werth gelegt wurde. Nur daran will ich erinnern, wie in der ganzen Bibel, im alten und neuen Testamente, eine Ansicht über die Einrichtung des Weltgebäudes herrscht, welche längst als eine vollkommen unrichtige erkannt ist. Das azurne Himmelsgewölbe, welches auf den Erdkreis aufgebaut war, und über welchem Gott mit seinen Engeln seine Wohnung hatte, hat verschwinden müssen vor den Forschungen der Wissenschaft, die

Himmelslichter sind zu unzähligen und unermeßlichen Weltkörpern geworden, unter denen diese Erde ist, wie ein Sandkorn am Meere, und den Abgrund unter der Erde, die Hölle mit ihrem Feuer und ihrer finstern Bevölkerung, wissen wir nirgends mehr zu suchen, seitdem die Menschen rings um die Erde herum reisen. Das ist aber nicht etwa eine Nebensache, sondern es ist von dem allergrößten Einfluß auf unsere religiösen Vorstellungen selbst. Denn damit, daß wir die Orte für unsere Vorstellung von der künftigen Seligkeit und Verdammniß verloren, ist auch die Vorstellung von diesen selbst eine andere geworden; Himmel und Hölle sind für unser Dasein jenseits wie diesseits des Grabes in unsere eigene Menschenbrust hineingerückt, und das Wort unseres Herrn: „das Reich Gottes ist inwendig in euch," hat dadurch erst seine volle Bedeutung erhalten. Wir werden zwar diesen Irrthum der alten Zeit, welcher auf dem äußern Anscheine beruhte, ganz natürlich finden; aber wir können doch nicht annehmen, daß dieser Irrthum, welcher für die religiösen Vorstellungen keineswegs gleichgültig war, eine Eingebung des heiligen Geistes gewesen sei.

Eine solche Eingebung von Gedanken und Worten durch den Geist Gottes, wobei der menschliche Geist ohne eigene Thätigkeit wäre, widerspricht auch aller Erfahrung, welche die Menschen haben, und wir müssen sie darum für etwas Unmögliches halten. Zwar wissen wir die Entstehung unserer Gedanken und Empfindungen nicht zu erklären, wie uns denn überhaupt das geistige Wesen etwas unerklärbares ist. Aber das fühlen wir doch Alle, daß alle Gedanken und Empfindungen, die wir haben, uns selber, unserem eigenen Wesen angehören, und nicht über uns stehen, daß sie eben so menschlich und unvollkommen sind und bleiben, wie wir es selber sind. Wir glauben allerdings, daß der allgegenwärtige Gott auch in dem Geiste des Menschen wirke, wie er in der ganzen Natur wirkt; aber der Mensch bleibt darum doch ein Mensch, und die von Gott in ihm angeregten Gedanken bleiben doch immer menschliche Gedanken. Es ist in der sichtbaren Natur ja nicht anders. Im Samenkorn schläft ein Keim, bis der Strahl der Sonne ihn zum Leben weckt und der Thau des Himmels ihn zum Baume heraufzieht; aber er wird durch Alles das nichts mehr, als

wozu die besondere Anlage in ihm gelegen ist. So ist gewiß in jenen Männern, welche die heiligen Schriften abgefaßt haben, durch Gott ein hohes religiöses Leben geweckt und zu einer Entfaltung gebracht worden, die wir jetzt noch bewundern, und an der wir uns erquicken und stärken; aber Menschen sind sie doch immer geblieben, und ihre Erkenntniß mußte darum immer getrübt bleiben eben durch ihre Menschlichkeit. So und nicht anders sehen sie es selbst an. Der Apostel Paulus hatte ja auch den heiligen Geist so gut wie die andern, und doch sagt er klar und deutlich in den oben angeführten Worten: „Unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk;“ und wieder: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort.“ Wie will man denn bei diesem eigenen Eingeständniß von der Mangelhaftigkeit aller menschlichen Erkenntniß noch von dem ganzen Inhalt der Bibel sagen, er sei eine Eingebung des heiligen Geistes?

Ihr werdet aber nun nicht ohne eine innere Beängstigung fragen: An was sollen wir uns denn halten? Wo ist denn nun ein Zeugniß für das, was wirklich ewige, göttliche Wahrheit, was die wahrhaftige Offenbarung Gottes ist? Das Zeugniß, meine Lieben, müßt ihr nicht außer euch suchen, sondern in euch. Der Geist zeuget für den Geist. Suchet in der Schrift, dann werdet ihr eine Wahrheit finden, dazu sagt es in eurem Innern: Ja und Amen! Ihr werdet eine Nahrung finden, bei der ihr es alsbald empfindet, daß sie eure Seele gesund macht; ihr werdet einen Trost finden, bei dem euer Herz sagt: Daran halte ich mich! Das ist das rechte Zeugniß, ein anderes hilft euch nichts. Denn wenn ihr euch auch zwingen wolltet, alles für wahr anzunehmen und für Gottes Wort und Eingebung zu halten, weil es eben da steht, so wäre das ja doch kein Glauben, so lange ihm die eigene innere Bestätigung, der rechte Anknüpfungspunkt in der eigenen Seele fehlt. Das ist nur eben so von außen her an den Menschen gekommen und klebt auch nur außen an ihm, gibt ihm ein vielrednerisches, scheinheiliges Wesen, aber keine lebendige Frömmigkeit. Nur der Glaube, der aus dem Innersten der Seele herauswächst, ist ein lebendiger und fruchtbringender Glaube; das andere ist ein leerer Wortkram, unter welchem das wahre geistige Leben erstickt wird.

„Aber werde ich denn auch die rechte Lebensspeise finden in der Schrift?“ Siehe, mein Freund, die Rebe streckt ihre Wurzeln in den Boden und breitet ihre Blätter in die Luft, und fragt nicht lange: werde ich denn auch die süßen Säfte finden für meine Trauben? — sie findet!

„Wie soll ich aber mit den vielen wunderbaren Geschichten zurecht kommen?“ So gut du kannst, mehr verlangt Gott selbst nicht von dir. Prüfe, denke und glaube, was du mit gesundem Verstand und einem frommen Herzen glauben kannst. Ich will aber Einiges darüber bemerken. Erstlich: Wenn die Schriftsteller der Bibel Menschen gewesen sind, welche eben auch nicht über alle Vorurtheile und Irrthümer ihrer Zeit erhaben waren, so kann und darf es uns nicht verwehrt sein, ihre Erzählungen zu prüfen, ob nicht in einzelnen Stücken irrige Angaben und Vorstellungen mit unterlaufen. Zweitens: Ueber die Wunder halten wir das fest: Unnatürliches oder über die Natur hinaus gibt es in der Natur selbst Nichts; denn wir können nicht glauben, daß Gott die Natur so mangelhaft eingerichtet habe, daß er in einzelnen Fällen wieder abändern oder nachbessern mußte; aber wir müssen uns bescheiden, daß wir von dem geheimen Wesen der Natur, von den Kräften, die darin wirken, und von der Macht des Geistes über die körperlichen Dinge noch gar wenig wissen, und daß es darum ein eitler Vorwitz wäre, wenn wir sagen wollten: Weil ich das und das nicht begreife, so ist's auch nicht möglich. Wir werden daher bei sehr vielen Erzählungen unser Urtheil zurückhalten. Drittens: Wir müssen den wahren Nutzen unseres Glaubens nicht in den Wundererzählungen, sondern in der Zustimmung unseres eigenen Geistes suchen, sonst schweben wir immer in ängstlichen Zweifeln und können unseres Glaubens nie froh werden. Viertens: Wir müssen aus den einzelnen Erzählungen die religiöse Wahrheit, welche darin liegt, heraussuchen, dann haben wir den rechten Gewinn daraus, und die Frage, ob sich Alles wörtlich so zugetragen habe, wird uns nicht mehr viel Sorge machen. Zum Exempel, die Versuchungsgeschichte unseres Erlösers ist gewiß von großem Segen für uns, wenn wir daraus lernen, wie wir unser Herz gegen die tausendfältigen Versuchungen zum Bösen waffnen sollen; ob aber der

Teufel in eigener Person und Gestalt den Herrn heruntergeführt hatte, das hat doch in der That keinen Werth für uns, und mir scheint es, daß man ein eben so guter Christ seyn kann, wenn man es nicht glaubt, wie wenn man es glaubt. Fünftens: Wenn wir die Bibel lesen und prüfen wollen zum wirklichen Nutzen für uns, so müssen wir sie mit einem ernsthaften und frommen Sinn lesen und mit der Absicht daran gehen, die rechte Lebensspeise für unsere Seele darin zu suchen und zu finden. Wenn man die Bibel mit leichtfertigem Sinn, mit einem von Gott abgewandten Herzen und nur mit der Absicht in die Hand nimmt, die Lust des Widerspruches an ihr zu befriedigen, dann freilich wird man nur ein Mährchenbuch in ihr sehen, und leider gibt es jetzt viele solche Leute unter den Gelehrten und den Ungelehrten. Diese würden aber doch keinen Nutzen von der Bibel haben, und wenn sie auch alle Wundererzählungen Wort für Wort glaubten.

Ihr aber, die ihr euch vor allen Andern die Gläubigen nennt, was habt ihr denn für eine Angst? Ihr meinet, wenn die Menschen anfangen zu prüfen, ihre eigenen Erfahrungen mit dem Inhalte der Bibel zu vergleichen und zu urtheilen, so falle die ganze christliche Religion zusammen. O ihr Gläubigen, wie seid ihr doch so kleingläubig! Wie ist doch euer Glaube ein eitles Außenwerk auf morschen Stützen! Wie könntet ihr sonst so Angst haben, daß er umgewehet werde von dem Geiste der Zeit? Aber freilich saget ihr, es sei euch nicht wegen euch, sondern wegen der Andern, deren Glauben man untergrabe. Gewiß eine verkehrte Sorge. Seid denn nicht **ihr** es, die im maßlosen Eifer für den Buchstaben das Christenthum, die Religion selbst gefährdet, und den Glauben, nicht den Wortglauben, sondern den wahrhaften inneren Glauben erschüttert. Wenn ihr fort und fort verlanget, daß wir in der Religion Verzicht leisten sollen auf unsere Vernunft, daß wir für göttliche Wahrheit auch das annehmen sollen, was allen unsern innern und äußern Erfahrungen geradezu widerspricht, und wofür in unserer Seele gar kein Anknüpfungspunkt ist, nur allein darum, **weil** es eben da steht, wenn ihr uns immer zumuthen wollet, daß wir die vergängliche Schale, in welcher uns die Offenbarung geboten wird, für die Offenbarung selbst nehmen sollen; ist denn nicht

eben das der Grund, warum so viele von dem Christenthum sich abwenden und in trauriger Verkommenheit auf der öden Steppe des Unglaubens herumirren? Und wer hat es zu verantworten?

Was wollen wir denn, um dessenwillen ihr uns so verdammt? Wir wollen uns glaubhaft machen, was wir glauben sollen. Wir wollen die Wahrheit uns frei aneignen, so wie es uns bei einem redlichen Willen möglich ist, damit unser Glaube nicht ein todtes Formelwerk bleibe, sondern als wahrer Lebensbaum aus dem innersten unserer Seele herauswachse. Wir wollen nicht wieder unter einem neuen Gesetze gefangen seyn, sondern frei seyn durch das Evangelium. Ich gedenke noch wohl der Zeit, da ich in ängstlicher Furcht jeden Buchstaben der Bibel festhalten zu müssen glaubte und jeden Zweifel, jeden prüfenden Gedanken von mir abzuhalten suchte. Damals lag der Glaube auf mir, wie eine drückende Last, und ich konnte dessen nicht froh werden; es war eine innerliche Knechtschaft in welcher ich schmachtete. Aber als ich diese Bande gesprengt hatte, da ich mit innerlichem Muthe die Bibel prüfend in die Hand nahm, da erst wurde sie mir wahrhaft theuer und heilig, und ich gäbe sie nicht mehr um Alles in der Welt. Hab ich denn nicht auch schwer und vielfach gekämpft in der Welt? Bin ich denn nicht an den Gräbern von Eltern und Kindern gestanden? Und ich habe meinen Trost und meine Stütze nirgends anders gesucht und nirgends anders gefunden als hier in diesem Buche. Und ich bin es vollständig überzeugt, daß es immer der unversiegbare Quell bleibt, aus welchem der fortschreitende Geist der Menschheit seine Nahrung schöpfen wird.

Das, meine Geliebten, ist mir die Bibel. So denke ich von ihr, und wie ich denke, so rede ich. Gott wird mich nicht verlassen!

24.

Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel.

(Fortsetzung.)

6. Aber die Bibel weiß und spricht doch von einer Dreieinigkeit?

Denn steht nicht 1. Joh. 5, 7: „Drei sind, die da zeugen im Himmel: der Vater, das Wort und der Geist, und diese drei sind

Eins.“ — Ja, in der Bibel steht das freilich und leider! — Aber wer hat es denn hineingeschrieben? Der Apostel Johannes nicht, in dessen Brief es steht, denn in den ältesten Handschriften fehlt diese Stelle, und auch die orthodoxesten Gelehrten wagen es heute nicht mehr, diese Stelle für ächt zu erklären. Es ist vielmehr allgemein anerkannt, daß sie der spätere Zusatz eines Abschreibers ist, welcher es für Frömmigkeit hielt, nach dem Grundsatz der Jesuiten „**omnia ad majorem dei gloriam**“ zur Ehre Gottes oder Jesu Christi einen Betrug zu begehen, und die (doch so heilig gehaltene) Urkunde der heiligen Schrift zu verfälschen! — Diese Verfälschung hätte darum schon längst nicht mehr in den Bibeln abgedruckt werden sollen, wie es denn auch wirklich eine Luther'sche Bibelausgabe gibt, in welcher dieselbe nicht mehr steht. Merkwürdig ist indessen diese Stelle doch immerhin; denn man sieht daraus, daß sie zwar erfunden ist, um die Person und Würde Jesu recht hoch zu stellen; aber man sieht zugleich auch daraus, wie man zu jener Zeit, wo diese Stelle in die Bibel eingeschwärzt worden ist, doch noch keineswegs an die eigentliche Gottheit Jesu geglaubt hat. Denn warum heißt es nicht: der Vater, der Sohn und der heilige Geist, diese Drei sind Eins? Weil man die Einheit Jesu des Sohnes Gottes (Joh. 10, 30) noch im rechten Sinne nahm (Joh. 17, 21—26, vergl. 1. Cor. 6, 17) und als eine Geistesgemeinschaft, aber nicht als eine Wesensgleichheit, nicht als eine unmittelbare, sondern als eine vermittelte Einheit mit Gott sich vorstellte, und welche zwar dadurch vermittelt war, daß der heilige Geist Gottes und das lebendige Wort Gottes in Jesu wohnte. Aus diesem Grunde wird hier nicht „Sohn“ gesagt, sondern statt dessen „Wort.“ Und diese, Gott der Vater, und Gottes Wort, und Gottes Geist, diese Drei als Eins, als eine lebendige Einheit zu betrachten, wird Niemand schwer fallen, nur werden wir uns darunter nicht drei Personen denken, sondern eine Person, das ist 1) Gott, als den Ewigen in, durch und aus sich selbst Seyenden, 2) unter dem Wort Gottes aber werden wir uns denken den allmächtigen und schöpferischen Willen Gottes. („Er spricht (will), so geschieht's; er gebeut, so steht es da,“ 1. Ps. 33, 9; „Gott sprach (wollte): es werde,

und es ward." 1. Mos. 1, 3). Da aber dieser Wille Gottes nichts anders ist als Gott selbst in seiner Thätigket, denn bei Gott gibt es keine andere Thätigkeit, als die des Wollens, weil sein Wollen schon That ist, so ist, wenn wir Wille Gottes sagen, dies nur nach menschlicher Weise von Gott gesprochen; bei Gott selbst ist sein Wille nichts anderes als Er selbst in seiner Thätigkeit, oder — um diesen letzteren, ebenfalls menschlichen, zweideutigen Ausdruck zu vermeiden — der sich äußernde Gott, im Gegensatz zu dem blos an und für sich gedachten Gott, wo wir blos an die Idee seines Wesens denken. Wird nun aber das Wesen Gottes als ein sich äußerndes gedacht, so mag dies „Wort Gottes" genannt werden, wodurch er schafft und zugleich durch und in seinem Schaffen sich offenbart. Augenscheinlich denken wir aber hier an keine zweite Person in der Gottheit, sondern an die nämliche Person des einen Gottes, nur in einer andern Beziehung gedacht. Aber allerdings redet die Bibel sehr oft von dem „Worte Gottes," wie wenn von einer Person die Rede wäre, z. B., außer den schon früher (Nro. 5) angeführten Stellen, Jes. 55, 11: „Das Wort, das aus meinem Munde gehet, (spricht der Herr,) soll nicht wieder leer zu mir kommen, sondern thun, was mir gefällt, und soll ihm gelingen, wozu ich es sende." Obgleich hier von dem Worte Gottes wie von einem ausgesendeten Boten oder Diener geredet wird, so sieht doch Jeder auf den ersten Blick, daß dies eine bildliche Redeweise, eine sogenannte Personifikation ist, und daß nichts anderes darunter zu verstehen ist, als der Wille Gottes. — Auf ähnliche Weise verhält es sich auch 3) mit dem „heiligen Geist." Wir nennen Gott den heiligen Geist, insofern wir ihn uns denken in seiner besonderen fortwährenden Einwirkung auf die Menschengeister, welche als Kinder von Gott ausgegangen sind, welche darum göttliche Natur und göttlichen Geist in sich haben, welche aber, weil sie von Gott als besondere für sich bestehende Wesen einmal, von ihm gleichsam abgelöst, dahingestellt worden sind, der fortwährenden Verbindung mit ihrem Urquell, des fortwährenden Einwirkens ihres Erzeugers auf ihren Geist bedürfen. Nenne man das, wenn man will, eine Dreieinigkeit, aber stelle man sich keine drei Personen darunter vor, sonst hat man keinen

einigen Gott mehr, und die ihn doch glauben zu haben, die täuschen sich selbst. Sie sollen nur einmal prüfend in ihr innerstes Bewußtseyn blicken und sich fragen, ob's nicht so ist? Der du in Jesus die zweite Person in der Gottheit erblickst, und ihn als einen Gott anbetest, fühlst du denn nicht, daß du, wenn du an ihn denkest, nicht zugleich an den Vater denkest, daß dir über ihm der Vater — ach, oft nur zu lange — ganz aus den Gedanken kommt?

Die aber die Dreieinigkeit vertheidigen, werden sagen: sie findet sich dennoch in der Bibel ausgesprochen; denn ist auch die oben besprochene Stelle 1. Joh. 5, 7 eine unächte und untergeschobene, so ist doch ächt die Stelle Matth. 28, 19, wo Jesus, von seinen Jüngern Abschied nehmend, ihnen anbefiehlt: „Gehet hin, und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Gewiß ist diese Stelle ächt und ein heiliges, theueres Vermächtniß unseres Herrn, allein er hat nicht hinzugesetzt: „denn diese Drei sind Eins." Es sind vielmehr die drei Hauptpunkte des Glaubensbewußtseyns, welches in Dem wohnen soll, welcher dem Reiche Jesu angehören will und zu demselben durch die Taufweihe aufgenommen wird. Diese drei Hauptpunkte sind zugleich die Hauptsumma und der Inbegriff alles Uebrigen, was überhaupt im Bewußtseyn des Christen leben soll. Gott, als den Vater anzusehen, dies ist der Grund und das Fundament des Glaubensbewußtseyns, welches in Christus wohnte, und welches er den Menschen einpflanzen wollte; es ist derjenige Hauptgedanke, welcher, wenn gleich auch dem Judenthum und Heidenthum nicht gänzlich fremd, dennoch bis dahin noch gänzlich unbegriffen von der Welt war, und der das ganze Bewußtseyn der Menschen, und somit ihre ganze Gesinnung und ihr ganzes Leben völlig umgestalten mußte, sobald er einmal in seiner ganzen Tiefe und Fülle von ihnen begriffen worden war. Es ist diejenige Grundlehre, mit welcher alle übrigen christlichen Lehren als mit ihrem Mittelpunkte zusammenhängen, und von welcher sie alle, als von ihrem Ausgangspunkte, nothwendig herfließen. Das erste Grund- und Hauptbewußtseyn des Christen ist darum: Gott, der ewige und allmächtige Schöpfer aller Dinge, ist mein und aller Menschen auf Erden und

aller Geister im Himmel Vater. Das zweite Grundbewußtseyn im Christengemüth soll seyn: Gott, der Vater, hat seine Kinder nicht einsam und verlassen in die Welt hinausgestellt, daß er sich nicht mehr um sie bekümmere. Herausgehen lassen hat er sie freilich aus seinem Wesen, damit sie selbstständige Wesen seien, die als solche dem Seyn nach von ihm losgetrennt seyn müssen; die aber, weil sie, dem Seyn nach, von ihm getrennt sind, ebendarum auch das Bewußtseyn von ihm verloren haben. Allein Gott ist Vater; er, der unsichtbar seinen Kindern nahe ist, er will sich ihnen, wenn auch nicht sichtbar, zeigen, weil das nicht seyn kann, aber doch nicht unbezeugt lassen. Er hat darum dafür gesorgt, daß die Menschen Offenbarungen von ihm erhalten, daß sie zum Bewußtseyn gebracht werden, daß nicht allein ein unsichtbarer Gott über der sichtbaren Welt ist, sondern daß auch Gott nicht ferne von seiner Welt, nicht ferne von seinen Menschenkindern ist, sondern daß im Gegentheil eine Verbindung, gleichsam ein Verkehr zwischen Ihm und ihnen besteht. Diese Offenbarungen hat Gott manchmal und auf mancherlei Weise seinen Menschenkindern gegeben, aber zumeist und am vollkommensten durch seinen mit seinem Geist erfüllten Sohn, Jesus Christus, welcher als Sohn Gottes nicht allein Verkündiger der göttlichen Offenbarung, sondern auch Muster und Vorbild für die Kinder Gottes seyn soll, sie zu rechten Kindern Gottes zu machen, die zu des himmlischen Vaters Wohlgefallen auf Erden leben und sich fähig und würdig machen, einst zu einer höheren Stufe des Seyns überzugehen. So drückt der Glaubenspunkt vom Sohne Gottes das Bewußtseyn des Christen aus, daß Gott sich den Menschen geoffenbart und eine Anstalt des Heils auf Erden errichtet habe. Dies soll aber nicht als eine abgerissene, ein für allemal vollbrachte That, sondern als ein fortwährendes Werk Gottes angesehen werden. Der allgegenwärtige Gott, in welchem ohnehin Alles lebt und webt und ist, der Alles lenkt und regiert, er lenkt und regiert auch die Menschen; da sie jedoch, als seine Kinder, von ihm freigelassen worden sind, so wird von Gott alles Andere in der Natur durch seinen, als unbedingt zwingendes Naturgesetz sich äußernden Willen gelenkt und regiert; die Menschen aber sind, was ihren Geist und Willen anbelangt, diesem

Zwange nicht unterworfen, sondern haben freien Willen erhalten, auf sie wirkt daher Gott nicht ein durch ein zwingendes Gesetz, als auf todte Sachen, oder als auf Knechte, sondern als Kinder leitet er sie auf väterliche Weise, indem sein Geist, der ohnehin die Quelle ist, aus welcher sie entsprungen sind, fortwährend auf den Menschengeist auf eine geheimnißvolle Weise einwirkt, und ihn zu leiten sucht, ohne dessen Freiheit zu beschränken. Dies ist der heilige Geist, und da dieser in Christus im reichsten Maße gewohnt und ihn befähigt hat der Sohn Gottes und der Herold Gottes an die Menschen zu seyn, so soll dieser heilige Geist Gottes ganz besonders durch Jesu Vermittlung uns zu Theil werden, und uns so zu einer lebendigen Geistesgemeinschaft mit ihm, und durch ihn zugleich auch mit Gott erheben, in welcher Gemeinschaft wir dann mit einem höheren Maß von Erleuchtung, Heiligung und Friede erfüllt werden.

So sind diese drei Glaubenspunkte von dem Vater, Sohn und heiligen Geist in der That das Fundament, worauf das ganze Christenthum ruht, und der Inbegriff des christlichen Bewußtseyns, woraus sich alle übrigen Lehrsätze, sowohl des Glaubens als der Pflicht, ableiten lassen. Darum hat Jesus Christus, unser Herr, diese drei Punkte als ein, wegen seiner äußersten Kürze und doch so unermeßlich reichen Fülle, wahrhaft wundervoll zu nennendes Symbol aufgestellt. Und nie hätten die Jünger klüger als der Meister seyn wollen, und andere Symbole (Glaubensbekenntnisse) aufstellen sollen, durch welche die hochherrlichen Fundamentalwahrheiten des Christenthums, nicht, wie sie gedachten, genauer bestimmt, sondern mit Irrthümern vermischt und ihr lebendiger Geist in starre Formen gezwängt und todt gepreßt wurde, und durch welche sie, anstatt, wie sie gedachten, Einigkeit und Zusammenstimmung (συμβολον) im Glauben zu bewirken oder zu sichern, im Gegentheil nur Spaltungen und Zwietracht angerichtet haben, die nie hätten entstehen können, wenn man an der Rede des Herrn geblieben wäre und sich an dem von seiner höheren Weisheit aufgestellten Symbolum hätte genügen lassen, gegen welches gewiß nie ein Einwand erhoben worden wäre, und welches dabei wahrlich auch genügt hätte um die Bekenner Jesu durch ein gemeinsameres

Glaubensbewußtseyn zu einer Gemeinschaft, zu einem Leibe zu vereinigen. Diejenigen, welche dies läugnen, bedenken diese auch, was sie thun? — Sie beschuldigen Jesum, daß er ein ungenügendes Glaubensbekenntniß aufgestellt habe!

Von dieser, durch die gegenwärtigen Zeitverhältnisse veranlaßten Abschweifung zurückkehrend, bemerken wir nur noch, daß aus dem Bisherigen hervorgeht, daß in dem von Jesu aufgestellten Tauf- und Glaubenssymbol „Vater, Sohn und heiliger Geist," an eine Dreieinigkeit gewiß nicht zu denken ist. — Es beweist auch nicht das Mindeste dafür, wenn Manche sich darauf berufen, in der Bibel heiße es häufig: „Christus sitze zur Rechten Gottes (z. B. Matth. 26, 64. Marc. 16, 19. Ap. Gesch. 7, 57. Röm. 8, 34. 1. Petr. 3, 22. Hebr. 8, 1. rc.). Dadurch soll nach ihrer Meinung die vollkommene Wesensgleichheit Jesu mit Gott ausgedrückt seyn. Dies ist aber ein großer Irrthum, und dagegen folgendes zu bemerken. Es heißt wohl zuweilen „zur Rechten des Vaters," aber noch öfter „zur Rechten Gottes," woraus hervorgeht, daß „Vater" und „Gott" für völlig gleichbedeutend genommen wird. Wer aber zur Rechten Jemandes sitzt, der ist nicht Dieser selbst; wer also von Jesu sagt, er sitze zur Rechten Gottes, der denkt sich ihn nicht als Gott selbst. Dieser Ausdruck soll durchaus keine Wesensgleichheit bezeichnen, sondern vielmehr eine Ehrenbezeugung ausdrücken, in bildlicher Redeweise den morgenländischen Verhältnissen entnommen, wo es Sitte war, daß wenn ein König einen seiner Minister oder sonstigen Getreuen recht hoch ehren wollte, er denselben zu seiner Rechten niedersitzen ließ, womit aber der Geehrte noch keineswegs dem Könige gleichgestellt war. Daher wird dies Bild auch auf Gott übertragen, wie denn überhaupt die bildliche Redensart von der rechten Hand Gottes in vielen hundert Schriftstellen vorkommt; wie es aber namentlich Ps. 16, 11. von Gott heißt: „Vor dir ist Freude die Fülle und liebliches Wesen zu deiner Rechten ewiglich;" wie namentlich auch in Beziehung auf David gesagt wird — (denn daß der 110. Psalm auf David zu beziehen ist, läugnen, wie wir schon erwähnt haben, heut zu Tage selbst die meisten orthodoxen Schriftausleger nicht mehr) —: „Der Herr (Gott) sprach zu meinem (des Psalmdichters) Herrn

(David): Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege deine Feinde zum Schemel deiner Füße." — Und wenn das Sitzen Jesu zur Rechten Gottes eine Wesensgleichheit ausdrücken und ihn als die zweite Person in der Gottheit bezeichnen soll, warum, — dies ist wohl auch einiger Aufmerksamkeit werth, da dieser Ausdruck vom Sitzen Jesu zur Rechten Gottes so häufig in der Schrift vorkommt, — warum wird denn vom heiligen Geist, der dann doch die dritte Person in der Gottheit wäre, nicht ein einziges Mal gesagt, er sitze zur Linken Gottes?

(Fortsetzung folgt.)

25.

Allerunterthänigste Bitte protestantischer Bürger und Einwohner von Landau in der Pfalz, die Wiederbesetzung der erledigten zweiten Pfarrstelle allda betreffend.

Landau, den 12. März 1847.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!

Allergnädigster König und Herr!

Die treugehorsamst unterschriebenen Mitglieder der evangelisch-protestantischen Kirchengemeinde zu Landau wagen es, sich in tiefster Ehrfurcht Euerer Königlichen Majestät mit einer Bitte zu nahen, deren Zweck kein anderer ist, als nach bester, innigster Ueberzeugung der Bittsteller beizutragen zur Förderung des religiösen und sittlichen Wohls ihres Gemeinwesens.

Wenn die Wahl eines Seelsorgers schon an und für sich eine Angelegenheit von hoher Bedeutung für Jeden bilden muß, in dem nicht alles religiöse Bewußtseyn erstorben ist, so gewinnt eine solche Wahl in den heute gegebenen Zeitumständen, und nicht weniger in den obwaltenden speciellen Verhältnissen der Stadt Landau, eine gedoppelte Wichtigkeit.

Rücksichtlich der allgemeinen Erscheinungen der Zeit möge hier nur des Umstandes gedacht seyn, daß das religiöse Element des Völkerlebens im unverkennbaren Zustande tief greifender Aufregung und Gährung begriffen ist, einer Gährung, die nur unter der sorg-

samsten und weisesten Leitung zu gedeihlichem Ziele geführt werden kann, und welche daher an die Diener der Religion neue und große, der Bedeutsamkeit des Moments entsprechende Anforderungen stellt.

Die speciellen Verhältnisse der Stadtgemeinde Landau erscheinen dabei so beschaffen, daß auch sie eine besondere Beachtung in Anspruch nehmen.

Diese Stadtgemeinde bildet eine der bedeutendsten, rücksichtlich der Seelenzahl, mit Inbegriff der Garnison, wohl die bedeutendste der Pfalz. Die Bevölkerung theilt sich in confessioneller Hinsicht nahezu in zwei Hälften, die zur Ausübung des Gottesdienstes nur eine einzige — gemeinschaftliche — Kirche besitzen. Daß hiebei eine große Verschiedenartigkeit der geistigen und sittlichen Bildungsstufen, der religiösen Bedürfnisse und Ueberzeugungen und mancher Stoff zu Collisionen auf kirchlichem Gebiete bestehe, bedarf der nähern Ausführung nicht.

Es kann der Weisheit Euerer Königlichen Majestät nicht entgehen, daß bei derartigen Verhältnissen nur solche Seelsorger und Religionslehrer erfolgreich zu wirken vermögen, die auf der Höhe der Gesittung ihrer Zeit und ihres Volkes stehen, die sich durch geistige Superiorität, durch ungeheuchelten sittlichen Wandel, durch ächte, innige, in heiterem Gottvertrauen geläuterte Frömmigkeit, und durch klare, lichtvolle und vernunftgemäße Auffassung und Darlegung der Glaubenssätze ihrer Kirche, — des allgemeinen Vertrauens würdig zeigen, — die dem Unglauben Achtung zu gebieten, Geistestrübe oder böswillige Bestrebungen der Finsterniß und des Aberglaubens zu erkennen, und denselben zu steuern, den Zweifler auf den Pfad des Glaubens zurückzuführen, und Allen als leuchtendes Vorbild auf dem Wege der Religion und Sittlichkeit zu dienen im Stande sind, die endlich nie vergessen, daß ihnen ein Dienst der Religion, der Liebe, und nicht ein Dienst der Verfolgung, anmaßlicher Bedrückung und hoffärtiger Verdammung der Ueberzeugungen Anders-Denkender zustehe.

Dieser Betrachtungen konnten die allerunterthänigsten Bittsteller sich nicht erwehren, als die Erledigung der zweiten Pfarrstelle ihrer Kirchengemeinde eintrat, und sie fanden lebhaft sich von dem Gefühl durchdrungen, daß hier dem Bürger, wenn auch kein

positives Recht zu üben vergönnt, so doch eine heilige Pflicht gegen die jetzige, wie gegen die künftigen Generationen zu erfüllen obliege. Dieser Pflicht zu genügen, beriethen sie sich zumal über die Bezeichnung von Männern, denen notorisch die angedeuteten hohen Eigenschaften tüchtiger Seelsorger inne wohnen, und das Ergebniß war, daß als solche Männer anerkannt wurden:

Pfarrer Müller, dermalen zu Heuchelheim, Landkommissariats Bergzabern,

Subrector Gelbert in Cusel und

Pfarrer Hofer, zu Weisenheim am Berg, Landkommissariats Neustadt a. H.

Beseelt von der Ueberzeugung, daß durch die Ernennung Eines jener Männer zu der erledigten Stelle ein segensreiches Aufblühen des religiösen und kirchlichen Lebens ihrer Gemeinde gesichert, und Friede und Eintracht zwischen den Kirchengenossen unter sich, und den übrigen christlichen Mitbürgern gegenüber, verbürgt sein werde, wagen allerehrfurchtsvollst die Petenten, an Allerhöchst ihren Landesvater den Bittwunsch gelangen zu lassen, es mögen Allerhöchst Dieselben die erledigte zweite protestantische Pfarrstelle zu Landau Einem der bezeichneten Geistlichen Allergnädigst zu verleihen, und hierdurch schwere Besorgnisse, die sich einer nicht geringen Zahl treuer Landeskinder bemächtigt haben, zu beseitigen geruhen.

In tiefster Ehrfurcht geharren

Euerer Königlichen Majestät

allerunterthänigst treugehorsamste

(folgen 184 Unterschriften.)

26.

Für die nächsten Diöcesan-Synoden.

Bis zum 20. Juli finden die Diöcesan-Synoden in der Pfalz statt; es ist gut, daß man bei Zeiten an sie denke. Alle Synoden erlangen heut zu Tage doppelte Wichtigkeit wegen der allgemeinen kirchlichen Erregung in unserer Zeit, insbesondere aber werden sie jetzt für die vereinigte Kirche der Pfalz wichtig wegen verschiedener

Verhältnisse und Kämpfe, in welchen gerade diese Kirche jetzt verwickelt ist.

Richten wir unser Augenmerk auf das, was jetzt noth thut.

I. Für den wichtigsten Punkt halten wir zunächst diesen. Das kgl. Consistorium hatte den Synoden im vorigen Jahre verboten, sich über verschiedene höchst wichtige Kirchenangelegenheiten auszusprechen, nämlich 1) über den neueinzuführenden Katechismus und 2) über die Amtssuspension des Unterzeichneten. Da es nun in der Natur der Sache liegt, daß die Synoden sich über wichtige Kirchenangelegenheiten, welcher Art sie auch seien, müssen aussprechen dürfen, und da dies Recht denselben auch in §. 17 der Vereinigungsurkunde *) ausdrücklich zuerkannt ist, so hat das k. Consistorium durch jenes Verbot einen Eingriff in die verfassungsmäßigen Rechte der Synoden gemacht, und zwar einen Eingriff von der gefahrdrohendsten Art; denn wenn es einmal den Kirchenbehörden zusteht, den Synoden förmlich den Mund zu schließen in Angelegenheiten, welche die Kirche für hochwichtig und hochgefährlich hält, so ist damit schon der Selbstständigkeit und protestantischen Freiheit der Kirche der Lebensnerv abgeschnitten, und große Gefahr papistischer oder hierarchischer Knechtung vorhanden. Es ist darum dringende und heilige Pflicht, daß die diesjährigen Diöcesan-Synoden gegen dieses ebenso verfassungswidrige, als überhaupt dem ganzen Geist und Wesen des Protestantismus von Grund aus widersprechende Verfahren des k. Consistoriums auf das Ernstlichste und Feierlichste protestiren. Einige Diöcesan-Synoden haben das im vorigen Jahre gethan. Dieses Jahr sollte es von allen geschehen. Wenn die protestantische Kirche nicht mit der größten Eifersucht über ihr protestantisches Recht und ihre protestantische Freiheit wacht, dann wird sie dieselben bald ganz verlieren. Ein gut Theil davon hat sie schon verloren.

---

*) Die betreffende Stelle in der Vereinigungsurkunde lautet: „Die Synode „hat über die Erhaltung des Kirchenvermögens zu wachen, sich über alle „Vorschläge, welche ihr über Veränderung, Einführung von Kirchen- und „Schulbüchern und über andere Angelegenheiten von höherer Behörde ge„macht werden mögen, unpartheiisch zu erklären, sowie überhaupt in „dieser Hinsicht geeignete Anträge zu machen.“

II. Die vereinigte Kirche in der Pfalz ist mit einem neuen Katechismus bedroht, welcher in jeder Beziehung unbrauchbar ist. Die meisten Synoden haben, troß des Verbotes, dies im vorigen Jahre auch ausgesprochen; auch hat die allgemeine öffentliche Stimme denselben bereits gerichtet; aber noch ist der Katechismus keineswegs beseitigt, noch immer wird beabsichtigt, denselben einer vielleicht schon früher zu berufenden General-Synode zur Annahme vorzulegen. Mögen daher die Diöcesan-Synoden wiederholt ihr Verwerfungsurtheil aussprechen. Mögen sie überhaupt aussprechen, daß es jeßt, in einer so kirchlich aufgeregten und zerspaltenen Zeit gar nicht an der Zeit ist, neue Lehrbücher zu schaffen. Möge die vereinigte Kirche ihren bisherigen alten Katechismus, ungeachtet seiner Mängel, gerade jeßt um der Gefahr willen, mit welcher ihr Fundament bedroht wird, festhalten als das Palladium ihrer Glaubens- und Lehrfreiheit; denn so lange wir einen Katechismus haben, in welchem nichts von der Gottheit Jesu steht, so lange wird man die pfälzer Geistlichen, welche die Gottheit Jesu weder glauben noch lehren, auch nicht absetzen können, ohne das klare Recht der vereinigten Kirche mit Füßen zu treten.

III. Bei den vorjährigen Diöcesan-Synoden hat der Unterzeichnete eine Eingabe wegen seiner Amtssuspension gemacht. Noch ist die Sache nicht erledigt. Ob und wie sie aber auch etwa vor den nächsten Diöcesan-Synoden erledigt werden möge, jedenfalls haben diese Ursache, dieselbe noch einmal zur Sprache zu bringen, und vor Allem einen Punkt in's Auge zu fassen, welcher bisher zu viel übersehen worden, und der doch beinahe der Hauptpunkt dabei zu nennen ist. Die Suspension ist nämlich darum über den Unterzeichneten ausgesprochen worden, weil er das apostolische Symbolum nicht unbedingt annehmen wollte. **Man hat mich auf das apostolische Symbolum förmlich verpflichten wollen.** Wird aber damit nicht der §. 3 der Vereinigungsurkunde ebenso förmlich umgestoßen, welcher allein die h. Schrift für Glaubens- und Lehrnorm in der vereinigten Kirche erklärt, den symbolischen Büchern aber nur „gebührende Achtung" zuerkennt, damit also die Verpflichtung eines Geistlichen auf die symbolischen Bücher, oder auf irgend ein Symbolum, außer der h.

Schrift, ausdrücklich verbietet? — Oder was ist der Sinn des §. 3 der Vereinigungsurkunde? Oder was war der Zweck, warum man diesen Paragraphen so formulirt hat? Oder was war die Ursache und die Absicht, warum die Synode und das damalige Consistorium sich Jahre lang auf das äußerste dagegen gewehrt haben, daß die „symbolischen Bücher“ und die „allgemeinen Symbola“ nicht zur Glaubens- und Lehrnorm erhoben werden sollten? Offenbar war doch keine andere Absicht dabei, als die Glieder und zumal die Lehrer der vereinigten Kirche davor sicher zu stellen, daß ihnen jemals das Joch des Symbolzwanges auf den Nacken gelegt werden könne. Sie haben nach vielen Kämpfen endlich die antisymbolische, die Glaubens- und Lehrfreiheit sichernde Fassung des §. 3 durchgesetzt. Siehe! noch besteht und gilt diese Fassung, und dennoch ist heute ein Geistlicher der vereinigten Kirche suspendirt und mit Amtsentsetzung bedroht, weil er sich nicht an ein Symbolum binden lassen will, welches zwar noch als formula solennis bei einigen gottesdienstlichen Acten in dieser Kirche eingeführt ist, aber durch das nun und nimmermehr das Gewissen eines Geistlichen gebunden werden darf, so lange der §. 3 der Vereinigungsurkunde nicht zur Lüge werden soll.

IV. Noch ist auf der Universität **Erlangen** keine theologische Professur für die vereinigte Kirche errichtet; ja die dortige theologische Fakultät hat es geradezu ausgesprochen, daß sie als eine rein-lutherische Anstalt dies nimmer zugeben könne. Gut, so kann es auch die vereinigte Kirche nicht zugeben, daß ihre Söhne auf einer rein-lutherischen Universität zu Geistlichen so lutherisch gebildet werden, daß sie als Feinde ihrer Mutter nach Hause kommen. Ja, bei Gott dem Allmächtigen! wenn es in der Welt noch irgend ein Recht gibt, so muß eine Kirche das Recht haben, es geradezu zu verbieten, daß ihre Geistlichen auf einer Anstalt gebildet werden, auf welcher anerkanntermaßen ein den Grundsätzen dieser Kirche ganz und gar entgegengesetzter Geist herrscht, und welche diesen Gegensatz auch förmlich dadurch eingesteht, daß sie sich entschieden weigert, eine Professur für diese Kirche in ihrem Schooße zu dulden.

Dies sind unseres Erachtens für die diesjährigen pfälzischen Diöcesan-Synoden die Hauptpunkte, über welche jeder gute Protestant sich protestantisch aussprechen soll. Weiß Jemand noch andere gleich wichtige Punkte, so möge er sie namhaft machen. Wir wissen auch noch etliche, als da sind: Entwurf einer neuen Kirchenverfassung; Lostrennung der vereinigten Kirche von dem lutherischen Oberconsistorium, und unmittelbare Stellung des Consistoriums unter den Oberkirchenrath; freie Synoden, als oberste Instanz in Kirchenangelegenheiten; Oeffentlichkeit der Synoden; Betheiligung der Gemeinden bei der Wahl der Pfarrer; Wahl der Dekane u. s. w. — Doch das Nothwendigste zuerst, und dies glauben wir bezeichnet zu haben! F.

27.
Literatur.

a) Die protestantische Geistlichkeit und die Deutschkatholiken. Eine Erwiederung auf die neueste Schrift von G. G. Gervinus von Dr. D. Schenkel. Zweite Auflage; nebst einem Anhang über den Standpunkt des positiven Christenthums und seinen Gegensatz, als Replik auf die Entgegnung von Gervinus. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller. 1846. 1 fl. 15 kr.

Wenn wir dieser Schrift eine ausführlichere Anzeige widmen, so geschieht es darum, weil wir in dem Herrn Verfasser einen Gegner des Deutschkatholicismus finden, welcher nicht blos auf eine würdige, leidenschaftlose Weise, sondern auch, auf einem freien Standpunkte stehend, mit Gründen gegen denselben zu Werke geht, die jedenfalls in's Gewicht fallen, und deren hauptsächlichsten wir um so mehr einer näheren Beleuchtung unterwerfen möchten, als dieselben zugleich auch gegen den christlichen Rationalismus überhaupt gerichtet sind. Der Verfasser beginnt mit den wahren Worten: „Man mag sagen, was man will, man mag es wenden, wie man will, unbestritten ist und bleibt es, daß die religiösen und kirchlichen Fragen von einer vor kurzer Zeit noch kaum geahnten Bedeutung geworden sind, und daß sich an diese und in keine

anderen die größten Probleme der nächsten Zukunft anknüpfen," und fährt fort: „Es macht sich in unseren Tagen auf der einen Seite eben so sehr das Bestreben geltend, sich religiös zu vertiefen, als auf der anderen, die Summe des in früherer Zeit gewonnenen religiösen Erwerbes zu verflüchtigen und den Lichtkern des Glaubens möglichst zu verdünnen." Letzteres legt Dr. Sch. namentlich dem Deutschkatholicismus zur Last, und wenn Gervinus in seiner bekannten Schrift die protestantische Geistlichkeit darum tadelt, daß sie nicht mehr Geneigtheit für den Deutschkatholicismus zeige, so tritt ihm Sch. entgegen und versucht hier darzuthun, daß der D. K. diese Sympathie von Seiten der protestantischen Geistlichkeit auch keineswegs verdiene. Er geht dabei von vier verschiedenen Gesichtspunkten aus: I. vom Verhältniß des Dogmas zur Moral, II. der Philosophie zur Theologie, III. der Kirche zum Staate, IV. der Religion zur Politik.

I. Vom Verhältniß des Dogmas zur Moral sagt der Verfasser S. 10, eine Moral ohne Dogmen, eine Sittlichkeit ohne Glauben komme ihm vor, wie eine in der Luft schwebende Frucht — „der Mensch lebt, wie er glaubt." Dies geben wir demselben allerdings zu, jedoch nicht in dem Sinne, wie er es wahrscheinlich meint, sondern nur insofern, als wir das Wort „Glauben" in einem sehr allgemeinen Begriffe fassen, so daß jener Satz bedeutete: das, was dem Menschen innerlich gewiß ist, sei es bewußt oder unbewußt, sei es als Erkenntniß oder als Gefühl, dies ist es, woraus all sein Wollen und Handeln hervorgeht; wird aber das Wort „Glauben" im bestimmteren und gewöhnlicheren Sinne genommen, wie es wohl auch der Verf. nimmt, so können wir uns mit seinem Satze nicht einverstanden erklären; denn so sehr wir auch überzeugt sind, daß der Glaube, als eine bestimmte religiöse Erkenntniß gedacht, den größten Einfluß auf das Wollen und Thun des Menschen hat, so können wir doch nicht zugeben, daß er die einzige und schlechthinige Quelle des menschlichen Verhaltens sei; denn davon zu schweigen, daß es Leute gibt, welche sehr rechtgläubig sind (und zwar aufrichtig), und doch dabei sehr schlechte Subjecte, so legen wir weit größeres Gewicht darauf, daß es sehr edle Menschen gibt, und zu allen Zeiten unter Christen wie unter

Heiden, Juden und Türken gegeben hat, welche gewiß nicht „recht-gläubig“ gewesen sind. Sollte dies der Verfasser etwa läugnen? Sollte er etwa, mit Augustinus, die Tugenden der Nichtchristen oder der Nichtrechtgläubigen für nichts weiter halten, als für glänzende Laster? Und ob dies auch ein Kirchenvater behauptet hat, wir glauben nicht daran! Wir, d. h. kein einziger Mensch in der ganzen Welt glaubt wirklich daran, und Augustinus selbst hat nicht daran geglaubt, denn es kann Niemand daran glauben. Magst du es auch sagen, magst du es dir einbilden — es ist nicht wahr, dein innerstes Gefühl urtheilt anders, du selbst zollst unwillkührlich dem, der gut und edel handelt, Achtung; daran bist du gewöhnt, und mit deinem innersten Gefühl kannst du nie aus dieser Gewohnheit herauskommen, und damit bezeuget dieses dein Gefühl, das das Gute und Edle, auch wenn der Nichtgläubige es thut, etwas Wahres sei, und daß eben dies, das Gute, die Sittlichkeit es sei, welches dem Menschen — unabhängig von seinem Glauben — seinen Werth gebe (wie auch der Apostel Petrus bezeugt, Apostelgesch. 10, 35; deßgleichen auch Paulus, Röm. 3, 15.) — S. 7 wird dem Deutschkatholicismus vorgeworfen, er sei nur negativ, er gehe nur darauf aus, das Alte hinwegzuräumen. Das ist das alte Lied, welches die Orthodoxen dem Rationalismus überhaupt vorsingen. Sonderbare Leute, die ihr seid! Wenn ein baufälliges Haus ausgebessert werden soll, so müssen wenigstens die schadhaften Wände darin erst niedergerissen werden, ehe man etwas Besseres an deren Stelle aufbauen kann. Im Uebrigen gibt der Verf. zu, daß eine Fortbildung in der Religion, und zwar namentlich in den Dogmen (Glaubenslehren) stattfinden solle. Er sagt S. 21: „das anerkennt wenigstens ein großer Theil der protestantischen Geistlichkeit; der umsichtigere, gebildetere Theil derselben ist gewiß Reformen in der dogmatischen Anschauung, sofern dieselben sich wissenschaftlich rechtfertigen, nicht abhold, und wird der Wahrheit, die allein im Stande ist uns frei zu machen, nie den Rücken kehren. Allein um das Dogma zu läutern, muß man dasselbe nicht verachten, so wenig als man den Diamant, um ihn zu schleifen, wegwirft.“ Wohl gesprochen! Nein, Diejenigen, welche das Dogma, die aus früheren Zeiten herstammende Glaubensansicht

geradezu als Wahn und Irrthum wegwerfen, haben sicher eben so sehr Unrecht als Jene, welche dasselbe starr und steif in der alten Form und Anschauungsweise ewig festhalten wollen. Unserer Ansicht nach ist bei allen Glaubenslehren zu unterscheiden ihr Wesen und ihre Form, ihr Kern und ihre Schaale, ihre Seele und ihr Leib, ihr wahres Selbst und ihr zufälliges Kleid. Das eine ist das Wesen und ewig Bleibende in ihnen, das andere aber unterliegt dem Wechsel, der Veränderung, dem Wachsthum, der Entwickelung und Fortbildung.

Im II. Abschnitt (Verhältniß der Philosophie zur Theologie) sagt der Verfasser S. 23: „Der Gegensatz von Philosophie und Theologie ist wohl so alt als der von Denken und Glauben. Ein philosophischer Glaube und eine gläubige Philosophie gehören noch immer zu den Dingen, auf die wir warten.“ Dies gemahnt uns sonderbar; Denken und Glauben sind beides Geschäfte des Menschengeistes, der eine Einheit ist; wo sie darum im Widerspruch mit einander stehen, da ist der Menschengeist noch nicht recht mit sich einig, noch nicht im Klaren. Daher ist es auch ein sehr schiefes Urtheil, wenn es S. 26 heißt: „Der Rationalismus ist ein Ueberläufer von der Theologie zu der Philosophie; er hat aufgehört, eigentliche Theologie zu seyn; er ist weiter nichts als populäre praktische Philosophie.“ Letzteres will und soll er allerdings seyn, nicht aber, daß er „nichts weiter“ seyn wollte. Der Rationalismus will seyn und bleiben Religion; das Bewußtseyn des Göttlichen ist und bleibt auch sein Mittelpunkt. Wenn daher der Verfasser S. 33 weiter sagt: „Geist und Schrift, Vernunft und Christus: das ließe sich wohl noch hören. Aber die Gegensätze haben sich, in Folge der geistigen Umwälzung des achtzehnten Jahrhunderts, so gesperrt, daß es jetzt heißt: Geist oder Schrift, Vernunft oder Christus. Und wenn wir uns nicht vollkommen irren, so haben die hauptsächlichsten Wortführer des Deutschkatholicismus sich allmälig unter die Fahne des Geistes ohne Schrift, und der Vernunft ohne Christus gestellt; denn daß sie für Bibel und Christus in die Schranken treten, das haben sie nirgends bewiesen, wohl aber haben sie den Mund von Geist und Vernunft ziemlich voll genommen.“ S. 35 wird hinzugesetzt: „Der Deutschkatholicis-

mus hat mithin sich mehr als ein Product der philosophischen modernen Weltansicht, als der religiösen Tiefe und Innerlichkeit des germanisch-christlichen Volksgeistes erwiesen." Und S. 38: „Was wird daher das Loos dieser neuen Schöpfung seyn, die jetzt so hoch hinaus gestellt wird über jene alte? Ein vorüberfliegender Glanz, ein baldiger Verfall! Weit entfernt, als ein leuchtendes Gestirn am Sternenhimmel des Geistes mit mildem Lichte nun auch in alle Zukunft die Irrpfade des Lebens zu bestrahlen, wird sie nur wie ein flackerndes Meteor einen raschen Strahlenregen ausgießen, um dann einer desto tiefern Nacht Platz zu machen!! Und eine solche Aufklärung sollte dem deutschen Volke erwünscht seyn; das ist das Brod, das man ihm nunmehr anbietet, statt der angeblichen Steine, die ihm so lange geboten worden?" — Hiezu sagen wir unserstheils: Weder der Rationalismus überhaupt, noch der Deutschkatholicismus insonderheit, will Geist und Schrift, Vernunft und Christus einander entgegenstellen; sondern nur dem Geist und der Vernunft das Recht anthun, das ihnen so lange entzogen worden, und wenn jetzt von Vernunft „der Mund ziemlich voll genommen wird," so ist das sehr natürlich und sehr nothwendig, da bisher die Unvernunft den Mund auch ziemlich voll genommen hat, die Vernunft aber verachtet und verlästert worden ist. Christus soll nicht verachtet werden; nein, die Verbindung des Göttlichen mit dem Menschlichen in ihrer höchsten Verklärung soll ewig in ihm anerkannt werden, aber er soll nicht vergöttert werden, wodurch nur die Herzen der Denkenden von ihm abgewendet werden. Die Bibel soll nicht weggeworfen werden; das göttliche Wort in ihr soll geltend bleiben, aber der Buchstabendienst soll ein Ende nehmen, weil nur der Geist lebendig macht, der Buchstabe aber tödtet (2. Cor. 3, 6). Haben aber einzelne Stimmführer, sei es des Rationalismus oder des Deutschkatholicismus der Bibel nicht die gebührende Ehre gegeben, so geht das mit den Einzelnen heim, und es ist bei gewesenen römisch-katholischen Geistlichen doppelt erklärbar, weil diese nicht gewohnt sind, sich viel mit der Bibel zu beschäftigen; daher sie auch nicht so leicht mit der reichen Fülle ihres göttlichen Inhaltes gehörig bekannt werden und noch weniger in dessen ganze Tiefe einzudringen verstehen. Der Deutschkatholicismus ist daher

allerdings nicht sowohl, wie einst der Protestantismus, aus der Bibel heraus geboren worden, sondern er ist vielmehr ein unmittelbares Erzeugniß des Bewußtseyns des Göttlichen im Menschen, welches das Ungöttliche in dem bestehenden Religionswesen fühlte und sich dagegen sträubte; und ist derselbe auch theilweise ein „Product der philosophischen modernen Weltansicht," so entbehrt er darum noch keineswegs der „religiösen Tiefe und Innerlichkeit des germanisch-christlichen Volksgeistes," sondern verdankt vielmehr gerade seinen Ursprung dem tieferen Gefühle, dem stärkeren Wahrheitsdrange des deutschen Gemüthes, welches durch die Unwahrheit der in lauter Aeußerlichkeit versunkenen Religion empört, es verschmähte, das alte Kleid mit einem neuen Lappen zu flicken, sondern, die Knechtschaft, in welcher auch die protestantische Kirche gefangen liegt, sehend, es vorzog, den neuen Most in neue Schläuche zu fassen. Ist nun dieses neue Gewächs noch etwas übersprudelnder Natur und mitunter auch noch nicht ganz hell, so ist das eben Mostes Natur; es wird sich schon geben. Wir unseres Theils fürchten daher ganz und gar nicht den jähen Untergang des Deutschkatholicismus gleich einem schnellverflackernden Meteor. Und wenn Herr Sch. fragt, ob die Aufklärung des Deutschkatholicismus dem deutschen Volke erwünscht seyn solle, ob sie das Brod sei statt der angeblichen Steine, die ihm vorher dargeboten worden seien, so erstaunen wir. Wie? Herr Sch. wollte etwa lieber sehen, daß statt dieser Aufklärung die römische Finsterniß fort und fort über Deutschland ruhe? Wie, Herr Sch. ist Protestant, und nennt es „angebliche" Steine, die dem deutschen Volke in der römischen Kirche, anstatt des Brodes, dargeboten worden seien. Wie? Kann er diese ganz in leere Aeußerlichkeit und hohles Ceremonienwesen versunkene Religion für ächtes Brod, für wahre Seelennahrung halten? Wie? Hält er es für nichts, daß durch die Deutschkatholiken endlich die Stimme Jesu gehört wird, und wie er von Anfang geboten hat, so nun endlich, — nach 1800 Jahren endlich! — einmal Ernst damit gemacht wird, daß die Liebe zu allen Menschen, die er für das höchste Gebot erklärt hat, jetzt endlich einmal Anerkennung finde, nachdem ihr bisher der Glaube oder besser Ueberglaube, oder am allerbesten der Unglaube Hohn gesprochen hat. Ja, jene Rechtgläubigkeit, sie

ist der wahre Unglaube, obgleich sie immer vom Glauben redet, denn sie glaubt weder dem Wort Gottes und der heil. Schrift, noch auch der Stimme Gottes im Menschenherzen; sie ist der wahre Unglaube aus wahrem Trotz und Verstockung des Herzens (Hebr. 3, 12. 13), denn trotzdem, daß Christus und alle Apostel die Liebe für das höchste Gebot erklärt haben, achten sie dieselbe gering, und schlagen sie für nichts an; ja sie gerathen in wahren Grimm, wenn man die Liebe über den Glauben stellt, obgleich Christus das auch deutlich genug angedeutet und der Apostel Jakobus es so nachdrücklich einschärft (Jak. 2, 14—26), ja sogar Paulus, der Prediger des Glaubens, nicht minder es ganz ausdrücklich bestätigt (1. Cor. 13, 2 und V. 13)! Nein, — so lange unsere deutschkatholischen Brüder festhalten an diesem Bekenntniß, daß die Liebe das höchste Gebot ist, und wenn sie sich bestreben, diesen von ihnen anerkannten obersten Grundsatz auch recht in's Leben einzuführen, und Liebe üben gegen Alle ohne Unterschied des Glaubens, dann hat es keine Noth mit Herrn Schenkels Weissagung von ihrem schnellen Untergang, dann sind sie vielmehr die christlichsten unter den Christen, und es bleibt uns nichts übrig, als ihnen nachzufolgen, da wir ihnen wohl hätten vorangehen sollen.

Unter der III. Rubrik „Verhältniß von Kirche und Staat" bringt Herr Sch. auch manches vor, was zum Theil wohl sehr wahr, zum andern Theil aber auch wieder sehr schief ist. Ueber die Knechtschaft, in welcher sich die protestantische Kirche unter dem Joche des Staates befindet, sagt Hr. Sch. sehr wahr: S. 42. „Kann man den Reformatoren kaum einen Vorwurf machen, daß sie für den Ausbau einer protestantischen Kirche so wenig gethan, so könnte man dies mit größerem Rechte an der nachreformatorischen Zeit tadeln. Da hatte allerdings abstracter Dogmatismus die Geister befangen; die Fürsten hatten sich die Verwirrung im vorangegangenen Zeitalter zu Nutze gemacht; aus wohlwollenden Schutzherren hatten sie sich zu drückenden Gewissenshrrren aufgeworfen; in theologischen Zänkereien und dogmatischen Spitzfindigkeiten zersplitterten die Gelehrten ihre beste Kraft, der Protestantismus brachte es wohl zu einer gemeinsamen Theologie, aber zu keiner gemeinsamen Kirche." Es muß, sagt der Verf. sehr wahr, in der Kirche eine

„göttliche Autorität" geben, wenn sie in der That eine Kirche darstellen soll. „Eine Kirche, die sich vom Staate vorschreiben ließe, was sie zu lehren, zu predigen, zu beten, zu verhalten hätte, hätte damit auf ihre göttliche Autorität, also auf das verzichtet, was sie zur Kirche macht." S. 47. Dies Princip der göttlichen Autorität findet der Verfasser in der katholischen Kirche in der Lehre von dem an Gottes und Christi Statt regierenden Papste. Dies sei es, was der katholischen Kirche ihre Stärke gegeben habe. Ganz richtig. Der Verf. sagt ferner: für die protestantische Kirche aber sei es „die Autorität des göttlichen Wortes," woraus sie ihren Halt und ihre Stärke nehmen müsse, und diese Autorität des göttlichen Wortes habe die Kirche nicht selbst gemacht, sondern es sei ein „von Gott empfangenes, geoffenbartes." Abermals richtig. Nur müssen wir fragen: Wo ist diese Autorität, dieses Wort Gottes zu finden? Herr Sch. wird sagen: in der Bibel. Gut. Aber wir müssen weiter fragen: wem steht es nun zu, sie richtig auszulegen? Dem Pabst? Hr. Sch. wird gewiß Nein sagen; also vielleicht Luthern? So wäre Luther unser Pabst? Also wem denn? Antwort: Das Wort Gottes steht in der heiligen Schrift, aber es ist auch eingepflanzt in den Menschengeist, in Vernunft und Gewissen; beide müssen miteinander übereinstimmen, und nur nach dem ihm einwohnenden Wort Gottes kann jeder Mensch prüfen, unterscheiden und gewiß werden, ob etwas, das ihm von außen her als Wort Gottes geboten wird, ächt oder falsch sei. Es ist darum bisher eine gotteslästerliche Schmach gewesen, daß man das geistige Wesen des Menschen, bestehend in Vernunft und Gewissen, für nichts geachtet, ja in den Koth getreten hat, und der Rationalismus, so wie der Deutschkatholicismus werden gerade dadurch Wohlthäter der Menschen, und werden deren ewigen Dank sich gerade dadurch verdienen, daß sie dem Göttlichen im Menschen (der Vernunft und dem Gewissen) Anerkennung und Geltung verschaffen.

Im IV. Abschnitt, wo vom Verhältniß der Religion zur Politik die Rede ist heißt es S. 66: Gervinus verhehlt es gar nicht, vielmehr ist dies die leuchtende Folie, die seinem Gedanken zu Grunde liegt, daß er von der neuen formellen religiösen Bewegung in materieller Hinsicht eine politische Wiedergeburt und größere nationale

Einigung erwarte." Darin hat Gervinus gewiß Recht. Es ist eine hohe, herrliche Idee, die Verbrüderung der Menschen durch die Religion und insbesondere auch der rechten brüderlichen Einigung einer Nation durch dieselbe; so wie es umgekehrt für Jeden, der sein Volk und sein Vaterland liebt, ein Jammer ist, daß die Verschiedenheit der Religion eine Scheidemauer zwischen Die stellt, welche als Söhne eines Landes sich unter einander brüderlich verwandt fühlen sollten, und wirklich verwandt fühlen, bis sie durch ihre religiöse Verschiedenheit schmerzlich an die Kluft erinnert werden, welche zwischen ihnen besteht. Freilich soll diese Einigung eine höhere, als blos eine „politische" oder „nationale," sie soll eine weltbürgerliche, sie soll eine allgemein-menschliche seyn. Wenn dies Gervinus, wie S. 69 behauptet wird, verkennt, so hätte er freilich unrecht; denn die Religion ist nicht um der Politik willen da, und hat ein höheres Ziel als sie. Aber, obgleich wir Gervinus Schrift nicht kennen, so geht doch schon aus einer S. 73 aus derselben angeführten Stelle hervor, daß G. den hohen Werth und die Nothwendigkeit der Religion und der Religiosität keineswegs verkenne: „denn wie edel, sagt er, die Zeitbildung sich in ihrem gesunden Zustande darstelle, so widerlich greift, wie ein Wurmfraß von derselben ergehend, der Atheismus um sich und ein ätzender Menschenhaß und die Negation und Verflüchtigung alles Religionsgefühls in eine herzlose Spekulation." — Haben wir aber den Ansichten Dr. Schenkels bisher mehrfach entgegentreten müssen, so stimmen wir ihm um so freudiger bei in dem, was er auf den letzten Seiten seiner Schrift sagt. S. 77: „Mir scheint, und darin weiche ich allerdings von Gervinus ab (?), die religiöse Reaction der Zeit nicht eine blos vorübergehende Aufwallung, gleichsam das letzte Aufflackern des verlöschenden Lichtes, um einer nationalen Bewegung Platz zu machen. Mir scheint in der Hand der Vorsehung nicht die Politik Zweck und die Religion blos Mittel. Ich halte die Zeit nicht im Grunde für politisch und nur auf der Oberfläche für religiös. Ich glaube umgekehrt, daß dem humanistischen, literarischen, philosophischen Zeitalter jetzt wieder ein religiöses folgt, und zwar nach den ewigen Gesetzen, die auch Gervinus anerkennt, wenn er anders nicht an einen ununterbrochenen, in's Unendliche gehenden Fortschritt

(warum nicht?), sondern an eine Wellenbewegung (?) in der Geschichte glaubt. Auf die Erstarrung in der Religion folgte der Aufschwung in der Philosophie; auf die Zerfließung in der Philosophie, in der kein einziger Mann in der Jetztzeit wahrhaft Neues hervorbringt, folgt die Rückwirkung in der Religion. Uebrigens liegt auch in der Wellenbewegung ein gewisser Fortschrit (also doch!), nur ein langsamer, milder, allmälig fördernder. Darüber wird der kenntniß- und geistreichere Theil der protestantischen Geistlichkeit sich immer mehr einverstanden erklären, daß die Zustände des sechszehnten Jahrhunderts in der Theologie nicht wiederkehren können. Jene Orthodoxie, jene Symbole (hört!!), jene Streitigkeiten haben sich in der Form, in der sie damals auftraten, allerdings überlebt. Es wäre eigentliche Verstockung, wenn ein dreihundertjähriger Entwicklungsproceß, wenn zumal der ungeheure Umschwung des achtzehnten Jahrhunderts uns hierüber nicht die Augen geöffnet hätte. Der Kern der Wahrheit bleibt immer derselbe; an der Schaale wollen wir uns die Zähne nicht zerbeißen. Es muß sich hier eine Mittelpartei, oder daß wir das anstößige Wort „Partei" vermeiden, ein Mittelpunkt (besser: eine Vermittlung) in der protestantischen Geistlichkeit bilden, der es versteht, die Resultate der neuen Wissenschaft mit dem Wahrheitskern des reformatorischen Protestantismus zu vermitteln, der die Form des Protestantismus der Reformationszeit von ihrem Wesen unterscheiden lernt, der dies Wesen aber um keinen Preis an die leichte Spreu der Aufklärung hingibt." Und S. 80: „Jene (vermittelnde) Richtung ist gerade darum so wichtig und so maßgebend, weil sie mit der Gegenwart nicht brechen, sondern die Gegenwart naturgemäß an die Vergangenheit anknüpfen will, weil sie die einmal festgesetzte Form des Protestantismus nicht für unabänderlich, aber das Wesen desselben für unerläßlich hält, weil sie an den Buchstaben sich nicht geistlos und engherzig anklammert, um so inniger aber sich in den Geist des Buchstabens zu vertiefen sucht, der, nach der Verheißung des Herrn, uns in alle Wahrheit leitet." Und S. 82: „Wir wollen das Wesen des Protestantismus retten (das Wesen ist aber: lebendige Glaubensfülle an das Göttliche und Protestation gegen alle Menschensatzung! F.); in der Form wollen wir nicht allzu ängstlich seyn. Dazu bedarf es

aber großer Anstrengungen und Wechselwirkung von Wissenschaft und Kirche. Ja, die Wissenschaft muß in unserer Zeit geradezu eine kirchliche (lieber: eine religiöse) werden; sie muß von den Lehrstühlen der Hochschulen herabsteigen, sich den Bedürfnissen des Volkes anbequemen, sich im Leben als heilbringend bewähren. Weg mit den Schulzänkereien! Mit den subtilen Distinctionen, die nur verwirren und eigentliche Zänkereien anrichten, aber die Wahrheit um keinen Schritt fördern. Ueberall das Wesentliche in's Auge gefaßt, und darum auch mehr Gemeinsamkeit und weniger Sektengeist unter der protestantischen Geistlichkeit! Das ist aber nur möglich, wenn wir uns kirchlich mehr einigen, wenn die kleinlichen dogmatischen Unterschiede aufgegeben werden, wenn die Spannung zwischen Lutheranern und Reformirten (nicht auch unter Orthodoxen und Rationalisten? F.) durch eine nicht nur auf dem Papier, sondern in den Gemüthern vollzogene Union ein Ende nimmt; wenn der Staat der Kirche freieren Spielraum, mehr Selbstbethätigung einräumt, wenn nicht nur die Geistlichen, wenn auch die Laien bei der kirchlichen Organisation möglichst betheiligt werden. Die Zeit der Polizeikirchenanstalten ist vorüber (möchte sie es seyn!); die Kirche ist sich ihres Princips wieder bewußt geworden; sie verlangt, daß es berücksichtigt, entwickelt werde. Diesem fast alle abendländischen Völker (Gottlob!) durchziehenden Gefühle (und Drange) liegt kein politischer Zweckgedanke zum Grunde; das ist der große Völkerinstinkt, der sich selbst hilft, wo der Verstand der Verständigen oft scheitert. Alles hat seine Zeit, auch die Kirche wird ihre Zeit wieder haben. Sie wird allerdings, darin geben wir Gervinus vollkommen Recht, keine Kirche der Theologen, aber eine Kirche des christlichen Volkes seyn. Von einer solchen Kirche wird der Staat die wohlthäthigsten Einwirkungen erfahren."

Dr. Schenkel's Schrift hat eine zweite Auflage erlebt, und da Gervinus inzwischen in dem von Zittel herausgegebenen „Morgenboten" eine (auch separat gedruckte) Entgegnung hatte erscheinen lassen, so gibt Sch. in dieser zweiten Auflage als Anhang eine Replik unter dem Titel „über den Standpunkt des positiven Christenthums und seinen Gegensatz." Obgleich diese Replik mehr speciell gegen Gervinus gerichtet ist, so werden darin doch

mehrere allgemeine Behauptungen ausgesprochen, welche wir einer näheren Beleuchtung werth halten, die wir aber einem folgenden Hefte vorbehalten wollen. F.

---

b) Versuch einer Beleuchtung der wichtigen, aber vielfach mißverstandenen, biblischen Lehre vom Zorne Gottes. Eine Synodalrede von A. Frölich, Dekan und Pfarrer zu Bergzabern. Landau, bei Ed. Kaußler, 1847. Preis 12 kr.

Der Herr Verfasser zeigt in dieser Abhandlung 1) den Ursprung dieser Vorstellung (vom Zorn Gottes); 2) den eigentlichen Begriff, der dieser Schriftlehre zu Grunde liegt; 3) die Nothwendigkeit dieser Vorstellung für jene Tage der Menschheit (Stufe der Kindheit im Völkerleben); 4) die beziehungsweise Nützlichkeit dieser Schriftlehre für unsere Tage; 5) den weisen Gebrauch, den wir von dieser Schriftlehre machen sollen; 6) die künftige Entbehrlichkeit derselben. Wir führen als Probe eine Stelle aus Nr. 5 an: „Sollte," heißt es dort S. 12, „sollte dieser furchtbaren Auffassung einer heiligen Schriftlehre (nämlich der Vorstellung von einem wirklich zornigen Gotte) nicht ein Betrug der Sünde zum Grunde liegen? Konnten die Menschen Gott in Zorn versetzen, dessen Flamme nur im Blute des Lammes erlosch, so sind sie stärker als Gott; denn wer sich von einem Anderen so furchtbar aufbringen läßt, daß er ohne fremden Einfluß nicht besänftigt werden kann, der hat sich geistig überwinden lassen. Diese Vorstellung, so grundlos sie in Ansehung Gottes ist, mag dem geheimen Stolze Derjenigen, welche den Buchstaben über den Geist setzen, mächtig zusagen. Je mehr sie den strengen und eifrigen Jehovah vor dem barmherzigen und gnädigen verkündigen, desto thatkräftiger und wirksamer wähnen sie wohl selbst vor der Christenheit dazustehen. Uebrigens soll die Synode an einer Probe vernehmen, zu welchen Behauptungen die Herrschaft des Buchstabens führen könne. Von Christo, der im Garten Gethsemane betet, sagt ein Geistlicher des jenseitigen Rheinufers: „„Ihm sei daselbst der Leidenskelch mit seinem ganzen vollen, aus Gottes Zorn und Höllenangst, aus Leibes- und Seelenqual gemischten Inhalt vor die Seele gerückt

worden."" Und fährt später also fort: „„Wenn irgend Etwas im Stande war, im Himmel und auf Erden, Sein (nämlich Gottes) Herz zu rühren, Seinen Zorn zu beschwichtigen, die unverbrüchliche Gerechtigkeit zu beugen, und Ihn zu einem freien Vergeben und Vergessen der Sünde ohne Opfer und Lösegeld, ohne eine stellvertretende Genugthuung zu bewegen, so hätte es dieser Jammeranblick Seines Augapfels, Seines Jedidja's, Seines ihm so lieben Kindes, Seines mit namenloser Seelenangst ringenden und in Höllenpein vergehenden Christus seyn müssen. Es war nicht möglich, denn Seine Gerechtigkeit steht wie die Berge Gottes und bleibet ewiglich. Was geschieht daher vor unseren Augen? Großer Gott, welch' ein herzzerreißender Anblick! Der Vater recket Seine Hand aus und fasset das Opfermesser, zückt es, das Herz mochte ihm bluten, es hilft nicht, kehret Sein Angesicht ab, und — o man möchte erblinden, und in ein Jammergeschrei des tiefsten Entsetzens ausbrechen, und das große, theuere Opfer, Sein einziges, einziggeliebtes Kind verblutet unter namenlosen Martern und Qualen Leibes und der Seele."" (Siehe Diez' Predigten I, 385)." — Die ganze Abhandlung ist mit Gründlichkeit und Scharfsinn geschrieben und wird namentlich durch die biblischen Nachweisungen besonders für Theologen lehrreich. Der Preis, 12 Kr. für 16 Druckseiten, ist etwas hoch. F.

---

c) Der neueste Kampf der Symbol-Gläubigen gegen das gute Recht der vereinigten Kirche der Pfalz. Von Pfarrer Hofer in Weisenheim a. B. Neustadt a. H. bei Gottschick 1847, Preis 24 kr.

Diese Schrift wurde durch eine polemische Schrift des (inzwischen verstorbenen) Pfarramts-Candidaten Dalläus hervorgerufen, und hat den Zweck, die Grundlosigkeit der in jener gegen den Vernunftglauben und gegen seine Anhänger ausgesprochenen Beschuldigungen zu widerlegen. Dies geschieht in ruhiger, wissenschaftlicher Weise, unter folgenden Rubriken: 1) „Das Wesen des Rationalismus; 2) die Lehre von der Person Christi; 3) die Lehre von der Versöhnung; 4) Schlußbemerkungen zu der Schrift des Herrn Dalläus; 5) die Wochenschrift des Herrn Lippert." Der Hr. Verf.

zeigt sich in dieser Schrift als einen Mann von tiefer gehenden Studien und nicht gewöhnlichen Kenntnissen. Wir führen an, was derselbe S. 68 über unsere vereinigte Kirche sagt: „Gerade darin liegt ja ein Hauptsegen der vereinigten Kirche, daß sie nicht mehr an die symbolischen Bücher ihre Glieder bindet, und darum die Aufgabe des Protestantismus, allen Menschensatzungen und Traditionen gegenüber, immer entschiedener auf die heilige Schrift und die einfache apostolische Kirche zurückzugehen, mit rechter Freiheit von ihr vorgenommen werden kann. Und insbesondere wir Pfälzer haben hier ein theueres Vermächtniß unserer Väter zu schützen und zu erhalten; es ist der laut und feierlich zum Gesetze erhobene Grundsatz, daß den symbolischen Büchern nur gebührende Achtung zukomme, keineswegs aber das Ansehen einer Glaubens- oder Lehrnorm; dieses letztere Ansehen gebührt nur der heiligen Schrift. Wo aber ein rechtes Verständniß der h. Schrift gewonnen und ihr wahrer ewiger Gehalt, rein von allem Zeitlichen, Oertlichen und Zufälligen ermittelt werden soll, da muß auch die Vernunft des Menschen die ihr gebührende Stellung zur heiligen Schrift, wie wir sie oben auseinander setzten, einnehmen; und namentlich hat sie das auch von Herrn Dalläus ihr zugesprochene Recht, alles Widervernünftige und Unvernünftige abzuweisen, und sich nur dem zu beugen, was die Macht hat, als Wahrheit vor ihr sich auszuweisen. Der Protestantismus ohne Rationalismus, die Berufung auf die heilige Schrift, ohne den Gebrauch der Vernunft, als des Mittels und des Maßstabes zur Erkenntniß ihrer ewigen Wahrheit, ist ein Unding.“ Wir haben an dieser Schrift nur das Eine auszusetzen, daß sie, obgleich sie in der buchhändlerischen Anzeige als populär angekündigt worden ist, doch, mit Ausnahme des letzten Abschnittes, nur von wissenschaftlich gebildeten Lesern verstanden werden kann. F.

---

d) Bleibet dem Herrn Jesu treu. Abschiedspredigt, am Sonntage Quasimodogeniti 1847 in der Dreieinigkeitskirche zu Speyer, gehalten von Dr. J. Rust, gewesenem k. Consistorialrathe und protestantischem Stadtpfarrer zu Speyer und nunmehrigem k. Oberconsistorialrathe und Hauptprediger an

der prot. Pfarrkirche in München. Speyer, F. C. Neidhard's Buchhandlung. Preis 12 kr.

Der noch übrige Raum dieses Heftes erlaubt nur, uns in gedrängter Kürze über diese so eben erschienene Predigt auszusprechen. Sie hat zum Texte Col. 2, 6—10. Der Hauptsatz „Bleibet dem Herrn Jesu treu" wird in den drei Theilen abgehandelt I. „der Herr," II. „wie sich diese Treue gegen den Herrn bewähre und bewahre," III. „was diese Treue gibt und wirkt." — Die Predigt ist im Ganzen sichtlich milder abgefaßt, als manche frühere des Herrn Verfassers, namentlich als die bekannte Synodalpredigt vom Jahr 1845; indessen tritt doch auch in einzelnen Stellen dieser Predigt eine große Schroffheit und Herbheit hervor. Wir müssen uns darauf beschränken, hier nur dasjenige kurz auszusprechen, was wir in Ansehung dieser Stellen zu entgegnen haben. — In dem Vorworte ist die Rede von „Angriffen, die nicht immer in bewußtem Unglauben, sondern oft aus beklagenswerther Verirrung, auf Ihn (Christus) gemacht werden." Dies ist, im Vergleiche mit den in der erwähnten Synodalpredigt gebrauchten Ausdrücken, sehr mild geredet; da indessen aus der Predigt hervorgeht, daß in dieser Stelle des Vorwortes Solche gemeint sind, welche die Gottheit Jesu nicht annehmen, so müssen wir doch gegen die Ausdrücke „Angriffe gegen Jesum" und „unbewußter Unglaube" abermals protestiren, wie wir dies früher schon einmal mußten. Deßgleichen dagegen, wenn die nicht an die Gottheit Jesu Glaubenden S. 13 „Pfleger und Vertreter des Irrthums" genannt und beschuldigt werden: „Statt des biblischen Jesus haben sie einen selbstgemachten, einen Jesus nach eigener Erfindung und Meinung." Diese Beschuldigung geben wir vielmehr gerade Denjenigen zurück, welche, ganz der Bibellehre entgegen, die Gottheit Jesu behaupten; denn daß diese in den in der Predigt angeführten Stellen des Textes, so wie Röm. 9, 5 klar und unwidersprechlich ausgedrückt sei, dies hat nur den Anschein für Solche, welche nicht wissen, wie verschieden diese Stellen von den gelehrten Schriftforschern ausgelegt werden. Daher ist es eine alles Grundes ermangelnde Behauptung, wenn es S. 16 heißt: „Mit dem Glauben an die Gottheit Christi steht und fällt die Bibel, das Evangelium, die Kirche." Und wenn, was

kaum zu bezweifeln, wie in der ganzen Predigt, so auch S. 22 von Denen die Rede ist, welche die Gottheit Jesu nicht annehmen, so ist es maßlos herb, und wenig mit der im Vorworte kund gegebenen Milde zusammenstimmend, wenn gesagt wird: „Es gehen Räuber umher; auf das Heiligste haben sie es abgesehen und auf das Theuerste, auf euern Glauben, auf euern Frieden, auf euere Seligkeit, mit einem Worte, auf euern Jesus und Seine Gnade." Solche Räuber möchte es doch in der That nur sehr wenige geben; wenn aber die vielen Männer damit gemeint sind, welche für Licht und Vernunft in der Religion wirken und streben, so werden sie sich wegen solcher Anschuldigungen leicht mit ihrem eigenen Bewußtseyn trösten können; wie auch darüber, wenn sie S. 20 die „Werkmeister eines neuen babylonischen Thurmbau's" genannt werden. Wenn ferner es S. 16 heißt: „Glaubten wir nicht, daß Christus Jesus wahrer Gott sei, so dürften wir Ihn, der so barmherzig ist, in keinem Leid, in keinem Jammer mehr anrufen," und S. 18 hinzugefügt wird: „Gäbe es etwas Verzweiflungsvolleres als solchen Zustand?" so sagen wir mit vollkommenster Ruhe: So lange uns Gott der Vater bleibt, der Vater, der die Liebe ist (1. Joh. 4, 16), so lange hat das Menschenherz nicht Ursache zu verzweifeln. Es ist von Bedeutung, daß der Herr Verfasser S. 26 und 27 anerkennt: „Es geht eine tiefe Sehnsucht durch die Gegenwart" ... „nach Ausgleichung, nach Versöhnung ringt die Zeit." Wir denken, das sei etwas Hohes, Herrliches und ächt Christliches in dieser unserer Zeit, und ächt christlich sei es, solchen Zeitbestrebungen zu Hülfe zu kommen, und zu solcher Ausgleichung und Versöhnung mitzuwirken. Kann dies aber geschehen, so lange ein Theil der Parteien streng und starr auf dem einmal eingenommenen Standpunkte stehen bleibt, und über die auf anderem Standpunkte Stehenden, statt ihnen brüderlich die Hand zu reichen, die verletzendsten Urtheile fällt, und in den härtesten Ausdrücken, als von „Ungläubigen," „Räubern" u. s. w. von ihnen redet? Auf diese Weise kann eine Ausgleichung und Versöhnung unmöglich herbeigeführt werden! F.

28.
Nachrichten.

Beiträge zum Bau der protestantischen Kirche in Landshut.

Auf die am Schlusse des Märzheftes gemachte Anzeige und ausgesprochene Bitte wegen des Kirchenbaues in Landshut sind bereits die ersten Beiträge eingegangen, nämlich 1) von Herrn Apotheker Schilling in Billigheim 2 fl. 42 kr.; 2) aus Annweiler 42 fl., worunter auch die Gabe eines Katholiken; 3) aus Ingenheim 3 fl. 42 kr.; zusammen bis jetzt 48 fl. 24 kr. Weitere Beiträge aus anderen Orten sind ebenfalls schon zugesagt, welche wir seiner Zeit zur Anzeige bringen werden.

Es sind gewiß noch manche Freunde unseres verewigten trefflichen Hahn im Kreise, welche sein Bild zu besitzen wünschen. Es ist sprechend ähnlich lithographirt, und Herr Doktor Glaser in Kirchheimbolanden hat noch Exemplare desselben, das Stück zu 40 kr. X.

Es wünscht Jemand Wegscheiders Dogmatik in der deutschen Uebersetzung von F. Weiß zu kaufen. Wer dieselbe abzugeben geneigt ist, beliebe es zu melden.

29.

Kirchliche Zustände der rheinischen Pfalz (1743 — 1773).

(Häußer, Geschichte der rheinischen Pfalz, Band II, pag. 934 — 943.)

Die (von einem Jesuiten bearbeitete d. E.) Instruktion, womit man den jungen Karl Theodor an's Staatsruder geschickt hatte, empfahl vor allen Dingen die Ausbreitung der katholischen Lehre; man sollte, hieß es dort, keinen Protestanten mehr anstellen, eine Proselytenkasse gründen, aber in Allem mit Vorsicht verfahren, damit nicht, wie früher, nach außen hin Lärm gemacht würde. Der junge Regent, von einem Jesuiten erzogen, war von Anfang an bemüht, dieser jesuitischen Staatsweisheit nachzuleben; es folgte unter ihm eine Zeit der Reaction und des Gewissenszwanges, die nicht so plump und unverhüllt wie die Johann Wilhelms und Karl Philipps, aber viel consequenter, sicherer und nachhaltiger ein halbes Jahrhundert auf der Pfalz gelastet hat.

Gleich in den ersten Schritten kündigte sich der Geist der neuen Regierung bedenklich an; denn was sich als eine Wohlthat für das Volk ausgab, war nur eine jesuitische Finte gegen die protestantische Bevölkerung. Man schien sparen zu wollen und reducirte die überflüssigen Beamtenstellen; allein statt die überzähligen katholischen Beamten zu vermindern, die man aus Sulzbach, Neuburg und vom Niederrhein in die Pfalz hereingeholt, ließ man die wenigen protestantischen Pfälzer fallen, die in den öffentlichen Stellen noch geblieben waren. Nur in den Verwaltungsbehörden der protestantischen Kirche ließ man noch die Protestanten, aus allen andern Regierungscollegien wurden sie herausgedrängt, versetzt oder nach ihrem Absterben Katholiken an ihre Stelle gebracht. Auch unter den Amtsleuten gab es bald keine Protestanten mehr; in die Akademie sogar war es schwer, Nichtkatholiken hineinzubringen, und im Jahr 1790 konnte ein Zeitgenosse *) unter allen Ver-

*) S. die neueste Geschichte der reform. Kirche S. 198.

waltungsbeamten auf dem Lande noch sechs Protestanten aufzählen, in einem Lande, wo die überwiegende Zahl der Bewohner aus Protestanten bestand.

So ward es in allen öffentlichen Aemtern gehalten; während der hallische Receß völlige Gleichheit der Rechte und Ungestörtheit des protestantischen Besitzes gelobte, waren nicht nur die Staatsämter, sondern sogar die Stellen im Gemeindeleben den Protestanten zum größten Theil verschlossen. Aus offizieller Quelle *) ersehen wir, wie man in den Gemeinderäthen, selbst der überwiegend protestantischen Gemeinden, streng darauf wachte, daß wenigstens die Hälfte katholisch war, dagegen die Stellen der Schultheiße, Anwälte u. s. w. fast ausschließlich mit Katholiken besetzte. War allenfalls in protestantischen Orten ein Katholik zu wenig im Magistrat, so wurde das gleich gut gemacht; dagegen ließ man es ruhig dabei, wenn in gemischten Gegenden die Protestanten in der Minderheit waren. Die Quellen der Zeitgeschichte berichten, daß man in rein protestantischen Orten den einzigen und ärmsten katholischen Einwohner, etwa den Kuhhirten, zum Vorstand machte, **) oder sogar die Hebamme vorzugsweise aus den Katholiken wählte; Thatsache ist, daß unter den hundert churfürstlichen Leibgardisten in den Jahren **1753 — 1778** nur ein einziger Protestant war, und man die Subalternstellen bis zum Thorwächter herab vorzüglich mit Proselyten besetzte. An der Universität Heidelberg waren, statt der Gleichheit, die der hallische Receß verhieß, **24** Katholiken und **5** Protestanten angestellt; die ersten bezogen gegen **10,000**, die andern kaum **1900** Gulden Gehalt ***) und wurden zum Theil von den Jesuiten aus ihren Hörsälen verdrängt.

Die Bekehrungen wurden offen und systematisch betrieben, am

---

*) Pfälz. Archiv in Karlsruhe („Gemeinden“).

**) Schlözers Briefwechsel V, 35: Sonderbar kommt es einem vor, wenn man in verschiedenen 3- bis 400 Bürger starken Ortschaften den Ortsbüttel, weil er der einzige Katholik ist, sogleich bis zum Ortsvorstande und Schultheißen heraufsteigen sieht; dieser allemal unvermögliche Mann stehet einer großen und reichen Gemeine vor, und seine Kinder haben öfters die Ehre, die einzigen Bettler im Ort zu sein. Vgl. S. 502 Anm.

***) Aktenstück vom Jahr 1748 in der neuesten Geschichte, Beil. 26.

meisten zeichneten sich darin die Jesuiten in Heidelberg aus.*) Das Collegium, das im Jahr 1715 nur eilf Priester zählte, war im Jahr 1741 schon auf 32, in den sechziger Jahren auf mehr als 40 Mitglieder gestiegen und konnte gegen zwanzigtausend Communicanten aufzählen. Durch Predigt, Processionen, marianische Bruderschaften und den steigenden Wohlstand ihres äußern Besitzes übten sie eine weitverzweigte Macht, die in den mannigfaltigsten Umkleidungen ihren Einfluß zu üben wußte. Hundertfach verschlungen waren die Fäden, aus denen sie das Netz ihrer Seelenfischerei flochten; sie selbst geben uns die vielfältigen und verschiedenartigen Mittel an, wodurch es ihnen gelang, jährlich eine Anzahl Ketzer zu bekehren. In jedem Jahre von 1715 — 1760 wurden zwanzig bis dreißig, einmal (1722) sogar über fünfzig Proselyten von ihnen aufgezeichnet; erst seit der Mitte der sechziger Jahre fing ihr Einfluß an abzunehmen und die 45 Collegiaten können selten mehr als ein Halbdutzend, oft noch weniger gewonnene Seelen aufzählen.

Dies und die jährliche Convertitenkasse waren die offiziellen und ganz ohne Scheu versuchten Mittel; außerdem wählte man noch andere, die von keiner großen Bedenklichkeit der Bekehrungseifrigen zeugten.**) Man verletzte die beschworne Religionsdeclaration von 1705, indem man die Leute nöthigte, die Kinder gemischter Ehen gegen die Uebereinkunft katholisch werden zu lassen, oder ertheilte gar protestantischen Eheleuten das Bürgerrecht nur unter der Bedingung, daß ihre Kinder die Religion der Eltern aufgäben. Daß man Stellen, Auszeichnungen, Gnadenzeichen Jedem zusagte, der katholisch ward, war etwas Alltägliches; was sollte man aber dazu sagen, daß man sogar Deliquenten, wenn sie katholisch wurden, die Hälfte der Strafe nachließ!?

Stellt man damit zusammen, daß jede Bürgerannahme direct von der Regierung ausging und durch den Vicekanzler von Sußmann den Protestanten in der Regel verweigert ward, daß protestantische Studirende, selbst Theologen, theils der herrschenden Käuf-

*) Quelle für das Folgende sind die von ihnen niedergeschriebenen Litterae annuae Coll. Soc. Jesu. Heidelberg Fol. Ms. pal.

**) Schlözers Briefwechsel V, 36 f.

lichkeit, theils der obwaltenden Regierungsmaximen wegen keine Anstellung fanden, so ist ein Theil des Räthsels gelöst, das die gelehrten Statistiker damals so viel beschäftigte: weshalb nämlich in diesen Friedensjahren sich die Bevölkerung der Pfalz so auffallend verminderte. Schon Schlözer war erstaunt darüber,*) daß „aus keinem Lande der Welt nach Verhältniß mehr Menschen auswanderten, als aus Deutschlands Paradiese, der Pfalz;" ein Blick auf die väterliche Regierung dieses Paradieses gibt den Schlüssel dazu. Viele Hunderte ließen sich lieber von einem zweideutigen Abenteurer (1768) nach Spanien, wo man ihnen Toleranz versprach, hinlocken,**) als daß sie länger im Vaterlande blieben, wo eine despotische Büreaukratie und jesuitische Beichtväter das Regiment führten; von England aus wurden damals so viele nach Amerika eingeschifft, daß man lange Zeit den Namen „Pfälzer" im Allgemeinen für deutsche Auswanderer gebrauchte.

Bei Betrachtung dieser Zustände drängt sich die Frage auf, ob denn auch der reformirte Kirchenrath nicht mehr im Stande war, die Seinen zu schützen; hatten doch in schlimmeren Zeiten einzelne Glieder jenes Collegiums, wie Fabricius, Achenbach, Mieg, gegen eine freche und gewaltsame Reaction einen unerschütterlichen Wall gebildet! Allein auch hier war die jesuitische Reaction thätig gewesen; um die Kirchenbehörde ihrer Macht zu berauben, hatte man sie zu demoralisiren gesucht; der Kirchenrath war von sieben auf neunzehn Mitglieder gebracht worden; Ehegericht und geistliche Administration, welche aus je vier Mitgliedern bestehen sollten, zählten über dreißig Räthe und gegen siebzig Subalternbeamten.***) Man erreichte so den doppelten Zweck, in die compakte einige Behörde von wenig Männern eine Reihe von feilen Regierungscreaturen einzuschwärzen und durch ihre reichliche Bezahlung das Vermögen der reformiten Kirche immer mehr zu schwächen. Während noch im Jahre 1706 die geistliche Administration 6276 Gulden kostete, verschlang sie in den siebziger Jahren 33358 Gulden, 996 Malter

*) Briefwechsel V, S. 40.

**) Vgl. Schlosser Geschichte des achtzehnten Jahrh. III, 91.

***) Schlözers Briefwechsel V, 38.

Korn, 53 Malter Gerste, 269 Malter Haber und 79 Fuder Wein;*) für Schreibmaterial bezog der Präsident, Graf von Schal, allein in sechzehn Jahren 3813 Gulden!**) Eine Behörde, welche, wie der Kirchenrath oder die geistliche Administration, so tief in der Wolle saß, war nicht geeignet, dem büreaukratischen Gewaltsystem entgegenzutreten; despotisch nach unten, feig und kriechend nach oben, ließen sich die Herren Kirchenräthe wichtige Rechte entwinden, das Ansehen ihrer alten Behörde degradiren, wenn man sie nur an der Quelle ließ. Die Käuflichkeit der Stellen, die in weltlichen Aemtern herrschend war, drang um so leichter in die Kirche ein, als man die charakterlosesten und eigennützigsten gern in die oberste Kirchenbehörde setzte; mit einer unbeschreiblichen Schamlosigkeit wurden die Pfarrstellen ganz öffentlich an den Meistbietenden verkauft und Einzelne, wie der Kirchenrath Abraham Müller, erlangten durch ihre Meisterschaft in diesem Wucher eine unbeneidenswerthe Unsterblichkeit. Vielen Pfarrern und Schullehrern wurden ihre kleine Gehalte nicht ausbezahlt, während die Kirchenräthe schwelgten und die geistlichen Schaffner innerhalb 15 Jahren über 150,000 Gulden dem Kirchenvermögen abstahlen; arme aber tüchtige Candidaten mußten das Vaterland verlassen, weil sie den Kaufpreis für eine Pfarrstelle nicht erschwingen konnten. Die Regierung ließ es geschehen, denn dieses System führte zu sichtbar zu der gewünschten Entartung der protestantischen Kirche, als daß sie hätte hemmend eingreifen wollen.

Noch gab es einen Weg, den öffentlichen Unwillen gesetzlich

---

*) Staatsanzeigen I, 173. S. in der neuesten Geschichte der ref. Kirche, Beil. 30, die aktenmäßige Zusammenstellung, woraus hervorgeht, daß unter Friedrich III die Kirchengüterverwaltung aus acht, unter Karl aus zwölf Personen bestand, unter Karl Theodor auf 103 Beamte stieg. Dazu kam nun noch der Kirchenrath und das Ehegericht.

**) Nämlich (nach Schlözer I, 128): 160 Rieß holländisch Postpapier, 40 Rieß Propatriapapier, 351 Rieß Schreibpapier, 346 Rieß Conceptpapier, 3½ Rieß groß Medianpapier, 2½ Rieß Imperialpapier, 11 Rieß groß Packpapier, 8½ Rieß kleines Packpapier, 310 Pfund feines und 35 Pfund geringeres Siegellack, 450 Pfund Bindgarn, 26,000 Stück Federkiel, 120 Stück Federmesser, 80 Stück Papierscheeren, 740 Stück englische Bleistift. Das war übrigens, wie selbst die Betheiligten zugaben, bei den Räthen ebenso. Vgl. Schlözer S. 305.

kund zu geben. In den sogenannten Klassenconventen,*) einer der weisesten Einrichtungen der alten reformirten Zeit, die von Kurfürst Karl neu eingeführt worden waren, kamen die Beschwerden gewöhnlich zur Sprache; auch diese Demoralisation des Kirchenraths ward dort (1752 und 1753) streng gerügt, man verlangte von allen Candidaten einen Eid gegen die Simonie und es war zu erwarten, daß die ganze Geistlichkeit sich mit einer kräftigen Beschwerde an den Kurfürst wenden würde. Wie das die Herrn vom Kirchenrath merkten, veranlaßten sie die Regierung einzuschreiten; denn schwer war es nicht, die ihnen unbequeme Einrichtung durch die Denunciation staatsgefährlicher Bestrebungen verdächtig zu machen. Der Kurfürst forderte (31. Jan. 1754) den Kirchenrath über „diese Störungen des Friedens," Aergernisse und Aufwiegelungen zum Bericht auf; wie der Bericht ausgefallen sein mag, bewies das Edikt vom 23. Juli 1754, wodurch mit einem despotischen Federstrich eine der schönsten Garantien der Kirchenfreiheit und Kirchenreform vernichtet wurde. **) Zwar wagten die Geistlichen der Klasse Neustadt, die Versammlungen doch zu halten, aber das Verbot ward (16. Aug. 1755) verschärft und den Uebertretenden mit Cassation gedroht. Mehr als zwanzig Jahre lang suchten die Geistlichen das verlorne Gut zurückzuerhalten; aber selbst, als bessere Elemente im Kirchenrath vorherrschten und das Gesuch unterstützten, weigerte sich die Regierung zu willfahren. Der Zustand der Geistlichkeit gestaltete sich allmählig so, wie es unter einer perfiden Regierung und einer gewissenlosen Kirchenverwaltung zu erwarten war. ***) Die Prediger waren meistens ohne Zusammenhang mit der geistigen Bewegung, die damals Deutschland durchdrang; ihre Kanzelberedsamkeit charakterisirt ein Zeitgenosse als „jüdisch-deutsch," weil darin die hohle Rhetorik alttestamentlicher Phrasen die Stelle der Gedanken ersetzte. Cultus und Liturgie waren aus demselben Holze und das churpfälzische Gesangbuch von 1749 war eine Blumen-

---

*) Unsern Diöcesansynoden entsprechend. Anmerk. des Einsenders.

**) Schlözers Staatsanz. I, 180. Und in der neuesten Geschichte der ref. Kirche, Beil. 28, 29.

***) In unserer Kirche geht's denn doch jetzt, Gott sei's gedankt! um sehr Vieles besser, wenn auch noch nicht Alles vollkommen ist. Anm. d. Einf.

lese der pfäffischen Abgeschmacktheiten im Geiste des siebenzehnten Jahrhunderts. *)

So lastete auf der reformirten Kirche Intoleranz, Ungleichheit und alle Sünden einer gewissenlosen Verwaltung; denn was von dem Verfolgungsgeiste der pfälzischen Regierung Seltsames erzählt wird, kann nur durch die fast unglaublichen Züge von Simonie, Lüderlichkeit und Habsucht der Kirchenbehörden überboten werden. Der Druck von oben dauerte ungeachtet aller glänzenden Verkündigungen fort; öffentlich erschien (Februar 1766) ein Duldungsedikt für alle Confessionen und im Geheimen schloß Karl Theodor (Februar 1771) mit Bayern einen Erbvertrag, worin ausdrücklich stipulirt war, nur Katholiken zu den vorgesetzten Landesbehörden zu nehmen. **) Während man versprach, für alle Confessionen gleich zu sorgen, ward das reformirte Kirchenvermögen durch eine schlechte Verwaltung vergeudet und für die Katholiken wurden neue Klöster und Pfarreien gegründet oder den Jesuiten eine Kirche in Mannheim gebaut, welche länger als ein Menschenalter einen reichen Zweig des Staatseinkommens verschlang.

Dem Jesuitenorden schrieb man mit Recht den größten Antheil an diesen Verhältnissen zu, schon weil er darauf angewiesen ist, aus Intoleranz und kirchlicher Verhetzung ein Geschäft zu machen. Auch war es eine bekannte Thatsache, daß Karl Theodors Erzieher, der Jesuit Seedorf, die erste Zeit der Regierung in alle Verhält-

---

*) Dort hieß es S. 343:

Du wirst für Gestank vergehen,
Wenn Du dein Aas mußt sehen,
Dein Mund wird lauter Gall'
Und Höllenwermuth schmecken,
Des Teufels Speichel lecken,
Und fressen Koth im finstern Stall.

Aehnliches in reicher Fülle; und das in einer Zeit, wo Gellert's Kirchenlieder allgemein bekannt waren, Klopstock's kirchliche Lyrik zu blühen anfing. Dagegen schloß ein Kapuziner zu Alzei eine Leichenrede mit den Worten:

O Tod! du infamer Rakker!
Du hast gelegt unsern lieben Mitbruder auf den Gottesacker,
Jetzt liegt er im hölzernen Schlafrock,
Wie die Sau im Brühtrog. Amen!

**) Schlözers Staatsanz. XII, 385.

nisse eingriff und zu allen Tageszeiten in das Zimmer des Regenten freien Zutritt hatte. Erst seit den Zeiten des siebenjährigen Krieges, wo französische Einflüsse die äußere Kirchlichkeit an Karl Theodors Hofe etwas in den Hintergrund drängten, verlor er allen Einfluß und die Regierung nahm einen frischern unbefangenen Charakter an, dem die Pfalz die meisten Schöpfungen in Wissenschaft und Kunst verdankt. Manche kirchliche Maßregeln, namentlich die Beschränkung der vielen Feiertage (1770) und die Einführung der katholischen Synoden (September 1771), wozu auch Laien beigezogen wurden, waren nicht durch den Jesuitismus, sondern durch den Geist der neuen Bewegung, welche Deutschland durchdrang, hervorgerufen. Auch in der Verwaltung trat eine tolerantere Gesinnung hervor; die kleineren Quälereien, die Verweigerung der Bürgerannahme von Protestanten hörten einige Jahre auf; aber man täuschte sich, wenn man daraus einen Umschwung des Karl Theodor'schen Systems verkündete, denn bald war Alles im alten Gleise.

Das Jahr 1773 brachte die Aufhebung des Jesuitenordens; damit war jedoch der Kampf nicht beendigt, sondern nur in andrer Gestalt erneuert. Es regten sich heftiger als zuvor die Gegensätze zwischen der gesetzlich herrschenden reformirten Kirche und der jesuitischen Reaction; auch waren noch alte Streitpunkte zwischen Reformirten und Lutheranern auszugleichen. Zwar hatte der frühere Sektenhaß viel von seiner Bitterkeit verloren, allein immer noch schämten sich die Reformirten nicht, obwohl von oben hart bedrängt, in einzelnen Fällen unduldsam gegen die Lutheraner zu seyn. *) Dieser doppelte Kampf zwischen der jesuitischen Reaktion und den Reformirten, und die Rivalität von Lutheranern und Reformirten zieht sich bis in die Anfänge der folgenden Regierung hinein und wird unten noch erwähnt werden.

Noch heben wir aus dem Schlusse des Häußer'schen Werkes folgendes aus:

„Vieles Wohlthätige geschah durch Kurfürst Maximilian Jo-

*) Vgl. Schlözers Staatsanz. II, 258, III, 123, 500, 514, V, 176.

seph (seit **1799**) in der Pfalz in den wenigen Jahren seiner Regierung. Durch die Religionsdeclarationen (Mai **1799**) ward ein hundertjähriges Unrecht abgestellt, das Beamtenwesen ganz umgeändert, dem schrecklich ausgearteten Mißbrauch der Adjunctionen, der Erblichkeit und Käuflichkeit nach Kräften gesteuert. Die Zeit der Mönche und Landschreiber war vorüber, denn die Gewalt der neuen Regierung richtete sich so entschieden gegen das mittelalterliche Unwesen in Kirche und Staat, wie man seit hundert Jahren in der Pfalz dafür gearbeitet hatte. Aber welche Zeit bedurfte es, um die Wunden ganz zu heilen in dem verkürzten, ausgesaugten Lande; die Residenz Mannheim glich mehr einer Ruine, als einer bewohnten Stadt, Heidelberg und seine Universität war tiefer herabgekommen, als jemals, der Rest des Landes war französisch geworden."

Im Jahre **1802** hörte die Pfalz auf, ein selbstständiges Ganze zu sein. „Die alten Stammsitze der rheinischen Pfalz kamen an Baden, der Rest war unter andern Herren zerstückelt, jetzt ist das pfälzische Kurfürstenthum unter Baden, Bayern, Hessen, Preußen, Nassau und Frankreich vertheilt."

„So endigte die Geschichte der Kurpfalz; wer wollte bei einem unbefangenen Blicke auf das letzte Jahrhundert ihrer Zustände das Ende beklagen? In wenig Stellen der deutschen Geschichte hat Fremdherrschaft und kriegerische Barbarei, der Druck der Fürsten und ihrer Räthe, das Schleichen der Priester und ihrer Gesellen tiefer in das Mark des Volkes und des Landes eingewühlt, als in der Pfalz; dies Paradies des deutschen Landes hat mehr Epochen der Oede und Zerstörung gesehen, als der Blüthe! Welch' heilige Verpflichtung für alle die, denen ein Boden anvertraut ist, woran eine der ehrwürdigsten Erinnerungen unserer großen historischen Zeit noch haftet, die Wunden der alten Zeit zu schließen, neue nicht zu schlagen; die Nachgeborenen werden dann gern vergessen, daß das älteste rheinische Kurfürstenthum aufgehört hat zu seyn."

30.

Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel.

(Fortsetzung.)

II. Aber werden nicht in der Bibel Jesu Eigenschaften zugeschrieben, welche nur Gott zukommen?

Dies wird nämlich behauptet, und wenn es wahr wäre, so wäre allerdings bewiesen, daß Jesus in der Bibel als Gott dargestellt sei. Wir wollen daher sehen, was daran ist. Zum Voraus müssen wir darauf aufmerksam machen, daß jene in der Bibel Jesu beigelegte Eigenschaften, welche man gewöhnlich für „göttliche" erklärt, zum Theil nur aus irrigen Schlußfolgerungen abgeleitet werden, anderntheils aber nur als übermenschliche Eigenschaften erscheinen, welches sie noch lange nicht zu göttlichen macht, zumal da dieselben in der Bibel sämmtlich aus einer Jesu von Gott ertheilten Vollmacht abgeleitet werden.

1. Es wird behauptet, Christus werde in der Bibel als ewig dargestellt.

Joh. 8, 58 heißt es: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch, ehe denn Abraham ward, bin ich;" — Joh. 17, 24: „denn du hast mich geliebet, ehe denn die Welt gegründet war;" — 1. Joh. 1, 1: „Das da vom Anfang war, das wir gehöret haben, das wir gesehen haben mit unseren Augen, das wir beschauet haben, und unsere Hände betastet haben, vom Worte des Lebens, — (das verkündigen wir euch V. 3), — und (V. 2) das Leben ist erschienen und wir haben gesehen, und zeugen und verkündigen euch das Leben, das ewig ist, welches war bei dem Vater, und ist uns erschienen." Es ist nicht zu läugnen, daß hier von einer Existenz Jesu vor seinem Leben auf Erden, ja selbst vor der Erschaffung der Welt geredet werde (Präexistenz). Man wolle aber nicht unbemerkt lassen, daß dieses lauter Aussprüche des Johannes sind, welche ihre Erklärung finden in dem, was wir so eben von der, von Johannes theilweise angenommenen alexandrinischen Ansicht gesagt haben, und was bestätigt wird durch einen anderweitigen Ausspruch desselben Johannes, welcher (Offenbarung 3, 14) von Christus sagt: „Der treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang der Creatur

Gottes." Durch dieses Wort wird Christus von Johannes gerade so dargestellt, wie der Logos von den Alexandrinern, nämlich als erschaffen oder erzeugt (dies ist der Grundbedeutung nach, auf die es hier ankommt, eins, da nämlich beide Begriffe den allgemeinen Begriff des Hervorgebrachtseyn durch einen Anderen, des nicht durch und aus sich selbst-Seyn einschließen), wenn darum auch als der Erstgeborne Gottes vor allen anderen Creaturen, doch eben darum auch der Erste von allen andern, d. h. auch zu der Klasse der Creaturen gehörend. Folglich kann demselben nach dieser Ansicht wohl im vorweltlichen Daseyn eine Präexistenz zugeschrieben, und er insoferne ewig genannt werden, ohne daß ihm darum die Gottheit beigelegt würde; ob es gleich wahr ist, daß diese und andere ähnliche Stellen des Neuen Test. gar leicht zu der Entstehung des Glaubens an die Gottheit Jesu führen konnten, und wohl vorzugsweise es waren, die dazu geführt haben; da man dieselben nicht gehörig prüfte und es unterließ, sie mit anderen, sie näher bestimmenden Stellen, wie z. B. die angeführte Stelle (Off. **3**, **14**) zu vergleichen, so daß ihr wirklicher Sinn nicht vollständig verstanden wurde. Was übrigens aber auch diesen wirklichen Sinn derselben betrifft, so haben wir schon bemerkt, es ist so klar wie der Tag, daß Johannes die ihm eigenthümliche Ansicht von der höheren Würde Jesu wo nicht geradezu nach der alexandrinischen Logoslehre gebildet, doch jedenfalls Elemente aus derselben aufgenommen; welches an und für sich zu keinem Vorwurf gereichen kann, da das Angenommene ja wahr seyn konnte, und der Kern daran auch wahr, und zwar die erhabenste Wahrheit war. Daß aber Johannes mit diesem Kern der erhabensten Wahrheit auch irgend etwas Irriges mit in sein Bewußtseyn aufgenommen habe, dies — wir haben es schon berührt, — ist etwas Menschliches, und die Evangelisten waren und bleiben bei aller höhern Erleuchtung doch auch immerhin Menschen, welche sonach nie die volle in allen Stücken vollkommene und durch keinen Irrthum getrübte Wahrheit erschauen konnten. Eifere man nur nicht dagegen; denn daß die Apostel, ungeachtet ihres Erfülltseyns vom heiligen Geist, sich selbst niemals für untrüglich gehalten haben, geht aus unzähligen Stellen hervor. Man vergleiche nur z. B. namentlich diejenigen Stellen, wo es

heißt, daß die Apostel sich mit einander berathschlagten; hätten sie dies gebraucht, wenn Jeder von ihnen ohnehin schon unfehlbar gewesen wäre? daß sie sich mit einander gestritten; hätten sie dies gekonnt, wenn sie nicht verschiedener Meinung gewesen wären, und Einer von dem Anderen vorausgesetzt hätte, daß sie irren könnten? z. B. Ap.-Gesch. 15, 1. 2. Paulus und Barnabas waren wegen der Beschneidung verschiedener Meinung und „hatten einen nicht geringen Zank mit einander." Sie bringen die Sache deswegen vor die Versammlung der Apostel (V. 6): „Aber die Apostel und die Aeltesten kamen zusammen, diese Rede zu besehen (d. h. sie mit einander näher in Erwägung zu ziehen und darüber zu deliberiren); V. 7: „da man sich aber lange gezanket hatte, stand Petrus auf und sprach" ꝛc. Ferner 15, 35—39: „Paulus aber und Barnabas hatten ihr Wesen zu Antiochien, Barnabas gab Rath, daß sie Markus mit sich nähmen, Paulus aber achtete es billig, daß sie nicht mit sich nähmen einen Solchen, der von ihnen gewichen war in Pamphilia, und war nicht mit ihnen gezogen zu dem Werk. Und sie kamen scharf an einander, also, daß sie von einander zogen, und Barnabas zu sich nahm Marcus, und schiffte nach Cypern; Paulus aber wählte Silas" ꝛc. In diesem Bewußtseyn, daß die Apostel nichts weniger als irrthumsfrei seien, sagt auch Paulus (Gal. 2, 11—14): „Da aber Petrus gen Antiochien kam, widerstand ich ihm unter Augen; denn es war Klage über ihn gekommen; denn zuvor, ehe Etliche von Jakobus kamen, aß er mit den Heiden; da sie aber kamen, entzog er sich und sonderte sich; darum, daß er die von der Beschneidung fürchtete; und es heuchelten mit ihm die anderen Juden, also daß auch Barnabas verführet ward, mit ihnen zu heucheln; aber da ich sahe, daß sie nicht richtig wandelten nach der Wahrheit des Evangeliums, sprach ich zu Petrus vor Allen öffentlich: So du, der du ein Jude bist, heidnisch lebest, und nicht jüdisch, warum zwingest du denn die Heiden jüdisch zu leben?" Man sieht, die Apostel hatten durchaus nicht die übertriebene Meinung von sich, welche man sich oft heute von ihnen macht; sie dachten nicht entfernt daran, sich in jenen Nimbus der Unfehlbarkeit in ihrem Denken und Fürwahrhalten zu hüllen, worin heut zu Tage Viele sie zu

erblicken gewohnt sind, sondern im Bewußtseyn, daß der heilige Gottesgeist wahrhaftig sie beseele und in alle Wahrheit leite, so weit diese sich auf das Wesentliche, zum Menschenheil Nothwendige bezieht, geben sie im Uebrigen ganz unbefangen an den Tag, daß sie Menschen wie alle andere, und darum nicht vom Irrthume frei seien. Thun dies ja doch die Evangelisten sogar in Ansehung der Person Jesu Christi selbst. Wie hoch sie ihn auch stellen, dennoch stellen sie ihn nicht als allem und jedem menschlichen Irren entrückt dar. Man vergleiche nur, was wir früher über die Erzählung Matth. **21**, **18** ff. gesagt haben, wo der Evangelist berichtet, daß Jesus, weil ihn gehungert, an einem Feigenbaum Feigen gesucht, aber keine gefunden, folglich sich geirrt habe. Da nun der Jünger sicher nicht über den Meister ist, so werden wir auch den Aposteln und Evangelisten keine Irrthumlosigkeit zuschreiben dürfen; werden demnach auch die Befugniß haben, die vorhin besprochene Ansicht des Evangelisten Johannes von der Präexistenz Jesu nicht zu der unsrigen zu machen. — Dies sagen wir übrigens nur beiläufig; denn wenn wir auch bei der wirklichen Ansicht des Johannes stehen bleiben, so geht doch aus seinen verschiedenen Aussprüchen, wenn wir sie vom ersten Vers seines Evangeliums an, bis zu jener Stelle Offenb. **3**, **14** mit einander vergleichen, unläugbar hervor, daß Johannes selbst, wenn er von einer Präexistenz Jesu vor allem Geschaffenen redet, dennoch ihn nicht für Gott selbst erklärt, da er ihn vielmehr, als den Erstgeborenen Gottes, als den Anfang der Creatur, von Gott unterscheidet und ihn in die Klasse der Creatur (d. h. der geschaffenen Wesen) einreihet.

2. Es wird behauptet, Jesu werde in der Bibel die Allgegenwart zugeschrieben.

Um dies zu beweisen werden gewöhnlich die Aussprüche Jesu angeführt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Matth. **28**, **20**), und: „Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ (Matth. **18**, **20**). Daß hier von einem geistigen Naheseyn Jesu die Rede sei, wird Niemand läugnen. Was steht denn nun aber im Wege, den Satz geradezu so auszudrücken: Der Geist Jesu wird allezeit bei den Seinigen seyn, er wird mitten unter ihnen seyn, wenn sie in

seinem Namen sich versammeln; — denn „wer dem Herrn anhanget, der ist ein Geist mit ihm" (1. Cor. 5, 17). Da nun aber der Geist, von welchem Christus erfüllt war, ein göttlicher Geist, der heilige Gottesgeist selbst ist, so ist denn allerdings diese Gemeinschaft des Geistes Jesu nicht als eine bloße Idee, sondern als eine lebendige Gemeinschaft zu denken, welche aber nur von Seiten Gottes zu uns unmittelbar stattfindet, von Seiten Jesu aber nur eine durch den Geist Gottes vermittelte ist, so daß nur von einer Allgegenwart Gottes, nicht aber Jesu Christi die Rede seyn kann.

3. Es wird behauptet, Jesus werde in der Bibel als allwissend dargestellt.

Denn, sagt man, er hat ja geweissagt, also Künftiges vorhergewußt, z. B. die Zerstörung des Tempels, die Verfolgung seiner Jünger (Matth. 23, 24 ff.), seinen Tod und seine Auferstehung (Matth. 12, 40; 20, 8) u. s. w. — Aber haben nicht die Propheten auch geweissagt? Und hat sie darum Jemand für Götter angesehen? Nein, die Gabe prophetisch in die Zukunft zu blicken ist noch keine Allwissenheit, und wird in der Bibel auch überall als eine G a b e von Gott betrachtet; wie denn auch Jesus selbst in Ansehung alles seines höheren Wissens und Erkennens sagt: „Der Vater hat den Sohn lieb und z e i g e t ihm Alles" (Joh. 5, 20); ferner: „Ich thue nichts von mir selbst, sondern wie mich mein Vater g e l e h r e t hat, so rede ich" (Joh. 8, 28); — „wie ich h ö r e, so richte ich" (Joh. 5, 30). — Wenn man daher ferner anführt, Christus habe auch den Menschen in's Herz sehen können (Luc. 6, 8. „Jesus merkte ihre Gedanken." Matth. 12, 25. Joh. 2, 15 f. Joh. 1, 48), und dies könne nur Gott, so ist dies ebenso falsch; denn auch dies kann ganz füglich als eine Gabe von Gott gedacht werden, und wird in der Schrift wirklich so gedacht, denn als (Joh. 4, 19) Jesus jenem samaritanischen Weib manches Verborgene aus ihrem früheren Lebenslauf aufdeckt, spricht sie: „Herr, ich sehe daß du ein P r o p h e t bist." Ebenso sagen die Pharisäer bei einer anderen Gelegenheit (Matth. 7, 39): „Wenn dieser ein P r o p h e t wäre, so wüßte er, wer und welch ein Weib dies ist." — Und war wohl Petrus auch allwissend, da er des Ananias betrügerischen Sinn durchschaute? (Ap. Gesch. 5, 3).

— Wenn (Joh. 16, 30) die Jünger Jesu zu ihm sagen: „Nun wissen wir, daß du alle Dinge weißt und bedarfst nicht, daß dich Jemand frage; darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist," — erklären sie da Jesum für Gott? Im Gegentheil, indem sie sagen, das sei ihnen ein Zeichen, daß er von Gott ausgegangen sei, so unterscheiden sie ihn ja von Gott, und legen ihm nicht mehr bei, als eine göttliche Sendung, denn daß die Evangelisten bei dem Wort „ausgegangen" nicht an die spätere dogmatisch künstliche Theorie von dem Ausgehen des Sohnes vom Vater dachten, sondern es ganz einfach als gleichbedeutend mit „von Gott gesandt" nahmen, das fühlt jeder unbefangene Leser der Schrift. Oder, wenn sie hier seine Gottheit hätten bekennen wollen, hätten sie es nicht auf die ungeschickteste Weise gethan? Wäre es nicht weit einfacher und bestimmter gewesen zu sagen: nun erkennen wir, daß du Gott bist? — Wenn man ferner Gewicht darauf legen will, daß die Jünger hier sagen, nun sehen wir, daß du Alles weißt, so ist dies Wort „Alles" hier offenbar auch nicht im strengen Sinne, sondern in einem unbestimmteren Sinne nach menschlicher Redeweise so genommen, und soll ohngefähr den Gedanken ausdrücken: Nun sehen wir, daß du Alles weißt, was etwa im menschlichen Leben vorkommt, und was andere Menschen nicht wissen; — dies fühlt man bei unbefangenem Lesen dieser Stelle ebenfalls auf den ersten Blick. Aber ich höre, wie man mir Willkührlichkeit und Leichtfertigkeit in der Bibelerklärung vorwirft, und sagt, das seien keine Beweise, wenn man sich auf ein subjectives Gefühl berufe, um den klaren Buchstaben zu verdrehen. Gut, so wollen wir uns an den klaren Buchstaben halten! Die Jünger sagen hier: „Nun sehen wir, daß du alle Dinge weißt." Weil also hier „alle Dinge" steht, so soll dies ein klarer Buchstabe seyn, der die Allwissenheit Jesu ausdrücke? Es stehet aber noch ein anderer Buchstabe in diesem Satz, nämlich: „nun sehen wir." Aus was hatten es die Jünger „nun" gesehen, daß Jesus Alles wisse? Weil er ihnen (V. 1 ff.) die Verfolgungen, welche sie künftig treffen würden, aber auch den Beistand von oben, und den endlichen Sieg seiner und ihrer Sache verkündigt hatte. Kann man nun hieraus sehen, daß der, welcher

dies verkündigte, allwissend im eigentlichen Sinne sei? Keineswegs, dies war eine Prophezeiung, wie deren auch die Propheten ausgesprochen haben, die es freilich nur vermittelst höherer Erleuchtung konnten, und diese, die höhere Erleuchtung und Sendung von Gott, und nichts anderes wollen die Jünger Jesu bezeichnen, wenn sie ihn für von Gott ausgegangen erklären. — Und überdies, — was alle Einwendungen mit einem Schlage niederwirft, — hat Jesus selbst ausdrücklich erklärt, daß es Dinge gebe, die er nicht wisse; denn (Matth. 13, 22) sagt er: „Tag und Stunde (des Weltgerichtes) weiß auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater." Wir haben aber schon früher gezeigt, daß es ganz und gar unstatthaft ist, solche Aussprüche blos auf die menschliche Natur Jesu zu beziehen. Denn so wie ein zweifaches getrenntes Bewußtseyn in einer Person überhaupt etwas Unmögliches ist, — sonst wäre keine Einheit in der Person, denn die Einheit besteht eben in dem einen Bewußtseyn, — so gilt dies besonders denn auch hier. Kann man sagen, Christus habe Manches nicht gewußt, und sei doch allwissend gewesen? Kann eine Person zugleich Alles wissen, und doch Manches nicht wissen? — Außerdem ist auch nicht zu übersehen, daß hier geradezu gesagt wird, „der Sohn" wisse es nicht, sondern nur der Vater. Wenn aber der Ausdruck „Sohn" gesetzt wird, und zwar im Gegensatz zum „Vater," so müßte ja, nach dem orthodoxen Systeme, da gerade nicht von der menschlichen Natur Jesu, sondern von seiner Gottheit die Rede seyn, und also dieser die Allwissenheit abgesprochen werden.

4. Es wird behauptet, Jesus werde in der Bibel als allmächtig dargestellt.

Denn, sagt man, er hat Kranke geheilt, ohne weiteres Mittel, als durch sein bloßes Wort; er hat Blinde sehend, Lahme gehend gemacht (Matth. 12, 12), ja sogar Todte auferweckt (Luc. 7, 16), den Sturm auf der See gestillt (Matth. 8, 13) und viele andere Wunderthaten gethan, welche alle über menschliche Kräfte hinausgehen. Gut; aber ist damit schon gesagt, daß zu dem, was über die menschliche Macht hinausgeht, nicht blos eine mehr als menschliche, sondern geradezu die höchste Macht, die göttliche

Allmacht erforderlich sei? Werden nicht ähnliche, ja noch viel auffallendere Wunderthaten auch von Moses und von den Propheten erzählt, selbst Todtenerweckungen nicht ausgenommen (1. Kön. 17)? Und lesen wir nicht (Matth. 10, 32), daß Jesus auch seinen Jüngern eine ähnliche Gabe, Wunder zu thun, übertragen habe, wie sie ihm von seinem himmlischen Vater gegeben war? Und sehen wir nicht, daß nicht allein die Zuschauer bei solchen Wunderthaten Jesu, sondern auch offenbar die Evangelisten selbst, dieselben als eine Wirkung der Jesu von Gott verliehenen Kräfte betrachten? So z. B. heißt es (Matth. 9, 8) nach einer Wunderthat Jesu: „Und alles Volk pries Gott, daß er solche Macht den **Menschen** gegeben hat.“ Wäre dies blos des Volkes und nicht auch des Evangelisten Meinung gewesen, so hätte er diese Worte des Volkes gewiß mit einer berichtigenden Bemerkung begleitet; so aber sehen wir, daß er, indem er des Volkes Aeußerung ganz einfach erzählt, damit sagen will, das Volk habe eben an Jesu Wunderthaten richtig erkannt wer er sei, nämlich ein von Gott besonders erwählter und mit besonderen Kräften ausgerüsteter „Mensch“; denn da hier das Wort „Menschen“ in Beziehung auf Jesu Thaten ausdrücklich gebraucht wird, so hätte der Evangelist nothwendiger Weise sagen müssen, Jesus sei da nicht als Mensch anzusehen; da er dies aber nicht sagt, so ist seine Meinung, daß allerdings auch Jesus und sein Wunderthun ganz obiger Aeußerung des Volkes gemäß betrachtet werden solle. — Außerdem schreibt auch Jesus selbst bei vielen Gelegenheiten seine Wunderthaten nicht sich selbst und der ihm einwohnenden göttlichen Natur zu, sondern immer seinem Vater im Himmel; wenn aber der Sohn die zweite Person in der Gottheit wäre, und folglich gleiche Macht wie die erste Person, der Vater, hätte, wozu wäre es denn nöthig, daß die erste Person der zweiten zu Hülfe käme? Sieht man denn nicht, daß jene künstliche Ausflucht, Jesus habe sich nur nach seiner menschlichen Natur für geringer und minder mächtig als der Vater erklärt, ganz und gar unstatthaft ist, da er dem Vater und seiner Hülfe die Werke zuschreibt, die er vollbringt? Wozu in aller Welt wäre denn die mit der ersten Person in der Gottheit ganz wesensgleiche und gleichmächtige zweite Person

Mensch geworden, wenn nun dieser Mensch nicht von der ihm einwohnenden Sohnesnatur seine Macht erhalten hätte, sondern immer genöthigt gewesen wäre, solche von dem Vater zu empfangen? Und ist es denn nicht ebendies, was die Orthodoxie behauptet und folgerichtig behaupten muß, daß Christus eben durch die ihm einwohnende Gottesnatur, also als Sohn die Macht dazu in sich tragend, jene Wunder verrichtet habe? Will man ja doch gerade aus diesen Wunderthaten seine göttliche Natur und Allmacht erweisen! Steht es aber damit nicht im bestimmtesten Widerspruch, wenn Christus sagt: „der Sohn kann nichts von ihm selbst thun" (Joh. 5, 19), und: „der Vater aber, der in mir wohnet, derselbige thut die Werke" (Joh. 14, 12). Hat denn, wenn man einmal die Gottheit Jesu nach der Dreieinigkeitslehre annimmt, — der Vater oder der Sohn in Jesu gewohnt? Und wenn der Sohn dem Vater gleich ist, warum brauchte dieser die Werke zu thun? Aber Jesus wiederholt es bei jeder Gelegenheit, daß er „die Werke thue in seines Vaters Namen" (Joh. 10, 25). — Außerdem ist es gar nicht wahr, daß in dem N. Test. von Jesu gesagt werde, er habe Alles thun können; im Gegentheil, die Evangelisten erzählen ganz unbefangen und aufrichtig, Jesus habe nicht Alles gekonnt. So heißt es (Mark. 6, 5): „Und er konnte allda nicht eine einzige That thun" (wegen des Unglaubens der Leute). Mag aber die Ursache gewesen seyn, welche sie will, — wo irgend etwas als nothwendige Vorbedingung zur Verrichtung einer Wunderthat erklärt wird, da ist sicher von keiner Allmacht die Rede, da diese an keine Bedingung geknüpft ist, und von ihr niemals ein „Nicht Können" ausgesagt werden kann, wie in jener Stelle geschieht; denn es heißt οὐκ ἠδυνατο, und dies bedeutet schlechtweg: „er konnte nicht." — Ueberdies sagt es ja auch Jesus selbst ausdrücklich, daß er nicht Alles könne, daß ihm nicht Alles möglich sei, nicht Alles zustehe, Matth. 20, 23: „Das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, stehet nicht mir zu, sondern denen es bereitet ist von meinem Vater." — Wenn nun Christus in einer anderen Stelle sagt: „Alles, was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun," — so scheint er sich hier freilich Allmacht beizulegen, und man hat sich schon oft genug auf diesen

seinen Ausspruch berufen. Wie aber, steht er dann nicht, wenn er so aufgefaßt wird, mit den früher angeführten Aussprüchen im entschiedensten Widerspruch? Muß daher derselbe nicht nothwendiger Weise in einem anderen Sinne aufgefaßt werden? Aber dagegen protestirt man sehr eifrig, und will lieber die entgegengesetzten Aussprüche anders verstehen, wenn auch mit der größten Gewaltthat gegen den klaren Buchstaben. Allein man lese jene Stelle nur ganz, und alles löst sich von selbst. Sie heißt: „Alles was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun, auf daß der Vater geehrt werde in dem Sohne." Aendert dies nicht auf einmal die ganze Sache? Stünde der erste Satz allein — (man führt ihn drum auch gewöhnlich allein, abgerissen vom Nachsatze, an) — so könnte man wohl meinen, Jesus schreibe sich hier einen allmächtigen Willen zu; aber der Nachsatz zeigt, daß er Alles zuletzt doch wieder nur dem Vater zuschreibt, als dessen Gesandter er wohl große Vollmacht habe, Vieles zu gewähren, besonders was in seinem Namen *) gebeten werde, aber er werde und könne es doch nur darum thun, weil eben der Vater ihm diese Vollmacht ertheilt habe; darum werde auch durch jeden Gebrauch, welchen er von dieser Vollmacht mache, der Vater geehrt; während andernfalls gar nicht einzusehen wäre, wie es gerade dem Vater zur Ehre gereichen könne, wenn der Sohn etwas aus sich thue; ganz anders aber verhält es sich damit, sobald der Sohn aus Vollmacht des Vaters handelt. — Auch noch eine andere, schon früher angeführte Stelle ist besonders geeignet Zeugniß abzulegen, daß die neutestamentlichen Schriftsteller Jesum nicht als allmächtig, nicht als Gott, sich zu

---

*) „Im Namen Jesu bitten" heißt etwas bitten in seinem Geiste, nach seinem Sinne. Es ist also dabei an geistige Güter und Segnungen zu denken, nach welchen wir verlangen und um die wir Gott bitten; und diese Bitten sind es, welchen hier Christus eine sichere Erhörung verheißt, wobei natürlich vorausgesetzt wird, daß sie ernstlich sind und aus einem wirklichen Verlangen des Herzens entspringen; die geistigen Güter (Weisheit, Tugend, Seelenfrieden, Gemeinschaft mit Gott) werden dem, der wahrhaft darnach verlangt, nie von Gott verweigert. Um alles Andere aber, was nicht zu den geistigen Gütern gehört, dürfen wir, wenn wir im Namen Jesu bitten wollen, nie unbedingt bitten, sondern müssen stets, wie er, hinzusetzen: „Doch nicht mein, sondern dein Wille, Vater im Himmel, geschehe!" Luk. 22, 42.

denken gewohnt waren. Hebr. 5, 7 heißt es: „Und er (Jesus) hat in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen, mit starkem Geschrei und Thränen geopfert dem, der ihm von dem Tode **konnte** helfen, und ist auch erhöret, darum, daß er Gott in Ehren hatte.“ Jedes Wort in dieser Stelle legt ein sprechendes Zeugniß ab, daß wer dies von Jesus sagte, sich ihn nicht als allmächtig, nicht als dem Vater gleich, kurz, nicht als Gott gedacht hat!

(Schluß folgt.)

31.
Jesuitenbild.

Es ist wohl allen Lesern des protestantischen Kirchenblattes bekannt, daß der Jesuitismus ein Erzeugniß eines spanischen Christen, des Ignatius Loyola, eines feurigen Verehrers der Jungfrau Maria ist, dessen Einbildungskraft indeß irre geleitet und verdorben war. Eben so bekannt ist wohl denselben, wie die Tendenz dieser geistlichen Gesellschaft, welche nach ihrer ersten Bestätigung unter Paul III. Farnese (1540) nicht mehr als sechszig Glieder zählen sollte, vorzüglich gegen die Bestrebungen der Reformation (haeretica pravitas) und deren Fortschritte gerichtet war, und wie sie bisher nichts verabsäumt hat, diesen ihren schnöden Zweck zu realisiren. Besonders thätig aber sind die päpstlichen Leibgardisten in diesen unsern Tagen wieder und bereits haben sie den freien Schweizerboden mit Bürgerblut ad majorem Dei gloriam gedüngt und haben über verstümmelte Leichen ihren verkappten Einzug in Luzern gefeiert. Was nun aus der armen Schweiz werden wird, das sehen wir schaudernd an jenen Ländern, deren Herrscher ihnen bisher ein freies Wirken gestatteten. In diesen Ländern nämlich finden wir ein durch sie zu thierischer Stumpfheit herabgedrücktes, von gränzenloser Unwissenheit umfangenes, dem schnödesten Aberglauben hingegebenes, einem frommen Formel- und Lippendienste huldigendes, der anstößigsten Reliquien-Verehrung nachlaufendes und aller wahren Erkenntniß Gottes und Christi bis zum Erbarmen leeres Volk, das zudem allen Sinn für reine christliche Sittlichkeit verloren hat, und sich ungescheut in den empörendsten Sün-

den und Lastern herumtreibt. Aber fürwahr! nicht wundern darf uns diese Erscheinung, die als ein nothwendiges Resultat der verruchten Moral der Jesuiten dasteht. Wir können nicht umhin, Einiges aus dieser erbaulichen Moral nach Dr. Neudecker hier auszuheben, zumal dies in der That ganz zeitgemäß ist. „Ein sauberes Stück dieser Moral ist die Lehre von der Probabilität, nach welcher jede Handlung erlaubt ist, wenn sie probabel ist, d. h. wenn sie sich durch irgend eine Autorität oder durch irgend einen Grund rechtfertigen läßt. Da nun aber fast für Alles in der Welt sich Etwas beibringen oder geltend machen läßt, so sind nach jesuitischer Moral auch beinahe alle Handlungen, selbst Königsmord, sittlich erlaubt. Nicht minder verwerflich ist die Lehre von der Richtung des Vorsatzes, nach welcher die Heiligkeit Gottes nur dann beleidigt seyn soll, wenn der Mensch das Böse aus Gefallen am Bösen verübe, nicht aber dann, wenn er bei der Ausübung des Bösen irgend einen erlaubten Zweck zu erreichen beabsichtigte, wenn er nicht grade sündigen wollte, wenn er seinen Leidenschaften sich hingebe und, von diesen überwältigt, ein Verbrechen begehe." „Hiernach," sagt Dr. Neudecker, „wird in den approbirten Lehrbüchern jesuitischer Moralisten der Diebstahl, der Mord, der Ehebruch und wie die anderen groben Vergehungen an Gott und Menschen heißen, geradezu gerechtfertigt." Hand in Hand mit dieser gräulichen Lehre geht die Lehre: „der Zweck heiliget die Mittel." Mögen die letztern noch so sittlich verwerflich und verdammungswürdig seyn, durch den Zweck, welchen sie erreichen und realisiren sollen, werden sie geadelt und sittlich erlaubt. Gleich schändlich ist aber auch die Lehre vom Vorbehalte in Gedanken (reservatio mentalis), nach welcher es erlaubt ist, da, wo es dem Orden nöthig scheint, statt der offenen Wahrheit zweideutige Ausdrücke zu gebrauchen und diese in dem Sinne geltend zu machen, welcher den meisten Vortheil gewährt; ja, der Jesuit hält es für erlaubt, zu schwören, eine Handlung nicht vollführt zu haben, die er doch vollführt hat; die furchtbare Sünde des Meineides soll nicht auf ihm lasten, wenn er beim Schwure für sich in Gedanken etwas Anderes versteht, als der Schwur aussagt, oder wenn er demselben irgend etwas Wahres in Gedanken unterschiebt. Ausdrücklich stellt die jesuitische Moral

auch den Grundsatz auf: „Wer nur äußerlich geschworen, braucht den Eid nicht zu halten, da er ja in Wahrheit nicht geschworen, sondern nur mit dem Eide gespielt hat."

Gräulich ist auch ferner die Lehre von der Buße und Absolution. Bei der Buße soll nach der jesuitischen Moral schon der geringste Grad von Reue zur Vergebung der Sünde hinreichend seyn, der Wille zur Reue schon soll als wirkliche Reue, ja, selbst der etwaige Schmerz, keine Reue empfinden zu können, als wahre Reue gelten. Die Reue ist überhaupt gar kein wesentlicher Theil der Buße, und es ist daher auch erlaubt, bei der Ohrenbeichte diejenigen Sünden zu verschweigen, über die man keine Reue fühlt, und welche man auch in Zukunft nicht meiden will. Die Absolution soll und muß der Beichtvater ohne Weiteres jedem Sünder geben, der sie verlangt, selbst dem Sünder, der sich weigert, auch nur die nächste Gelegenheit zu einer sündlichen That zu vermeiden, vornehmlich aber dem, der vielleicht einen zeitlichen Nachtheil von der Verweigerung der Absolution zu fürchten hätte. „Gewiß ist es," so ruft Herr Dr. Neudecker aus, daß noch keine heidnische Moral größere Gräuel gelehrt, veranlaßt und gebilligt hat, als die jesuitische; daß keine Moral jemals schändlichere Grundsätze aufstellte, als sie; daß keine des Verbrechens der Gotteslästerung mehr schuldig ist, als sie, die ihre ganze Theorie und Praxis sogar **ad majorem Dei gloriam** gerichtet seyn läßt." Für das Aeußere des Jesuiten schreibt die **Regula modestiae** Folgendes vor: „Man erscheine so, daß der Kopf ein wenig vorwärts geneigt, das Auge etwas gesenkt und im Gespräche mit Vornehmen nie auf das Gesicht des Unterredners gerichtet ist; die Falten der Stirne und Nase müssen möglichst eingezogen seyn; in den Mienen, als einem Spiegel des innern Seelenfriedens, zeige man nach Kräften Freundlichkeit; man beobachte einen langsamen, würdevollen Gang, in der Unterhaltung Bescheidenheit und Maaß in Worten und Geberden; man suche in allen Bewegungen und Geberden möglichst zu erbauen." rc.

Soweit Neudecker und sein Referent. Wer denkt hiebei nicht ganz unwillkührlich „an die Schöpfung des Jesuiten von Ignaz nach Lessing?"

Zeus war einmal bei übler Laune
Und zog die Stirn' gewaltig kraus;
„Ein Monstrum werde!“ rief er aus
Und kocht' in seinem Grimm vom Luchs, vom Fuchs, vom Faune,
Vom Tiger und vom Crocodill,
Ingredienzien in Einem Topf zusammen;
Und da der Spuck sich nicht gleich modeln will,
Nimmt er noch Bonzenfett, da lodern helle Flammen.
Ein Ungethüm steigt aus dem Topf hervor
Und reckt den hagern Hals empor,
Ein gräßliches Geschöpf, den Lauerblick vom Luchs,
Die schlaue Hinterlist vom Fuchs,
Das Grinsen von dem Faun, vom Tigerthier die Tücke,
Vom Crocodille Heuchelei,
Die weinen kann und würgen. — Zeus schaudert bleich zurücke,
Als ob vom Tartarus es ausgespieen sei.
„Fort,“ rief er bebend, „fort aus des Olymps Gebieten!“
Da kroch's in Mönchsgewand und ward — zum Jesuiten!

Wer nun sollte, nach dieser nur zu getreuen Schilderung, es nicht von Grund seines Herzens billigen, daß Clemens **XIV.**, einer der besten Päpste, die je den päpstlichen Stuhl zu Rom inne hatten, am **16.** August **1773** durch die berühmte Bulle **Dominus ac Redemtor noster** die Gesellschaft Jesu förmlichst und feierlichst aufhob? In dieser Bulle sagt der Papst: „„Es fehlte nie an den wichtigsten Beschuldigungen, die man den Gliedern dieser Gesellschaft machte, und welche die Ruhe und den Frieden der (katholischen) Christenheit nicht wenig störten. Die Beschwerden über die Lehren der Gesellschaft, welche, nach der Meinung sehr Vieler, der Rechtgläubigkeit und den guten Sitten widerstreiten, verbreiteten sich fast über die ganze Erde. Es entstanden dabei auch innerliche und äußerliche Uneinigkeiten, und es liefen häufige Klagen ein über ihre unersättliche Begierde nach irdischen Gütern. Da sich die Klagen wider gedachte Gesellschaft täglich stärker erhuben, und da sogar hin und wieder die gefahrvollsten Empörungen, Aufstände und Aergernisse ausbrachen, so wurde das Band der christlichen Liebe völlig zerrissen, die Herzen der Gläubigen zu Partheilichkeit, Haß und Feindschaft stark entzündet, und es kam endlich so weit, daß selbst diejenigen, deren Frömmigkeit und Großmuth gegen die Gesellschaft allgemein gerühmt wurde, nämlich unsere in Christo geliebtesten Söhne, die Könige von Frankreich, Spanien, Portugal und beider

Sicilien, sich genöthigt sahen, die Jesuiten aus ihren Staaten zu verbannen und auszustoßen, weil sie dieses für das einzige und nothwendige Mittel ansahen, zu verhindern, daß Christen im Schooße der heiligen Mutter, der Kirche, einander selbst reizten, angriffen und verwundeten ꝛc."" O! Clemens, der ein vortrefflicher Mensch und Christ war, konnte nicht anders, denn der Stimme der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Billigkeit in seinem edeln Herzen Gehör geben. Er hatte sich von dem Schaden überzeugt, welchen die Fortdauer der Gesellschaft Jesu in der Kirche stifte, seine strenge Redlichkeit und aufrichtige Demuth mußte die Schlupfwege der jesuitischen Sittenlehre und den geistlichen Hochmuth der Mitglieder dieser Gesellschaft verwerfen. Bei der Schlichtheit seines Sinnes und der Einfalt seines Herzens, sowie bei seiner ungeheuchelten Frömmigkeit, konnte er den Ausschweifungen und verderblichen Plänen des Jesuitismus in keiner Weise hold seyn. Er mußte, als der damalige Ordensgeneral Ricci, dem man den Vorschlag einer durchgreifenden Aenderung machte, die bekannte stolze Aeußerung gethan hatte: „Sint, ut sunt, aut non sint!"*) er mußte, sage ich, nach dieser Aeußerung zu dem letzten Mittel greifen und den Jesuitenorden förmlich aufheben. Aber siehe da! am **22.** September **1774** fiel Ganganelli als das Opfer eines schwarzen Verbrechens, der Vergiftung durch Jesuitenhand!

Und diesen Orden hat der angebliche Nachfolger Petri, Pius **VII.** wieder förmlich restituirt und in alle seine frühern Rechte und Privilegien eingesetzt! Dieser Akt spricht fürwahr für sich selbst. Möchten die Fürsten und Völker vor diesem Ungethüm in und außer dem Mönchsgewande sich hüten!

Th. — L.

32.

Blicke auf die neuesten kirchlichen Tagesereignisse.

Die kirchliche Bewegung ist bereits über ganz Deutschland verbreitet und wird immer allgemeiner und innerlich stärker. Welch ein Unterschied gegen den Zustand vor wenigen Jahren, wo man

*) „Sie (die Jesuiten) sollen fortbestehen so wie sie sind, oder lieber ganz aufhören."

sich um Religion und Kirche fast gar nichts kümmerte! Jetzt dagegen zeigt fast Jedermann die größte Theilnahme für die kirchlichen Fragen. Die allgemeine Stimme in ganz Deutschland will Licht und Freiheit in der Religion. Nachdem schon früher seit längerer Zeit der Kampf mehr im Stillen auf wissenschaftlichem Gebiete geführt worden, ist er zuerst in der katholischen Kirche, veranlaßt durch die Trierer Rockfahrt, in der Erscheinung des Deutschkatholicismus zum Ausbruch gekommen. Der Lärm, den diese neue Erscheinung anfangs machte, ist nun vorüber; der Glanz, welcher die Männer umgab, an deren Person dieselbe zunächst geknüpft war, ist zum Theil verschwunden, aber der Deutschkatholicismus steht nur um so fester noch da, denn er ist nicht an Personen gebunden, sondern er entwickelt sich nun aus sich selbst fort, und ob es auch nicht an Verirrungen in seinem Schooße fehlt, seien es ausartende Richtungen bei manchen seiner Stimmführer, oder Zwistigkeiten in einzelnen Gemeinden: wir sehen, daß die dem Deutschkatholicismus einwohnende gesunde Lebenskraft diese Mängel beseitigt und unschädlich macht, so daß er in seiner Gesammtheit weder auf Abwege geräth, noch auch daß seine weitere Ausbreitung dadurch Eintrag erlitte. Er wächst im Stillen fortwährend. Zu vielen anderen Gemeinden (bereits über 400) ist in neuester Zeit auch Hamburg hinzugekommen; an unserem Rhein, außer Worms und Mannheim, nebst Alzey und Kreuznach, nun auch noch Heidelberg, Oppenheim, Rüdesheim, Mainz und Bingen. In der bayerischen Pfalz steht freilich die deutschkatholische Gemeinde in Neustadt, nebst einigen Familien in Frankenthal und Grünstadt, noch sehr vereinzelt da; doch wird es auch hier nicht möglich seyn, auf die Länge der Zeit dem Geiste Einhalt zu thun.

In der protestantischen Kirche wird derselbe Kampf für Licht in der Religion und Freiheit in der Kirchenverfassung, in den verschiedenen deutschen Ländern, nach deren besondern Verhältnissen, in verschiedener Form gekämpft. In unserer bayerischen Pfalz steht der freien Religionsrichtung das Gesetz, die freisinnige Vereinigungsurkunde, zur Seite. Hier bedarf es weiter nichts, als daß die Protestanten sich den Spruch merken: „Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme!“ In Baden wird derselbe Kampf

unter ziemlich ähnlichen Verhältnissen gekämpft; dort ist zwar das Gesetz etwas weniger günstig, dagegen tritt aber dort die oberste Kirchenbehörde weniger schroff gegen die Freiheit der Geister auf. Jedoch, wo möglich noch fanatischer als bei uns scheint dort das Treiben der altgläubigen Partei zu seyn; insbesondere hat dieselbe in letzter Zeit ihren Zorn gegen den freisinnigen, allgemein bekannten und verehrten Pfarrer und Deputirten Zittel in Bahlingen, den Herausgeber des „Morgenboten" und des „Sonntagmorgens," gerichtet, und ganz so, wie sie es in der Pfalz gegen den Herausgeber dieser Blätter gethan, ihn bei seiner Gemeinde zu verdächtigen gesucht, was ihnen jedoch ebensowenig wie hier gelungen ist; doch gelang es ihnen, wie hier, denselben zu einer öffentlichen Vertheidigung *) zu nöthigen, in Folge welcher die Kirchenbehörde sich zu einer Untersuchung gegen ihn veranlaßt fand, ohne jedoch von vorneherein ihn zu suspendiren; auch ist zu erwarten, daß diese Untersuchung überhaupt keine weiteren Folgen haben werde.

Anders gestaltet sich der protestantische Freiheitskampf in dem größten deutschen protestantischen Lande, in Preußen. Dort besteht noch der Symbolzwang in gesetzlicher Kraft, und die Kirchenbehörden, wie die Staatsregierung treten der freien Bewegung meistens schroff entgegen; dagegen finden wir dort aber auch unter den Kämpfern für religiöse Freiheit am meisten Eifer, Muth und Entschiedenheit, vielleicht gerade in Folge des größeren und mehr und mehr unerträglich gewordenen Druckes. Insbesondere bemerken wir in Preußen mehr und wärmere Betheiligung der Gebildeten, auch der Beamten, an der kirchlichen Bewegung. Das dort geübte unnachgiebige System des kirchlichen Zwanges hat es unmöglich gemacht den Kampf innerhalb der Grenzen der Landeskirche fortzukämpfen, sondern hat zur Bildung von freien evangelischen Gemeinden genöthigt. Leider haben sich diese aber zum Theil durch den Kampf so weit treiben lassen, daß sie sich von dem eigentlich christlichen Boden zu entfernen scheinen. Wislicenus in Halle erklärt sich gegen die Beibehaltung der Taufe; das Gerücht, daß auch Rupp in Königsberg die Unterlassung der-

*) S. den ersten Artikel des Maiheftes: „Ueber die Bibel" rc.

selben für zulässig halte, hat sich nicht bestätigt; dagegen hat die freie Gemeinde in Nordhausen, unter dem Prediger Baltzer, ein Glaubensbekenntniß aufgestellt, welchem die Christlichkeit in keinem Stücke abgesprochen werden kann. Der erste und verdienstvollste unter den Vorkämpfern in Preußen, Uhlich in Magdeburg, der Haupturheber des Anfangs der kirchlichen Bewegung durch die „protestantischen Freunde," steht noch im Amte; doch ist er vielen Bedrückungen ausgesetzt, und wie es heißt, sogar mit der Gefahr naher Suspension, vielleicht selbst gänzlicher Amtsentsetzung bedroht. Eine Deputation von Frauen hat sich bei dem Präsidenten des Consistoriums für ihn verwendet, was großen Eindruck gemacht und auch günstige Folgen gehabt haben soll, demungeachtet schwebt die Gefahr noch immer über Uhlich's Haupt. Möge es Gott verhüten, daß dieser treue, fromme, ächt christliche Mann aus seinem Amte gestoßen und ebenfalls zur Bildung einer freien Gemeinde genöthigt werde.

Obgleich die preußische Regierung entschlossen zu seyn scheint, im Schooße der Kirche selbst streng an dem Bestehenden festzuhalten, so hat sie doch in neuester Zeit eine Verordnung in Ansehung der kirchlichen Verhältnisse erlassen, welche der kirchlichen Bewegung in so weit sehr günstig ist, als dadurch die Bildung von neuen Religionsgesellschaften durchaus freigegeben und diesen nicht blos Glaubens- und Gewissensfreiheit, sondern auch Bekenntnißfreiheit und das Recht öffentlichen Gottesdienst zu halten eingeräumt, so wie auch bestimmt wird, daß die Mitglieder solcher neuen Religionsgesellschaften in allen ihren bürgerlichen Rechten, Aemtern und Ehren bleiben sollen. Obgleich dieses Alles schon in den Verordnungen des preußischen Landrechtes gegründet ist, so verdient doch die Regierung den größten Dank, daß sie diesen Verordnungen jetzt auch wirkliche Gültigkeit verschafft. Desto mehr muß es befremden und betrüben, wenn Preußens König in seiner Rede, womit er dieser Tage die Versammlung der Reichsstände eröffnet hat, von der kirchlichen Bewegung redet, als von einem „entsetzlichen Bestreben, das Volk um sein heiligstes Kleinod zu betrügen: um den Glauben an seinen und unser Aller göttlichen Heiland, Herrn und König." Es ist ebenso unbegreiflich als betrübend, daß ein Fürst von ausgezeichneten Einsichten so befangen über ein Streben urtheilen kann,

bei welchem wohl da und dort Unlauteres mitunterlaufen mag, das aber doch unläugbar seinen Ursprung in den heiligsten Bedürfnissen des Geistes, des Herzens und des Gewissens hat. Doch in Gottes Namen! wie sehr man auch den heute sich allenthalben kund gebenden Drang nach weiterer und freierer religiöser und kirchlicher Entwicklung von Seiten Vieler, namentlich von Seiten der Regierenden, verkennen mag, so wollen wir, der Reinheit unseres Strebens uns bewußt, voll Gottvertrauen mit Uhlich sprechen: „Nun, Vernunftreligion, Denkglaube, nun bewähre dich! Begeistere deine Prediger, daß sie für die Wahrheit zeugen, auch wenn der Wanderstab in Aussicht steht, an welchem sie Amt und Haus verlassen sollen. Fache die Liebe in ihnen zur Gluth an, auf daß die Gemeinden sehen, sie können mehr als Worte machen. Du suchest, o Vernunftchristenthum, nicht den Stachel des Fanatismus, der Ausschließlichkeit, des Allein-selig-werdens, des Religionshasses, der sonst die Menschen spornte, für ihren Glauben zu kämpfen und zu leiden, denn du erkennest verschiedene Wege zur Seligkeit an, und machst die Gerechtigkeit gegen Andersglaubende zu deiner unerläßlichen Pflicht. Erfülle nun die Herzen der Deinen mit Festigkeit und Treue, daß sie, auch ohne Fanatismus, bei voller Besonnenheit und Milde, für eine klare Religion, für einen vernünftigen Gottesdienst, für die vernünftige Bildung ihrer Kinder, für das beste Erbe an die Nachkommen, kämpfen und nicht weichen, Opfer bringen und sich's nicht verdrießen lassen. Es wird ein neues Schauspiel seyn. Bisher ist, laut der Kirchengeschichte, im Großen noch für keine Glaubensfassung ohne Beimischung von Fanatismus, von Aberglauben, von dunklen und verdächtigen Lehren gestritten und gelitten worden. Es wird sich nun zeigen, ob der klare, besonnene, heitere Denkglaube auf dem Felde des Lebens (nicht blos auf papierenem Felde) muthig kämpfen, treulich ausharren, willig, wenn es seyn muß, leiden kann. Kann er's nicht, dann wird er fallen, dann war seine Zeit noch nicht gekommen. Aber — sie ist gekommen! Wann nicht alle Zeichen trügen, sie ist gekommen!" *)

Wie in Preußen die vorhin erwähnte Verordnung eine höchst

---

*) S. Morgenröthe, Februarheft, S. 77.

bedeutsame, erfreuliche und ohne Zweifel folgenreiche Erscheinung für die Sache der kirchlichen Freiheit ist, so hat auch ein gleich bedeutsames, erfreuliches und folgenreiches Ereigniß in neuester Zeit in Bayern stattgefunden, — der Fall des Ministeriums Abel. Wie viel Tausende von Herzen haben über dieses Ereigniß gejubelt! Wie viel Tausende, auf welchen vorher zentnerschwer das niederdrückende Bewußtseyn lag: in Bayern kann unter dieser Regierung nimmermehr eine freie religiöse Bewegung aufkommen, — siehe! — der Stein ist weggewälzt von des Grabes Thür. — Wer hätte es für möglich gehalten? Es ist ein Wunder vor unsern Augen! Siehe, das ist Gottes Hand! Gott, der Allmächtige hat es gethan, der die Herzen der Könige lenkt wie Wasserbäche! — Alles, was in Folge dieses Ereignisses seitdem noch stattgefunden hat, zeugt, und öffentliche inländische Blätter haben es schon laut ausgesprochen, daß des Königes Blick das Gewebe durchschaut hat, mit welchem eine jesuitische Partei das Land umstrickt hatte. Dies Gewebe ist nun Gottlob zerrissen. Wie viele Herzen athmen freier, wie viele Blicke schauen hoffnungsvoll in die Zukunft! — Wird dieses große, für ganz Bayerland so bedeutungsvolle Ereigniß, wird es auch für die protestantische Kirche, wird es namentlich auch für die vereinigte Kirche in der Pfalz folgenreich seyn, und darf jetzt gehofft werden, daß eine freiere Bewegung gestattet und den vielen Beschwerden abgeholfen werde, welche diese Kirche bisher führen mußte? Es darf mit Sicherheit gehofft werden! Unverständig wäre es zwar, zu erwarten, daß alle Wünsche fortan befriedigt werden würden; aber das ist mit Sicherheit zu erwarten, daß von nun an, wenn auch keine auffallenden Veränderungen, doch gewiß eine durchgreifend veränderte Art und Weise in der Verwaltung des Kirchenregimentes eintreten werde. Daß es darauf abgesehen ist, zeigt augenscheinlich die Errichtung eines besonderen Oberkirchenrathes. Hoffen wir, daß durch diese höchste Kirchenbehörde des Reiches gerechten Ansprüchen Befriedigung, gegründeten Beschwerden Abhülfe zu Theil werde, und anstatt der bisherigen kirchlichen Aufregung, Spannung und Unzufriedenheit, forthin Beruhigung, Versöhnung und Vertrauen im Lande eintrete. F.

33.
Literatur.

a) Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes. Predigt am 15. Sonntage nach Trin., den 20. Sept. 1846, nach der Rückkehr von der fünften Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins und mit Bezug auf dieselbe gehalten von C. W. A. Krause, Archidiaconus und Senior zu St. Bernhardin. Breslau, bei F. E. C. Leukart.

Der Herr Verfasser schickt seiner Predigt die Bemerkung voraus: „Die allgemeine Verstimmung gegen den evangelischen Verein der Gustav-Adolph-Stiftung, welche der Verfasser nach seiner Rückkehr von der fünften Hauptversammlung des Vereins in seiner Gemeinde und in Breslau überhaupt vorfand, in Folge deren bereits eine große Anzahl Mitglieder des Vereins ihren Austritt zu erklären beschlossen hatten, veranlaßte denselben, die nachstehende Predigt zu halten und gleichzeitig durch den Druck zu veröffentlichen. Möge ihre Absicht erreicht werden: dem evangelischen Liebesbunde die alten Freunde zu bewahren und neue zuzuführen.“ — Wer den Herrn Verfasser nicht weiter kennt, als daß er nur im Allgemeinen von ihm weiß, daß er ein freisinniger und denkglaubiger (rationalistischer) Geistlicher ist, wird nach dieser seiner Vorbemerkung vielleicht erwarten, daß die Predigt gegen die unprotestantische Ausschließung des Dr. Rupp aus der Generalversammlung des Gustav-Adolph-Vereins und gegen die heutigen Tages überhaupt so mannichfach'sich kundgebende unprotestantische Richtung im Schooße der protestant. Kirche recht scharf zu Felde ziehen werde. Zur Sprache wird dies allerdings gebracht und gebührender Weise; aber weit entfernt darauf auszugehen die gegnerische Richtung mit Bitterkeit zu befeinden, verliert der Herr Verfasser nicht aus dem Gesicht, daß die Predigt vor allem den Zweck haben soll, die Zuhörer zu erbauen, nie aber irgend Wen zu verletzen. Und diesem Zweck entspricht die Predigt durch und durch. Sie ist eine wahrhaftige Verkündigung des göttlichen Wortes, welches mit tief religiösem Gemüthe empfangen und ausgesprochen, das Gemüth des Hörers oder Lesers nicht anders als wahrhaft religiös berührt und erfaßt, und für das

Heilige und Göttliche erwärmt. Wir können uns nicht enthalten, einige größere Auszüge aus dieser vortrefflichen Predigt mitzutheilen, nicht blos in der Absicht, unser gefälltes Urtheil über dieselbe zu begründen, sondern noch mehr unsern lieben Lesern zur Erbauung und bleibenden Beherzigung. Auf die herrlichen Worte Jesu Matth. 6, 24—34 gegründet, beginnt die Predigt: „Höret es Geliebte! Ganz und ungetheilt will der Herr die Seinen haben! Er erklärt es für unmöglich, daß sie neben ihm noch einem Anderen dienen können. Nur das Eine sollen sie thun: Trachten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, nach dem, was vor Gott recht ist; darin ist ja alles Andere enthalten. Das ist also auch unsere Aufgabe, die Aufgabe eines Jeden, der mit der That und mit der Wahrheit ein Christ seyn will.“ Diesen Hauptgedanken behandelt nun die Predigt in zwei Theilen: 1) „Trachtet darnach, daß das Reich Gottes in euch wachse. Als Jesus einst von den Pharisäern gefragt wurde (Text): wann kommt das Reich Gottes? antwortete er ihnen und sprach: das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Man wird euch nicht sagen: Siehe hier oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch. Gleicherweise sagt Paulus: Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geist. Wer darinnen Christo dienet, der ist Gott gefällig und den Menschen werth. So ist es denn natürlich, daß wir zuerst darnach trachten müssen, daß das Reich Gottes in uns sei; fehlt es dort — wie vermöchten wir es denn außer uns zu bauen?“ — — „Es ist der vollkommene, heilige Gott, der Gott der Liebe, den Jesus uns offenbart, und das Trachten nach seinem Reiche zeigt sich zuerst als Trachten nach der eigenen Heiligung. Niemand kann zween Herren dienen. Wir können nicht der Sünde dienen und Gott; eins schließt das andere aus. In unserem Herzen zuvörderst muß Gott allein und unbeschränkt gebieten, dort muß sein Reich sich erbauen, dort muß er als der alleinige Herr gelten, dort muß es anerkannt werden, daß der Gehorsam gegen sein Gebot, die Selbstüberwindung um seines Wohlgefallens willen, die heiligste Pflicht ist, und zugleich die seligste Genugthuung darbietet. Es darf keine sündige Begier

in uns mehr geduldet werden, wir dürfen nicht mehr den Entschuldigungen und Beschönigungen Gehör geben, welche Eitelkeit und falsche Klugheit uns zuflüstern, wir dürfen uns nicht mehr damit begnügen, von groben und offenkundigen Sünden frei zu werden; nein, der tiefe Abscheu vor allem Bösen, die lebendigste Liebe zu allem, was wohllautet, was irgend ein Lob, irgend eine Tugend ist, muß unserm Herzen natürlich werden; dann reift es zur Heiligung, dann ist es nicht fern mehr von dem Reich Gottes. Nun blicket in euer Inneres, Geliebte, und erkennet, wie weit von dieser Höhe der Sittlichkeit wir noch entfernt sind." — — Erkennet wie oft die Menschen offenkundig den Willen Gottes, das Trachten nach der Heiligung verläugnen; wie gerade in unserer Zeit das Fragen nach zeitlichem Gewinn, nach eitlem Glanze, nach sinnlicher Lust bei so Vielen die Alleinherrschaft gewonnen hat; wie viele Erscheinungen der Unsittlichkeit und Unredlichkeit noch immer unsere öffentlichen Zustände beflecken, und fraget euch, ob es nicht noth thut, daß der Heiland uns und der Welt fort und fort zurufe: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes! ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon!" — — „Auf solche Grundlage der Heiligung der Herzen erbauet sich dann weiter das Reich Jesu Christi, welches das Gottesreich ist, als ein Reich der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe. Wo der Geist die Macht des ungöttlichen Wesens umnebelt, da vermag er nicht die Wahrheit vom Herrn zu durchdringen; wo das Herz in den Sclavenfesseln der Sünde gefangen liegt, da kann es zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes sich nicht erheben; da herrscht noch die Selbstsucht, da findet die wahre christliche Liebe noch keine Stätte. Darum muß der Mensch zuerst sich aus den Banden des niedern, irdischen, sinnlichen, sündigen Wesens losreißen, bevor er den heiligen Geist in sich aufnehmen kann, der von dem Herrn kommend, ihn dann in alle Wahrheit leitet. Durch ihn wird er aber dann erkennen lernen den ewigen Vater im Himmel und seinen Gesandten, Jesum Christum; durch ihn wird er sich fühlen lernen als ein Kind Gottes, geleitet und gesegnet von der ewigen Liebe, berufen zur Unsterblichkeit und zum Aufstreben zur Gottähnlichkeit. Es wird diese Erkenntniß der Wahrheit an ihn kommen nicht aus dem Zwange

des Wortes, nicht im Gewande einer von außen her ihm aufgedrungenen Lehrformel, sondern in Freiheit wird er sich hingeben dem Geiste Jesu Christi, wird in ihm, und durch ihn in alle Wahrheit hineinwachsen. Darum wird er denn auch nicht mehr im Geiste der Furcht vor dem drohenden Gesetze, sondern in freier Hingebung, aus Liebe, aus selbsteignem, gottgewecktten Triebe den Willen thun seines Vaters im Himmel, und das Eine, was das Evangelium von allen seinen Bekennern verlangt: Gott zu lieben über alles und den Nächsten wie sich selbst — wird ihm dann nicht mehr ein Gebot, sondern ein Bedürfniß des Herzens seyn." — „Fühlt ihr nun, Christen, wie dringend es noth thut, daß der Ruf des Herrn: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes! von uns fort und fort und besonders in unserer Zeit beachtet werde? In unserer Zeit, wo man sich mehr und mehr wieder daran gewöhnt, auf die Frage: Was ist Wahrheit in dem Reiche Gottes? den Fragenden nicht auf den ewig reichen Geist, nicht auf das Wort vom Herrn, sondern auf gewisse von Menschen zusammengesetzte, vergelbte Formeln zu verweisen? wo statt der Freiheit des Geistes, vielfach der Zwang der Worte wieder herrschen soll? wo man mit dem Munde die Gerechtigkeit, welche ohne des Gesetzes Werke aus dem Glauben kommt, rühmend, doch den Glauben selbst zu einem Gesetze machen will? wo die geistige Freiheit noch so wenig Anerkennung gefunden hat, daß man dem in der Form des Glaubens, ja dem nur in der Form der äußerlichen Gemeinschaft Abweichenden das: Weiche von uns! zuzurufen sich nicht scheut? wo die Liebe, welche nach des Apostels Ausspruch größer ist als der Glaube, im vermeintlichen Eifer für den Glauben zu Grunde geht?" — Im zweiten sagt der Redner: „Das Reich Gottes zeigt sich uns aber auch sichtbar, 2) als christliche Gemeinschaft, als Kirche, und auch in Bezug auf diese gilt der Ruf des Herrn: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes. — Der Geist des Christenthums ist wesentlich Gemeingeist. Nur in Gemeinschaft mit seinen Brüdern kann der Mensch seiner zeitlichen, seiner ewigen Bestimmung näher kommen." — — „Die Bildung der Kirche war eine aus dem Geiste des Christenthums hervorgehende, eine sittliche Nothwendigkeit, sie gab dem Evangelium die feste Gestalt, in welcher es die Stürme der nachfolgenden Zeit

überdauern und überwinden konnte; sie gab dem Einzelnen den nöthigen Anhalt. Denn sinnliche Menschen, wie wir sind, bedürfen wir auch der sinnlichen Anregung, der äußerlichen, religiösen Gemeinschaft, der gemeinsamen Gottesverehrung, der Predigt des Evangeliums, der geheiligten Sakramente, damit wir unserer Einheit in dem Herrn, seiner Forderungen und Verheißungen uns stets lebendig bewußt bleiben. Dies alles uns darzubieten ist die Aufgabe der Kirche; sie soll den Geist des Herrn in seiner Gemeinde lebendig erhalten; in ihr dagegen muß, soll sie wirklich dies Ziel erreichen, der Geist des Herrn seine wirkliche Gestalt finden. — Doch alles Menschliche ist unvollkommen; die Kirche ist es auch. Daß sich die Verirrungen des menschlichen Geistes in dem Suchen nach der christlichen in ihr wiederspiegelten, kann ihr nicht zum Vorwurfe gereichen; wohl aber, daß sie die Ergebnisse dieses Suchens, wie sie in den verschiedenen Zeiten sich herausstellten, für die schon gefundene völlige Wahrheit ausgab, daß sie dieselben als für immer geltend festsetzte, ihnen und sich Untrüglichkeit zuschrieb, ihre Anerkennung mit äußerer Gewalt erzwingen wollte; daß sie der Zukunft Fesseln anlegte, daß sie es verkannte: sie müsse dem menschlichen Geiste in dem Suchen nach der göttlichen Wahrheit folgen, sie müsse gleich ihm eine stetig fortschreitende seyn. Durch diese Verkennung war denn nun der nach Wahrheit forschende Geist auf den Kampf angewiesen, und der erste große glorreiche Sieg in diesem Kampfe, der die früher geschmiedeten Fesseln zerbrach und dem Geiste sein unverjährbares Recht wiedergab, war die herrliche Reformation. Ihr entstammt die Kirche, zu der wir uns bekennen, in welcher, wie oft sie sich auch dazu hinneigte, oder dazu hingedrängt wurde, den Grundsatz der Geistesfreiheit zu verläugnen, doch der Geist des Herrn immer wieder, insonderheit in neuester Zeit, lebendig geworden ist; von der — wenn wir auch weit davon entfernt sind, ihr eine Untrüglichkeit zuzusprechen, — wir aber doch rühmen, daß der Geist des Herrn in ihr den entsprechendsten Ausdruck gefunden hat, und zwar darum, weil sie mit Verwerfung aller menschlichen Satzungen, das Wort und den Geist des Herrn als die alleinige Quelle aller christlichen Wahrheit, und ihren Beruf zu fortschreitender Erkenntniß desselben anerkannt hat. — Das ist

unsere theuere evangelische Kirche, und wenn wir den Ruf vernehmen: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so legt er uns zugleich die Mahnung an das Herz: Trachtet darnach, daß sie erhalten werde in ihrer grundsätzlichen Freiheit, in ihrer inneren Unabhängigkeit von menschlicher Gewalt; daß ihr äußerer Ausbau fortschreite, daß bei demselben Wort und Geist des Herrn und seiner Apostel allein maßgebend sei, und daß sie für alle Zeit ein Hort evangelischer Wahrheit und Freiheit bleibe. — Aber ach, Geliebte, es gibt viele evangelische Christen, die an diesem Bau ihrer Kirche sich sehr wenig oder gar nicht betheiligen; denen in träger Gleichgültigkeit die bequeme Ruhe mehr gilt, als das Wachsthum des Reiches Gottes in derselben; die, weil ihnen ihr gegenwärtiger Zustand nicht zusagt, viel eher geneigt sind, sich ihrer Gemeinschaft ganz zu entziehen, als an ihrer Vervollkommnung mitzuarbeiten. Das ist unrecht! Die evangelische Kirche hat auf eine große Vergangenheit zurückzublicken; der segensreiche Einfluß, den sie auf alle Verhältnisse des Menschengeschlechtes geübt hat, ist auf jedem Blatte der Geschichte erkennbar. Sie hat eine nicht weniger große Zukunft vor sich, wenn sie ihren Grundsätzen treu bleibt. Dafür, daß dieses geschehe, haben wir zu sorgen, nicht aber ihre Fahne zu verlassen. Zu ihrem Fortbau sollen sich alle guten Kräfte vereinigen! Der Apostel ermahnt uns: **Trachtet darnach, daß ihr die Gemeine bessert!** Das ist ein Theil des Trachtens nach dem Reiche Gottes, zu welchem uns der Heiland gleichmäßig verpflichtet." — Die Rede lenkt sich nun noch insbesondere auf den Gustav-Adolphs-Verein, auf den schönen Zweck desselben, sowohl dürftigen evangelischen Gemeinden hülfreiche Unterstützung zu verschaffen, als auch um die evangelischen Christen ein schönes Band der Liebe zu schlingen, und auf die allgemeine freudige Theilnahme, welches dieses schöne Werk gefunden. — „Und wie ist das in Kurzem so anders geworden! Zurückgekehrt von der Versammlung des Vereins, wohin ich von hier aus entsendet war, finde ich eine allgemeine Mißstimmung vor gegen das Werk, welches vor wenig Wochen noch unser Stolz und unsere Freude war. Viele haben ihren Rücktritt von demselben schon erklärt, Mehrere noch sind im Begriff es zu thun. — — Freunde! Haltet ein! Be-

denket, was ihr thut! Bedenket das Wort des Meisters: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes. Nein, es darf nicht geschehen, daß wir das Gott gesegnete Werk sollten aufgeben um der Verblendung, um der Schwachheit der Menschen willen. Auch mich sehet ihr zurückkehren, über das, was in jenen Tagen geschehen ist, und was ihr aus den öffentlichen Blättern kennt, erfüllt mit tiefer Betrübniß, die nur wenig durch das Bewußtseyn gemildert wird, daß ich von meiner Seite gekämpft mit aller Kraft, um das Geschehene zu verhindern; auch ich muß zugeben: Ja, des Gustav-Adolph-Vereins schönster Vorzug ist dort in bedauerlicher Weise verkannt worden; man hat dort die evangelische Kirche nicht anders, als in engen Landesgrenzen zur Erscheinung kommend, denken wollen; man hat den Meinungsstreit in den Liebesbund hineingezogen; es sind Rechte verletzt worden, Rechte von Personen, von Vereinen, von großen Gedanken und geschichtlichen Erscheinungen. Doch, Geliebte, mag das seyn, das ist zwar thatsächlich, aber nicht grundsätzlich und nicht ohne sehr bedeutenden Widerspruch geschehen; der große Gedanke der Gustav-Adolph-Stiftung konnte einmal verkannt werden, er ist aber kein anderer geworden; — es ist kein Schade geschehen, der nicht wieder gut zu machen stünde — und dann: die Rechte unserer nothleidenden Brüder auf unsere Liebe, auf unsere Hülfe, sie bestehen in voller Kraft. Sollen wir diese verkennen, weil Andere gefehlt? Nein, meine Christen, wir dürfen uns nicht von dem Gustav-Adolphs-Werke trennen, und es dadurch zur Parteisache werden lassen; wir müssen mit um so größerem Eifer uns desselben annehmen; wir müssen suchen die Wunde zu heilen, die Scharte auszuwetzen." u. s. w.

Wir schließen die Anzeige dieser vortrefflichen Predigt mit zwei Betrachtungen. Erstens legt die Predigt, wie so manche andere, ein schönes, vollgültiges Zeugniß ab, wie so ungegründet der beliebte und unaufhörlich wiederholte Vorwurf ist, daß der Denkglaube nur negire, nur niederreiße, aber keine Kraft habe aufzubauen und die Herzen für das Heilige und Göttliche zu erwärmen.

Wer die Weihe eines ächt religiösen Geistes in dieser Predigt verkennen kann, dem hat die Befangenheit in dem Buchstaben der

todten Satzung das Gefühl für das Göttliche selbst ertödet, der hat von dem Wesen des heiligen Geistes keine Ahnung. — Zweitens. Der aus Verkennung des innersten Wesens des Protestantismus hervorgegangene Mißgriff der Ausschließung des Dr. Rupp, ist, obwohl er zuerst Tausende mit Betrübniß und Schrecken erfüllt hat, Anlaß geworden zu einem anderen höchst erfreulichen Zeugniß wider die triumphirenden Gegner der protestantischen Glaubensfreiheit. Während sie schon lange sich bemühen, sich und die Welt glauben zu machen, ihre Sache erringe einen Sieg um den anderen, so haben sie hier durch die allgemeine tausendfältige Stimme, welche sich aus allen Gegenden Deutschlands gegen dieses moderne Ketzergericht auf's Entschiedenste erhob, eine Niederlage erlitten, wie seit Menschengedenken noch keine erlebt worden ist, und worin zugleich die sicherste Bürgschaft liegt, daß das allgemeine Bewußtseyn unserer Zeit bereits entschieden hat, welche Richtung und Gestalt Religion und Kirche in der Zukunft annehmen werden; nämlich jedenfalls eine solche, welche dem Verketzerungsgeiste hoffentlich für immer ein Ende machen wird. Wer aber etwa die von uns hier gebrauchten Ausdrücke „Verketzerungsgeist“ und „Ketzergericht“ zu hart finden sollte, der wolle nur sowohl Wort als Sache bedenken. Das Wort „Ketzer“ bedeutet nämlich nichts anderes, als Einen, der aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen werden muß. Was haben aber Diejenigen, welche für die Ausschließung Rupp's aus der Generalversammlung des Gustav-Adolph-Vereins, oder was dasselbe ist, aus dem G.-A.-V. überhaupt, damit anders gethan, als ihn für Einen erklärt, mit welchem man in keiner kirchlichen Gemeinschaft mehr stehen wolle? Und dies heißt wiederum nichts anders, als Einen für einen Unchristen erklären; denn dürfte ein Christ einem Anderen, welchen er auch noch für einen Christen hält, die Gemeinschaft aufkündigen? Man drehe die Sache, wie man will, so wird sie, beim Lichte besehen, nie einen anderen Sinn haben, als diesen, wenn auch Manche von denen, welche gegen Rupp gestimmt haben, sich dieser Consequenzen nicht in ihrer ganzen Schärfe bewußt waren. Sicher aber waren sie sich auch nicht bewußt, weß Christen sich bewußt seyn sollen, nämlich daß Christus selbst gesagt hat: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinaus stoßen.“

(Joh. 6, 37.) Wen aber der Herr und Meister nicht hinausstoßen will, den dürfen auch dessen Jünger nicht hinausstoßen wollen. F.

---

b) Ueber die Nichtannahme des Königsberger Deputirten D. Rupp, auf der Berliner Generalversammlung des Gustav-Adolph-Vereins. Erörterungen von D. F. Lücke und D. C. Ullmann. Hamburg bei F. Perthes 1847, Preis 42 kr.

Viel ist schon für diese Sache für und wider geschrieben worden; indessen war Berichterstatter namentlich auf die hier in Rede stehende Schrift gespannt; denn die Herren Verfasser gehören beide keiner schroffen und extremen Richtung an, namentlich ist D. Ullmann dafür bekannt, daß er gerne mild und vermittelnd auftritt. Wenn Andere, welche der starren verdammungssüchtigen Orthodoxie z. B. eines Hengstenberg huldigen, wenn solche in Rupp einen verdammungswürdigen Ungläubigen erblickten, mit welchem man keine Gemeinschaft haben könne, so war das nicht im Geringsten zu verwundern; aber Männer, die stets mild, vermittelnd und versöhnend sich zwischen die schroffen Gegensätze der Parteien stellen wollen, was mögen sie für eine Ansicht über die Sache gehabt haben, da auch sie sich bewogen fanden, für die Ausschließung des D. Rupp zu stimmen? Leidenschaftliche Parteisucht war es bei ihnen gewiß nicht; Gründe mußten sie gewiß für dieses ihr Verhalten haben. Wie? Sollte die Ausschließung Rupp's vielleicht doch in einem anderen Lichte betrachtet werden müssen, und am Ende vielleicht ja als gerechtfertigt erscheinen, während wir dieselbe bisher, trotz allem dem, was seine Gegner vorgebracht haben, für eine unevangelische und unchristliche That anzusehen gewohnt waren? So dachten wir. Wir müssen uns also mit den Gründen der Herren DD. Lücke und Ullmann bekannt machen. Wir thaten dies; wir lasen deren Schrift, und müssen nun sagen: Ja, allerdings haben die Herren L. und U. nicht aus Fanatismus oder Parteisucht gegen Rupp gestimmt, allerdings haben sie Gründe gehabt, Gründe, welche allerdings in's Gewicht zu fallen scheinen, die aber dennoch unsere ursprüngliche Ansicht über die Sache keineswegs umgestoßen, sondern uns vielmehr recht stark fühlbar gemacht

haben, welch ein großes Uebel schon längst in die evangelische Kirche eingedrungen sei und an ihrem Lebensmark zehre: daß sie den eigentlich evangelisch-protestantischen Standpunkt so weit verlassen oder mindestens vergessen habe, daß sie unvermeidlich zu einer starren Ausschließlichkeit, wie die der katholischen Kirche hingeführt wird, wenn sie nur eben so consequent, wie diese, den einmal aufgestellten Grundsatz der Geltung kirchlicher Satzungen festhalten und sowohl theoretisch verfolgen, als bei vorkommenden Fällen praktisch streng anwendbar machen will.

D. Lücke's Abhandlung steht voran. S. 10 behauptet L., die evangelische Kirche Preußens habe „weder den D. Rupp noch seine freie Gemeinde in einer Art Excommunikationsgewalt von sich gestoßen, sondern beide haben sich in leidenschaftlicher Aufregung gegen die bestehende kirchliche Ordnung von derselben mehr losgesagt.“ Es ist wahr, man hat den D. Rupp nicht förmlich aus der Kirche hinausgestoßen, aber man hat ihm sein Amt entrissen; und warum? weil er öffentlich erklärt hat, daß er sich nicht zu den starren Lehrsätzen eines alten Symboles bekennen könne, welches bereits in dem Glaubensbewußtseyn der allermeisten Christen schon längst nicht mehr lebt, und daß er dessen Festhalten in der Kirche als ein großes Uebel ansehe. War dies etwas Unevangelisches? Wir denken vielmehr, es war sehr evangelisch! Rupp verwirft nicht das Evangelium, er nimmt das Wort Gottes in demselben an, er beruft sich auf dasselbe, gegenüber der Menschensatzung des Symbols; das ist ganz evangelisch, denn gerade dies war es, was auch die Reformatoren gegenüber den Menschensatzungen des Pabstthums gethan haben. Drum sagt auch D. Lücke: „So lange diese Gemeinde und ihr Führer Rupp die Principien der evangelischen Kirche nicht geradezu verläugnen, wird man sie zur evangelischen Kirche im weitesten Sinne rechnen können, aber doch nur als eine Secte oder Separatistengemeinde.“ Wir fragen aber: ist nicht gerade dies etwas Jammervolles und durch und durch Unevangelisches, daß man einen Mann und eine Gemeinde, die in ihrem Glauben offenbar noch auf dem Grund und Boden der evangelischen Kirche stehen, dennoch wieder, wegen ihres Glaubens, nicht als wirkliche, eigentliche und vollberechtigte Glieder dieser

Kirche gelten lassen will; daß man sie auf der einen Seite für evangelisch, auf der andern aber wieder für nicht evangelisch erklären zu müssen meint? Das ist ein schlimmes Zeichen, ein Zeichen, daß die bestehende evangelische Kirche nicht rein evangelisch ist, daß sie in ein un- und wider-evangelisches Wesen zurückgefallen ist, wo nicht mehr die freie Bewegung innerhalb der Grenzen des Evangeliums gestattet ist, sondern die Geister wieder in ähnliche Schranken und Umzäunungen gebannt seyn sollen, wie es in der römischen Kirche vorher war und noch ist, ungeachtet der Apostel Paulus gesagt hat: „So bestehet nun in der Freiheit, womit euch Christus befreiet hat, und lasset euch nicht wieder in das knechtische Joch fangen." — S. 12 sagt D. L.: Es verdient bemerkt zu werden, daß ebensoviele Rationalisten als Supranaturalisten gegen Rupp entschieden haben," und darum „ist es eine leere Verläumdung, wenn man die Entscheidung der Majorität als ein Glaubensgericht einer besonderen theologischen Partei ausschreit." Darauf sagen wir: Das ist eben die schwere Noth in der evangelischen Kirche, daß das Symbolthum und Kirchenthum so tief in diese Kirche, wider deren innerste Natur, eingedrungen ist, daß das, was ihr Geist und ihr Grundcharakter ist, oft sogar Denjenigen aus dem Bewußtseyn entschwindet, welche mit dem Inhalt jener Symbol- und Kirchen-Satzungen nicht einverstanden sind. In dieser Beziehung müßte also die Ausschließung Rupp's freilich nicht als ein Glaubensgericht, sondern als ein Kirchengericht angesehen werden. Aber eine sonderbare und traurige Sache, wenn man ausspricht: obgleich wir noch eine Glaubensgemeinschaft zwischen euch und uns anerkennen, so kann doch keine Kirchengemeinschaft zwischen uns stattfinden, und D. Rupp hat Recht, wenn er sagt, er sei in Berlin nicht sowohl der religiösen Intoleranz, die doch noch etwas Religiöses gewesen wäre, als vielmehr der kirchlich-diplomatischen Theologie unterlegen. Wenn aber D. Lücke so unwillig darüber ist, daß man jene That als ein Glaubensgericht „ausgeschrieen" habe, so kann man ihm zugeben, daß allerdings dabei geschrieen und leidenschaftlich geeifert worden ist, und dies wollen wir nicht gutheißen, aber doch zu bedenken geben, daß es kein Wunder war, wenn viele tausend Stimmen in Deutschland einen

Schrei des Unwillens und der Entrüstung über Rupp's Ausschließung ausstießen; denn in der Verstoßung Rupp's sah man eine Glaubensrichtung verstoßen und für rechtlos in der evangelischen Kirche erklärt, welche heut zu Tage wohl die Glaubensrichtung der Allermeisten ist. Mit Rupp sah ein Jeder, der ähnliche Ueberzeugungen hat wie er, sich mit ihm für einen in der evangelischen Kirche eigentlich nicht Berechtigten, für einen Ungläubigen, für einen Unchristen erklärt. Mache man die Sache rund, wie man will, sie ist doch nicht anders. — S. 15 wird Rupp der Vorwurf gemacht, daß er nicht freiwillig zurückgetreten sei, worum man ihn doch so sehr gebeten habe, und daß er damit den Verein genöthigt habe, sich über diese mißliche Frage auszusprechen, und so diesen ganzen Streit unvermeidlich hervorzurufen, ja den ganzen Bestand des Gustav-Adolph-Vereines in die größte Gefahr zu bringen, — so sagen wir: Rupp durfte nicht zurücktreten; es mußte zur Entscheidung gebracht werden, ob auch ein freier, die evangelische Kirche Deutschlands gewissermaßen repräsentirender Verein, über Christlichkeit und evangelische Berechtigung ebenso urtheile, wie die Kirchenbehörden. Dies zur Entscheidung zu bringen ist überhaupt für unsere Zeit das Wichtigste; denn das höchste Appellationsgericht in der evangelischen Kirche sind nicht die Kirchenbehörden, sondern ist die Kirche selbst, und da man ihr keine ordentlichen Kirchenversammlungen gibt, so muß die öffentliche Stimme in der Kirche entscheiden. Es mußte daher auch bei Rupp's Sache auf die Entscheidung gedrungen werden, selbst auf die Gefahr hin, daß der ganze Gustav-Adolph-Verein darüber zu Grunde gehe. Oder was wollet ihr? Um was geht es euch? Blos um das Geld? Wozu ist dies Geld bestimmt? Ihr saget, zu einem heiligen Zweck der Liebe, „die edelmüthig entsagende Liebe war darum in diesem Augenblick auch die einzige Pflicht des D. Rupp gegen den Verein.“ (S. 15.) Aber mit Geld baut man blos Kirchen von Stein; wenn aber in diesen Kirchen nicht der Geist der Liebe gepflegt werden soll, wenn man in der evangelischen Kirche die evangelische Liebe so weit vergißt, daß man Diejenigen nicht mehr darin dulden will, welche gegen die oder jene Menschensatzung protestiren: dann, gestehen wir, halten wir für weggeworfen alles Geld, welches man gibt, um Kirchen von Stein zu bauen, oder

was gleichviel ist, von Holz, Heu und Stoppeln (1. Cor. 3, 12.) Aber D. Lücke wird uns den Vorwurf machen, daß wir ebenfalls zu Denen gehören, welche, wie er S. 28 sagt, „eine kirchliche Pöbelherrschaft" und „mit Auflösung und Entmächtigung der kirchlichen Autoritäten, jene abstracte und auf den Winden und Wolken reitende allgemeine freie evangelische Kirche darstellen wollen." Wir gestehen, wir fühlten uns sehr geneigt, dem Herrn D. Lücke hierauf hart und bitter zu erwidern; denn es empört uns im Innersten, wenn man mit so kaltem, schnödem Hohn über eine Sache sprechen kann, die Jedem, dem das Reich Gottes und das Näherkommen der Zeit der Einigung der Christen zu „einer Heerde unter einem Hirten" am Herzen liegt, ein heiliger und theuerer Wunsch ist, nach dessen Erfüllung eine christliche Seele sich sehnen soll mit heißer Sehnsucht, ja mit Weinen, daß das Reich Gottes nicht kommen will. Aber da setzen sich diese Herren, beati possidentes, behaglich in ihren Lehnstuhl, zufrieden, daß sie das Reich inne haben, doppelt zufrieden, daß auch ihre Theologie mit der kirchlich berechtigten sich so ziemlich in Einklang bringen läßt; alle Jene aber, denen das Herz blutet, weil sie sehen, wie die Heerde Jesu Christi verschmachtet, weil sie auf eine dürre Weide geführt und zurückgeschreckt wird von dem Quell des lebendigen Wassers, weil man denselben mit Dornen und Disteln umzäunt, — und die nun diese Dornen und Disteln wegzuräumen suchen, ob auch Hände und Angesicht darüber blutig verwundet werden, alle Diese sieht man dann gerne als Solche an, welche in „reizbarem Uebermuth und Leichtsinn sich von dem Kirchenregimente bei irgend welcher Widersetzlichkeit gegen seine Ordnungen lossagen" und beschuldigt sie einer „prickelnden Eitelkeit, aus Veranlassung irgend einer Zwistigkeit mit der kirchlichen Behörde schnell, wie über Nacht, freie Volksgemeinden, Kirchen, zu stiften." Zwingt man nicht in Preußen dazu? Der fromme Uhlich hat sich wahrlich nicht beeilt, über Nacht eine freie Gemeinde zu stiften; aber wenn denn nun über kurz oder lang das Kirchenregiment ihn von seinem Amte entsetzt, wozu es schon lange Lust hat, was soll er dann machen? Hingehen, und den protestantischen Päbsten sich demüthig zu Füßen legen, und als halbgeduldetes Glied der Kirche auf seine möglichst baldige Bekeh-

rung warten? Nein, wie das Pabstthum es zu verantworten hat, daß im sechszehnten Jahrhundert ein Riß in die Kirche kam, so wird auch das protestantisch-hierarchische Kirchenregiment ganz allein es zu verantworten haben, wenn in der evangelischen Kirche ebenfalls Risse entstehen. Nicht allenthalben steht das Vernunftchristenthum auf einem so gesetzlich beschützten Boden, nicht überall hat es ein so gutes Bollwerk, wie etwa in der vereinigten Kirche der Pfalz, wo man nicht Ursache hat, sich erst einen anderen freieren Standpunkt zu suchen, sondern aus der bereits in Besitz habenden festen Burg heraus die Anläufe der Gegner abschlagen kann, — da kann wohl Einer fallen, oder Etliche, aber erobert kann die Festung nicht werden, es sei denn, daß Alle darin Feige wären und sich zur Kapitulation verstünden. Aber so steht es nicht überall, ja kaum irgendwo sonst außer der Pfalz. — S. 30 nennt Lücke den tausendstimmigen Sturm, der wegen Rupp's Ausschließung durch ganz Deutschland brauste, „einen Sieg des leidenschaftlichen Vorurtheils, der Unklarheit und Verwirrung der Begriffe über Kirche und freie Vereine." Es scheint, der Herr Professor blickt mit großer Verachtung auf die öffentliche Stimme herab, und fühlt nicht, welch ein entehrendes Urtheil er über das protestantische Deutschland hiermit ausspricht, fühlt auch nicht, daß nur das Bewußtseyn, ein heiliges Gut sei mit Gefahr bedroht, es war, nur es es seyn konnte, was jenen vieltausendstimmigen Schrei des Unwillens in allen Gauen Deutschlands so gleichmäßig hervorzurufen vermochte. Doch das thut nichts; denn zum Glück sind es nicht die Professoren, sondern es ist die allgemeine Volksstimme, durch welche der Geist der Zeit ausgesprochen, und dessen fernerer Entwickelung ihre Richtung gegeben wird. Dies sagt sich auch der Herr Professor L. selbst, indem er gleich darauf hinzufügt: „Indessen wird die Bewegung in der einmal herrschend gewordenen Richtung durch ganz Deutschland gehen; die Ruhigen, Besonnenen, die Kenner der Sache werden vorerst in der Minorität bleiben." O ihr Ruhigen, die nichts aus ihrer Ruhe bringen kann, o ihr Besonnenen, die ihr euch stets nur besinnen und nie handeln wollet, o ihr stolzen Kenner der Sache, die ihr vor lauter leidiger Kenntniß der Sache die Sache selbst aus dem Herzen verlieret! — „Schweigen auch noch jetzt die Einsichtigen

und Gerechten," heißt es Seite **31** — (also nur Einsichtslose und Ungerechte haben bis jetzt geredet?) — „es wird eine Zeit kommen, wo der Nation und dem Vereine die Augen darüber aufgehen werden, auf welcher Seite die wahre Schuld liegt? Ja, diese Zeit wird kommen, es dünkt uns, sie sei schon gekommen.

Von S. **33** an ergreift **D. Ullmann** das Wort. Sein Urtheil über die Sache ist im Ganzen dasselbe, doch stößt man nicht auf so herbe Ansichten über die Sache, wie bei Lücke. S. **40** heißt es: „Die Streitfrage bezog sich nun und nimmermehr auf den Glauben, die theologische Denkart, die Dogmatik Rupp's, sondern rein auf seine kirchliche Stellung. Die persönlichen Ueberzeugungen Rupp's kenne ich selbst nicht genau genug, um darüber ein authentisches Urtheil zu fällen, aber daran zweifle ich keinen Augenblick: der Theologe Rupp konnte unbedenklich im Gustav-Adolph-Verein einen Platz einnehmen" ... „Die Frage selbst aber war einfach die: kann ein Solcher, der eingestandenermaßen aus dem Verbande der zu Recht bestehenden evangelischen Kirche, respective Landeskirche ausgetreten und nicht in eine zur Zeit auch gesetzlich anerkannte evangelisch-protestantische Gemeinschaft eingetreten ist, vollberechtigtes Mitglied des Gustav-Adolph-Vereins und insbesondere Deputirter desselben auf seiner Generalversammlung seyn. Und auf diese Frage muß ich in ruhiger und sicherer Ueberzeugung mit Nein antworten." Wir aber sagen auch hier wieder: das ist eben die schwere Noth in der evangelischen Kirche, daß sie oder vielmehr ihre hierarchischen Behörden einen Geistlichen nicht in seinem Amte dulden zu dürfen glauben, obwohl man eingestehen muß, daß er in seinem Glauben allerdings noch auf dem evangelischen Boden stehe, und wenn denn nun dieser, mit seiner Gemeinde, um ihre evangelische Freiheit aus solcher Glaubensbeherrschung zu retten, sich von dem Kirchenregimente oder auch etwa von der Landeskirche, keineswegs aber von der evangelischen Kirche überhaupt lossagen, gehören sie dann der evangelischen Kirche nicht mehr an? Und wenn sie ihr noch angehören, darf sie dann ein freier evangelischer Verein von sich zurückweisen, und dadurch jene in den evangelischen Landeskirchen eingeschlichene unevangelische Verkehrtheit mit dem Ansehen seiner Stimme, welche die evangelische Kirche, weil durch

freie Wahl aus ihr hervorgegangen, repräsentirt, gleichsam sanctioniren? Und wenn ihr immer und ewig nur von der „zu Recht bestehenden," weil „gesetzlich anerkannten," evangelischen Kirche redet, und auf dieses Zu-Recht-Bestehen pochet, so besinnet euch doch um Gottes willen, was das heißen soll? Ihr achtet also als zu Recht bestehende evangelische Kirchen nur die, welche die weltliche Gewalt, Kaiser und Reich, durch das Schwert gezwungen, im Westphälischen Frieden anno 1648 gesetzlich anerkannt haben; aber die dem Geiste nach ebenfalls evangelisch berechtigt sind, wie ihr nicht läugnen könnet, erkläret ihr dennoch nicht für zu Recht bestehend, einestheils weil sie nicht „gesetzlich anerkannt" sind, und anderntheils weil sie in irgend einem Punkte von der Form jener im erblichen Besitzstand des „Rechts" befindlichen Kirchen abweichen! Also ihr wollet der durch die protestantisch-evangelisch berechtigte freie Forschung nothwendig sich ergebenden Verschiedenheit in Glaubensmeinungen durchaus keinen Raum in euerem Hause gestatten, — bis — — etwa auch diese sich ihr „Recht" erst wieder mit dem Schwert erkämpft haben wird?! — Herr D. U. sagt S. 42: Der Gustav-Adolph-Verein strebe, wie schon seine Statuten sagen, nach Einigung. Wie in aller Welt aber will man denn dies verstanden wissen? Kann jemals eine Einigung angebahnt werden, wenn man nicht weitherzig Jeden als evangelischen Glaubensbruder anerkennt, welcher nicht schlechthin sich auf einen unevangelischen Standpunkt stellt? Oder versteht man unter dieser Einigung nichts weiter, als daß die verschiedenen bereits „gesetzlich zu Recht bestehenden" evangelischen Landeskirchen sich gegenseitig bekomplimentiren und über ihre unter sich bestehende Verschiedenheit cavalièrement hinwegsehen sollen, weil sie dann doch wenigstens das große Eine, was noth ist, gemeinschaftlich besitzen, nämlich „gesetzlich zu Recht bestehend" sind? — Zwar (S. 44) läßt der zweite Paragraph (der Statuten des Gustav-Adolph-Vereins) auch Solche gelten, „„die ihre Uebereinstimmung mit der evangelischen Kirche sonst glaubhaft nachweisen können,"" — und es ist anerkannt, daß diese Bestimmung namentlich den Waldensern zu gut kommen solle. Nun sind aber auch diese nirgends eine eigentlich „gesetzlich zu Recht bestehende" Kirche, aber Herr D. U. sagt: sie

stehen „in der nächsten Bekenntniß- und Lebensgemeinschaft mit der reformirten Kirche," und deswegen habe man sie „mit dem vollesten Recht in den Bereich der Liebesthätigkeit des Vereines" gezogen. Aber hat nicht Herr Ullmann S. 40 bekannt, er zweifle nicht, daß Rupp's theologische Glaubensrichtung nicht von der Art sei, daß er um ihretwillen aus dem Gustav-Adolph-Verein ausgeschlossen werden müßte; hat nicht auch D. Lücke S. 10 zugegeben, daß Rupp und seine freie Gemeinde noch immer, wenn auch nur als Secte, als zur evangelischen Kirche gehörig anzusehen seien? Wo liegt also der Unterschied zwischen den Waldenser-Gemeinden und der Königsberger Gemeinde? Es gibt keinen anderen als den, daß die Waldenser orthodoxer sind als die Königsberger; und doch behauptet man, es habe sich bei Rupp's Ausschließung gar nicht um ein Glaubensgericht gehandelt! Sehr anerkennenswerth aber ist es immerhin, daß D. U. wenigstens den D. Rupp und die Mitglieder der Königsberger freien Gemeinde nicht für immer von dem Gustav-Adolph-Verein ausgeschlossen wissen will. „Es käme darauf an, sagt er (S. 44), daß sie ihre Uebereinstimmung mit der evangelischen Kirche auf eine glaubhafte Weise nachwiesen." Dies ist billig. Nur erhebt sich hier die fatale Frage: wer soll darüber entscheiden? Etwa das k. preußische Consistorium zu Königsberg? Nein, wir denken, es liegt schon am Tage, daß jene Gemeinde eine evangelische ist, denn sie hält sich an das Evangelium, und erlaubt sich nur, es in manchen Punkten anders auszulegen, als es die „gesetzlich zu Recht bestehende" königlich preußische oder sonstige Orthodoxie auslegt. Aber S. 45 sagt D. U.: das Bekenntniß der Königsberger Gemeinde bestehe lediglich darin, „„daß sie die heil. Schrift als Grundlage ihres Glaubens an die Einheit Gottes anerkennt; daß sie in derselben die höchsten sittlichen Normen für ihr Verhältniß zu ihren Nebenmenschen findet; daß sie bei der Erforschung der Schrift das fortschreitende sittliche und vernunftgemäße Bewußtseyn der Gemeinde zum Grunde legt, und daß sie die Taufe und das Abendmahl beibehält."" „Darf ich mir nun unter Denen, welche diese Zeilen lesen, Solche denken, welche mit der Reformation und ihren Grundgedanken, mit der evangelischen Kirche und ihren Bekenntnissen bekannt sind, so würde ich diese

Leser in der That zu beleidigen glauben, wenn ich ihnen erst ausführlich anschaulich machen wollte, wie durch dieses Bekenntniß, welches nicht ein Wort für die Person Christi hat, welches von Sünde und Erlösung und von der ganzen christlichen Heilsordnung nichts weiß, welches mit der unzweideutigsten und darum löblichen Offenheit nichts anderes als den einfachsten Deismus darlegt, — wie durch ein solches Bekenntniß ein Beweis für die Uebereinstimmung mit der evangelischen Kirche entfernt nicht gegeben seyn kann; mag man meinetwegen das Bekenntniß für das allervortrefflichste, ja einzig richtige halten, für übereinstimmend mit dem der evangelischen Kirche wird es Niemand halten können, der irgend objectiven Sinn hat, und zwar braucht man dabei gar nicht an die formulirten Bekenntnisse unserer Kirche, sondern nur an die Hauptprincipien, an die Wesensgrundlagen der Reformation zu denken." — Da haben wir's. Also es hat sich nicht um ein Glaubensgericht gehandelt? Aber daß Herr D. U. es so entsetzlich unchristlich findet, daß jenes Bekenntniß „auch nicht ein Wort für die Person Christi habe, und von der Sünde und Erlösung und der ganzen christlichen Heilsordnung nichts wisse," dies ist doch befremdlich; einem gelehrten Manne sollte doch nicht entgangen seyn, daß jenes Bekenntniß ein rein formelles ist, welches gar nicht beabsichtigt, sich über den Inhalt des Glaubens auszusprechen; aber begehre man einmal von den Königsbergern ein offenes Bekenntniß, was sie von Christus und von der ganzen christlichen Heilsordnung halten, so sind wir überzeugt, sie werden sich zwar nicht orthodox, aber evangelisch darüber aussprechen. Was aber Herr D. U. von den „Hauptprincipien und Wesensgrundlagen der Reformation" sagt, so kennen wir unserstheils nur Eins, was stichhaltig ist, und dies ist: die Annahme des Wortes Gottes in der heiligen Schrift, und die Protestation gegen alle und jede menschliche Anmaßung dieses Wort Gottes allein-rechtgläubig auslegen zu wollen; was man außerdem sonst noch von „materiellen Principien" der Reformation redet, ist ein reiner Widerspruch gegen dies oberste formelle Princip. Dieses formelle Princip aber erkennt auch Rupp an, und so lange er dies thut, steht er auf dem ursprünglichen Boden des Protestantismus und muß für einen evangelischen Christen gehalten werden.

Wir fügen noch bei, was August Boden in Nro. **106** der „Didaskalia" über diesen Gegenstand sagt:

„Sehr richtig scheint mir dagegen Alles, was sich für und gegen Rupps „Nichtannahme" zu Berlin sagen läßt, was diese also zu einer Controvers macht, in folgenden Worten Lücke's ausgedrückt zu seyn: „„So lange die freie Gemeinde in Königsberg und ihr Führer Rupp die Principien der evangelischen Kirche nicht geradezu verläugnen, werde man sie zur evangelischen Kirche im weitesten Sinne rechnen können, aber doch nur als eine Secte oder Separatistengemeinde."" Ganz richtig; wer also den Gustav-Adolph-Verein für einen Verein zu Liebeswerken, innerhalb der evangelischen Kirche im weitesten Sinne, ohne Rücksicht auf die dogmatischen Unterschiede zwischen Gemeinden und Individuen hält, der wird sich für Rupp's Zulassungsfähigkeit als Abgeordneter im Gustav-Adolphs-Verein aussprechen; wem aber evangelische Kirche gleichbedeutend ist mit evangelischen Landeskirchen, der dagegen. Lücke fährt fort: „„und zwar als eine eben erst leidenschaftlich entstehende, der es zur Zeit noch an aller öffentlichen Anerkennung fehle, und von der man gar nicht sagen könne, wie sie sich in ihrer weiteren Entwickelung zur evangelischen Kirche positiv verhalten und stellen."" Dies ist wieder so richtig als wichtig, aber da nun der Gustav-Adolph-Verein zu Werken der Liebe dienen soll, die Liebe indessen, wie der Apostel sagt, „Alles hoffet," so sprach ich mich in der Allgem. Zeitung dahin aus, daß man Rupp in Zukunft so lange als Abgeordneten zulassen müsse, bis ihn auch der freisinnigste Protestant weder für einen Christen, noch für einen Protestanten mehr halten könnte. Wollte man noch über die Grenze hinausgehen und z. B. auch einen Wislicenus zum Abgeordneten erheben, so bin ich überzeugt, daß die Ansicht der Lichtfreunde beim deutschen Volke auf die Dauer nicht durchdringen würde." F.

Empfangsbescheinigung. Außer den im vorigen Hefte angezeigten Beiträgen für den Bau der protestantischen Kirche zu Landshut, sind seitdem noch eingegangen: von Herrn Reichsrath, Freiherrn v. Gienanth zu Schönau **100** fl.; im Ganzen bis jetzt **148** fl. **24** kr. — Möge dieses schöne Beispiel weitere Nachahmung wecken!

34.
Sollen protestantische Diöcesan-Synoden reden oder schweigen?

Die meisten Diöcesan-Synoden der Pfalz hatten sich im vorigen Jahre sowohl über die Einführung des neuen verunglückten Katechismus-Entwurfes als auch über die Suspension des Unterzeichneten ausgesprochen, obwohl beides von dem k. Consistorium verboten worden war. Nun ist vor einigen Wochen ein Erlaß des k. Consistoriums an jene Synoden ergangen, worin sie getadelt werden, daß sie sich in Gegenstände eingemischt hätten, die ihres Amtes nicht seien; denn der Katechismusentwurf sei sämmtlichen Mitgliedern der Synode mitgetheilt worden, so daß ein jeder Einzelne für sich seine Bemerkungen dem k. Consistorium habe einsenden können, und ein maßgebendes Urtheil über den Katechismus-Entwurf auszusprechen sei Sache der Generalsynode, und nicht der Diöcesansynode; die Suspensionsangelegenheit des Pfarrers Frantz aber sei eine Disciplinarsache, in welcher die Kirchenbehörden zu entscheiden und die Synoden nicht mitzureden hätten.

Diesen Ausspruch der pfälzischen Kirchenbehörde halten wir für einen die vereinigte Kirche mit großer Gefahr bedrohenden Eingriff in die Rechte der Synoden. Im §. 17 der Vereinigungsurkunde heißt es: „Die Synode hat über die Erhaltung des Kirchenvermö„gens zu wachen, sich über alle Vorschläge, welche ihr über Ver„änderung, Einführung von Kirchen- und Schulbüchern und über „andere Angelegenheiten von höherer Behörde gemacht werden mö„gen, unparteiisch zu erklären, **so wie überhaupt** in dieser „Hinsicht geeignete Anträge zu machen.“ — Dieser Paragraph bestimmt zuvörderst diejenigen Gegenstände, auf welche sich die Thätigkeit der Diöcesan-Synoden *vorzugsweise*, *in der Regel* und *jedenfalls* zu richten hat; aber er beschränkt den Wirkungskreis der Synode keineswegs auf diese allein, sondern es wird noch hinzugefügt, die Synoden hätten sich auszusprechen „*auch über andere* Angelegenheiten, hinsichtlich welcher ihr von höherer Behörde Vorschläge gemacht werden,“ aber indem nun noch hinzugefügt

wird, die Synode habe auch überhaupt in dieser Hinsicht geeignete Anträge zu machen, so wird hiermit geradezu ausgesprochen: die Synode habe das Recht, sowohl über jene speciell bezeichneten, als auch über andere Gegenstände überhaupt geeignete Anträge zu machen, ohne gerade von der Kirchenbehörde dazu aufgefordert zu seyn. Das liegt denn auch in der Natur der Sache. Wäre es nicht die höchste Unnatur, wenn die durch das Vertrauen der Kirche erwählten Männer in ihrer Versammlung nicht reden sollten über alle und jede Gegenstände, welche für die Kirche wichtig sind? Wäre es nicht über allen Ausdruck verkehrt, wenn zu einer Zeit, wo irgend eine hochwichtige Angelegenheit, irgend ein dringendes Bedürfniß, irgend eine Beschwerde oder Noth die Kirche drückt und allgemein von ihr empfunden und beklagt wird, — wäre es nicht die höchste Verkehrtheit, wenn die durch das Vertrauen der Kirche versammelten Männer dasitzen sollten, um blos über Rechnungen, allgemeine Jahresberichte und dergl. zu reden, während das, was Allen, was der ganzen Kirche jetzt am Herzen liegt, mit keiner Sylbe berührt werden sollte? Wenn das die Meinung jenes §. 17 wäre, wenn die Synoden keinen anderen Zweck haben sollten als diesen, wenn sie kein anderes Recht zu reden haben sollten, als blos über Das, wozu die Kirchenbehörden sie auffordern, so wäre es nicht der Mühe werth gewesen, diese Anstalt der Synoden zu gründen. Aber Niemand hat auch seither noch daran gedacht, jene Bestimmung des §. 17 der Vereinigungsurkunde so auszulegen; denn bisher haben die Diöcesan-Synoden, ganz wie es in der Natur der Sache liegt, über alle möglichen Gegenstände Anträge gestellt, ohne daß die Kirchenbehörden etwas dagegen eingewendet hätten. Die Gründe aber, warum es diesmal in Ansehung der beiden eben erwähnten Angelegenheiten geschehen ist, sind offenbar nicht stichhaltig. Ist auch der Katechismus-Entwurf sämmtlichen Mitgliedern der Synode zugesendet und ein jeder Einzelne aufgefordert worden sich darüber auszusprechen, so folgt doch daraus noch nicht im Mindesten, daß nicht auch in ihrer Versammlung eine Besprechung darüber stattfinden dürfe. Im Gegentheil, haben alle einzelnen Mitglieder der Synode das Recht, ihr Urtheil über den Entwurf dem k. Consistorium gegenüber auszusprechen, so muß es denselben auch gestattet

seyn, diese ihre Meinung unter sich selbst in der Versammlung auszusprechen, sich gegenseitig darüber weiter zu besprechen und zu verständigen, und so zu einem Gesammturtheile zu gelangen; und wenn es gleich nur der General-Synode zusteht, den Entwurf anzunehmen oder zu verwerfen, so muß es doch auch den Diöcesan-Synoden zustehen, schon vorher auszusprechen, was ihr Urtheil und ihr Wunsch, und was die Urtheile und die Wünsche des ganzen Landes über diese Angelegenheit seien? Muß nicht sogar den Kirchenbehörden daran gelegen seyn, diese Urtheile zu vernehmen? Warum will man es denn nicht? Es drängt sich uns die Frage auf: würde man wohl auch die Besprechung über den Katechismus-Entwurf in den Synoden verboten haben, wenn man zum Voraus gewußt hätte, die Synoden würden sich beifällig über denselben aussprechen? Ist es nun aber sachgemäß, und kann es heilsam seyn, wenn man das, was den Mitgliedern der Synoden, ja dem größten Theil der Kirche selbst mißfällig ist, gar nicht hören will? Heißt dies der **protestantischen** Kirche ihr **protestantisches** Recht lassen? Denn **protestantisches Recht** ist: Daß nicht, wie in der katholischen Kirche, die Kirchenhäupter, sondern die Kirche selbst, d. h. die Repräsentanten der Kirche, die Synoden entscheiden, was in der Kirche gelten soll, und was nicht.

Dies gilt auch in Ansehung der Suspensionsangelegenheit des Unterzeichneten. Allerdings hat das k. Consistorium diese Angelegenheit nur als Disciplinarsache behandelt, und den Unterzeichneten nur wegen der nicht ordnungsmäßigen Aufstellung eines „Glaubensbekenntnisses" suspendirt, und zwar nicht in der Absicht, diese Suspension in Absetzung zu verwandeln. Das k. Oberconsistorium aber hat der Sache eine ganz andere Wendung gegeben; es hat dieselbe auf den dogmatischen Standpunkt gerückt. Wenn nun aber, wie von dem k. Oberconsistorium hier geschieht, ein Geistlicher mit der Absetzung bedroht wird, weil er das Dogma von der Gottheit Jesu nicht annehmen will, und zwar darum nicht, weil er es in der Bibel nicht gegründet, sondern ihren Aussprüchen sogar widerstreitend findet, — so ist das wahrlich keine Disciplinarsache mehr, sondern Glaubenssache, welche aber zugleich Principien- und Rechtssache für die ganze Kirche wird, weil durch das Verfahren der obersten

Kirchenbehörde das ganze in §. 3 der Vereinigungsurkunde gelegte Fundament der Kirche umgestoßen zu werden droht.

Bei so bewandten Umständen müssen die Glieder einer **protestantischen** Synode daran denken, daß sie **protestantisch** sind, und müssen, um das bedrohte Fundament ihrer Kirche zu schützen, — reden, wenn gleich die Kirchenbehörde zu reden verbietet. Lassen die Synoden sich von den Kirchenbehörden den Mund schließen, so ist eben die Kirche geknechtet, und man weiß nicht mehr, warum sie **protestantisch** heißt. F.

35.

Ueber das kirchliche Reformationswerk der gegenwärtigen Zeit. *)

Der Frühling ist da, die Knospen schwellen, die Aenger grünen; aber es geht mit seiner Entwickelung ganz langsam. Von einem Tage zum andern kann Niemand nachweisen, wie weit ein junges Blatt sich hervorgestreckt hat; und manche dieser Tage sind so rauh und kalt, daß da die Entwickelung wirklich wohl gar nicht vorschreitet. Noch im Maimonat kann eine Frostnacht kommen, nach welcher viel frisches halbentwickeltes Laub erfroren und verdorben seyn wird. Sind dann aber noch einige Wochen vergangen, dann werden alle Wälder belaubt seyn, und auf allen Feldern werden die Kornhalme wallen; der volle Frühling in aller seiner Herrlichkeit wird trotz aller Langsamkeit und aller Hemmung gekommen seyn. Darum „seid geduldig, lieben Brüder, und stärket Euere Herzen!

*) Aus den „Mittheilungen für protestantische Freunde" Nro. 3, einem Beiblatte zu den „Blättern für christliche Erbauung von protestantischen Freunden" (Leipzig bei Otto Klemm). Diese Blätter haben sowohl in Ansehung ihres Zweckes als ihrer Form viele Aehnlichkeit mit dem bei uns mehr bekannten „Sonntagmorgen" von Zittel, d. h. letzterer scheint vielmehr den „Blättern für christliche Erbauung" nachgebildet zu seyn, da erstere schon früher erschienen sind. Der Sonntagmorgen ist bereits in unseren Gegenden ziemlich verbreitet; die „Blätter für christliche Erbauung verdienen es nicht minder, da sie sogar den Vorrang vor dem „Sonntagmorgen" behaupten möchten. Zu ihrer Empfehlung ist es hinreichend zu sagen, daß Uhlich einer der Hauptmitarbeiter an denselben ist. F.

Siehe! ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, bis er empfange den Frühregen und Spatregen.“ (Jak. 5, 7. 8.) Wir sind gewohnt, die Entwickelungen der Vergangenheit von hinten zu schauen, wo wir sie als vollendete Thatsachen erblicken. So steht die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts vor unsrer Betrachtung als etwas Fertiges, Ganzes, Uebersehbares; und in dem Glauben, daß jetzt wieder eine Reformation unerläßlich sei, möchten wir ungeduldig werden, daß eine solche sich in übersehbarer, abgerundeter Weise nicht machen lassen will. Aber sie soll auch wohl nicht gemacht werden, sie soll sich selbst machen, soll aus den Herzen unserer Zeit herauswachsen, wie die Halmen aus der Erde und die Knospen aus den Bäumen wachsen, nur daß bei dieser Entwickelung Monate, vielleicht auch Jahre, vielleicht selbst Jahrzehnte eben so viel bedeuten, als bei der Frühlingsentwickelung Tage. Wie Gott will! Er waltet im Frühling, — er wird im Geistesfrühling nicht ferne seyn. Frost, Stürme müssen dort die Entwickelung fördern, so schädlich sie auch scheinen; und auch hier wird keine Macht der Welt Dasjenige hemmen können, wofür einmal die Zeit der Entwickelung gekommen ist. Was können in allen Dingen wir Menschen weiter thun, als das Unsre, das heißt, was unseren Kräften möglich und zugleich was vor gewissenhafter Ueberlegung recht ist? Das Weitre hat Gott sich vorbehalten.

Darauf allerdings kommt es nun an, daß Jeder treulich das Seine thue. Was aber ist Das? Doch wohl, daß er an der Stelle, wo er sich befindet, gewissenhaft seine Pflicht erfülle. Wer in unsrer Zeit bei ihren großen Aufgaben mitsprechen will, Der muß sich vor allen Dingen über seine Berechtigung dazu ausweisen, das heißt, er muß ein guter Mensch seyn, und wenn er's bisher noch nicht war, so muß er ringen, es zu werden. Woran wird der Prophet, also Der, welcher in religiösen Dingen mitsprechen und mitwirken darf, erkannt? An den Früchten. „Kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln?“ Wenn Jemand mir sagt — Du hast nicht den rechten Glauben, Du bist kein Christ, und ich beweise meinen Glauben durch ein christliches Leben und mein Christenthum durch Gerechtigkeit und

Liebe: dann wird er sich freilich nicht für überwunden geben, denn Das thut religiöse Ausschließlichkeit bekanntlich niemals, aber Alle, die auf unsern Streit achten und sich noch einige Unbefangenheit bewahrt haben, werden einen guten Anhalt für ihr Urtheil haben.

Wer auf dem Gebiete der Religion mitsprechen will, Der muß es aus Erfahrung können. Hin und her läßt sich viel reden, und das letzte Wort behält nicht gerade Der, welcher Recht hat, sondern welcher am Redefertigsten ist. Aber „das Reich Gottes besteht nicht in Worten, sondern in Kraft." (1. Kor. 4, 20.) Wenn überall Diejenigen, welche der freieren Auffassung des Christenthums zugethan sind, sich in ihrem Ehestande, in ihrer Kinderzucht, in ihrem bürgerlichen Beruf, in ihrem Amte, in ihren Anfechtungen, in ihren Trübsalen als wackere Menschen ausweisen: so kann es keinen Augenblick zweifelhaft seyn, wohin der Sieg sich wenden wird. Der Kern des Christenthums ist die Sittlichkeit. Ein unbescholtenes, treues Leben wirkt siegend nach Außen hin, und zugleich wirkt es kräftigend nach Innen; es wirkt auf das eigne Gemüth zurück und verleiht ihm die Freudigkeit zu Kampf und Opfern.

Wir wollen damit die Wissenschaft nicht herabsetzen. Sie arbeitet vorbereitend bei allen großen Ereignissen im Reiche Gottes; sie muß, wenn diese im Gange sind, berathend zur Seite stehen, damit der gute Wille nicht fehlgreife; sie muß gestalten helfen, wo das neue Leben seine Form sucht; sie muß vor Einseitigkeit bewahren. Aber die Wissenschaft allein schafft nicht das Heil. Wenn im Manne der Wissenschaft der sittliche Kern fehlt, so wird es von den Umständen abhängen, ob er sich nicht in den Dienst einer Macht begeben soll, welche dem Heil der Welt feindlich gegenübersteht. Welche Macht in unsrer Zeit, wäre sie auch noch so dunkel gefärbt, hätte nicht Männer der Wissenschaft gefunden, welche in ihrem Dienst arbeiten?

Wir wollen auch nicht die Leichtsinnigen, die Lauen, selbst die Bescholtenen nicht von den religiösen Aufgaben der Zeit zurückweisen. Das Wort zu führen, sind sie freilich nicht berufen, so lange sie nicht neue Menschen geworden sind; aber herzutreten, wo sich um das Banner der Wahrheit eine Schaar von Streitern sammelt, mögen auch sie. Was ihnen bisher dargebo-

ten ward, Das vermochte keine Macht über ihr Gemüth zu gewinnen. Es wird also für das Neue ein gutes Zeugniß seyn, wenn dieses in ihnen sittliche Kräfte, welche lange schlummerten, zu erwecken vermag. Wenn Diejenigen, die sich des alleinseligmachenden Glaubens rühmen, höhnend sagen — die Verfechter des Neuen hätten einen Schwarm unkirchlicher, leichtsinniger, ja! nichtswürdiger Menschen hinter sich: so werfen sie damit einen Stein auf Jesum, dem es die Pharisäer so sehr verübelten, daß er zu den Zöllnern und Sündern ging. Wenn freilich die Sünder Sünder bleiben, so schaden sie allemal der Sache, der sie dienen wollen oder zu dienen vorgeben.

Die Früchte entscheiden, sittliche Tüchtigkeit muß uns als Berufene bei unserem Werke ausweisen, — Das können wir uns nicht oft und ernst genug zurufen. Freilich stehen viele wackere Menschen vor den Neugestaltungen unsrer Zeit, ihr Herz bekennt sich dazu, aber sie wissen nicht, wie sie die Arbeit angreifen sollen. Es ist ja kein Wunder! Wer hat denn bisher Anlaß gehabt, bei religiösen Aufgaben mitzuwirken? Die Reformation hatte allerdings schon vor dreihundert Jahren ein allgemeines Priesterthum verkündigt; aber das ganze protestantische Kirchenwesen war dennoch wieder Sache der Priesterschaft, der Consistorien, der Fürsten geworden. Jetzt wird es wieder Sache aller Welt; aber in den bisherigen Einrichtungen ist nirgends ein Weg angebahnt, nirgends eine Pforte aufgethan, durch welche der Einzelne eintreten und an der Arbeit Theil nehmen könnte. Wir sind ja gewohnt, wie mit der Muttermilch ist's uns eingeflößt, in allen Dingen uns regieren zu lassen. War's darum vielleicht nöthig, daß die alten Mächte, deren Angesicht, wenn es in die neue Zeit hereinschaut, Tausenden wie ein grausenhafter Spuck vorkommt, war's nöthig, daß sie sich mit Macht erhoben? Vielleicht gab's kein andres Mittel, um Tausende aus ihrem Schlummer aufzuwecken und sie inne werden zu lassen, daß die Religion und die Kirche ihre, eben ihre eigenste Angelenheit ist. Nun, zu diesem Bewußtseyn sind allerdings viele Tausende in unseren Jahren erweckt worden.

Also geduldig, aber wacker und treu Ihr Freunde nah und fern! Geduldig mit derjenigen Geduld, welche die gegenwärtige

Stunde so eifrig, thätig, treu ausfüllt, als läge die ganze Arbeit auf diesem einen Arbeiter, dann aber das Weitre Dem überläßt, in dessen Hände die Aufgaben des Menschengeschlechts am Besten aufgehoben sind!

36.

Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel.

(Schluß.)

5. Christus wird in der Bibel der Herr über Alles genannt und ihm sogar Antheil an dem Schöpfungswerke zugeschrieben.

Dies ist richtig. Aber in Ansehung des Ersteren wolle man nur bemerken, daß dieses Herrseyn doch immer nur als eine von Gott ihm verliehene Würde und Erhöhung betrachtet wird, wie es sich meistens in den betreffenden Stellen selbst zu erkennen gibt, z. B. Luc. **10, 12**: „Es ist mir Alles übergeben von meinem Vater." — Joh. **3, 31**: „Der vom Himmel kommt, ist über Alle," d. h. mehr, höher als alle Menschen. **1**. Petr. **3, 22**: „Er ist zur Rechten Gottes gefahren, und sind ihm unterthan die Engel und die Gewaltigen und die Kräfte," (gleichsam als einem Statthalter Gottes). Eph. **1, 20**: „Gott hat ihn gesetzt über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht, Herrschaft und Alles, was genannt werden mag, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen, und hat ihm alle Dinge unter seine Füße gethan und hat ihn gesetzt zum Haupt der Gemeinde über Alles." Gewiß wird hier Christus eine sehr große Würde und Herrschaft zugeschrieben, aber doch nur als eine ihm von Gott gegebene und übertragene; weßhalb er auch selbst von Denen, über welche ihm, als dem Haupt der Gemeinde, die Herrschaft übergeben ist, sagt: „Niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen, (denn) der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer denn alles, und Niemand kann sie aus meines Vaters Hand reißen." Hier wird der Unterschied zwischen der Macht des Vaters, Gottes, und des Sohnes, Jesu Christi, sehr genau bezeichnet, und zugleich der Grund angegeben, warum der Sohn diese Macht habe; nämlich darum habe er sie,

weil sie der Vater, der größer als Alles ist und diese Macht ursprünglich in sich hat, ihm gegeben habe. Der Vater, Gott, habe die Macht als eine seinem Wesen einwohnende; der Sohn, Jesus Christus, habe aber Macht, so weit ihm Gott solche gegeben habe. Dies liegt in den Worten „wird" und „kann" in obiger Stelle. Niemand wird Jesu die Seinigen nehmen, weil der Vater sie ihm gegeben, und weil diesem, der größer ist als Alles, Niemand sie nehmen kann. Wenn es ferner (1. Cor. 2, 8) heißt: „Sie haben den Herrn der Herrlichkeit gekreuzigt," so lautet der Ausdruck „Herr der Herrlichkeit" freilich wie eine Bezeichnung Gottes, aber doch lautet es nur so, es liegt aber in den Worten durchaus nichts, was, im strengen Sinne genommen, nur von Gott allein gesagt werden könnte. Wie Christus der Herr ist, aber nur weil ihn Gott „zu einem Herrn und Christ gemacht" hat (Ap.-Gesch. 2, 36), so ist auch die ihm zugeschriebene Herrlichkeit nur eine von Gott ihm gegebene, wie er selbst sagt Joh. 17, 22: „auf daß sie (die Seinigen) die Herrlichkeit schauen, die du mir gegeben hast."

Wenn nun Christus in manchen Stellen auch eine Theilnahme am Schöpfungswerk zugeschrieben wird, so ist dies, nach der bereits über den Eingang des Evangeliums Johannis gegebenen Erörterung, als eine aus der alexandrinischen Religionsphilosophie (Gnosis) entstandene Vorstellung zu erklären, wie diese Vorstellung denn auch nur in den Schriften des Apostels Johannes, der in jener Gegend lebte, und in denjenigen Briefen des Apostels Paulus, welche an Gemeinden in jener Gegend gerichtet sind, vorkommt, mit Ausnahme des Hebräerbriefes, von welchem aber weder bekannt ist, wer ihn verfaßt, noch wohin er geschrieben worden ist. Uebrigens tritt in den betreffenden Stellen, wo Christus eine Theilnahme an der Schöpfung zugeschrieben wird, (ganz jener alexandrinischen Vorstellungsweise gemäß), überall doch dabei auch wieder der Unterschied hervor, daß Gott als der eigentliche Urheber, von welchem die Welt ihr Daseyn empfangen habe, während Christus als das Werkzeug erscheint, durch welchen Gott die Schöpfung ausgeführt habe. Man wird, wenn von dem Schaffen Gottes die Rede ist, dies immer durch den Ausdruck „von ihm

geschaffen," — wenn aber von Christus die Rede ist, durch den Ausdruck „durch ihn geschaffen" — bezeichnet, und diese Ausdrücke niemals verwechselt finden, zum deutlichen Beweis, daß jene neutestamentlichen Schriftsteller, wie überaus hoch sie Christus auch stellten, wie nahe an Gott sie ihn rückten, dennoch ihn auf das Bestimmteste immer von Gott unterschieden, — wohlgemerkt, — indem sie nicht zwischen dem Sohn und dem Vater, sondern zwischen dem Sohn und Gott einen Unterschied machten. — Col. 1, 15: „Durch ihn (Christus) ist alles erschaffen. Eph. 3, 9: „Gott hat alle Dinge geschaffen durch Jesum Christum." NB. durch die menschliche Natur des Sohnes, oder durch seine göttliche? Hier sieht man recht, wie unstatthaft jene zu einem Nothbehelf erfundene Distinction ist! — Hebr. 1, 2: „Gott hat zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesetzet hat zum Erben über alles, durch welchen er auch die Welt gemacht hat;" wozu man vergleichen möge Röm. 8, 17: „Sind wir Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben, und Miterben Christi."

6. Christus wird angebetet.

Luc. 24, 52. Da Jesus gegen Himmel gefahren war, sahen die Jünger ihm nach und beteten ihn an. Stephanus, rief, als sie ihn steinigten, sterbend aus: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" Ap.-Gesch. 7, 58. — Schon nach dem, was wir so eben von der hohen Würde Jesu gehört haben, könnte es nicht befremden, wenn ihm, dem von Gott Gesendeten und zu einer Herrlichkeit ohne Gleichen Erhöheten, die Verehrung der Anbetung erwiesen würde, ohne daß er dadurch zu Gott selbst gemacht würde. Denn das „Anbeten" war bei den Israeliten, wie überhaupt bei den morgenländischen Völkern, durchaus nicht das nämliche, wie heut zu Tage bei uns; es war bei ihnen eine sehr hohe Ehrfurchtsbezeugung, aber keineswegs die Bezeugung einer geradezu göttlichen Verehrung. Das sehen wir, wenn es z. B. (Joh. 9, 35) von einem geheilten Blinden, der doch Jesum nur als den Sohn Gottes nach seinem jüdischen Messiasbegriff kannte, dennoch heißt, er habe ihn „angebetet." Aber das will man nicht gelten lassen, daß Jesus auch in einem anderen Sinne habe angebetet werden können. Aber

siehe, Matth. 12, 26 heißt es auch von einem Knecht, daß er vor seinem Herrn niedergefallen sei und ihn „angebetet" habe. Sogar der vornehme Bösewicht Haman wird „angebetet" (Esther 3, 2). So spricht auch der Patriarch Jakob zu seinem Sohne Joseph, nachdem dieser ihm seinen Traum erzählt hatte: „Was ist das für ein Traum? Soll ich und deine Mutter und deine Brüder kommen und dich anbeten?" (d. h. als Herrn und Gebieter verehren). — Wenn wir nun gleich gerne zugeben, daß im N. T. das Anbeten bei Christus als eine Verehrung in einem höheren Sinne, als jenes gegen andere, gewöhnliche Menschen geübte Anbeten genommen werde, so folgt darum noch keineswegs, daß es eine göttliche Verehrung gewesen sei, noch weniger ist es statthaft, daraus einen Beweis für die Gottheit Jesu abzuleiten. — Dazu kommt auch noch, daß Christus, indem er das Gebet im eigentlichen Sinne meint, seine Jünger gelehrt hat, nur zum Vater zu beten. (Matth. 6, 9. „Unser Vater im Himmel" u. s. w.) Mit Recht ist dies unübertreffliche Gebet des Herrn bis auf den heutigen Tag das heiligste aller Gebete geblieben; ja noch mehr, alle unsere übrigen Gebete sollen nach diesem eingerichtet seyn, denn die Jünger hatten Jesum mit der Bitte angegangen: „Herr, lehre uns beten!" (Luc. 11, 1), und da sagte nun Jesu zu ihnen: „Also sollet ihr beten (Luc. 11, 2. Matth. 6, 9): Unser Vater! u. s. w. „Also" sollen wir daher beten, — also und nicht anders. Warum achten denn nun so Viele unter den Christen nicht auf die Rede Jesu und bleiben nicht dabei, da er doch gesagt hat: „so ihr an meiner Rede bleibet, so seid ihr meine rechten Jünger" (Joh. 8, 31), — warum sprechen sie dann nicht nach Jesu Vorschrift: „Unser Vater im Himmel!" — sondern statt dessen von Jesu Vorschrift abweichend: „Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist"? Wenn Christus von einer Dreieinigkeit etwas gewußt, und gewollt hätte, daß man nicht zum Vater allein, sondern zum Vater, Sohn und heiligen Geist bete, würde er es nicht gesagt haben? Hätte er es nicht sagen müssen? Hätte er nicht durch Verschweigung dieses wichtigsten Lehrsatzes und durch die Anweisung, sich beim Gebet zum Vater allein zu wenden, — hätte er dadurch nicht die Seinigen geradezu in Irrthümer geführt? Nein,

man sollte es nicht für möglich halten, daß Jemand etwas für die oberste Haupt- und Grundlehre einer Religion halten könne, wovon in der Urkunde dieser Religion entweder, wie mit uns Viele behaupten, gar nicht, oder, wie selbst der Orthodoxeste zugeben muß, nur hie und da, in einzelnen dunklen Stellen, in keiner einzigen aber klar, bestimmt, ausdrücklich, unzweideutig und unwidersprechlich die Rede ist; während man doch erwarten muß, daß in einer Religionsurkunde die Haupt- und Grundlehren dieser Religion auf jedem Blatte, auf die bestimmteste und nachdrücklichste Weise hervorgehoben werden; — wie denn dies auch in der Bibel wirklich mit einigen Lehrsätzen geschieht, welche von Anderen allerdings, und wie es sonach scheint, mit größerem Rechte, für die Haupt- und Grundlehren gehalten werden. Dies sind nämlich die einfachen aber inhaltreichen Sätze: Gott ist der Vater der Menschen, Jesus Christus ist sein Gesandter, und der Wille Gottes, welchen auszuführen er seinen Sohn in die Welt gesandt hat, ist, seine Menschenkinder durch Erkenntniß seiner und seines Willens zu weisen, guten, auf Erden glücklichen und einst seligen Wesen zu machen. Wer das Neue Testament, und namentlich Jesu eigene Reden mit unbefangener Aufmerksamkeit liest, der wird finden, daß dies die Hauptgedanken sind, die uns überall entgegentreten, nur in dem und jenem der verschiedenen neutestamentlichen Bücher in etwas verschiedener Form ausgedrückt.

7. Christus vergibt Sünden.

Ein besonderes Gewicht pflegt man auch darauf zu legen, daß Christus Sünden vergeben habe; denn, sagt man, Sünden zu vergeben, das ist etwas, das nur Gott zusteht. Wir sagen, richtig; die Begnadigung eines Verbrechers steht nur dem Fürsten zu. Aber wenn nun irgend ein Fürst seinem bevollmächtigten Gesandten oder Stadthalter auch die Vollmacht des Begnadigungsrechtes übertragen hat, wie da? Und daß die Evangelisten sich die Sache nicht anders als so denken, sieht man deutlich. Wir lesen z. B. Matth. 9, 2 ff., daß Christus zu einem Gichtbrüchigen sprach: „Sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Und etliche unter den Schriftgelehrten sprachen: Dieser lästert Gott.

Jesus antwortete ihnen: Welches ist leichter zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle." Und er heilte ihn, zum Zeichen, daß der Gott, welcher Vollmacht geben kann in seinem Namen zu heilen, auch Vollmacht geben kann, in seinem Namen Sünden zu vergeben. Der Evangelist aber setzt hinzu: „Und da das Volk das sah, verwunderte es sich und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat." Offenbar wird hier Alles Gott zugeschrieben, und Christus nur als das Werkzeug Gottes betrachtet. Daß auch er selbst diese Vergebung der Sünden nicht in seinem Namen ertheilte, sondern im Namen Deß, der ihn gesandt hatte, wie er von Allem, was er that, versicherte (Joh. 5, 19: „der Sohn kann nichts von ihm selber thun"), — dies findet auch darin seine Bestätigung, daß er, wenn er von der Sündenvergebung redet, auf Gott, den Vater im Himmel, hinweist. So sagt er in dem Gleichnisse Matth. 18, welches gerade von der Sündenvergebung insbesondere handelt, V. 35: „Also wird mein himmlischer Vater euch auch nicht vergeben, wenn ihr nicht vergebet, ein Jeglicher seinem Bruder seine Fehler." Und in seinem, uns zum Muster gegebenen Gebete lehrt er uns, um Sündenvergebung uns nur an den Vater zu wenden, nur ihn anzurufen „Unser Vater — vergib uns unsere Schulden!"

8. Christus wird als Richter über die Lebendigen und die Todten dargestellt.

Allerdings findet sich dies im Neuen Testamente gelehrt, aber ebenfalls wieder als ein Jesu, als dem Erlöser und darum auch Haupt der Menschen, von Gott übertragenes Amt. Wenn man daher auf 2. Timoth. 4, 1: „Christus wird richten die Lebendigen und die Todten," und auf 2. Cor. 5, 10: „Wir müssen Alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi," hinweist, und sagt: da sieht man's ja klar und deutlich: Der, von dem solches gesagt wird, der kann nur Gott seyn, — so weisen wir dagegen zum rechten Verständniß dieser Stellen hin auf die anderen, welche dieselben näher erklären. Ap.-Gesch. 10, 42: „Er ist verordnet von Gott zu einem Richter der Lebendigen und der Todten." Röm. 2, 6: „Gott wird das Verborgene richten durch Christum." Ap.-Gesch. 17, 31: „Gott hat einen Tag gesetzt, auf welchen Er

richten wird den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit, durch einen Mann, in welchem Er es beschlossen hat." Joh. 5, 19. „Der Vater hat alles Gericht dem Sohn übergeben."

Dabei verdient es nicht unbeachtet zu bleiben, daß nach der Schriftlehre auch den Jüngern Jesu eine Theilnahme am Gerichte übertragen wird; sie werden auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten. Matth. 19, 28. Ja, Paulus lehrt sogar, daß alle rechten Christen an diesem Gerichte theilnehmen würden. 1. Cor. 6, 2: „Wisset ihr nicht, daß die Heiligen die Welt richten sollen?" Der Ausdruck „Heilige" ist nämlich in der Schrift eine ganz gleichbedeutende Bezeichnung für „Christen." Vergl. 1. Cor. 1, 2. „Die Gemeinde Gottes zu Corinth, die Geheiligten in Christo Jesu, die berufenen Heiligen." 2. Cor. 1, 1. „Die Gemeinde Gottes zu Corinth, sammt allen Heiligen in ganz Achaja." — Eph. 1, 1. „Die Heiligen zu Ephesus und Gläubigen an Christo Jesu." — Phil. 1, 1. „Alle Heilige in Christo Jesu zu Philippi, sammt den Bischöfen und Dienern." Col. 1, 1. „Die Heiligen zu Colossä und die gläubigen Brüder in Christo." —

Wir unseres Theils finden aber in dieser Lehre, daß durch Christus die Welt werde gerichtet werden, eine überaus tiefe und wahre Idee ausgesprochen. Durch Christus nämlich ist der wahrhaftige Gotteswille den Menschen bekannt gemacht, durch ihn das wahrhaftige Gottesgesetz vor sie hingestellt worden. Nach diesem ihnen durch Christus verkündigten Gesetze, je nachdem sie es befolgt oder nicht befolgt haben, und nach nichts Anderem werden Alle einst gerichtet werden, so gewiß es keinen anderen Willen Gottes, kein anderes Pflichtgesetz für die Menschen gibt, als was die Vorschriften Jesu enthalten. Diesen Gedanken spricht auch Jesus selbst aus, Joh. 12, 47—50: „Wer meine Worte höret und glaubet nicht (und folgt ihnen daher auch nicht), Den werde ich nicht richten, denn ich bin nicht gekommen, daß ich die Welt richte, sondern daß ich die Welt selig mache; (aber) wer mich verachtet, und nimmt meine Worte nicht auf, der hat schon, der ihn richtet; (nämlich) das Wort, welches ich geredet habe (das Gesetz Gottes, das ich verkündigt habe), das wird ihn richten am jüngsten Tage; denn ich habe nicht von mir selbst geredet, sondern der Va-

ter, der mich gesandt hat, der hat mir ein Gebot gegeben, was ich thun und reden soll; und ich weiß, daß sein Gebot ist das ewige Leben" (und folglich die Uebertretung dieses Gebotes die Verurtheilung des Menschen).

37.

Literatur.

a) Ueber den Standpunkt des positiven Christenthums und seinen Gegensatz. Von Dr. D. Schenkel. Als Anhang zur zweiten Auflage von dessen Schrift „Die protestantische Geistlichkeit und die Deuschkatholiken." Zürich bei Meyer und Zeller 1846.

Ueber die der bekannten Schrift von Gervinus über den Deutschkatholicismus entgegengestellte, oben genannte Schrift Dr. Schenkel's haben wir bereits im Maihefte Bericht erstattet und den Herrn Verfasser als einen philosophischen Denker und als einen zwar orthodoxen, aber dabei freisinnigen Theologen kennen gelernt, dessen Ansichten wir zwar theilweise entgegentreten mußten, theilweise aber auch sehr freudig beistimmen konnten. Es thut uns daher leid, daß wir von dem jetzt zu besprechenden Anhange zur zweiten Auflage jener Schrift sagen müssen, daß wir darin zwar den scharfsinnigen Denker nicht vermissen, aber Ansichten ausgesprochen finden, welche nicht hoffen lassen, daß der Herr Verfasser wirklich auf einem Standpunkte stehe, welcher eine — von ihm und von uns gewünschte — Vermittlung der verschiedenen theologischen Richtungen herbeizuführen geeignet wäre. Obgleich Gervinus in seiner Schrift sagt: „Wie edel die Zeitbildung sich in ihrem gesunden Zustand darstelle, so widerlich greife, wie ein Wurmfraß von derselben ausgehend, der Atheismus um sich und die Verflüchtigung alles Religionsgefühles in eine herzlose Speculation," — so sagt Sch. dennoch von der Geistesrichtung Gervinus' S. 11: „Eine solche Geistesrichtung (nämlich eine „deistisch-naturalistische"), wenn sie sich auch der Zeit noch gegen den Atheismus erklärt, wenn sie vor dem ätzenden Wurmfraß der Gottlosigkeit auch noch zurückschreckt, arbeitet unbewußt diesem größten Feinde der Menschheit

und aller Kultur vergangener Jahrhunderte in die Hände." Und warum wird der Geistesrichtung Gervinus', mit wahrhaft schnöder Nichtbeachtung seiner eigenen so nachdrücklichen Aeußerung gegen den Atheismus, dieser harte Vorwurf gemacht? Weil er (S. 9) gesagt hatte: „Es gibt (außer der Offenbarung in der Bibel) eine andere Offenbarung und Gesetze des Geistes, deren Ermittlerin die Geschichte ist; es gibt einen Naturgang und eine Naturordnung in der äußeren und inneren Entwicklung des menschlichen Wesens, in dem Individuum und in der Gattung, Gesetze, die noch wenige Beobachter, noch wenigere Propheten und Lehrer und fast gar keine Gläubige gefunden haben;" weil er ferner in Volk, Staat, Gesellschaft und Sitte ein „naturwüchsiges Geschöpf", das sich nach innewohnenden ewigen Gesetzen entwickle, erkennt, weil ihm der Verlauf eines Seelenlebens in dem Individuum als eine gebundene Entfaltung erscheint, in der eine Reihe von geistigen Trieben und Anlagen, nach einem drängenden Todesschweiße, zu einer geordneten Erscheinung strebe." Darum wird der Standpunkt Gervinus' als ein „drastisch-naturalistischer" bezeichnet, welcher zum Atheismus führe. „Denn, fährt Sch. (S. 11) fort, — „denn was sind das für Geistesgesetze, die einen „Naturzwang" in sich schließen; was ist das für eine Entwicklung, die rein naturwüchsig nach blos innewohnenden Gesetzen vor sich geht; was sind das für Menschenseelen, die nur nach der Regel einer gebundenen Entfaltung in einer Reihe von geistigen Trieben und Anlagen zu einer geordneten Erscheinung streben; was ist das für ein Gott, der die Welt so mechanisch angelegt hat, wo bleibt da die freie Allmacht und barmherzige Liebe des „„führenden Vaters,"" und wo die Selbstbestimmung des Menschen und die menschlich-sittliche Entwicklung?" Nichts scheint uns leichter und einfacher zu seyn als die Beantwortung dieser verwunderten Fragen des Herrn Dr. Sch. Gewiß liegen in der Natur, sowohl in der physischen als in der geistigen (im Menschengeist) gewisse Gesetze, und so gewiß diese Gesetze von Gott sind, so gewiß enthalten sie auch einen Naturzwang, denn sie bilden das Wesen der Dinge selbst. Eben darum ist die aus diesen dem Wesen der Dinge innewohnenden Gesetzen hervorgehende Entwicklung derselben sicherlich

eine „naturwüchsige;“ und eben darum gibt es eine Regel, an welche die Entfaltung der Menschenseelen gebunden ist, nach welcher diese sich allerdings in ihren geistigen Trieben und Anlagen zu einer geordneten Erscheinung zu entfalten streben, ohne daß dadurch die Selbstbestimmung des Menschen in der menschlich-sittlichen Entwicklung aufgehoben wäre, ohne daß dadurch die Liebe des führenden Vaters aufgehoben wäre, ohne daß dadurch die Welt als ein blos mechanischer Organismus gedacht werden müßte. Wenn aber Dr. Sch. diesem „mechanischen“ Organismus die „freie Allmacht“ Gottes entgegenstellen zu müssen glaubt, so gestehen wir unserstheils, daß wir von einer solchen, wie Herr Sch. sich dieselbe zu denken scheint, keinen Begriff haben, sondern sie vielmehr für etwas sich selbst Widersprechendes halten. Man hört öfters sagen, und so scheint auch Herr Sch. es sich zu denken: Gott, der Allmächtige, ist an Nichts gebunden, folglich ist er auch nicht an die Gesetze der Natur gebunden. Das klingt freilich sehr einleuchtend, aber dennoch ist es nichts als eine oberflächliche Vorstellung von Gottes Wesen und Wirken, welche — wir wiederholen es, — einen völligen Widerspruch mit sich selbst enthält. Man redet von Gesetzen, die in der Natur liegen, und es gibt solche; aber wer hat sie gegeben? Gewiß hat sie Gott gegeben! Aber, sagt man, diese Gesetze hat er nur für die Natur gegeben, nicht für sich, er selbst ist frei, und nicht an diese Gesetze gebunden. — Hier liegt die Begriffsverwechslung. Man denkt sich Gott gleich wie einen menschlichen Gesetzgeber, welcher seine Schöpfung unter ein äußerliches und willkürliches Gesetz gestellt habe, welches deßwegen den Gesetzgeber selbst nicht beengen dürfe, sondern auch willkürlich von ihm wieder aufgehoben werden könne. Dies ist aber weiter nichts als eine anthropomorphistische Vorstellung. Wer Gott als den Lebendigen und Allwirkenden kennt, der erkennt nicht nur die Welt als sein Werk, sondern er erkennt auch alles und jedes Geschehen und Werden in der Welt als Sein Thun und Schaffen; das unmittelbare Wirken Gottes durch seinen allmächtigen Willen und sein mittelbares Wirken durch Naturgesetze ist eins und dasselbe; nur weil wir Menschen sein unmittelbares Wirken nicht wahrnehmen können, dagegen aber wahrnehmen, daß es feste Ordnungen

in der Natur gibt, nur darum reden wir von Gesetzen in der Natur und stellen uns das Wirken und Regieren Gottes über die Welt als ein mittelbares vor. Damit aber sind diese Gesetze als etwas Aeußerliches, außer Gott Bestehendes, gedacht, während sie doch nichts Anderes sind als die sich ewig gleichbleibenden Aeußerungen seines unveränderlichen Wesens. Wenn nun die hieraus erfolgende Entwicklung in der Schöpfung eine „naturwüchsige" genannt wird, so ist gar nichts gegen diesen Ausdruck einzuwenden; er soll freilich bezeichnen, daß diese Entwicklung durch die Natur der Dinge nothwendig bedingt und an die in ihr liegenden Gesetze gebunden sei, aber keineswegs daß sie das Resultat eines todten, mechanischen Organismus in der Natur, sondern vielmehr eine der Natur nur darum nothwendig, wesentlich und unabänderlich einwohnende Ordnung sei, weil die Natur und das Wesen der Dinge ihren Grund und Bestand in dem unveränderlichen Wesen und Wirken Gottes haben. Eben darum sind dieser „Naturgang," diese „Naturordnung," diese „Gesetze der Natur und des Geistes" etwas Göttliches und Heiliges, und eben darum ist es etwas Hohes und Erfreuliches, daß diese Offenbarung Gottes, welche so lange „nur wenige Beobachter, noch wenigere Propheten und Lehrer und fast gar keine Gläubige gefunden hat," diese endlich zu finden anfängt. Ja, daraus wird ein fester, lebendiger, freudiger und unerschütterlicher Glaube hervorgehen, wenn die Menschen je mehr und mehr zu der Einsicht gelangen, daß der Gott, welcher die Offenbarung des schriftlichen Wortes uns gegeben, nicht ein verborgener Gott ist, den nur Wenige wahrhaft zu erkennen berufen waren, nicht ein Gott ist, der ferne ist, sondern ein Gott, der nahe ist, ein Gott, in dem wir leben, weben und sind, ein Gott, dessen Daseyn und Wirken wir in der äußeren Schöpfung mit unseren leiblichen Augen sehen, dessen Daseyn und Wirken wir in den Tiefen unseres eigenen Geistes fühlen. Aber man will nicht aufhören sich Gott und seine Schöpfung in einer starren Trennung von einander zu denken; es ist fast, als meinte man Gott damit zu ehren, wenn man die Natur, die doch sein Werk ist, als etwas von allem Göttlichen Entleertes sich denkt, man fürchtet gleichsam Gott die Ehre abzuschneiden, wenn man insonderheit seinen geistigen

Geschöpfen göttliche Natur zuschreibt, obgleich die Schrift es in mehr als einer Stelle ausspricht (z. B. Ap.-Gesch. 17, 28. 1. Mos. 1, 26). Man meint den Werth der göttlichen Offenbarung in dem geschriebenen, überlieferten Worte der Bibel herabzusetzen, wenn man von einer natürlichen Offenbarung, wenn man von einem allen Menschen vernehmbaren und ihnen selbst einwohnenden Worte Gottes redet, und man sieht nicht, daß gerade nicht allein alles Glauben dem Menschen erst dann unentreißbar wird, wenn er erkennt, daß er dieses Glauben als sein eigenstes Gut in den innersten Tiefen seines Wesens findet, ja daß sogar der überlieferte, in dem Schriftworte enthaltene Glauben, welcher, wie stark er auch sei, dennoch niemals vollkommen gegen Zweifel und möglichen Umsturz in Unglauben gesichert ist, zu einem völlig gesicherten, zu einem durchaus unentreißbaren, dessen Umsturz und Verlust gar nicht mehr möglich ist, gerade dadurch gemacht wird, und einzig und allein dadurch gemacht werden kann, daß der Menschengeist den Inhalt der überlieferten Offenbarung mit der ihm einwohnenden übereinstimmend findet, wodurch dieser ihm nun eben so gewiß und unzweifelhaft wird als sein eigenes Daseyn. Mit dem Verfasser sprechen auch wir: „Wir halten allerdings die Religion für den geistigen Herzschlag der Welt, und den Glauben an den geoffenbarten Gott, oder die Gottesfurcht, für den Anfang und das Ende aller Weisheit.“ Uns auch „erscheint jene Weisheit beschränkt, welche sich von dem Mannigfachen nicht zur höchsten Einheit, von dem Wechsel der Erscheinungen nicht zum ewig Beharrenden, von der Geschichte nicht zum Lenker der Geschichte, von der Natur nicht zum persönlich-lebendigen Geiste erheben kann.“ Ja wohl, solche Weisheit erscheint auch uns sehr beschränkt, aber ziemlich beschränkt auch noch jene, welche, obwohl von einem allgegenwärtigen und allwirkenden Gotte redend, dennoch den Gedanken dieser Allgegenwart und Allwirksamkeit immer wieder vergißt und nicht aufhört sich Gott getrennt von der Welt, hoch oben im Himmel, weit weg von der Welt und vom Menschengeiste zu denken, da er doch mitten in ihnen ist und lebt und wirkt. Wenn daher der Verfasser weiter sagt: „Die Räthsel des Lebens erscheinen uns erst im Lichte der Offenbarung gelöst,“ so sagen wir: ja wohl!

aber das große Räthsel der Offenbarung selbst erscheint uns erst im Lichte der natürlichen Offenbarung gelöst, und zwar so, daß sie dadurch keineswegs „verflüchtigt“ oder „abgeschwächt“ wird, wie sie zu sagen pflegen, sondern daß sie gerade in diesem Lichte in einer recht herrlichen Verklärung erscheint, daß sie nichts von ihrer Göttlichkeit und Erhabenheit verliert, obwohl sie nicht mehr außer die Natur und außer den Menschengeist hinausgerückt erscheint, wodurch sie nicht allein an Zuverlässigkeit und Gewißheit, sondern auch an Herrlichkeit und Freudigkeit gewinnt, indem sie dem Menschen die wahrhaftige Verbindung des Irdischen mit dem Himmlischen, den wahrhaftigen Verkehr Gottes mit der Welt, die wahrhaftige Wesensverwandtschaft und lebendige Gemeinschaft des Menschen mit seinem Schöpfer und Vater, und damit alle Liebe und Gnade desselben und alle Hoffnung und Zuversicht, die sich für Zeit und Ewigkeit darauf gründen, so gewiß macht, daß ein Zweifel darüber gar nicht mehr möglich ist; weil auf diese Weise der Mensch dazu gelangt, das ihm gewöhnlich so fremd, so fern, so unglaublich, so zweifelhaft scheinende Göttliche — daß ich so sage — handgreiflich zu erkennen, daß er, jenem Zweifler Thomas gleich, jetzt glaubt, weil er nun das Geistige mit seinen geistigen Händen befühlen und betasten kann, so daß er nun, auch in Ansehung der überlieferten Offenbarung, und insbesondere auch in Beziehung auf den Glauben an Jesu höhere Sendung, freudig sprechen lernt, wie jene Samariter zu dem Weibe, das ihnen Jesum als den Messias angekündigt hatte: „Wir glauben hinfort nicht um deiner Rede willen, sondern wir haben nun selbst erkannt und geglaubt (uns überzeugt), daß dieser wahrhaftig ist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“

Der Verfasser kommt nun auf den Deutschkatholicismus zu reden und tadelt dessen stürmische Weise, in welcher er fast wie ein Gewitter durch die Welt zieht, und ist sehr geneigt, gerade hierin ein Zeichen von dessen Unächtheit zu erkennen, und zu glauben, daß derselbe nur ein Product unruhiger Köpfe sei. „Für stillere Wirkungen, sagt er S. 41, für allmälige Reformen, für die ruhige Evolution haben die stürmischen Köpfe der Gegenwart keinen Sinn. Alle wunden Flecke soll der Deutschkatholicismus mit einem

einzigen Griffe gefaßt, mit einem kecken Wurfe soll er eine neue Kirchenverfassung hingepflanzt, in Hunderttausenden das schlummernde religiöse Interesse geweckt haben. Die langsam reifenden Früchte des Denkens und Forschens, die ernste erbauende Predigt auf jener Kanzel, die der Deutschkatholicismus vielfach mit der blumengeschmückten Rednerbühne vertauscht, der unermüdliche Eifer treuer Seelsorge, die ruhige Zurückhaltung gegenüber den überschäumenden Zeitfluthen — das Alles ist für Diejenigen **nichts**, welche nach dem Lärm, den eine Sache macht, ihren inneren Werth abzuwägen scheinen. Mag es seyn, daß Gott zuweilen, wie er im Naturleben durch Gewitter und Erdbeben das gestörte Gleichgewicht der Kräfte wieder herstellt, auch in den höheren Regionen des Geistes wohlthätige Erschütterungen eintreten und Dünste zu Wetterwolken sich ansammeln läßt, die sich nachher unter lärmender Intonation entladen: wer zieht aber nicht den stillen und langsamen Proceß des allmäligen Wachsthums, die gedeihliche Entwicklung im Natur- wie im Geistesleben, geräuschvollen Entbindungen, verheerenden Umwälzungen vor?" — Das ist doch wahrlich zum Erstaunen! Das durch und durch passende Bild von der Entstehung eines Gewitters, wenn sich schädliche Dünste gesammelt haben, hätte dem Verfasser die richtige Ansicht über den Deutschkatholicismus und die Art und Weise seines ersten Auftretens in der Welt so nahe gelegt, und er verkennt sie dennoch auf eine so unbegreifliche Art! Da sieht man, wie aller Verstand und aller Scharfsinn nichts hilft, wenn man einmal für oder gegen Etwas eingenommen und das Urtheil dadurch befangen ist. Handelt es sich denn hier darum, was uns **lieber** seyn sollte, eine stille ruhige, friedliche Entwicklung und Fortbildung des Kirchenwesens oder ein gewitterartiger Umsturz des alten? Es handelt sich darum, ob der Deutschkatholicismus, nach den vorhergegangenen Verhältnissen, nothwendiger Weise nur in dieser gewitterartigen Form auftreten mußte, ob er also ein ächtes, göttliches Gewitter, oder nur eine menschlich nachgemachte Explosion ist. Und darüber kann Der nicht zweifelhaft seyn, der die Verhältnisse, namentlich der römisch-katholischen Kirche, in der neueren Zeit kennt. Herr Dr. Schenkel ist ein Freund stiller ruhiger Entwicklung; wir auch. Da er diese

vorzieht, so hätte er in Ansehung der katholischen Kirche, statt des deutschkatholischen Gewitters, wahrscheinlich gewünscht, daß die wissenschaftliche Entwicklung in jener Kirche in der Weise fortgegangen wäre, wie sie z. B. in dem hermesianischen Streite geführt wurde. Oder, — wenn ihm, als einem Mann der Wissenschaft, die gewaltthätige Unterdrückung der Hermesianer doch zeigen mußte, daß hier einer ruhigen wissenschaftlichen Entwicklung gar kein Raum gegeben sei, — warum erhob er nicht seine Stimme und predigte Denen, die den Geist mit äußerer Gewalt zu dämpfen trachteten, warum brachte er nicht den Erzbischof Droste-Vischering und den Pabst zur Einsicht, daß man die „langsam reifenden Früchte des Denkens und Forschens" eben ungestört reifen lassen müsse? Oder hat Hr. Dr. Sch. ferner sich Heil versprochen von der „ernsten erbauenden Predigt auf jener Kanzel" — zu Trier, wo von der Aechtheit des heiligen Rockes gepredigt wurde, von seiner wunderthätigen Kraft, von dem Nutzen, daß man zu Tausenden zu ihm wallfahrtete und ihn verehrte? Oder wenn er daran als Protestant schwerlich Gefallen haben, wenn er daran als denkender Mann schwerlich einen Fortschritt in der Entwicklung sich versprechen kann, — warum rief er nicht dem Bischof Arnoldi zu, daß der Geist Jesu, und nicht sein angeblicher Rock, die Menschen gesund mache, daß es aber das Christenthum in Götzendienst verwandeln heiße, in Schaaren zu einem Rocke zu wallfahrten und ihn anzurufen „heiliger Rock bitt' für uns!" —? Da das Herr Dr. Schenkel nicht gethan hat, so hat es Ronge gethan; und daß sein Wort wie ein Blitz zündete, und daß aus ganz Deutschland ein laut schallender Donner nachhallte, das ist wohl ein Beweis, daß sich in verdumpfter Atmosphäre schon längst eine Masse von Dünsten gesammelt hatte, in welchen die Menschheit nicht gesund athmen und gedeihen konnte, sondern kränkeln und verelenden mußte, und daß diese verdumpfte Athmosphäre nur durch ein Gewitter gereinigt werden konnte, daß aber auch ein Funke hinreichend war zu zünden und diese gewaltige Explosion hervorzubringen. Wer hierin nicht Gottes Hand erkennt, der gehört eben zu Denen, die da Augen haben zu sehen und doch nicht sehen. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit der in der **protestantischen** Kirche eingedrun-

genen Verdumpfung und mit der äußeren Gewalt, wodurch man den Geist zu dämpfen und die Bestrebungen Derer niederzuhalten suchte, welche auf dem ruhigen Wege des Denkens und Forschens die Entwicklung fördern wollten, und mit den allgemeinen, bereits durch ganz Deutschland gehenden, und nimmermehr zu unterdrückenden Ausbrüchen des nach Licht und Freiheit ringenden Menschengeistes.

Aber das Alles erkennt Herr Sch. gar nicht an, da er meint, daß „das eigentliche Volk weder von den Deutschkatholiken noch von den Lichtfreunden im Ernste berührt worden sei.“ S. 43. „Sind denn, sagt er, jene Paar hundert deutschkatholische Gemeindchen, jene zusammengetrommelten Haufen, in denen mit bewundernswerthem Leichtsinn über die höchsten Fragen abgesprochen und entschieden wird — das Volk? Haben denn nur Die ein Anrecht darauf, Volk zu seyn, die in den Zeitungen von sich reden machen und lärmen? Was sind denn jene Hunderttausende, die an Bibel und Offenbarung festhalten und ihrem Glauben fröhlich leben und getrost sterben, die das Wort Gottes, wie es ihre Geistlichen unverfälscht predigen, höher halten als politische Verschlimmbesserungen, und vom sogenannten Zeitgeiste sich weder irren noch äffen lassen, sondern schlicht und recht ihre Wege gehen und gegen Gott und Menschen ihre Pflicht erfüllen?“ Hierüber besteht unsere Meinung ohngefähr in Folgendem. Erstens können wir es nicht anders als einen hämischen Ausbruch des Aergers über das unerhört rasche Umsichgreifen des Deutschkatholicismus nennen, wenn Herr Sch. von „ein Paar hundert Gemeindchen“ und von „zusammengetrommelten Haufen“ redet. Wenn in Zeit von einem Jahre über ein Paar hundert Gemeinden mit über viermalhunderttausend Seelen dastehen, so ist das ein Erfolg, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Und wer hat diese „Haufen“ denn „zusammengetrommelt,“ — wenn nicht die Inspiration des Zeitgeistes, welcher der Geist Gottes ist, sei's auch, daß unter Menschen sich Menschliches ihm anhänge. Und wenn Herr Sch. diesen „paar hundert Gemeindchen“ gegenüber so pomphaft von „seinen Hunderttausenden“ redet, welche noch der alten Ordnung der Dinge anhangen, so möge er doch einmal die heutige Welt und die heutigen Christen in der

Nähe besehen, er möge einmal den Ueberschlag nach einer Wahrscheinlichkeitsberechnung machen, auf welcher Seite, wenn man die heutigen Christen, namentlich in Deutschland, in zwei Theile theilt, in Solche, welche noch in Wahrheit an dem alten Dogma festhalten, und in Solche, welche nicht; — so möge er doch zusehen, auf welcher Seite die größere Zahl stehe, zumal wenn man nun nicht blos die Geister zählt, sondern wägt, wenn man ein „Volk" nach seinem Kern bemißt, nach der denkenden Klasse desselben, und nicht nach dem nicht-denkenden Haufen, der doch nimmermehr in geistigen Dingen den Ausschlag geben kann, — auf welche Seite wird denn da wohl die Mehrzahl, ja fast die Gesammtheit des deutschen Volkes hinzustehen kommen? — Wenn aber Herr Sch. die Regungen des von Gott in der Menschenbrust angeregten Zeitgeistes unserer Zeit „Verschlimmbesserungen" nennt, so möge er zusehen, daß er damit keine Sünde wider den heiligen Geist begehe, wenn er diejenigen Bestrebungen lästert und höhnt, welche aus den heiligsten Bedürfnissen und innersten Regungen der Menschennatur entspringen, und welche, wenn sie auch von Unvollkommenheiten und Ausartungen, wie alles Menschliche, nicht frei sind, doch gerade auch dadurch wieder ihre Aechtheit und ihren wirklich göttlichen Gehalt beweisen, daß sie dieses Unächte und Ausartende, wie durch einen unwillkürlichen Naturinstinkt ausstoßen. Wir erinnern z. B. daran, daß das Stuttgarter Concil, zum großen Leidwesen und Schrecken aller besonnenen Freunde des Deutschkatholicismus, den großen Mißgriff begangen hatte, den Frauen Stimmrecht in öffentlichen kirchlichen Angelegenheiten einzuräumen, — wir fürchteten davon die schlimmsten und für den Deutschkatholicismus verderblichsten Folgen, — und siehe da! nirgends ist jener Beschluß in das Leben getreten; die gute Natur des Deutschkatholicismus in den Gemeinden hat die Sache ganz stillschweigend beseitigt. Und so wird es auch ferner gehen, und wenn alle jetzt an der Spitze des Deutschkatholicismus stehenden Männer auf Abwege geriethen, es wird der Sache selbst wenig Schaden thun; denn das gerade ist der große charakterische Unterschied und Vorzug der Reformation unserer Zeit von den früheren, daß diese Reformation nicht von einem Einzelnen ausgeht, sondern von der Gesammtheit, daß heute Reformatoren gar

nicht mehr aufzustehen brauchen, welche die übrige Heerde nach sich ziehen, denn in unserer Zeit beginnt das Volk selbst mündig und selbstständig, und zur Verwaltung seines kirchlichen Hauswesens reif zu werden. Denn die Regierung und Entwicklung der Kirche durch sich selbst — das ist die große Idee, welche dem Deutschkatholicismus zum Grunde liegt, und die für die kurze Zeit sich wahrlich schon genugsam geordnet hat; weßhalb es nichts weiter ist als unverständiger Hohn, wenn Herr **Dr.** Sch. S. **42** sagt: „wie ist es endlich möglich, von einer „„neuen Kirchenverfassung““ zu reden, wo kaum die rohesten Grundzüge einer solchen mit der Kohle gezeichnet sind?“ Ist die Kirchenverfassung der Deutschkatholiken auch noch nicht ausgebildet, so liegt das in der Natur der Sache, und kann in der kurzen Zeit seit ihrem Entstehen gar nicht anders erwartet werden; wohl aber kann mit Sicherheit erwartet werden, daß die Kirchenverfassung der Deutschkatholiken — zwar allmälig aber doch rasch — sich unendlich viel vollkommener gestalten werde, als die in der katholischen, wie in der protestantischen Kirche, weil bei Deutschkatholiken das oberste Princip, von welchem Alles ausgeht, das ächte ist, nämlich die Entwicklung der Kirche durch sich selbst, während der Katholicismus an den Pabst, der Protestantismus aber an die Staatskirchenbehörden gebunden ist, wodurch in beiden der Willkür und der Menschensatzung das oberste Regiment eingeräumt ist. Im Deutschkatholicismus gelangt die Kirche und gelangen mit ihr die Gemeinden wieder zu ihrem Rechte, und eben darum wird bei den Gliedern der deutschkatholischen Kirche immer mehr Leben, Interesse und Eifer für die Angelegenheiten der Kirche entstehen, und damit auch für die heiligen Angelegenheiten der Religion selbst; während in der katholischen Kirche, wenigstens bei der Klasse der Denkenden, und in der protestantischen Kirche noch mehr, — weil in ihr das Selbstdenken schon allgemeiner geworden ist — fast in allen Klassen Lauheit und Gleichgültigkeit in immer steigendem Maaße schon seit langeher eingerissen ist; eine Lauheit, die verdeckt selbst da stattfindet, wo noch, durch die alte Gewohnheit, ein Schein des Eifers vorhanden ist. Aber untersuchet einmal, wie viel die Religion, die Religiosität selbst in denjenigen Gemeinden gilt, wo bisher noch ein

zahlreicher Kirchenbesuch stattfand; prüfet einmal genauer, wie wenig religiöses Bewußtseyn die Gemüther vieler von jenen fleißigen Kirchengängern erfüllt; fraget einmal die Erfahrung, ob groß oder gering der Einfluß ist, welchen die Religion auf das Leben, auf die Gesinnung, auf das Thun und Lassen jener Kirchlichen ausübt, und wahrlich ihr werdet nicht Ursache haben mit solcher Befriedigung von den „Hunderttausenden" zu reden, „welche schlecht und recht ihre Wege gehen und gegen Gott und Menschen ihre Pflichten erfüllen." Im Gegentheil, die Unlebendigkeit, die Unwirksamkeit der Religion auf das Leben der Menschen war in der letzten Zeit leider nur allzu groß und allgemein. Von dem Eifer aber und der Theilnahme an dem Kirchlichen, die jetzt wieder, sowohl unter den Deutschkatholischen als unter den Protestantischen erwachen, ist mit Recht zu hoffen, daß dadurch auch die Religion selbst wieder mehr und mehr Sache des Herzens und des Lebens werden werde. Ja, dies halten wir für den Rathschluß Gottes, für den Weg, auf welchem seine weise Lenkung endlich Abhülfe aus der von allen wahrhaften Freunden der Religion und des Heiligen schon so lange und tief beklagten Erstarrung der Religion und der Religiosität gewähren, und damit Heil in so viele unselige und unheilvolle Zustände unserer Zeit bringen wird. Darum empört es uns, wenn ein blindfrommer Eifer, ohne sich nur irgend einmal zu besinnen, ob in der neuen Gestaltung nicht vielleicht doch Gottes Hand und Gottes Wege zu erkennen seien, es vorzieht — nicht etwa blos die dem neu werdenden Gotteswerke noch anklebenden Menschlichkeiten unparteiisch und liebevoll aufzudecken — sondern Hohn und Spott darüber auszuschütten und Alles von vornherein fort und fort als eine Ausgeburt des Leichtsinns und der Frivolität zu brandmarken. Aber „sie werden noch sehen, in Wen sie gestochen haben!" (Joh. 19, 37.)

Zuletzt lesen wir noch S. 44: „Bis auf welchen Punkt der Widerspruch sich noch spannen wird, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß die bauenden, schaffenden und erhaltenden Geister ihrer Natur nach die Zukunft für sich haben müssen, und daß selbst der Fürst der Verneinung, dessen moderne Weisheit spottet, wider seinen Willen im Dienste jener höheren Mächte wirkt." Zwei treffliche Gedanken!

Ja, auch wir sind gewiß, daß nur die bauenden Geister, nicht die zerstörenden, die Zukunft für sich haben, daß aber sogar auch die letzteren wider ihren Willen zur Förderung der Entwicklung des Wahren und Guten beitragen müssen. Allein wer sind die bauenden, und wer die verneinenden Geister? Man ist gewohnt von vielen Seiten her immer zu hören: Diejenigen, welche das Alte erhalten wollen, das sind natürlich die erhaltenden und bauenden Geister; Diejenigen dagegen, die dem Alten entgegentreten, und es ganz oder zum Theil beseitigt wissen wollen, das sind offenbar die verneinenden und zerstörenden Geister, — und man geht dann nicht selten so weit, diese Letzteren als geradezu im Dienste des Satans stehend und die Menschheit als in ein Reich des Lichtes und der Finsterniß getheilt darzustellen.*) Auch Herr Dr. Schenkel scheint halb und halb Lust zu so etwas zu haben, indem er von einem „Fürsten der Verneinung" redet; denn wer ist Dieser, wenn es nicht der Satan ist? Die moderne Weisheit aber, durch die er spottet, konnte doch wohl nur von Menschen ausgehen; also redet auch Herr Dr. Schenkel von Menschen, die in ihren Bestrebungen geradezu im Dienste des Satans stehen. Oder ist das blos so eine rhetorische Figur; glaubt Herr Dr. Schenkel nicht an einen persönlichen, die Menschen zu seinem Dienste mißbrauchenden Teufel? Es mag seyn; es scheint uns sogar wahrscheinlich, denn wer an diesen Herrn glaubt, der pflegt nicht blos so blumistisch, sondern frisch heraus von ihm zu reden. Aber wenn auch, so müssen doch auch solche verblümte Redensarten etwas bedeuten, ihre Bedeutung aber kann keine andere seyn, als daß den damit bezeichneten Menschen bei ihrem Streben durchaus böse, „teuflische" Absichten zugeschrieben werden. Und davor sollte man sich denn doch einigermaßen hüten! Es ist geschwind gerichtet und verdammt; aber es steht geschrieben: „Richtet nicht und verdammet nicht!" — Es ist aber in der That gegen dies Gebot Jesu gesündigt, es ist in der That ein liebloses Richten und Verdammen, wenn man eine Glaubens- oder

*) Vergl. z. B. die Anfangsworte der Vorrede in des Herrn Consistorialrathes (jetzt Oberconsistorialrathes) Dr. Rust Predigt bei Eröffnung der Generalsynode 1845.

Gesinnungsrichtung für blos „negirend," verneinend, zerstörend, also für schlechthin schlecht, für satanisch erklärt. Daß es eine Richtung gibt, die aus unreiner Gesinnung blos am Niederreißen Lust hat und nicht an der Förderung des Menschenheils, dies läugnen wir nicht; aber sehr entschieden stellen wir das in Abrede, daß es so Viele von dieser üblen Gesinnungsweise gebe, als man häufig behauptet; und entschieden läugnen wir, daß alles Das bloße Negation sei, was man gewöhnlich dafür verschreit. Ja, wir gehen noch weiter und behaupten, in den allermeisten Fällen entspringt das sogenannte Negiren aus keiner anderen Quelle als aus dem sehr positiven, aber bald mehr bald weniger richtig verstandenen Wahrheits- und Rechtsgefühl, welches durch Das, was ihm als Unwahrheit und Unrecht erscheint, sich entrüstet fühlt und denselben entgegentritt. Herr Dr. Sch. gibt zwar etwas der Art zu, indem er sagt: „So beschränkt bin ich nicht, jene Unzahl von Schattirungen, von Undulationen zwischen den beiden Extremen positiver und negativer Kräfte zu verbannen, aber daß doch zwischen positiv und negativ nicht nur ein, fließender, sondern ein wesenhafter Unterschied ist, dessen bin ich auch gewiß." Ja, aber wir können diesen „wesenhaften" Unterschied nur in dem Falle zugeben, wenn man nur das für eigentliche Negation erklärt, was aus böser Absicht hervorgeht, oder allermindestens: was nicht in guter Absicht für Wahrheit und Menschenheil, sondern aus purer Selbstsucht geschieht. Und ehe man dessen Jemand beschuldigt, sollte man sich doch wohl vorher dreimal besinnen, ob man auch seiner Sache vollkommen gewiß sei. Wenn daher Herr Dr. Sch. weiter sagt: „Tolerant bin ich gegen Menschen; jede Ueberzeugung, die aus dem Inneren fließt, hat Anspruch auf meine Achtung; Bannsprüche in Gewissenssachen sind gegen meine Neigung, und der ehrenwerthe Gegner kann ebensowohl auf rücksichtsvolle Behandlung bei mir rechnen, als der ehrenwerthe Freund," — so ist das vortrefflich; und schon dies, daß Herr Dr. Sch. sich zu diesen Grundsätzen bekennt, ist erfreulich; aber ganz bethätigt hat er dieselben keineswegs. Denn ist es wohl eine ehrenwerthe Behandlung, wenn er die vielen Tausende von Deutschkatholiken einen „zusammengetrommelten Haufen" nennt, wenn er den ganzen Deutschkatholicismus überhaupt, wie auch den protestantischen Ra-

tionalismus, dem bereits Millionen huldigen, in seiner ganzen Schrift als eine Ausgeburt des Leichtsinnes behandelt. „Ehrenwerthe" Gegner sollen auf rücksichtsvolle Behandlung Ansprüche haben, aber damit man rücksichtslos mit ihnen umgehen kann, erklärt man sie zuvor für nicht ehrenwerth; ohngefähr wie ein Militär nicht eher geprügelt werden darf, als bis man ihm zuvor die Uniform ausgezogen hat. Ich sage nicht, Herr Dr. Schenkel gehe mit besonders harten Worten oder mit Schmähungen um; nein, im Gegentheil, in Vergleich mit sehr vielen anderen orthodox-Gläubigen verfährt er ruhig und scheinbar nicht untolerant, aber dennoch, welch eine Intoleranz zieht sich durch seine ganze Ansicht von den neueren Bewegungen des Geistes! Es scheint leider unmöglich zu seyn, daß auch die besten Naturen, wenn sie sich einmal der Orthodoxie, d. h. einer Allein-Rechtgläubigkeit hingegeben haben, noch gegen irgend eine andere Richtung tolerant seyn können. Consequent ist diese Intoleranz allerdings, aber diese Consequentheit ist es auch gerade, welche den Stab über die Allein-Rechtgläubigkeit bricht. Es wird und muß noch die Zeit kommen, wo die Menschheit einmal vor dieser ihrem innersten Wesen nach stets und nothwendig intoleranten Allein-Rechtgläubigkeit Ruhe bekommt. Ruhe, Versöhnung und Einigung wünscht auch Herr Dr. Sch. Er glaubt auch (S. 45): „Daß die neu erwachten bewegenden Kräfte des religiösen Lebens einen Mittelpunkt suchen, ist nicht zu bezweifeln, wo sie ihn finden werden, aber ungewiß. Wer darf sagen, die Gegensätze des Protestantismus und Katholicismus seien ewig, die beiden Flammen, die aus dem Centrallichte des christlichen Glaubens aufgelodert, werden nicht einst wieder in einen Strahl zusammenfallen." Dies ist uns denn doch nicht denkbar; Protestantismus und Katholicismus erscheinen uns vielmehr als wesentliche Gegensätze, die sich nie vereinigen lassen; denn das wesentlich Unterscheidende zwischen beiden ist die Annahme oder die Verwerfung der päbstlichen Autorität. Gibt diese der Katholicismus auf, so ist er nicht mehr katholisch; nimmt sie der Protestantismus aber an, so ist er nicht mehr protestantisch. Daher können wir nicht an ein Verschmelzen des protestantischen und katholischen Princips glauben, sondern nur an den endlichen Sieg des einen und den endlichen

Fall des anderen; und dahin wird es sicher zuletzt auch kommen, aber es ist wohl noch lange hin. Hingegen glauben wir an die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer anderen, näher bevorstehenden Verschmelzung und Einigung, nämlich zwischen dem Princip der protestantischen Orthodoxie und dem des protestantischen und deutschkatholischen Rationalismus. Diese Gegensätze scheinen uns nicht ewig und wesentlich zu seyn. Es aber wird freilich die Orthodoxie dabei vor allen Dingen fallen lassen müssen, was sie mit dem römischen Katholicismus gemein hat, nämlich die Prätention der Allein-Rechtgläubigkeit. F.

---

b) Der rheinische Landbote, von K. Zittel. Karlsruhe, Verlag von G. Holtzmann. Preis 9 kr.

Daß Zittel (Pfarrer in Bahlingen) eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der badischen Ständekammer ist, das weiß ganz Deutschland, seitdem er seine berühmte Motion für Religionsfreiheit gemacht, und seitdem sowohl die ultramontane als die ultraliberale Partei in Baden ihn öffentlich vielfach verunglimpft hat; daß derselbe als muthiger und kraftvoller Kämpfer auch in dem von ihm seit zwei Jahren herausgegebenen „Morgenboten" sich bewährt; daß es ihm dabei nicht blos um Kampf und Streit in der Kirche zu thun ist, sondern daß er auch für die Förderung wirklicher Religiosität in dem von ihm herausgegebenen „Sonntagmorgen" zu wirken bestrebt ist, dies Alles ist unseren Lesern bereits bekannt. *) Den Wenigsten ist aber wohl noch bekannt geworden, daß Zittel schon seit dem Jahre 1844 auch den „rheinischen Landboten" herausgibt. Es ist wirklich auffallend, daß eine so schätzbare perio-

---

*) Der Sonntagmorgen, ein wöchentlich erscheinendes Erbauungsblatt, hat bereits auch in unserer Pfalz vielfachen Eingang gefunden. Wir wollen auch bei dieser Gelegenheit unsere Leser auf dieses schätzbare Blatt aufmerksam machen. Dasselbe eignet sich für Leser aller Klassen, und wir glauben, daß Jeder, welchem es um Beförderung einer lichtvollen und warmen Religiosität zu thun ist, die Verbreitung desselben sich angelegen seyn lassen sollte. Durch die Kaußler'sche Buchhandlung in Landau bezogen kostet es halbjährlich 40 kr., wöchentlich durch die Post etwas mehr. Auch der Unterzeichnete ist erbötig, Bestellungen darauf zu besorgen. F.

dische Schrift wie diese, schon drei Jahre lang in einem Nachbarlande herausgegeben und mit allgemeinem Beifall aufgenommen werden kann, ohne daß wir auch nur etwas davon erfahren. Das ist auch ein Stück von der Noth unserer Zeit, daß heut zu Tage solch eine zahllose Masse von Schriften erscheint, daß die besseren, ja auch die besten oft Mühe haben sich bemerkbar zu machen. Der rheinische Landbote, dessen Zweck ist, dem Volke Belehrung und Unterhaltung zu bieten, sollte zuerst in vierteljährlichen Heften, in Kalenderformat erscheinen (das Heft zu 18 kr). Der Herausgeber fand sich aber schon nach dem Erscheinen der zwei ersten Hefte bewogen, denselben für das folgende Jahr als eigentlichen Volkskalender herauszugeben; in welcher Form er seitdem fortbesteht. In der That dürfte auch schwerlich irgend ein anderer der jetzt lebenden Schriftsteller so sehr geeignet seyn einen Volkskalender zu schreiben, als gerade Zittel. Die meisten von unseren Lesern kennen wohl die schon mehrmals von uns empfohlene „Spinnstube“ von W. O. v. Horn, welche in vorigem Jahre auch als Kalender erschienen ist. Mit dieser hat Zittel's Landbote in Ansehung der volksthümlichen und ebenso gemüthlichen als launigen Schreibart viele Aehnlichkeit; nur daß der Landbote noch mehr im eigentlichen Volkston geschrieben ist, und dabei auch die Belehrung und Aufklärung des Volkes über religiöse und staatsbürgerliche Angelegenheiten und über sonstige wissenswerthe Gegenstände bestimmt in's Auge faßt, während die „Spinnstube“ mehr im Allgemeinen auf Herz und Gemüth des Volkes bildend einzuwirken sucht. Das Eine wie das Andere ist gut und verdienstvoll, aber doch glauben wir: während das Letztere mehr in der vergangenen Zeit die rechte und genügende, ja vielleicht die einzig richtige Weise war, an der Bildung des Volkes zu arbeiten, so dürfte doch heutigen Tages, neben dieser, unumgänglich nöthig seyn, dem Volke auch über die verschiedenen, die Jetztzeit tief bewegenden Lebensverhältnisse richtige Ansichten beizubringen. Unter allen deutschen Schriftstellern hat wohl Keiner den Volkston so zu treffen gewußt als Hebel, und wir haben bei der ersten Anzeige der „Spinnstube“ ihr nachgerühmt, daß ihre Schreibart mit der Hebel'schen nicht blos einige, sondern sogar viele Aehnlichkeit habe; in Zittel's „Landboten“ da-

gegen finden wir diese Aehnlichkeit in einem so hohen Grade, nicht blos was die Form der Schreibart betrifft, sondern auch in Ansehung der ganzen Art und Weise, daß es uns beim Lesen oft nicht anders ist, als läsen wir nicht in Zittel's neuem „rheinischen Landboten," sondern in Hebel's altem „rheinischen Hausfreund," welchen der Erstere sich wohl auch zum Vorbild genommen haben mag, und welche große Aehnlichkeit auch zum Theil darin ihre Erklärung findet, daß Zittel nicht blos Hebel's Landsmann ist, sondern auch dessen Schüler war. In der Art die Zeit- und Lebensverhältnisse anzuschauen ist nun freilich Zittel ein Anderer als Hebel. Während Hebel sich in gemüthlicher Ruhe einer behaglichen, harmlosen Lebensauffassung überläßt, und seine Laune höchstens in den Witzen eines Zundelheiner und rothen Diether ausläßt, so sehen wir bei Zittel gar oft, ja fast immer mitten durch die, wie es scheint, angeborene und von Vater Hebel überkommene heitere Laune einen Ernst und zuweilen eine Schärfe hindurchblicken, welche zeigen, daß der rheinische Landbote von 1847, — so gern er es auch möchte, — sich doch nicht so behaglich in seinen Zeitverhältnissen fühlen kann, als es der rheinische Hausfreund seiner Zeit konnte. Es ist eben betrübt, daß es in dieser unserer gegenwärtigen Zeit so vieles Unbehagliche gibt. Oder soll man lieber ein Auge zudrücken, oder gar alle zwei, um sich in seiner Behaglichkeit nicht stören zu lassen? Wir denken, Männer haben etwas Anderes zu thun als dies, und hätte Hebel heute gelebt, er würde heute wohl auch mit seinem Gevattermann über manche Dinge anders geredet haben als damals.

Vom Landboten sind bis jetzt erschienen: Jahrgang 1844, Nr. 1 und 2, sodann die Jahrgänge 1845, 1846 und 1847. — Nr. 1 hat 48 Seiten (ohne Kalender) und enthält: 1) Kalenderbetrachtungen. 2) Kannengießer-Stübchen (Gespräche über politische Zeitverhältnisse.) 3) Eine Reihe scherzhafter Anekdoten und Erzählungen. 4) Kinderstübchen (allerlei Unterhaltendes und Belehrendes für Kinder — und Alte — in Gesprächsform.) 5) Weltschau (Blicke auf die hervortretendsten Verhältnisse unserer Zeit.) Dabei verschiedene sehr interessante Bilder mannichfaltiger Art, wie überhaupt auch in allen folgenden Heften. — Nr. 2 hat 106 Seiten,

und beginnt mit der „Weltschau"; die Napoleonschriften; Brief des Schulmeisters Daniel an den Landboten, den Himmel betreffend; Kannengießerstübchen; „Eine traurige Geschichte," welche folgendermaßen lautet: „Es hatt' ein Knab' eine Amsel gefangen. Die sperrte er in einen Käfig und pfiff ihr beständig die Melodie vor: ein freies Leben führen wir. Das lernte die Amsel bald nach. Sie sperrte den Schnabel so weit auf, als sie konnte, und sang beständig die Melodie „ein freies Leben führen wir," bis sie endlich in ihrem Käfig verreckte. O jerum! Nicht wahr Vetter Michel, das ist eine traurige Geschichte?" — Kinderstübchen; Erklärung der Entstehung des Lebens in einem Ei (mit Abbildungen); Philosophische Korrespondenz; Anekdoten; Bilder. Nr. 3, Jahrgang, **1845**, hat **52** Seiten und enthält: Drei Worte an den geneigten Leser; Kannengießerstübchen; die Anfänge christlicher Gesittung und Bildung unter unsern Vorältern im südwestlichen Deutschland; wie man vor Alters Recht gesprochen hat; Erzählungen und Anekdoten. Jahrgang **1846**, **46** Seiten. Das Kopernikanische Sonnensystem; zweiter Brief des Schulmeisters Daniel, den Himmel betreffend; Kannengießerstübchen; aus der vaterländischen Geschichte; ein deutschkatholischer Gottesdienst; Erzählungen und Anekdoten. Jahrgang **1847**, **40** Seiten. Einiges zum Gruß und zur Nachricht; die Geschichte des Johannes Huß; dritter Brief des Schulmeisters Daniel über den Himmel; Antwort des Landboten an den Schulmeister Daniel von wegen der Lichtfreunde; Geschichte des Bauernstandes; die Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder (Verein im Badischen, Bild des Rettungshauses bei Durlach); Kannengießerstübchen. Bilder und Anekdoten sind in dem letzten Jahrgang, wegen langer Beschäftigung des Verfassers auf dem Landtage, spärlich ausgefallen, werden jedoch für die Zukunft in vermehrter Anzahl versprochen. Der rheinische Landbote wird als Volkskalender für das Jahr **1848** schon im August oder September erscheinen, und wir wollen zum Voraus auf denselben aufmerksam gemacht haben. Der Preis (**9** Kr.) ist ein äußerst billiger zu nennen. Wo man geneigt ist, größere Partthieen zu nehmen, wende man sich entweder an die Buchhandlung von G. Holtzmann in Karlsruhe oder an die von Eduard Kaußler in Landau. Auch der Unterzeichnete ist gerne

erbötig Bestellungen auf den Kalender anzunehmen und zu besorgen. F.

38.

Allerunterthänigste Bitte der sämmtlichen Mitglieder des Presbyteriums und des Gemeinderathes der Stadt Dürkheim, in der Pfalz, die Wiederbesetzung der daselbst erledigten dritten protestantischen Pfarrstelle betreffend.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

In tiefster Erfurcht und in vollem Vertrauen auf die väterliche Huld und Gnade Ew. Königlicher Majestät, die alle Ihre Unterthanen mit gleicher Liebe umfaßt, und deren besondere Beweise sich zu erfreuen auch die Gemeinde Dürkheim schon das Glück hatte, wagen es die allerunterthänigst unterzeichneten Mitglieder des Presbyteriums und des Gemeinderathes der Stadt Dürkheim, mit einer Bitte vor den Stufen des Thrones zu erscheinen, zu welcher sie sich durch die heilige Pflicht warmer Theilnahme an dem wahren Wohle ihrer Gemeinde gedrungen fühlen.

Die Bewegungen und Kämpfe, welche in unsern Tagen auf dem religiösen und kirchlichen Gebiete hervortreten, haben auch die vereinigte protestantische Kirche der Pfalz auf vielfache Weise berührt und äußern sich besonders in der jüngsten Zeit in einer Art und Weise, die Jeden, der es mit dem Christenthum aufrichtig und redlich meint, mit ernsten Besorgnissen erfüllt. Den Frieden und die Eintracht, womit unsere Kirche lange Zeit gesegnet war, sehen wir vielfach gestört; die Liebe und die Duldung, durch welche die Glieder der protestantischen Gemeinden der Pfalz so heilsam verbunden waren, sehen wir an manchen Orten verdrängt, durch den Geist des unchristlichen Hasses, der verderblichen Zwietracht und der lieblosen Unduldsamkeit, wodurch Ruhe und Ordnung gefährdet und öfter schon thätlich gestört wurden. Fragen wir nach der Ursache dieser Erscheinungen, so können wir sie nirgend anderswo finden, als in dem seit mehreren Jahren erfolgten Hervortreten

einer schroffen theologischen Richtung, deren Anhänger sich ausschließlich „Gläubige," „Fromme," „Erweckte," „Wiedergeborne," „wahre Glieder der Kirche," „ächte Nachfolger Jesu" und „Auserwählte Gottes" nennen, von ihren Gegnern aber häufig mit den Namen „Frömmler," „Mystiker," „Pietisten," „Altgläubige," „Symbol-" und „Buchstaben-Gläubige" belegt werden.

Die angeführten Bezeichnungen, welche die Anhänger dieser theologischen Richtung ausschließlich für sich in Anspruch nehmen, und die sie auf den Glauben an Lehrsätze gründen, über welche die Christenheit von jeher nicht einig war, lassen es klar erkennen, daß sie sich, als den Auserwählten, den alleinigen Besitz der christlichen Wahrheit, Frömmigkeit und Tugend zueignen, und man darf sich daher nicht wundern, daß sie in den Gemeinden, denen sie als Prediger vorstehen, durch alle nur erdenklichen Mittel sich einen Anhang zu verschaffen suchen; daß sie in ihren Predigten und bei dem Unterrichte der Jugend mit zelotischer Bekehrungssucht auf die Annahme ihrer (bestrittenen) Glaubensansichten, als der wesentlichen Lehren des Christenthums, dringen; daß sie sich (oft mit der größten Indiscretion) in die stillen Wohnstätten der Familien drängen und den Frieden und die Eintracht derselben stören; daß sie Andersgläubige oder Solche, die sich ihnen nicht unbedingt anschließen, auf jede Weise verdächtigen, verketzern und verdammen; daß sich in Folge dieser Bestrebungen Parteien in den Gemeinden bilden, die einander feindlich gegenüber stehen, sich gegenseitig hassen und verfolgen; daß sie sogar in andern Gemeinden mit ihren Lehren sich einzudrängen und die Gemeindeglieder von ihren Predigern, die der gedachten theologischen Richtung nicht angehören, abwendig zu machen suchen. Bei diesen ihren Bemühungen treten sie den Grundsätzen der vereinigten protestantischen Kirche, welche in der Vereinigungsurkunde und im Katechismus ausgesprochen sind, und welche durch die Ertheilung der Allerhöchsten Sanction als Regel und Richtschnur für die Genossen der vereinigten protestantischen Kirche der Pfalz angesehen werden müssen, feindlich entgegen, verwerfen und bekämpfen dieselben offen und ungescheut, und zerreißen so allmählig das Band der Liebe und Eintracht, das die vereinigte protestantische Kirche bisher zusammenhielt.

Der protestantischen Kirchengemeinde von Dürkheim war bis heute das Glück beschieden, keinen ihrer Prediger zu dieser symbolgläubigen und unduldsamen Partei zählen zu müssen. Darum herrschte auch immer Friede und Eintracht unter den Gliedern der Gemeinde wie unter den Predigern; denn die zelotischen Bestrebungen, denen die protestantische Kirchengemeinde unserer Stadt glücklicher Weise nur vorübergehend als Tummelplatz dienen mußte, scheiterten an dem gesunden, religiös-sittlichen und vernünftig-christlichen Sinne der Bewohner. Der milde, duldsame Geist eines lebendigen, thätigen Christenthums verbannte allen Hader und alle Zwietracht; beide Confessionen, die katholische und die protestantische, leben friedlich neben einander (und daß ein wahrhaft christlicher Sinn, der in thätiger Liebe sich bewähren muß, die Gemüther beseelt, das zeigte und zeigt sich noch jetzt in der Zeit der Theuerung, wo alle Bewohner ohne Unterschied des Standes und der Confession wetteifern, der Noth und dem Elende ihrer armen Nebenmenschen nach Kräften zu steuern, so daß wohl an wenigen Orten besser und wirksamer für die Nothleidenden gesorgt wurde, als in hiesiger Gemeinde.)

Den Besitz der ihnen von der Vorsehung verliehenen Güter des Friedens, der Eintracht, der Liebe und Duldsamkeit, des vernünftig-christlichen Sinnes und der treuen Anhänglichkeit an die Grundsätze der vereinigten protestantischen Kirche würden aber die allerunterthänigst Unterzeichneten gefährdet sehen, im Falle ihnen bei der Wiederbesetzung der erledigten dritten Pfarrstelle ein Geistlicher gegeben würde, welcher der oben bezeichneten theologischen Richtung angehört.

Darum wenden sie sich mit unerschütterlichem Vertrauen an die väterliche Fürsorge und Gnade ihres erlauchten Königs und Pfalzgrafen mit der allerunterthänigsten Bitte:

Es wolle Ew. K. Majestät allergnädigst geruhen, Sorge zu tragen, daß der protestantischen Kirchengemeinde der Stadt Dürkheim bei Wiederbesetzung der erledigten dritten Pfarrstelle ein Geistlicher gegeben werde, der den Grundsätzen der vereinigten Kirche, der Glaubens- und Gewissensfreiheit, der freien Entwicklung des vernunftgemäßen, ächt evangelischen Christenthums offen und redlich

zugethan ist, einen ungeheuchelt frommen Geistlichen, dessen Leben und Wirken Zeugniß ablegt von seiner Ehrfurcht gegen die heilige Schrift, sowie von seiner Kenntniß der religiösen Bedürfnisse des vernünftigen Christen.

Sich der zuversichtlichen Hoffnung der allergnädigsten Gewährung dieser Bitte hingebend, verharren in tiefster Ehrfurcht

Ew. Königl. Majestät

allerunterthänigst treugehorsamste Mitglieder des Presbyteriums und des Gemeinderathes der Stadt Dürkheim.

Dürkheim, den 14. Mai 1847.

39.

Ueber die Versehung erledigter Pfarreien.

Man hat uns ersucht über diesen Gegenstand nachstehende Mittheilung zu machen.

Bei Erledigung der Pfarrei Impflingen, Dekanats Landau, hatte der dortige Dekan das Bürgermeisteramt ersucht, dafür zu sorgen, daß die Geistlichen, welche der Reihe nach den sonntäglichen Gottesdienst zu halten hatten, auf eine anständige Weise abgeholt würden. Das Bürgermeisteramt war, in Gemeinschaft mit dem Presbyterium, diesem Wunsche nachgekommen, und stellte sodann an das k. Landkommissariat den Antrag, daß der für diese Abholung erwachsene Fuhrlohn aus den Intercalargefällen der Pfarrei bezahlt werden solle. Hierauf erfolgte durch das k. Landkommissariat folgender Bescheid: „Was k. Regierung unterm 3., praes. 7. l. Mts., ad Nm. 18620 H nebigen Betreffs rescribirt hat, folgt untenstehend in Abschrift zur Wissenschaft. — „„Auf die unter dem 31. Juli und 20. v. Mts. vorgelegten, anliegend zurückfolgenden Anfrageberichte des Bürgermeisteramts Impflingen hat das k. prot. Consistorium Folgendes erwiedert: Die Verordnung vom 9. Februar 1818, die Intercalarrechnung betreffend, gestattet zwar unter Nr. 2 die Verrechnung der Fuhrlöhne, welche durch die Versehung einer erledigten Pfarrei veranlaßt wurden. Diese Bestimmung ist jedoch durch das allerhöchst genehmigte Regulativ über

die allgemeine Pfarrwittwenkasse aufgehoben worden, indem hier unter Art. 1 Lit. a die Diöcesanpfarrer zur unentgeltlichen Versehung für verpflichtet erklärt werden. Es muß sonach dermalen den Pfarrern, welche die Reihenfolge der Versehung trifft, überlassen bleiben, auf welche Weise sie ihrer Verpflichtung genügen wollen. Die Verrechnung der Fuhrlöhne auf die Intercalargefälle ist jedoch nicht zuläßig."" Hierauf wurde von dem Bürgermeisteramt Impflingen eine Remonstration an das k. Landkommissariat (resp. an die k. Regierung) gemacht, worin gesagt wird: „Das unterfertigte Bürgermeisteramt findet in dem Regulativ über die allgemeine Wittwenkasse der protestantischen Geistlichen des Rheinkreises vom 23. Dez. 1818 durchaus keinen Grund zum angegebenen abschlägigen Bescheid, sondern gerade das Gegentheil, denn es heißt ausdrücklich, daß sämmtliche Einkünfte, während eines Vierteljahres, nach Abzug der Lasten, in die Wittwenkasse fließen sollen; und als Lasten sind doch auch gewiß die Fuhrlöhne und Zehrkosten der Herren Geistlichen zu betrachten, welche für ihren persönlichen Dienst Nichts in Anrechnung bringen dürfen" u. s. w. Hierauf erfolgte folgender Bescheid: „Inhaltlich Rescripts k. Consistoriums vom 13. d. Mts. **ad Nm. Exh. 1519 F, No. Exp. 126** wird, dem von der k. Regierung mitgetheilten wiederholten Gesuche des Bürgermeisteramts Impflingen entsprechend, gestattet, daß die in der anliegenden Rechnung specifizirten Fuhrlöhne in der Intercalarrechnung der Pfarrei Impflingen verrechnet werden dürfen. Dieses wird dem Presbyterium zur Darnachachtung mitgetheilt."
„Das k. b. prot. Dekanat Landau."

Wenn also fernerhin die in erledigten Pfarreien functionirenden Geistlichen unentgeltlich abgeholt werden, so können sie sich bei dem Herrn Bürgermeister von Impflingen bedanken. Allerdings scheint es auch nicht mehr als billig und recht zu seyn, daß eine Pfarrei, welche von auswärtigen Geistlichen bedient wird, auch für deren Transport und Beköstigung zu sorgen habe. Die Wittwenkasse ist eine recht gute Anstalt, doch braucht sie nicht gerade Alles zu haben, da sie ohnehin schon nahezu dritthalbhunderttausend Gulden hat. Wenig angemessen aber scheint es zu seyn, daß man es von dem freien Willen einer Gemeinde abhängen lasse, ob die

fremden Geistlichen, welche deren Gottesdienst besorgen müssen, oft im Schnee und Regen, zwei, drei, vier, fünf, ja hie und da sogar zehn Stunden weit zu Fuß gehen, oder eine Fuhre und die Beköstigung auf eigene Kosten bestreiten sollen. Es wäre daher zweckmäßig, wenn in den Diöcesan-Synoden der Antrag gestellt würde, daß es künftighin bei allen Pfarrei-Erledigungen so gehalten werden sollte, daß die dienstthuenden Geistlichen auf Kosten der Pfarrei (resp. der Intercalargefälle) abgeholt und beköstigt würden. Da dies in bemeldetem Falle einmal genehmigt worden ist, so ist auch nicht zu bezweifeln, daß es überhaupt für alle Fälle genehmigt werden würde.

40.

Die Hoftheologie.

1.

Als Christus auf die Erde kam,
Da hatt' er stets zu kämpfen,
Um den verjährten Priesterkram
Durch Wort und Geist zu dämpfen.
Jedoch Herodes faßte nicht
Des Himmelswortes Klarheit,
Und auch Pilatus spottend spricht:
„Erkläre, was ist Wahrheit?“
Es witterte Manie
Die Hoftheologie.

2.

Johann der Täufer straft mit Muth
Das sittliche Verderben:
„Wer nicht von Herzen Buße thut,
„Kann Gottes Reich nicht erben.“
Allein die strenge Sittenlehr'
Mißfiel dem Schelm Herodes,
Und jener finstre Prediger
Starb eines blut'gen Todes;
Denn er verstand sich nie
Auf Hoftheologie.

3.

Als Ketzerei die Christenheit
In Secten droht' zu theilen,

Sah man zu dem Concilienstreit
Die Kirchenväter eilen.
Indeß nicht Gründe siegten dort,
Es siegten nur die Stimmen;
Man jagt' von allen Kanzeln fort
Die Ketzer mit Ergrimmen;
Denn Alle überschrie
Die Hoftheologie.

4.

Als später Nacht und Sklaverei
Die Kirche hielt' umfangen,
Brach Luther kühn das Joch entzwei;
Nach Licht die Geister rangen.
Die Glaubensfreiheit war's Idol
Der freudigen Bewegung,
Doch bald erstarrte im Symbol
Die freie Geistesregung:
Die Kirche ward Regie
Der Hoftheologie.

5.

Noch blühte frei die Wissenschaft
Auf Universitäten,
Wo kühn am Geist und reich an Kraft
Die Lehrer Weisheit säten.
Allein die Kirche und der Staat
Dem freien Geist nicht traute;
Bald trauerte die junge Saat,
Denn alles Unheil schaute
In der Philosophie
Die Hoftheologie.

6.

Die Jünger der Theologie
Sah man sich nun geniren;
Man wußte nicht mehr, wo und wie
Man jetzo sollt' studiren.
Voll ward der Kirche Heiligthum
Von Blinden, Krüppeln, Lahmen,
Denn Keiner denkt an's Studium,
Man denkt nur an's Examen;
Die einz'ge Sorg' und Müh'
War Hoftheologie.

7.

War der Student nun Candidat,
So athmet' er zwar freier;

Doch währt's nicht lang, und guter Rath
Ward abermals ihm theuer.
Er wirbt um einen Anfangsdienst
Als würdigster von Elfen
Sowohl durch Alter als Verdienst;
Doch das kann ihm nicht helfen:
Hier hilft nur eine Sie —
Die Hoftheologie.

8.

Der freie Geist der Kirche schuf
Die Generalsynode,
Und freudig, wie auf Gottes Ruf,
Wächst Leben aus dem Tode.
Bald sah man durch des Geistes Wehn
Gesangbuch und Agende
In neuer Fassung aufersteh'n!
Doch Alles war am Ende,
Fast scheint es durch Magie,
Nur Hoftheologie.

9.

Ich nenn' als weit'res Institut
Die Visitationen;
Wer lässig seine Pflichten thut,
Den will die Kirch' nicht schonen.
Doch auch die Predigt wird beguckt
Mit theolog'schem Glase,
Und jeder Pfarrer, der nicht muckt,
Kriegt richtig eine Nase
In scharf gesalz'ner Brüh
Von Hoftheologie.

10.

Wie man die Kirch' am Bändel hat,
Das zeigen klare Spuren;
Ich denke nur an Dekanat
Und Schulvisitaturen.
Nur Männer sollt' man im Besitz
Von solchen Aemtern sehen,
Und doch sieht man an ihrer Spitz
Oft arme Schächer stehen;
Denn sie erschlichen sie
Durch Hoftheologie.

11.

Hilf, Gott! bald betet man nicht mehr
Dich an in Geist und Wahrheit!

Die Köpfe hohl, vom Geiste leer,
Verdammen Licht und Klarheit.
Der Glaube und die Liebe kann
Nicht unter Knechtschaft leben,
Drum wollen wir auch Mann für Mann
Nach Kirchenfreiheit streben:
O beugt nicht eure Knie
Vor Hoftheologie.

Sch......

Nachschrift der Redaction. Vorstehendes Gedicht wurde uns aus dem Auslande zugesendet. Unsere guten Landsleute aber werden sich gewaltig wundern, wenn sie sehen, wie kurios es doch in dem Auslande zugeht.

41.

Blicke auf die Zeitereignisse.

Der König von Preußen hat unterm 30. März d. J. eine Verordnung erlassen, durch welche die Bildung von freien Gemeinden erlaubt wird. Außer den schon bestehenden freien Gemeinden zu Königsberg, Halle und Nordhausen hat sich nun auch eine solche zu Halberstadt gebildet, welche folgende Erklärung aufgestellt hat:

„Da nach unserer Ueberzeugung die evangelische Kirche, wenn man dem Geist, aus dem sie geboren ist, treu bleiben will, nicht nur nicht rückwärts geführt werden darf, sondern vielmehr die von ihrem Wesen nothwendig geforderte freie Verfassung bekommen muß, in welcher sie ihr Leben nach allen Seiten hin ausbilden und entwickeln kann, die evangelische Landeskirche Preußens aber im Gegentheil von Tag zu Tag gebundener erscheint, und wir uns selbst in der Geltendmachung unserer Ueberzeugung thatsächlich in ihr gehindert sehen, so weichen wir der äußern Macht und verlassen die Landeskirche, nicht aber die evangelische Gesammtkirche, indem wir uns zu einer vom Kirchenregiment unabhängigen evangelischen Gemeinde vereinen. Als den Kern des Evangeliums erkennen wir nicht die Wunderwelt und die übrigen Vorstellungen einer längst vergangenen Zeit (und die sonstigen

jüdischen Vorstellungen), von denen es in den alten Urkunden umgeben ist, sondern vielmehr den geistigen und deßwegen allgemein menschlichen Gehalt desselben, nämlich die Freiheit von allem äußerlich Bindenden in der Religion und dadurch von Irrthum und von Sünde, und die Liebe gegen alle Menschen. Jene Freiheit kommt aus der Erkenntniß der Wahrheit und wächst durch den Fortschritt dieser Erkenntniß. Diese Liebe kann sich nur im Bunde mit jener Freiheit, indem diese nicht nach bestimmten religiösen Vorstellungen und Lehrsätzen fragt, sondern eine geistige Richtung ist, wahrhaft entfalten und ungehindert zur That werden. Freiheit und Liebe sind also der Geist des Evangeliums, den die evangelische Gemeinde immer reiner zu erfassen und immer völliger in alle Lebensverhältnisse einzuführen bestrebt seyn muß. Eine solche auf stete Vervollkommnung gerichtete Arbeit ist eine allgemeine und rein menschliche, und so kann und darf sich dieselbe nicht von dem Leben und Streben der Menschheit trennen, sondern muß, sich daran betheiligend, das Wahre suchen, ergreifen und fördern. Demnach muß die evangelische Gemeinde nothwendig die Gemeinde des Fortschritts seyn, wenn sie ihr Wesen nicht verläugnen will. Das sind die Grundsätze, die wir bekennen; das Leben und Streben in ihnen ist der Geist, der uns einigt. Ihn, und zwar ihn allein erkennen wir als nothwendig zum Heile der Menschen. Jeder, der in diesem Geiste leben will, ist uns in unserm Bunde willkommen, denn ein Festhalten an bestimmten Glaubenssätzen und religiösen Gebräuchen verlangen wir nicht. Um aber den Glaubensstandpunkt, auf dem wir im Allgemeinen jetzt stehen, näher zu bezeichnen, stellen wir, ohne den Einzelnen dadurch beschränken und binden zu wollen, folgende Sätze auf: Wir glauben an G o t t, den heiligen Vater aller vernünftigen Wesen, den ewigen Urquell alles Lebens. Wir glauben an Jesus, der um seiner Göttlichkeit in Gesinnung und That willen, nicht durch seine Geburt vorzugsweise der Sohn des ewigen Vaters ist und durch die von ihm errungene, in Wort und That kundgegebene weltüberwindende Macht der Wahrheit, Freiheit und Liebe zum Weltheilande geworden ist. Wir glauben an den h e i l i g e n G e i s t als den von Gott ausgehenden und in Jesus herrschenden Geist der Wahrheit, Freiheit und Liebe, der die Menschheit noch heute

durchweht und sie für immer in dem ächten beglückenden Leben fördert. Wir glauben, daß dieser Geist, so sehr er auch bisweilen durch Irrthum oder böse Absicht niedergehalten wird, doch zuletzt als Herr Alles richtet, und Jedem, der ihn in sich pflegt, die Bürgschaft ewiger Fortdauer ist. Mit Berufung auf alles Vorhergehende erklären wir uns durch Namensunterschrift als Mitglieder der heute hier zusammengetretenen, vom Kirchenregiment unabhängigen evangelischen Gemeinde. Halberstadt, den 9. Juni 1847." (Folgen die Unterschriften.)

Der allgemein verehrte Pastor Uhlich zu Magdeburg, welcher das sogenannte „apostolische Symbolum" bei Taufe, Confirmation und sonstigem Gottesdienst nicht gebraucht, auch überhaupt sich an die symbolischen Bücher nicht binden lassen will, ist schon seit längerer Zeit öfter von der Kirchenbehörde mit strengen Maßregeln bedroht, jedoch immer noch in seinem Amte belassen worden; indem man zu deutlich sieht, daß sich die allgemeine Stimme in Magdeburg, wie überall, entschieden für Uhlich ausspricht. Auf ein Schreiben, welches derselbe an den König gerichtet hat, ist ihm folgender Bescheid geworden: wenn U. sich der kirchlichen Ordnung fügen wolle, so werde ihn Niemand in seinem Amte beunruhigen; wolle er sich jedoch der kirchlichen Ordnung nicht unterwerfen, so stehe es ihm frei auszutreten und eine eigene freie Gemeinde zu gründen. Wir denken nun, daß Uhlich daraufhin sein Amt nicht aufgeben werde, da ihm wahrscheinlich doch nichts anderes zugemuthet werden wird, als daß er das sogenannte „apostolische Symbolum," wo es nach der preußischen Agende beim Gottesdienste vorkommt, ablese. Dies kann man ja thun, ohne daß man weiter daran gebunden wäre. Offenbar verhält es sich z. B. so in der vereinigten Kirche der Pfalz, wo der Geistliche verbunden ist, das apostol. Symb. bei der Taufe vorzulesen, wo aber auch der §. 3 der Vereinigungsurkunde bestimmt erklärt, daß die Geistlichen und überhaupt die Glieder der vereinigten Kirche in ihrem Glauben und Lehren blos an die heilige Schrift, durchaus aber an kein symbolisches Buch, also auch nicht an das apostol. Symbolum gebunden sind.

In Sachsen ist vor Kurzem der besondere Fall vorgekommen,

daß eine ganze evangelische Gemeinde, das Dorf Gelenau mit 2000 Seelen, zur deutschkatholischen Kirche übergetreten ist. Die priesterliche Herrschsucht der dortigen protestantischen Geistlichen und Kirchenbehörden soll die Ursache davon gewesen seyn.

Für Bayern scheint offenbar eine neue Zeit anzubrechen; dafür zeugen schon die großen Veränderungen, welche in dem Ministerium vorgegangen sind, und nicht minder die Nachricht, daß S. M. der König beschlossen habe, seinem Lande eine neue freisinnige Gesetzgebung zu ertheilen und den älteren Kreisen die Oeffentlichkeit des Gerichtswesens zu geben, welche die Pfalz schon hat. — Welche Blicke der König in das Getriebe einer finsteren Partei, die ihn zu umgarnen suchte, um ihre selbstsüchtigen, heillosen Pläne auszuführen, welche Blicke der König plötzlich und noch zu rechter Zeit in das Getriebe dieser Partei gethan haben muß, geht aus folgendem Gedicht hervor, welches die Augsburger Allgemeine Zeitung mittheilt, und das wir dem Frankfurter Journal vom 20. Juni (Nro. 168) entnehmen:

„Ihr habt mich aus dem Paradies getrieben,
Für immer habet ihr es mir umgittert,
Die ihr des Lebens Tage mir verbittert,
Doch macht ihr mich nicht hassen, statt zu lieben.

Die Festigkeit, sie ist noch nicht zersplittert;
Ob mir der Jugend Jahre gleich zerstieben,
Ist ungeschwächt der Jugend Kraft geblieben.
Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert!

Mit dem, wie ihr gen mich seid, gibt's kein Gleichniß.
Die eignen Thaten haben euch gerichtet,
Des Undanks, der Verläumdungen Verzeichniß.

Die Wolken flieh'n, der Himmel ist gelichtet;
Ich preis' es, das entscheidende Ereigniß,
Das eure Macht auf ewig hat zernichtet."

Ludwig.

Nun denn, ihr protestantischen Brüder, lasset auch uns miteinstimmen in den Dank des Königs gegen Gott, daß „die Wolken fliehn, daß der Himmel ist gelichtet, und eine finstre Macht auf ewig ist zernichtet!" Ja: Nun danket Alle Gott, der große Dinge thut, und der auch an uns große Dinge gethan hat und noch thun wird.

Nicht minder geeignet, diese Hoffnung zu begründen, sind auch die Worte desjenigen Mannes, welchen das Vertrauen des Königs an die Spitze der Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten gestellt hat. Der Minister und Präsident des Oberkirchenrathes, Freiherr von Zu-Rhein, hat (laut dem Frankfurter Journal vom 16. Juni, Nro. 164) kürzlich in einer zahlreichen Studentenversammlung zu München folgende bedeutungsschwere Worte gesprochen:

„Meine Herren! Innig gerührt und von Freude durchdrungen, habe ich die Worte vernommen, welche zwei Ihrer würdigen Vorstände an mich zu richten die Güte hatten. Ich kam in Ihre Mitte mit der schönen Erwartung, in einen Kreis von jungen Männern zu treten, welche, die Aufgabe des akademischen Lebens begreifend, aus den ihnen erschlossenen Schachten der Wissenschaft jenen Schatz geistiger Errungenschaft zu erheben bemüht sind, dessen Sie als künftige Diener des Staats mehr denn jeder Andere bedürfen. Die Gesinnungen, die ich so eben von Ihnen vernommen, haben aber meine Erwartungen weit übertroffen. Wenn in der Mitte der vaterländischen Jugend solche Tüchtigkeit der Gesinnung sich offenbart, dann dürfen König und Vaterland sich glücklich preisen. Ja, meine Herren! Sie haben ein wahres Wort gesprochen: wir stehen in einer Zeit des Aufschwungs, Leben regt sich überall, und nicht allein in den bayerischen Gauen. Im ganzen deutschen Vaterland sprossen die Keime neuer geistiger Entwickelungen: allein neben der edlen Pflanze wuchert auch manch giftiges Unkraut, das sich für den ächten, gehaltreichen Weizen ausgeben möchte. Von diesem Unkraut lassen Sie uns die ganze Saat befreien! Auf eine kräftige, gesinnungstüchtige Jugend müssen die Regierungen zunächst zu zählen haben, und Ihr Beispiel, meine Herren, sagt mir, daß Sie es werden können; auf eine mit den Waffen geistiger Bildung umgürtete Jugend, die mit ungeschwächter Kraft bereit ist, den Arm zu erheben, um den geistigen Kampf zu bestehen, der vielleicht noch manchfach bevorstehen mag. Allein es ist eine gute Sache, für die Sie kämpfen, für die Sie ihr Daseyn einsetzen. Ein Morgenroth leuchtet uns voran, nicht aber jenes Morgenroth, von welchem ein fremdes Parteiblatt jüngst bemerkt, daß es nur den Roth des Abends verkünde. Es ist jenes Morgenroth, welches der beleben-

den Sonne vorangeht, die alles Edle erwärmen und reifen wird. In diesem Sinne, meine Herren, wollen wir die neue Zeit begrüßen; in diesem Sinne vereint uns die Hände reichen und mit ganzer Seele dem geliebten Könige und dem Vaterlande Das seyn, was sie von uns erwarten! Ohne Arg und Falsch blicken wir der Zukunft entgegen, redlich wirke Jeder das Seine! Dann wird durch die umhüllenden Nebel ein schöner Tag hervortreten und all das wüste Getriebe, das jetzt noch mit der Schlangengeißel der Lüge durch die Lüfte zischt, welches bauen zu wollen vorgibt, während es nur zu wühlen versteht, es wird entlarvt in den Abgrund versinken, dem es entstiegen. Bewahren Sie, meine jungen Freunde, durch Ihr ganzes Leben sich immer nur den **Boden des Gesetzes**, dann werden Sie das rechte Ziel nicht verfehlen! Se. Maj. der König sei Ihr leuchtendes Vorbild! Er trägt seinen Bayern das Banner voran, auf welchem „Recht und Gesetz“ in Flammen geschrieben steht. Mir ist durch das gnädige Vertrauen des Königs die schöne Aufgabe geworden, zunächst auf die geistige Entwickelung der vaterländischen Jugend einwirken zu dürfen. Ich erfasse mit begeisterter Seele die Bedeutung dieses hohen Berufes, und voll der schönsten Hoffnungen, blicke ich der Zukunft entgegen; denn in Ihrer Mitte habe ich gesehen, daß in den jungen Kräften des Vaterlandes der edelste Sinn sich regt. Dafür, daß Sie mir diese Ueberzeugung verschafft, sage ich Ihnen den herzlichsten Dank im Namen des Vaterlandes und reiche Ihnen vertrauensvoll die brüderliche Hand. Wie Sie mir ein freundliches Lebehoch dargebracht, so bringe ich es nun Ihnen; ich bringe es der akademischen Freiheit, den jungen Bürgern der Akademie, die gezeigt, daß sie wahrer Freiheit würdig sind, den wackeren Isaren, der gesammten Universität!“

42.
Lesefrüchte.

1. Denkspruch.

Als der königliche Commissär der schleswig-holsteinischen Ständeversammlung (1846) sich weigerte, die Petitionen anzunehmen,

welche von allen Seiten einliefen, da gingen, in Folge dieser und anderer Beschränkungen, die Mitglieder der Kammer alle heim bis auf fünf, und der Präsident der Kammer sprach in einer Rede an den königlichen Commissär:

„Es ist ein anderes Ding, Männern in den Bart zu greifen, als Kindern die Ruthe zu zeigen!“

Der Präsident heißt Beseler. Wer einen Bart hat, der behalte diesen Namen, und behalte sein Wort. Es ist kurz, aber es wiegt tausend Pfund.

---

2. Goldne Regel des Vater Richard.

(A. d. Didask. 1846, Nr. 352.)

Habt Ausdauer, und ihr werdet die Erfolge sehen. Das Wasser, welches tropfenweise fällt, wird den Stein verzehren. Mit Geduld zernagt die Maus ein Tau, und wiederholte kleine Schläge vernichten große Ketten.

Berichtigung.

Bergzabern, den 18. Juni 1847.

Herr Redacteur!

Im diesjährigen Maihefte der Morgenröthe lassen Sie mich sagen (S. 235): Die biblische Lehre vom Zorne Gottes sei für die Menschheit auf der Stufe der Kindheit nothwendig gewesen; während ich jedoch behauptet habe, jene Lehre sei für die Menschheit erst auf der Stufe des Knaben- und des Jünglingsalters nöthig geworden.

Ich ersuche sie diesen kleinen Irrthum gefälligst zu verbessern. Fröilch.

Empfangsbescheinigung.

Außer den in den früheren Heften angezeigten Beiträgen für den Bau der protestantischen Kirche zu Landshut, sind seitdem eingegangen: Von mehreren Bürgern der Gemeinde Steinweiler 4 fl. 14 kr.; im Ganzen bis jetzt 152 fl. 38 kr. Auch sind noch von verschiedenen anderen Orten Beiträge zugesagt. — Wir erlauben uns nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß in der That diese Beiträge sehr wohl angelegt sind. — Auch die von Pfarrer Lippert in Speyer herausgegebene Zeitschrift „Evangelium und Kirche“ hat dieser Tage zu Beiträgen aufgefordert. F.

43.

Die Protestanten-Versammlung zu Winzingen, am 28. Juni 1847.

Die vielfachen Eingriffe, welche von den Kirchenbehörden schon seit vielen Jahren in die Rechte der vereinigten Kirche gemacht worden waren, durch welche das ganze Fundament derselben mehr und mehr untergraben wurde, hatten nach vielen langen vergeblichen Gegenkämpfen von Seiten der Geistlichkeit, endlich auch die übrigen Glieder dieser Kirche gedrungen, sich zu erheben, um an dem Vertheidigungskampfe für ihre Kirche Theil zu nehmen. Am 10. November 1846 waren 204 Protestanten aus allen Ständen und aus allen Theilen der Pfalz zu Edenkoben zusammengetreten, und hatten dort eine Beschwerdeschrift an S. Maj. den König „wegen Mißbrauch der geistlichen Gewalt" unterzeichnet, welche später noch viele Tausende von Unterschriften aus fast allen Stadt- und Landgemeinden der Pfalz erhielt. Seine Maj. der König hatte darauf erwidert: daß Er nach sorgfältiger Erwägung, die in der Beschwerdeschrift beantragte Zusammenberufung einer außerordentlichen Generalsynode zu bewilligen Sich nicht bewogen finde. Da jedoch in diesem königlichen Bescheide die erhobenen Beschwerden nicht für ungegründet erklärt worden waren, so gab man sich der Hoffnung hin, dieselben würden vielleicht auf eine andere Weise beseitigt werden. Da dies aber nicht geschah, sondern vielmehr neue Uebergriffe von Seiten der Kirchenbehörden stattfanden; indem namentlich die Kirchenbehörde in einem neueren Erlasse den Diöcesan-Synoden wiederholt das Recht absprach, sich über manche wichtige Kirchenangelegenheiten auszusprechen, und Jedermann durch dies Verbot die protestantische Freiheit in der vereinigten Kirche mit der schwersten Gefahr bedroht sah, so trat am 28. Juni abermals eine noch bedeutendere Anzahl von Protestanten aus der Pfalz in Winzingen bei Neustadt a. H. zusammen. Hier wurden die Hauptbeschwerdepunkte von mehreren der Anwesenden, sowohl aus dem geistlichen als aus dem weltlichen Stande, in freier Rede besprochen, sodann darüber abgestimmt, und nachdem dieselben sammt und

sonders einstimmig angenommen worden waren, eine neue Beschwerdeschrift an S. Maj. den König unterzeichnet. Die Zahl der Unterschriften betrug 574; dazu kommen noch 86, welche von den namhaftesten Bürgern der Stadt Kirchheimbolanden mit der Erklärung eingeschickt worden waren, daß sie zum Voraus gewiß seien, was ihre zu Winzingen versammelten Glaubensgenossen beschließen würden, werde auch ihren Ansichten und Wünschen entsprechen. Die Versammlung, welche von 9 bis 1 Uhr währte, wurde mit dem Liede „Ein feste Burg ist unser Gott" beschlossen. Ein anderes Lied „Was ist des Christen Heiligthum?" wurde später nach Tische gesungen.

Wir lassen nun sowohl die neue Beschwerdeschrift, nebst einer die Beschwerdepunkte enthaltenden Beilage, als auch die eben erwähnten beiden Lieder wörtlich hier folgen.

A.

Allerunterthänigst wiederholte Bitte von Genossen der protestantisch-evangelischen Kirche der Pfalz, um königl. landesfürstlichen Schutz gegen Eingriffe der geistlichen Gewalt in die gesetzlichen Rechte genannter Kirche.

Allerdurchlauchtigster ꝛc. ꝛc. Das unerschütterliche Vertrauen, welches den Pfälzer von jeher gegen seinen angestammten Landesfürsten erfüllt, ist durch den überall mit Freuden aufgenommenen Ministerwechsel, durch den Charakter derjenigen Männer, mit welchen, als neuen Rathgebern der Krone, Ew. königl. Majestät Allerhöchst sich nunmehr zu umgeben geruheten, durch die neuesten großherzigen Entschließungen Ew. k. Majestät in Bezug auf wesentliche Fortschritte und Verbesserungen im Gebiete der Gesetzgebung in ausgezeichneter Weise belebt und gekräftiget worden. Mit erneuerter und erhöheter Zuversicht rufen daher die allerunterthänigst Unterzeichneten wiederholt Ew. kgl. Majestät landesfürstlichen Schutz an gegen leider fortdauernde und sich mehrende Eingriffe der geistlichen Gewalt in die gesetzlichen Rechte der vereinigten Kirche der Pfalz. — Am 10. November des verflossenen Jahrs beschlossen und unterzeichneten in Edenkoben dort versammelte Protestanten in

großer Anzahl eine deßfallsige allerunterthänigste Beschwerdeschrift an Ew. k. Majestät, worin dieselben unter Angabe verschiedener spezieller Beschwerdepunkte „um den landesherrlichen Schutz und um Abhülfe mittelst Einberufung einer außerordentlichen Generalsynode“ baten. — Tausende von Glaubensgenossen schlossen sich dieser Beschwerdeschrift, diesem Antrage durch nachträgliche Unterzeichnung und Einsendung an; die Allerhöchste Resolution fiel dahin aus, daß Ew. k. Maj. Allerhöchst Sich nicht bewogen gefunden, eine außerordentliche Generalsynode zu veranlassen. Ueber die damaligen Beschwerdepunkte selbst äußerte sich die Allerhöchste Resolution, so viel sie bekannt wurde, gar nicht, auch hat nichts von einer deßfalls angeordneten Instruction verlautet. So groß auch die Sensation war, die jene Beschwerdeschrift in und außerhalb der Pfalz veranlaßte, und so gegründet die Hoffnung der pfälzischen Protestanten seyn durfte, in Folge derselben ein mit dem Geiste der vereinigten Kirche der Pfalz übereinstimmendes Verwaltungssystem der obern kirchlichen Behörden eintreten zu sehen, so ist doch diese gerechte Erwartung und Hoffnung, welche durch die allerhöchste Verordnung vom 27. Februar jüngst über die neue Einrichtung und Ausdehnung des Ministeriums für kirchliche Angelegenheiten neue Nahrung erhielt, bis heute nicht in Erfüllung gegangen; im Gegentheil, an die früheren Beschwerdepunkte reihen sich neue an, wie die Beilage (1) näher deduzirt, und die allerunterthänigst Unterzeichneten sehen sich hierdurch veranlaßt und durch ihre heiligsten Pflichten aufgefordert, nicht nur sich — wie dies die große Mehrzahl ihrer Glaubensgenossen der Pfalz bereits theils stillschweigend, theils ausdrücklich gethan — mit jener ersten Beschwerdeschrift (Beilage 2) ihrem ganzen Inhalte und Umfange nach vollkommen einverstanden zu erklären, und sich dieselbe in allen ihren Theilen anzueignen, sondern auch heute an Ew. k. Majestät die allerunterthänigste Bitte zu stellen, „die früher und heute aufgestellten Beschwerdepunkte allergnädigst einer gründlichen und unparteiischen Untersuchung unterwerfen zu lassen, dabei allergnädigst zu befehlen, daß sämmtliche demnächst zusammentretende Diöcesansynoden der Pfalz darüber gutachtlich vernommen werden, und sodann, nach Maßgabe der Ergebnisse, der bedrängten und in ihren heiligsten Rechten verletzten vereinigten Kirche der Pfalz den

k. landesfürstlichen Schutz mittelst geeigneter Abstellung und Abhülfe allergnädigst angedeihen zu lassen.“ Wäre es thunlich, diese Bitte in jeder Gemeinde der Pfalz zur Unterzeichnung der Protestanten aufzulegen, so würde aus der immensen Anzahl der Unterschriften sich ergeben, wie groß die Uebereinstimmung der Pfälzer Protestanten ist, wenn es sich davon handelt, endlich die alten Beschwerden gegen die Eingriffe der geistlichen Gewalt in die gesetzlichen Freiheiten der vereinigten Kirche, wie sie die Vereinigungs-Urkunde sanctionirt, beseitigt zu sehen; es würde sich daraus folgern lassen, wie groß die gerechte Unzufriedenheit und Mißstimmung der Gemüther über fortdauernde Eingriffe seyn muß, deren Beseitigung gewiß nur als eine Forderung der Räthlichkeit und des Rechts erscheint. Da eine solche Umfrage in den Gemeinden aber nicht wohl thunlich erscheint, so bietet sich in den nahe bevorstehenden Diöcesansynoden die beste Gelegenheit dar, diese natürlichen und verfassungsmäßigen Organe der Glaubensgenossen der vereinigten Kirche gutachtlich über die frühere und heutige allerunterthänige Beschwerdeschrift und über die sämmtlichen speziellen Beschwerdepunkte zu vernehmen. Zwar wurde den Diöcesansynoden durch einen Erlaß des k. Oberconsistoriums, sowie durch die neuesten Entschließungen des königl. Consistoriums auf die Verhandlungen der letzten Diöcesansynoden untersagt, über derartige Beschwerdepunkte zu berathen; ja es wurde selbst die Diöcesansynode von Neustadt im verflossenen Jahre wirklich aufgelöst, weil sie auf den Grund des §. 7 des **II.** Anhangs zur Beilage **II** der Verfassungsurkunde, so wie insbesondere auf den Grund des vorletzten Abschnitts von §. 15 der Vereinigungs-Urkunde, auf dem Berathungsrechte bestehen wollte. Allein gegen diese Prohibitiv-Maßregeln der Kirchenbehörden, die offenbar nicht mit den bestehenden gesetzlichen Verfügungen übereinstimmen und nur zur Folge haben müßten, daß Ew. königl. Maj. die Wahrheit über die gerade *gegen jene verbietenden Behörden* gerichteten Beschwerdepunkte verhüllt und vorenthalten würde, ist ja auch die heutige Beschwerde gerichtet, und die allerunterthänigst Unterzeichneten können nicht zweifeln, daß Ew. königl. Maj., um der Sache besser auf den Grund zu sehen, dieses ungeeignete Hinderniß zu beseitigen, allergnädigst befehlen werden, daß die nächsten Diöcesansynoden gutachtlich vernommen und diese Gutachten Ew. königl. Maj.

vorgelegt werden. Der protestantische Pfälzer ist und bleibt stets dem in seiner Vereinigungsurkunde ausgesprochenen Grundsatze treu: „Daß es zum innersten und heiligsten Wesen des Protestantimus gehört, immerfort auf der Bahn wohlgeprüfter Wahrheit und ächt religiöser Aufklärung mit ungestörter Glaubensfreiheit muthig voranzuschreiten.“ Jeder Pfälzer Protestant weiß und hält fest daran, daß nach §. 3 der Vereinigungsurkunde Freiheit des Glaubens, freie Forschung in Glaubenssachen auf den Grund der heiligen Schrift, als alleiniger Glaubensgrund, als alleinige Lehrnorm, ein gesetzliches Recht der vereinigten Kirche bildet, dessen Ausübung also keinem Protestanten, namentlich keinem Geistlichen oder Lehrer, auf irgend eine Weise direct oder indirect untersagt, verkümmert noch erschwert werden darf. Jede Maßregel, jede Handlung, die diesem anerkannten und unbestreitbaren Rechte der Protestanten entgegentritt, muß das Rechtsgefühl verletzen, muß die allgemeine Mißstimmung und Unzufriedenheit vermehren. In der festen Zuversicht, es sey der Allerhöchste Wille Ew. königl. Maj., daß die Vereinigungsurkunde der Protestanten der Pfalz nach ihrem wahren Geiste und klaren Wortlaute stets mehr und mehr zur vollen Wahrheit werde, verharren in tiefster Erfurcht

Ew. Königl. Majestät
allerunterthänigste, treu gehorsamste

(folgen 574, mit denen von Kirchheimbolanden 660 Unterschriften.)

B.

Beilage zu der Winzinger Beschwerdeschrift, enthaltend die Beschwerdepunkte selbst.

1) „Erster Beschwerdepunkt. Das k. Oberconsistorium zu München, im Vereine mit einzelnen Gliedern des königl. Consistoriums zu Speyer, ist fortwährend bemüht, den übereinstimmenden Lehrinhalt der lutherischen und reformirten symbolischen Bücher, oder wie es auch sonst zu sagen pflegt: die allgemeine evangelische Kirchenlehre, zur Lehrnorm zu erheben, während der 3. §. der Vereinigungsurkunde den symbolischen Schriften bloße „gebührende

Achtung" beilegt, und ausdrücklich keine andere Lehrnorm erkennt, als allein die heilige Schrift."

2) „Einen zweiten Beschwerdepunkt bildet die Verfügung, daß die Jünglinge der Pfalz, welche dem geistlichen Stande sich widmen, mit geringen Ausnahmen ihre theologische Bildung bei der lutherischen Fakultät zu Erlangen sich erwerben müssen, obwohl diese nicht einmal einen Lehrstuhl für die vereinigte Kirche der Pfalz neben sich dulden will."

3) „Den dritten Beschwerdepunkt bildet die Herbeiziehung und Bevorzugung von Geistlichen, welche der Ansicht des k. Oberconsistoriums ergeben, in Wort und That dieselbe zu vertreten und die grundgesetzlichen Bestimmungen der Vereinigungsurkunde zu bekämpfen bereit und bemüht sind."

4) „Vierter Beschwerdepunkt. Das k. Oberconsistorium hat einen Geistlichen, den Pfarrer Frantz von Ingenheim, obwohl dessen Glaubensansichten weder mit der heiligen Schrift, noch mit dem gesetzlich eingeführten Landeskatechismus, noch mit dem Apostolischen Glaubensbekenntnisse im Widerspruche stehen, seit längerer Zeit suspendirt, und hält diese Suspension im vollständigsten Widerspruche mit den §§. 18, 19 E des II. Anhangs zur Beilage II der Verfassungsurkunde aufrecht, ohne auch nur die ausdrücklich daselbst vorgeschriebene Allerhöchste Entschließung eingeholt zu haben."

5) „Einen fünften Beschwerdepunkt bildet die Amtsinstruction vom 27. November 1844, welche ohne Wissen und Willen einer Generalsynode eingeführt wurde, und nach welcher, ungeachtet einer zweideutigen Hinweisung auf die §§. 3 — 8 der Vereinigungsurkunde, der Geistliche durch Handgelübde an Eidesstatt geloben soll, nicht sowohl die Lehre der heiligen Schrift, als vielmehr die allgemeine, protestantische Kirchenlehre nach ihrem ganzen Inhalte vorzutragen."

6) „Den sechsten Beschwerdepunkt bildet die den Geistlichen aufgedrungene Katechismus-Instruction vom Jahre 1841, in deren Einleitung man sich nicht nur auf den §. 12 der Vereinigungsurkunde beruft, obwohl dieser nur von einer besondern Vorschrift für die Schullehrer redet, sondern auch auf eine Ge-

neralsynode bezieht, ohne im Stande zu seyn die Generalsynode zu nennen, welche ihre Einwilligung dazu gegeben hätte. Die der Vereinigungsurkunde feindliche Absicht dieser Instruction geht sowohl aus ihrem Inhalte, als auch besonders aus dem unzweideutigen Ausspruch des verstorbenen königl. Oberconsistorialraths Fuchs (Heft III seiner Annalen, München 1842) hervor, „es sei schon viel ge„wonnen, daß in dieser Instruction wenigstens ein öffentliches „Zeugniß niedergelegt sei, für die Beibehaltung der allgemei„nen evangelischen Kirchenlehre."

7) „Den siebenten Beschwerdepunkt bilden die willkürlichen Zusätze zur Neuen Agende bei Gelegenheit ihrer Einführung, namentlich auf Seite 135, wo in Uebereinstimmung mit der symbolischen Richtung des königl. Oberconsistoriums sich Ausdrücke finden, die in der ursprünglichen (Badischen) Agende gar nicht vorkommen, ohne daß die Generalsynode über solche Zusätze auch nur gefragt worden wäre."

8) „Hierzu kommt endlich als achter Beschwerdepunkt, der bereits in der allerunterthänigsten Bitte erwähnte Versuch jener Kirchenbehörde, den Diöcesansynoden ihr Berathungsrecht über innere kirchliche Angelegenheiten theilweise zu entziehen, so daß die Bitten und Beschwerden der protestantischen Bevölkerung der Pfalz nicht mehr durch die natürlichen und gesetzlichen Organe der Kirche an die höhern Behörden gebracht werden können."

C.

Die beiden Lieder, welche zu Winzingen gesungen wurden.

1.

(Melodie Nr. 21 im pfälzischen Gesangbuch.)

Ein' veste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt' böse Feind
Mit Ernst es jetzt meint.
Mit großer Macht und List
Hat er sich ausgerüst't
In allen Erdenreichen.

Mit uns're Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst du, wer der ist:
Er heißt **Jesus Christ!**
Gesandt zu uns von Gott,
Dem Herrn Zebaoth;
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollten uns verschlingen,
So fürchten wir uns nun nicht mehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Schadet uns doch nicht,
Das macht, er ist gericht't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Sie sollen lassen steh'n das Wort,
Und keinen Dank dazu haben.
Gott ist bei uns, als unser Hort,
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß es fahren hin,
Sie haben's keinen Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben!

2.

(Melodie: Was ist des Deutschen Vaterland?)

Was ist des Christen Heiligthum?
Ist's Symbolum, ist's Kirchenthum?
Ist's wo der Aberglaube blüht?
Ist's da, wo die Verfolgung glüht?
:,: O nein! o nein! :,:
Sein Heiligthum muß besser seyn!

Was ist des Christen Heiligthum?
Ist's Pfaffenthum? Ist's Muckerthum?
Ist's wohl die Pietistenlehr'?
Wo wär' des Glaubens jemals mehr?
:,: O nein! o nein! :,:
Sein Heiligthum muß besser seyn!

Was ist des Christen Heiligthum?
Ist's gleißnerisches Priesterthum?
Wo Herrschsucht, Stolz und arge List
Wie gift'ger Rost am Heil'gen frißt?
:,: O nein! o nein! :,:
Sein Heiligthum muß besser seyn!

Was ist des Christen Heiligthum?
Ist's sonst ein andres Menschenthum?
Ist's Uhlich's Geist? Ist's Ronge's Lehr'?
Der Geist, die Lehr' gefiel mir sehr.
:,: O nein! o nein! :,:
Sein Heiligthum muß größer seyn!

Was ist des Christen Heiligthum?
Sag' an das wahre Christenthum!
„Es ist der „**Liebe**" Machtgebot,
„Die Lieb' zu Gott bis in den Tod!"
:,: Die soll es seyn! Die soll es seyn! :,:
Die, wahrer Christ, die soll es seyn!

Die Christuslehre soll es seyn!
O Gott vom Himmel sieh darein!
Und gib uns ächten Christenmuth,
Daß wir sie lieben treu und gut.
:,: Die soll es seyn! Die soll es seyn! :,:
Die Christuslehre soll es seyn!

44.

Anhang zu dem Artikel:

„Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel."

I.

Protestantische Christen sind berechtigt den Glauben an die Gottheit Jesu nicht anzunehmen.

Wir glauben nun überzeugend nachgewiesen zu haben, daß die Lehre von der Gottheit Jesu in der Bibel nicht enthalten sei. Nach der bekannten Erfahrung jedoch, daß die meisten Menschen sich von vorgefaßten Meinungen nicht leicht abbringen lassen, besonders wenn sie diese Meinungen für heilige ansehen, so daß sie jeden Zweifel

an denselben zum Voraus als etwas Sündliches von sich abhalten, wodurch ihnen eben eine unbefangene Prüfung und Würdigung der Gegengründe unmöglich wird: so können wir, wie wir auch schon in dem Vorworte ausgesprochen haben, freilich nicht hoffen, Diejenigen, welche einmal die Gottheit Jesu für den ersten und heiligsten Glaubenspunkt des Christenthums halten, von der Unrichtigkeit dieser ihrer Ansicht zu überzeugen. Aber eine andere Ueberzeugung sollten sie doch, wofern sie nur einiges Billigkeitsgefühl haben, aus dieser unserer Beweisführung schöpfen. Aus der großen Masse von Bibelstellen, welche wir betrachtet, und aus den vielfältigen Gründen, welche wir dargelegt haben, sollten sie die Ueberzeugung schöpfen, daß auch eine ernsthafte und ehrliche Bibelforschung zu der Ansicht von der Nichtgottheit Jesu, wo nicht führen müsse, doch mindestens dazu führen könne, so daß auch Jemand gewissenhaft überzeugt seyn kann, daß die Gottheit Jesu nicht Bibellehre sei. Finden nun aber die Einen die Gottheit Jesu in der Bibel, die Anderen aber nicht: dürfen da dann die Einen der andern, entgegengesetzten Ansicht die Berechtigung in der protestantischen Kirche absprechen, da doch in der protestantischen Kirche die freie Bibelforschung der höchste und wesentlichste Grundsatz ist? Wenn nämlich in der protestantischen Kirche allgemein anerkannter Maßen die Bibel allein als Glaubensgrund gilt, und keiner menschlichen Autorität das Recht zugestanden wird, den Gliedern der protestantischen Kirche vorzuschreiben, wie sie die Bibel verstehen und auslegen müssen, — denn ohne dies hätten ja auch Luther und die anderen Reformatoren die Bibel nicht anders auslegen dürfen, als es in der römischen Kirche, welcher sie damals noch angehörten, üblich war, — so muß denn auch jetzt noch jeder Protestant das Recht haben, mit seiner eigenen Vernunft in der Schrift zu forschen, und nach seinem eigenen Gewissen ihren Inhalt aufzufassen. Wer dies darum hindern will, der ist nicht protestantisch, sondern römisch. Und ebenso muß darum in der protestantischen Kirche auch einer Ansicht, welche, wenn auch nicht für einen Jeden, doch für Viele überzeugend, sich auf tausende von ernsthaft und redlich geprüften Schriftstellen beruft, ihre Berechtigung in der protestantischen Kirche nicht versagt werden, und wenn dies

dennoch geschieht, so ist es eine Verleugnung des protestantischen Grundprincips der freien Bibelforschung; welche Verleugnung, folgerichtig fortgesetzt, den ganzen Protestantismus untergraben, und zuletzt vernichten müßte.

Wer daher ein Protestant seyn will, der muß uns das Recht einräumen, frei in der Bibel zu forschen, und wenn wir nach unserer besten Ueberzeugung die Gottheit Jesu nicht darin gelehrt finden, so darf er uns deshalb nicht verketzern; so wie auch wir Niemanden das Recht bestreiten dürfen, an die Gottheit Jesu zu glauben, wenn er nach seiner Meinung sie in der Bibel gelehrt findet. Wer eine solche, auf freie Bibelforschung sich stützende Ueberzeugung nicht dulden will, der ist nicht protestantisch, sondern vielmehr von dem Hauptgrundsatz des Protestantismus abgefallen.

II.
Vernunftgründe gegen die Gottheit Jesu.

Nachdem wir nun nachzuweisen versucht haben, daß die Lehre von der Gottheit Jesu biblisch nicht begründet sei; nachdem wir auch in der Einleitung schon einige aus dem Wesen Gottes hergeleitete Vernunftbeweise gegen diese Lehre aufgestellt haben, so glauben wir, daß die Grundlosigkeit derselben auch noch von einer anderen Seite her dargethan werden könne, wenn man nämlich mit Anselmus von Canterbury fragt: **Cur deus homo?***) d. h. wenn wir den Zweck einer Menschwerdung Gottes näher in's Auge fassen. Anselmus ließ sich zwar durch diese Untersuchung auf die Nothwendigkeit einer Menschwerdung Gottes führen, was aber auch nicht wohl anders seyn konnte, da er schon zum Voraus die Menschwerdung Gottes als gewiß und ausgemacht annahm, und nur über das Warum reflectirte. Dies mußte sich darum finden, so gut es ging; und die vorzugsweise durch ihn in allgemeine kirchliche Aufnahme gekommene Vorstellungsweise von dem Zweck der Menschwerdung Gottes ist in Kurzem ungefähr folgende: Die Menschen waren ursprünglich von Gott, aus dessen Händen nichts Böses oder Unvollkommenes hervorgehen kann, gut und vollkommen erschaffen,

---

*) Warum ist Gott Mensch geworden?

sowohl frei von jeder geistigen als körperlichen Unvollkommenheit, daher heilig, glückselig und unsterblich. Nun verführte sie aber der Teufel in Gestalt einer Schlange, daß sie von der verbotenen Frucht im Paradiese aßen, und dadurch Gott ungehorsam wurden und sündigten. Die Folge dieser Sünde war nun ein gänzlich veränderter Zustand: mit der geistigen Vollkommenheit verloren die Menschen auch die leibliche Vollkommenheit, mit der Unschuld ging auch das Paradies, mit der Heiligkeit auch die Glückseligkeit und die Unsterblichkeit (auf Erden) verloren, durch die Sünde kam das Elend und der Tod über die Menschen. Außerdem hatte die Sünde auch noch die Wirkung, daß sie, weil einmal die ganze Menschennatur durch sie inficirt, verdorben und vergiftet war, auf sämmtliche Nachkommen Adams und Eva's sich fortpflanzte, so daß jetzt der Mensch schon bei seiner Geburt durch und durch von der Sünde ergriffen ist, und zwar so, daß dadurch nicht allein die damit verbundenen natürlichen üblen Folgen der Sünde auf ihm lasten, sondern daß er auch wirklich Theil an der Schuld seiner Stammältern hat. Diese ist aber, als Verletzung des heiligen Gesetzes Gottes, so groß, daß sie nicht allein auf Erden dem Menschen zeitliches Elend, sondern auch noch in der zukünftigen Welt ewige Strafe und Verdammniß zuziehen muß. Denn weil das Gesetz Gottes, wie alles Göttliche, etwas unendlich Großes ist, so ist auch die Verletzung desselben, d. h. die Sünde, etwas unendlich Großes, und die Schuld und die Strafe sind darum auch unendlich groß. Eben darum hat sich auch der Mensch durch jedwede Verletzung dieses Gesetzes, wie theilweise sie auch als eine einzelne That erscheine, doch der Uebertretung des ganzen Gesetzes schuldig gemacht und ist daher auch ganz, mit Leib und Seele, unter die Herrschaft der Sünde und des Verderbens verfallen. Deßwegen ist es nun auch nicht möglich, daß der Mensch aus diesem, ihm von Natur durch und durch einwohnenden, angebornen Zustand der Sünde und des Verderbens sich selbst befreie, da er alle und jede Kraft zum Guten verloren hat. So wäre denn das ganze Menschengeschlecht zeitlich und ewig verloren. Die Gnade Gottes wollte aber das Menschengeschlecht nicht in diesem Verderben lassen; Gott beschloß die Menschen zu erlösen. Wie konnte nun aber diese Erlösung stattfinden, da doch die Ge-

rechtigkeit Gottes die Bestrafung der Sünde schlechterdings nothwendig macht? Diese Bestrafung mußte stattfinden. Erst nachdem der Gerechtigkeit Gottes Genüge geschehen, konnte seine Gnade eintreten. Da nun aber die Gerechtigkeit Gottes, wegen der (durch die Verletzung des unendlichen Gesetzes) unendlich großen Schuld aller Menschen, auch eine unendlich große Strafe für Alle erfordert, so konnte, wenn die Gerechtigkeit Gottes an dem Menschen selbst vollzogen werden sollte, niemals Vergebung und Begnadigung eintreten. Daher beschloß Gott die durch seine Gerechtigkeit erforderte unendliche Strafe, um sie von den Menschen abzuwälzen, auf einen Anderen zu übertragen, welcher besser als die endlichen Menschen geeignet wäre, eine unendliche Verschuldung ein für allemal abzubüßen. Gott beschloß nämlich, diese Strafe selbst zu übernehmen, indem er Mensch ward, und durch die (in seiner zweiten Person, dem Sohne) erduldeten Leiden der Menschheit, insbesondere durch den freiwillig übernommenen Tod, einestheils als ein Unschuldiger, und anderntheils als ein Unendlicher, eine für die menschliche (unendliche) Verschuldung genügende (unendliche) Genugthuung, an der Menschen Statt, leistete, wodurch diese nun, wenn sie nun dies Verdienst des Sohnes Gottes durch den Glauben ergreifen und sich aneignen wollen, von dem Sündenverderben erlöst und der Gnade Gottes und der Seligkeit theilhaftig würden.

Man sieht: an Scharfsinn fehlt es dieser Theorie nicht; allein nicht Alles, was scharfsinnig ist, ist auch wahr. Vieles in dieser Theorie enthält zwar auch einen Kern der Wahrheit, aber die Hauptgedanken scheinen uns ganz und gar der Wahrheit zu ermangeln, was wir hier nur kurz (später vielleicht einmal ausführlicher) nachzuweisen suchen wollen.

Erstens, sagt man, weil Alles, was Gott schafft, vollkommen und gut ist, so konnten auch die Menschen nicht böse erschaffen seyn, und sie konnten, weil sie gut und vollkommen erschaffen waren, aus sich selbst gar nicht sündigen, daher konnte nur der Teufel das Böse an und in sie bringen. Hierin liegen zwei Denkfehler. Der Teufel nämlich wird ja auch als ein ursprünglich guter, von Gott erschaffener Geist gedacht. 1) Konnten also die Menschen nicht von selbst fallen, so konnte es auch jener Geist

nicht; konnte er es aber von selbst, so konnten es auch die Menschen. 2) Es ist auch nur ein bloßer Schein, daß man auf jene Art den Selbstfall von den Menschen hinwegbringen könne. Der Teufel konnte ja nichts thun, als die Menschen reizen, also nur von außen her an sie kommen. Ueber ihr Inneres hatte er keine Gewalt, sie waren frei, sie konnten ihm folgen oder nicht. Indem sie seiner Verführung folgten, kam die Sünde vollkommen eben so gut aus ihrem Selbst, als wenn sie blos durch einen äußerlichen Gegenstand der Lust, z. B. durch den Anblick der schönen Aepfel oder dergl. gereizt worden wären, wie auch der Apostel Jakobus sagt: „Der Mensch wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird.“ (Jak. 1, 14.) Die richtige Ansicht ist vielmehr die: Gott schuf den Menschen ohne Zweifel gut und in seiner Art auch vollkommen, wie Alles, was Gott schafft, in seiner Art vollkommen ist. Die menschliche Vollkommenheit darf aber nicht als eine absolute, sondern nur relative gedacht werden; d. h. wie jedes Werk Gottes in seiner Art vollkommen ist, so ist auch der Mensch in seiner Art vollkommen erschaffen, d. h. er ist mit allen denjenigen Eigenschaften begabt worden, welche zu seinem Zwecke und zu seiner Bestimmung erforderlich sind. Keineswegs aber sind ihm alle möglichen Vollkommenheiten anerschaffen worden (wie man es sich gewöhnlich vorstellt), denn vollkommen in diesem Sinne, schlechthin oder absolut vollkommen, kann kein Geschöpf, sondern nur Gott der Schöpfer selbst seyn. Die anerschaffene Vollkommenheit, oder sagen wir lieber die anerschaffene Natur des Menschen besteht aber darin, daß Gott den Menschen, im Unterschied von allem übrigen irdischen Erschaffenen, wie die Schrift sagt, „nach seinem Bilde“ erschuf (1. Mos. 5, 1), d. h. daß er ihm Geist von seinem Geiste gab, ihn dadurch der göttlichen Natur theilhaftig machte und ihn zu seinem Kinde erhob, während alles Andere auf Erden nur Werke oder Geschöpfe Gottes sind. Da es nun aber die innerste Natur Gottes ist, Alles aus sich selbst zu seyn, so sollten denn auch die Kinder Gottes, um ihrem Vater möglichst ähnlich zu seyn, ebenfalls — so viel dies bei Erschaffenen möglich ist, — Alles aus sich selbst seyn, oder vielmehr werden. Daher gab Gott dem Menschen Seinen Geist oder

die göttliche Natur nur im Keime, und sprach: Nun Kind! entwickle diesen Keim der göttlichen Natur in dir, und werde mir immer ähnlicher! Nach meinem Bilde bist du geschaffen; wirst du nun das göttliche Wesen, den Geist in dir, durch dich selbst, durch deine eigene Thätigkeit, durch dein eigenes Schaffen entwickeln, so bist du mir, dem Urthätigen und Schaffenden, dem Alles aus sich selbst Seyenden, weit mehr und wesentlicher ähnlich, als wenn ich dich sogleich, ohne deine Selbstthätigkeit, zu einem höheren Wesen gebildet hätte. — Diese Entwicklung aber soll auch wieder ganz nach dem Bilde Gottes selbst von Statten gehen. Gott, der Geist, beherrscht die Welt, die Natur, die Materie; auch der Mensch soll als Kind Gottes, als Geist, herrschen über die materielle Natur (1. Mos. 1, 26). Zu diesem Zwecke erhielt er selbst ein materielles Werkzeug, den Körper, welchen er übrigens auch schon darum haben muß, weil das Materielle, das Körperliche, als Gegensatz des Geistigen, also auch als Gegensatz von Gott, allen Erschaffenen nothwendig zukommt. Im Menschen verbindet sich das Göttliche und der Gegensatz des Göttlichen, — Geist und Körper. — Da also der Mensch bestimmt ist, als Geist und Kind Gottes, ähnlich wie Gott die Materie, die Körperwelt zu beherrschen, und hierin seine göttliche Natur ebensowohl zu beweisen als zu entwickeln, so muß er dies zunächst und zumeist an demjenigen Körperlichen ausüben, was ihm das Nächste ist, nämlich an seiner eigenen Körperlichkeit, an der Beherrschung seines Körpers und was in demselben liegt und an denselben gebunden ist; durch Beherrschung der körperlichen und animalischen Triebe, mit Einem Worte, durch Beherrschung der Sinnlichkeit soll der Geist sich üben, und dadurch erstarken und sich zur Gottähnlichkeit entwickeln. Da nun aber begreiflicher Weise der Geist, als der unentwickelte Keim des Göttlichen, anfangs (z. B. im Kinde oder im unentwickelt gebliebenen, rohen Menschen) sehr schwach ist, so wird er oft den Körper und die Sinnlichkeit nicht beherrschen, sondern im Gegentheil diese werden ihn überwältigen, und so oft dies geschieht, ist das Göttliche im Kampf unterlegen. Dieses Unterliegen aber, welches an sich nur Schwachheit ist, wird erst nach und nach zur Sünde. So wie nämlich der Mensch, durch das in seinem göttlichen Geiste liegende Gefühl,

sich desjenigen bewußt wird, was das seiner göttlichen Natur Entsprechende ist, (gewöhnlich wird dies das Gute und Rechte genannt; — das Gefühl oder Bewußtseyn desselben aber wird gewöhnlich das Gewissen genannt, Röm. **2, 14**); — so wie also der Mensch sich bewußt wird, was seine (göttliche) Natur von ihm fordert, was er soll, noch mehr, wenn das (durch die Religion) bereits entwickelte Gottesbewußtseyn hinzutritt, und ihm nun das, was sein eigenes Gefühl (Gewissen) als seiner göttlichen Geistesnatur entsprechend oder nicht entsprechend nun dunkel ahnend fühlt, nun deutlich und bestimmt als den Willen Gottes, als sein Gebot oder Verbot verkündigt, und der Mensch nun dennoch diesem Bewußtseyn entgegen handelt, so ist dies erst die eigentliche Sünde.

Ist diese Ansicht richtig, — und dafür wird sie wohl von jedem Unbefangenen erkannt werden, — so fällt damit auch die ganze entgegengesetzte Lehre von dem Ursprung der Sünde und von der Nothwendigkeit einer stellvertretenden Genugthuung, und damit zugleich von der Nothwendigkeit einer Menschwerdung Gottes hinweg. Dieser Lehre haften aber auch außerdem noch manche andere innere Widersprüche an. Indem man von einer stellvertretenden Genugthuung für das durch die Sünde verletzte Gesetz Gottes redet, verkennt man ganz und gar sowohl das Wesen Gottes, als das Wesen der Sünde. Man spricht da von einem „Gesetz," gleichsam als von etwas außerhalb Gottes und über ihm Stehendem, woran er gebunden sei, und das er nicht umgehen könne. Nein, saget ihr, dies Gesetz liegt eben in seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit. Ganz wohl. Aber ihr redet auch von der Gnade und Liebe Gottes. Nun dürfen sich aber Gottes Eigenschaften nicht widersprechen. Ihr saget: gewiß nicht! — Ja, aber so bedenket denn doch einmal, ob ihr nicht demohngeachtet, bei eurer Ansicht, Gott in einen inneren Widerspruch mit sich selbst setzet? Ihr saget: Seine Liebe will (oder wünscht) der Menschen Heil, aber seine Gerechtigkeit leidet's nicht; aber seine Gnade und Barmherzigkeit schlägt sich in's Mittel. Sind denn diese „aber" nicht directe Widersprüche in den göttlichen Eigenschaften? Lasset uns jenen Gedanken (die orthodoxe Ansicht) einmal etwas concreter und anschaulicher ausdrücken, so würde er ohngefähr so lauten: „Ihr Men-

schen! als euer Schöpfer liebe ich euch, und will euer Heil, ich habe Wohlgefallen an eurem Wohlergehen; aber nun seid ihr mir einmal ungehorsam geworden, dadurch habt ihr mich, den Allerhöchsten, beleidigt, mein Gesetz verletzt, ihr müsset dafür bestraft werden, und, statt des von mir euch zugedachten Heils, nun ewiges Verderben erfahren; das thut mir zwar leid, denn ihr seid meine Kinder, die ich liebe; aber ich kann nicht anders, denn meine Gerechtigkeit zwingt mich, euch zu bestrafen. Aber siehe, ich liebe euch, ich kann euch unmöglich dem Verderben überlassen; zwingt mich auch meine Gerechtigkeit euch zu strafen, so zwingt mich meine Liebe doch noch mehr (sie ist also stärker als die Gerechtigkeit), auf euere Rettung zu denken. Ich will daher meiner Gerechtigkeit genug thun, und für euch selbst die Strafe übernehmen." — Hier merke man genau darauf: der Gedanke, welcher dieser orthodoxen Ansicht zu Grunde liegt, ist: die Menschen haben Strafe verdient, **also**: was hindert Gott diese Strafe zu vollziehen? Seine Liebe. Aber da ist ja die Liebe mit der Gerechtigkeit im Widerspruch. Ferner: die Liebe siegt, folglich ist sie stärker als die Gerechtigkeit gedacht. Und doch, wenn die Menschen der Liebe Gottes völlig unwerth geworden waren, wie kann sie dann Gott noch lieben? Zu lieben, wo kein wirklicher Grund mehr zur Liebe vorhanden ist, das kann wohl bei Menschen gedacht werden, die sich vom Schein leiten lassen, aber bei Gott ist es ein völliger Widerspruch. Sagt man: die Menschen hatten Strafe verdient und nicht Liebe, so kann auch in den Menschen kein Grund mehr vorhanden seyn, warum Gott die Strafe nicht eintreten läßt, sondern im Gegentheil der Liebe gleichsam nachgibt. Da ein Grund, die der Liebe unwürdigen Menschen dennoch zu lieben, nicht vorhanden seyn kann, so wäre zuletzt jene Liebe Gottes keine Liebe zu den Menschen, sondern seine Liebe an und für sich; dies ist aber ein Unsinn, denn es gibt keine Liebe an und für sich, jede Liebe muß einen Gegenstand haben, auf den sie gerichtet ist. Wer sich die Sache dennoch so vorstellt, als beweise Gott seine Liebe und Gnade gegen die Menschen nicht sowohl um der Menschen selbst willen, als vielmehr um seiner Liebe an und für sich zu genügen, der müßte demnach gleichsam meinen, als bedürfte Gott zu seiner Seligkeit der Menschen und ihres

Wohlergehens. So kann man wohl von menschlicher Liebe und von dem Bedürfniß ihr nachzugeben reden, aber nicht von Gott; und zuletzt würde diese Ansicht darauf führen, Gott sei nicht um der Menschen, sondern um seiner selbst willen Mensch geworden und gestorben. Diese endlosen Widersprüche rühren aber sammt und sonders daher, daß man sich Gott, den Vollkommenen, in welchem Alles Einheit ist, gleichsam wie einen Menschen denkt, in dessen unvollkommenem Seyn die verschiedenen Eigenschaften als getrennt, ja einander entgegengesetzt erscheinen können, während dies in Gottes Wesen nicht seyn kann. In Gott sind Heiligkeit, Liebe, Gerechtigkeit nicht von einander geschieden, sondern sie sind Eins und Dasselbe, nämlich Gottes Vollkommenheit an und für sich selbst; in Bezug aber auf die Menschen gedacht ist Alles zusammen nichts Anderes, als Gottes Wahrheit, nach welcher er ein jedes Ding so nimmt, wie es ist. Nur dadurch, daß die Menschen die Dinge nicht ganz kennen, sondern nur theilweise erkennen, trennen sich im Menschen die Ansichten von den Dingen, und die Gefühle, welche sie rege machen; nur dadurch, daß wir einen Menschen nicht ganz, nach dessen voller und innerster Beschaffenheit kennen, trennt sich bei uns die Liebe zu ihm von der Gerechtigkeit gegen ihn. Der Eine liebt Jenen, weil er ihn von seiner Seite her betrachtet, ein Anderer, welcher ihn von einer anderen Seite betrachtet, glaubt gerecht gegen ihn zu seyn, wenn er ihn nicht liebt. Ja, in einer und derselben Person scheiden sich die Liebe und die Gerechtigkeit gegen eine und dieselbe Person, sobald wir diese von mehr als einer Seite betrachten, und eine Seite in ihr finden, welche unsere Liebe erregt, aber auch eine andere Seite, welche unser Gerechtigkeitsgefühl anders anspricht. Je klarer und umfassender jedoch unser Blick auf Andere, und je richtiger und vollkommener die Harmonie unserer eigenen verschiedenen Seelenvermögen ist, desto mehr werden auch in unserem Gemüthe, in Ansehung anderer Menschen, die Gefühle der Liebe und der Gerechtigkeit sich miteinander verschmelzen und ihr Widerspruch sich mindern. Bei Gott ist derselbe gänzlich aufgehoben; Liebe und Gerechtigkeit gehen als Eins und Dasselbe bei Ihm völlig in einander auf, weil er den Menschen von allen Seiten, nach seinem ganzen Wesen, kurz: nach

des Menschen wahrem Seyn, nach dessen Wesenseinheit erkennt; denn auch der Mensch ist eine Einheit, und was nach menschlichen Blicken als Verschiedenheit (Gemisch von Gutem und Bösem) an ihm erscheint, und verschiedene Gefühle gegen ihn in uns erregt, ist nur die Folge unserer theil- oder stückweisen Erkenntniß seines wahren Seyns, seiner wesenseinigen, inneren Beschaffenheit, welche, wenn wir sie in der vollen Wahrheit, d. h. in dieser ihrer Einheit zu erkennen vermöchten, auch nur einen Eindruck auf unser Gefühl machen könnte, in welchem dann die Gefühle der Liebe und der Gerechtigkeit, nur als Ein Gefühl uns vernehmbar werden würde; so daß die verschiedene Wesensbeschaffenheit der Menschen, nicht, wie es uns gewöhnlich geschieht, ein verschiedenes Gefühl — (gegen den Einen Liebe, gegen den Anderen gerechte Verachtung) — sondern vielmehr ein und dasselbe Gefühl, welches ebensosehr Liebe als Gerechtigkeit, und, in Ansehung der verschiedenen Menschen, nur dem Grade nach verschieden wäre, hervorrufen würde.

Daraus aber, daß man von jeher gewohnt war sich die Eigenschaften Gottes menschlich getrennt zu denken, mußte in jene Theorie von der Erlösung der Menschen noch ein weiterer Widerspruch kommen: der nämlich, daß man sich die Sache abermals wieder ganz menschlich so vorstellte, als habe Gott, — nachdem er einmal beschlossen, über die Menschen Gnade vor Recht ergehen zu lassen, —*) als habe er da erst noch eines Mittels dazu bedurft, als habe erst noch eine Bedingung erfüllt werden müssen, um die Verwirklichung dieser gnädigen Absicht Gottes auch möglich zu

*) Auch dies „Gnade vor Recht ergehen lassen" ist wieder eine blos menschlich schwache auf Gott übertragene Vorstellung. Bei Gott ist kein Unterschied zwischen Gnade und Recht. Er wird geben einem Jeglichen nach seinen Werken (Röm. 2, 6), d. h. Gott wird dereinst einen Jeden genau nach seiner Wesensbeschaffenheit in den entsprechenden Zustand versetzen. Weß Einer fähig ist, deß ist er würdig, und das wird ihm werden. In so weit ist es Gottes Gerechtigkeit. Daß aber Gott sicher Allen, den Besseren wie den Schlechteren unter den Menschen mehr und Höheres ertheilen wird, als sie Alle nur hoffen können, dies ist Gnade, aber zu meinen, daß Gott Jemanden auch in einen, dessen Wesensbeschaffenheit nicht entsprechenden Zustand versetzen werde, dies ist — Unsinn!

machen. Als diese Bedingung und dieses Mittel wird ja bekanntlich eben die Menschwerdung Gottes und sein Leiden und Sterben betrachtet. Widerspricht es nun aber nicht dem Wesen Gottes, des Allvollkommenen, zu denken: wenn er einmal etwas wolle, so könne er das nur unter dieser oder jener Bedingung ausführbar machen, und durch dies oder jenes Mittel es bewerkstelligen? Gottes Wesen ist ein einiges, und sein Wille ist zugleich That und Ausführung dessen, was er will. Sobald Gott der Menschen Begnadigung gewollt hat, so waren sie ja schon begnadigt, so gab es keine gleichsam außer ihm stehende Gerechtigkeit mehr, welche seiner Liebe und seinem Willen entgegen trat, so gab es kein fremdes, gleichsam über Ihm stehendes Gesetz, welches erst befriedigt werden mußte, ehe sein Rathschluß in Kraft und Gültigkeit treten konnte. Nein, „Er spricht, so geschieht's, Er gebeut, so steht's da!" Was der Allmächtige will, — ist. Er hat seiner Menschenkinder Heil gewollt, Er hat es von Ewigkeit her unveränderlich gewollt — und sie werden zum Heil kommen, auch die größten Sünder werden zum Heil kommen, sobald sie selber wollen. Denn Gott schenkt seinen Kindern behufs ihrer Bestimmung nichts als das Seyn und die Kraft des Werdens, das Andere müssen sie sich selber schaffen, darum weil sie seine Kinder sind.

Endlich ist noch ein letzter Widerspruch aufzudecken, welchen jene Ansicht enthält. Mit Recht sagt man: die Sünde macht den Menschen Gott mißfällig, denn sie ist Ungehorsam gegen Gott. Soll nun aber der Sünder begnadigt und dieses Mißfallen Gottes aufgehoben werden, kann dies da durch einen Anderen geschehen, als durch den Menschen selbst? Gott nimmt den Menschen jederzeit so, wie er ist; ist er ungehorsam und sündigt, so kann Gott kein Wohlgefallen an ihm haben; wird er aber wieder gehorsam und bessert sich, so ist auch damit das Mißfallen Gottes gegen ihn aufgehoben, wie auch Jesus selbst in dem Gleichnisse von dem ungerathenen, aber bei reuiger Rückkehr liebevoll von dem Vater wieder aufgenommenen Sohne lehrt (Luk. 15). Daß aber, auch nach geschehener Besserung, die vorher begangene Sünde nicht ohne Sühne und Abbüßung bleiben könne, dies ist eine Vorstellung, welche blos aus menschlich-juridischen Verhältnissen her-

vorgegangen ist, gemäß welchen nämlich ein äußerlich bestehendes Gesetz um der Ordnung willen gehandhabt und die Strafe auch dem reuigen und gebesserten Frevler nicht erlassen werden kann, weil äußerliche menschliche Gesetze nicht nach der Gesinnung, sondern nach der äußeren That richten, und nicht anders können. Gott aber richtet nach der Gesinnung, d. h. nach der Wahrheit, nach der wirklichen Beschaffenheit des Menschen. Es wäre aber nicht nach der wirklichen Beschaffenheit gerichtet, wenn den Gebesserten noch die Strafe des Ungebesserten treffen sollte; denn sobald der Mensch wirklich die begangene Sünde bereut, sobald er wirklich einen besseren Sinn innerlich angenommen hat, so hat er dadurch sich selbst wesentlich geändert, er ist wesentlich ein Anderer geworden, er ist nicht mehr der Nämliche, welcher vorher war. Die Strafe für die Sünde, die im ungebesserten, nun aber nicht mehr stattfindenden Seelenzustande begangen wurde, würde daher gar nicht den Nämlichen treffen, der sie verdient hat.

Wie viel greller aber tritt dieser Widerspruch noch hervor, in der Ansicht, daß sogar eine andere Person die Schuld und Strafe abbüßen könne an Dessen Statt, welcher die Sünde begangen, und welcher derselben vielleicht noch nicht einmal innerlich entsagt hat! Auch diese Vorstellung schreibt sich ursprünglich aus der Idee einer ganz äußerlich gefaßten menschlichen Gerichtsordnung her, wo nur dem Gesetz Genüge geleistet und die Schuld abgebüßt werden muß, gleichviel ob durch den Schuldigen selbst, oder ob an Dessen Statt, durch einen Unschuldigen. Nur in den ältesten Zeiten des Menschengeschlechtes, wo man erst anfing die gesellschaftlichen Rechtsverhältnisse der Menschen unter einander zu ordnen, konnte diese Idee und dieses Verfahren sich geltend machen; schon längst aber ist man in allen Staaten, wo die Rechtsgrundsätze sich einigermaßen entwickelt haben, von dieser der Natur der Sache widersprechenden Gesetzeshandhabung zurückgekommen, und sie wird nur noch bei den uncultivirtesten Völkern gefunden; und wenn bei den gebildeteren Nationen in einzelnen Punkten der Gesetzgebung vielleicht hin und wieder etwas der Art sich noch vorfindet, so ist dies als ein Ueberbleibsel und Nachklang aus vergangenen Zeiten und veralteten Begriffen anzusehen; die Idee selber aber ist sowohl aus

dem Bewußtseyn, wie auch die Anwendung derselben aus dem Leben der Jetztzeit entschwunden. Daß aber eine solche stellvertretende Abbüßung der Schuld eines Menschen durch einen Anderen am wenigsten stattfinden könne in Ansehung des Verhältnisses des Menschen zu Gott, dies liegt eben so sehr in der Natur der Sache, als es auch von der heiligen Schrift, sogar im Alten Testamente, ausdrücklich gesagt wird, 5. Mos. 24, 16: „Die Väter sollen nicht für die Kinder, noch die Kinder für die Väter sterben, sondern ein Jeder soll für seine Sünde sterben." (2. Kön. 14, 6; 2. Chron. 25, 4); Jerem. 31, 29: „Zu derselbigen Zeit wird man nicht mehr sagen: Die Väter haben Härlinge (d. i. saure Trauben) gegessen, und der Kinder Zähne sind stumpf geworden; sondern ein Jeglicher wird um seiner Missethat willen sterben; und welcher Mensch Härlinge isset, dem sollen seine Zähne stumpf werden." Ezech. 18, 1 ff.: „Was treibet ihr unter euch im Lande Israel dies Sprüchwort und sprechet: Die Väter haben Härlinge gegessen, und den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden? So wahr als ich lebe, spricht der Herr Herr, solches Sprüchwort soll nicht mehr unter euch gehen in Israel." — Warum geht denn nun dennoch dies Sprüchwort fort und fort in Israel (d. h. unter den orthodoxen Christen): Adam hat Härlinge gegessen und allen Menschenkindern sind die Zähne davon stumpf geworden? — Der hocherleuchtete Prophet Ezechiel fährt V. 20 ff. weiter fort: „Welche Seele sündiget, die soll sterben. Der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters, und der Vater soll nicht tragen die Missethat des Sohnes; sondern des Gerechten Gerechtigkeit soll über ihm (selbst allein) seyn, und des Ungerechten Ungerechtigkeit soll über ihm (selbst allein) seyn. Wo sich aber der Gottlose bekehret von allen seinen Sünden, die er gethan hat, und hält alle meine Rechte und thut wohl, so soll er leben und nicht sterben. *) Es

*) Man pflegt hier einzuwenden: Ja „wenn" sich der Sünder bekehrte von „allen" seinen Sünden, und „alle" Rechte Gottes halte, dann freilich würde er begnadigt werden. Aber das könne er ja gar nicht! — Allein dies ist eine Spitzfindigkeit, an welche der einfach und ehrlich redende Prophet so wenig gedacht hat, als der Heiland bei jenem Worte „Thue das, so wirst du leben!" (Luk. 10, 28), wo auch die Orthodoxen, wenn man es ihnen

soll aber aller seiner Uebertretung, so er begangen hat, nicht gedacht werden; sondern soll leben um der Gerechtigkeit willen, die er thut; (denn) meinest du, daß ich Gefallen habe am Tode (Verderben) des Gottlosen, spricht der Herr Herr, und nicht vielmehr, daß er sich bekehre von seinem Wesen und lebe? Und wo sich der Gerechte kehret von seiner Gerechtigkeit, und thut Böses, und lebet nach allen Gräueln, die ein Gottloser thut: sollte der leben? Ja, aller seiner Gerechtigkeit, die er (früher) gethan hat, soll nicht gedacht werden, sondern in seiner Uebertretung und Sünde, die er gethan, soll er sterben. Noch sprecht ihr: Der Herr handelt nicht recht. So höret nun, ihr vom Hause Israel: Ist es nicht also, daß ich Recht habe und ihr Unrecht habt? Denn wenn der Gerechte sich kehret von seiner Gerechtigkeit und thut Böses, so muß er sterben; er muß aber um seiner Bosheit willen, die er gethan hat, sterben. Wiederum, wenn sich der Gottlose kehret von seiner Ungerechtigkeit, die er gethan hat, und thut nun recht und wohl; der wird seine Seele lebendig behalten. Denn weil er siehet und bekehret sich von aller seiner Bosheit, die er gethan hat, so soll er leben und nicht sterben. Noch sprechen die vom Hause Israel: Der Herr handelt nicht recht. Sollte ich Unrecht haben? Ihr vom Hause Israel habt Unrecht. Darum will ich euch richten, ihr vom Hause Israel, einen Jeglichen nach seinem Wesen, spricht der Herr Herr. Darum so bekehret euch von aller eurer Uebertretung, auf daß ihr nicht fallen müßet um der Missethat willen. Werfet von euch alle Uebertretung, damit ihr (mein Gesetz) übertreten habt, und machet euch ein neues Herz und einen

vorhält zum Beweis, daß Christus die Gnade Gottes und das ewige Heil des Menschen von dessen eigenen Pflichterfüllung und nicht vom Glauben an eine fremde Genugthuung abhängig gemacht habe, zu entgegnen pflegen: Christus habe das blos gesagt, um Jenen aufmerksam zu machen, daß man diese Pflichterfüllung gar nicht leisten könne. Allein so hintenherum hat Christus und haben die Propheten nicht geredet, sie haben nicht ihren Spott getrieben mit Denen, die zu ihnen kamen mit der Frage: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Jene Antwort, in einem solchen, den Meisten ganz entgehenden und sie geradezu irreführenden Sinne, konnte Christus gar nicht geben, so wenig als, wie er selbst sagt, der Vater seinem Sohne, der ihn um ein Stück Brod oder um ein Ei bittet, einen Stein oder einen Skorpion geben wird.

neuen Geist. Denn warum willst du also sterben, du Haus Israel? Denn ich habe keinen Gefallen am Tode des Sterbenden, spricht der Herr Herr. Darum so bekehret euch, so werdet ihr leben." — Welch eine Bestätigung für unsere ausgesprochene Ansicht! Gott will die Besserung des Sünders, und nur sie allein, als die Bedingung der Vergebung ansehen. Und warum? Weil er den Menschen beurtheilt nach seinem „Wesen," d. h. nach seiner wahren Beschaffenheit; diese ist aber bei dem Gebesserten eine ganz andere, „ein neuer Geist, ein neues Herz" geworden; der Mensch selbst ist ein ganz anderer, gleichsam ein neuer Mensch geworden, wie auch Paulus in seiner Mahnung es ausdrückt: „Ziehet den alten Menschen aus und leget den neuen Menschen an!" (Eph. 4, 22); und wenn der Prophet hier von der Bekehrung von „allen" Sünden und von dem Thun „aller" göttlichen Rechte redet, so meint er offenbar eben Dieses und nichts Anderes, nämlich er versteht darunter nicht buchstäblich eine dem Menschen, als einem unvollkommenen Geschöpfe freilich unmögliche, vollkommene, mangellose Tugend, — (denn Gott kann dem Menschen das Unmögliche nicht zumuthen!) — sondern er meint vielmehr eben jene wahrhafte, gründliche, unbedingte innerliche Wesenserneuerung, im Gegensatz zu einer blos stückweisen, äußerlichen und darum unwahren und nur scheinbaren Besserung.

So berechtigen uns denn Schrift und Vernunft, die Sache so anzusehen, wie sie auch in aller Welt, nach dem gemeinen Menschenverstande, oder besser: nach dem allgemeinen angeborenen Menschengefühle angesehen wird, nämlich daß des Menschen eigene innere Beschaffenheit ihm Werth oder Unwerth in Gottes, wie in der Menschen Augen gibt, und daß durch keinen Dritten ihm seine Sündenschuld abgenommen werden kann; woraus dann folgt, daß eine Menschwerdung Gottes zu diesem Zweck nicht gedacht werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

45.

Ein durch Zufall aufgefundenes, wortgetreu wiedergegebenes Gespräch zweier Freunde über die Frage: Was ist Christenthum?

(Aus Schröter's Sonntagsblatt.)

Wilh. Ich finde Dich, seit einiger Zeit, ungewöhnlich niedergeschlagen; Du ziehest Dich von allen öffentlichen Gesellschaften, die Du sonst zuweilen zu besuchen pflegtest, immer mehr zurück und kommst auch nur sehr selten, nur etwa, wenn Du es nicht vermeiden kannst, zu Deinen Freunden, die früher zu Deinem täglichen Brode gehörten. Auch in Deinem öffentlichen Geschäfts- und im Familienleben bist Du nicht mehr der glückliche Mann, der mit derselben Gemüthsheiterkeit die schwersten Pflichten seines Amts verrichtete, mit der er den schönen Kreis seines Hauses belebte. Eine solche ungewöhnliche Veränderung kann nur durch eine eben so ungewöhnliche Ursache hervorgebracht worden seyn. Oeffne, öffne mir Dein Herz, mein theurer Eduard, und befreie mich von einem Kummer, der mich tief darnieder beugt! — Du seufzest und Dein zur Erde gesenktes Auge blickt sehnsüchtig zum Himmel empor, als wollest Du sagen: nur von daher kann allein mir die wahre Hülfe kommen, und doch liegt zugleich in diesem Blick, wie soll ich doch sagen? — so viel Unsicheres, Fried- und Freudeloses, daß es fast scheint, als verzweifeltest Du selbst auch an dieser Hülfe. Du seufzest abermals und gibst dadurch zu erkennen, daß ich den innern Zustand Deines Gemüths errathen habe.

E. Du hast ihn errathen, lieber W., Du hast ihn errathen. Ich bin nicht mehr, der ich ehemals war, wenigstens nicht mehr ganz derselbe; doch danke ich Gott, daß es so ist, und daß er also es gefüget. Ich befinde mich wohl, wohler als jemals, denn ich bin in mir selbst vergnügt und bin blos traurig alsdann, wenn ich meines frühern Lebens gedenke.

W. Deines frühern Lebens? — Wüßt' ich doch wahrhaftig nicht, was Du in diesem Leben so sehr zu betrauern hättest und zu bereuen haben könntest.

E. Vieles, sehr Vieles, wovon Du, mein Lieber, da, wo

Du noch stehest, freilich kaum eine Ahnung hast! — Meine ehemalige Freude ist mein gegenwärtiger Schmerz, und mein ehemaliger Schmerz ist meine gegenwärtige Freude!

W. Räthselhaft, wahrhaft ganz räthselhaft. Kennt' ich Dich nicht von Jugend auf, würde ich vielleicht glauben, Du wärest der ausschweifendste Mensch gewesen, der nun doppelt an seinem Leibe und an seiner Seele dafür leiden müßte. Aber Gott bewahre mich vor einem solchen Gedanken, der zu den elendesten und verächtlichsten Menschen Dich erniedrigt! Und doch weiß ich mir bei Deinen Worten kaum etwas Anderes zu denken.

E. Sagt' ich's doch, daß Du mich nicht begreifen würdest. — Ja, es gibt eine Thorheit, die Manche für die größte Weisheit halten, und es gibt eine Weisheit, die, beim rechten Lichte betrachtet, nichts als Thorheit ist. — In dieser irrigen Weisheit hab' auch ich mich befunden, bis mir das rechte Licht aufging in der Finsterniß, und nun ist es mit einem Male von meinen Augen gefallen, wie Schuppen, und ich sehe klar, was zu meinem Frieden dient.

W. Sprichst Du doch, wie der Apostel Einer, die sich, Gott weiß von wem, berufen glauben, die sündige Welt zu reformiren, sich einbildend, ja, sich einbildend, sie hätten von dem, was zur wahren Weisheit gehört, mehr begriffen, als alle andere Menschenkinder, und wären in den Willen Gottes tiefer eingedrungen, als selbst diejenigen, die zur Erforschung desselben den besten Theil ihres Lebens angewendet und nichts unterlassen haben, was nur immerhin sie dazu würdig vorbereiten konnte. — Es sollte mir leid thun, Dich auf so verkehrten Wegen zu finden!

E. Und es thut mir leid, Dich, den ich so innig liebe, in der Wüste eines Unglaubens noch herum irren zu sehen, wo kein Himmelslicht Dich erfreut, kein Himmelsthau und Regen Dich erquicket und wo Deine Seele verschmachten muß zu einem ewigen Tode. — Du lächelst und Dein Lächeln sieht aus, wie Mitleiden und Spott; aber es soll mich nicht abhalten, die Gelegenheit, die Gott herbeiführt, zu Deiner Erlösung aus den Klauen des Satans zu benützen; sie könnte vielleicht so bald nicht wieder kommen. — Ja, Du hast Dich nicht geirrt, ich bin Einer jener Apostel, die,

ich will es Dir sagen, weil Du es noch nicht zu wissen scheinst, von Gott selbst, von seinem heiligen Geiste, sich berufen fühlen, die sündige Menschheit auf ihre Sünden aufmerksam zu machen und ihr den Weg zu zeigen, den sie wandeln soll, und ich würde mich selig preisen, wenn mein Wort des Heils auch bei Dir auf keinen dürren Boden fiele!

W. So wäre es denn also wirklich wahr, was ich seit einiger Zeit nur geahnet, aber nicht geglaubt habe: Du gehörst zu der Sekte, die sich für fromm, für frömmer hält, als andere Leute, und die nun in ihrer frömmern Frömmigkeit, — was gar nicht anders seyn kann, — diese andern Leute, wenn auch nicht gerade verachtet, doch geringer achtet. Nimm mir es nicht übel: mir fallen dabei jedesmal die Pharisäer ein, jene jüdischen Wölfe in Schaafskleidern, die hinter dem königlichen Purpur ihrer Frömmigkeit ihr schmutziges bettelhaftes Herz verbargen. Daß Du kein solcher Pharisäer bist, weiß ich; aber es schmerzt mich, wenn ich denke, daß Andere, die Dich nicht kennen, Dich für einen solchen halten könnten. Und Etwas vom Pharisäergeiste ist denn doch auch an Deiner Frömmigkeit zu finden; es ist das Sichbesserdünken, als andere Leute, die nicht zu eurer Gesellschaft gehören. Davon weiß das Christenthum durchaus nichts; es empfiehlt vielmehr überall die größte Demuth und zwar nicht blos gegen Gott, sondern und ganz vorzüglich gegen die Menschen; denn es stellt die Menschen Alle als Kinder eines und desselben himmlischen Vaters dar, die sich unter einander lieben sollen, gleichwie sie von Gott geliebt worden.

E. Du beurtheilst uns ganz falsch, mein lieber W. und scheinst blos nachzureden, was Du von Andern, die uns übel wollen, gehöret hast. Gerade die Demuth, die Du uns absprichst, ist dasjenige, worauf wir am Meisten dringen, nach der wir vor allem Anderen streben, und das wir am Angelegentlichsten zu empfehlen suchen; denn Niemand kann von des Menschen Nichtsseyn durch sich selbst und von seinem Allesseyn durch Gott, so vollkommen überzeugt seyn, als wir; mit dieser Ueberzeugung aber ist die Demuth natürlich und nothwendig verbunden. Und was Du für ein undemüthiges oder übermüthiges, stolzes Erheben über Andere hältst, ist nichts anderes, als ein inniges, herzliches Mitleiden

mit unsern noch in der Finsterniß der Unwissenheit und auf den Wegen der Sünde leichtsinnig oder halsstarrig fortwandelnden Brüdern, die wir gar zu gerne zu uns erheben und an der Glückseligkeit Antheil nehmen lassen möchten, die wir in so überschwänglicher Fülle genießen.

W. Ich will nicht weiter untersuchen, was es mit diesem Mitleiden für eine besondere Bewandtniß hat, aus welcher Quelle es fließt, und wie es sich zuweilen recht auffallend zu äußern pflegt; nur bemerken und fragen muß ich: ob nicht der, der Andere mit Erfolg erheben will, selbst höher stehen müsse, als diese Andern und eine größere, sei es körperliche, sei es geistige Kraft, auch eine stärkere Gewandtheit in der Anwendung dieser Kraft besitzen müsse, als diese Andern?

E. Allerdings; so ist es!

W. So bitte ich Dich nun, mir doch mitzutheilen, wie ihr wohl zu dieser Kraft und Gewandtheit gelangt seid, da ihr alles menschliche Wissen und Thun gerade in diesem Punkte, für null und nichtig haltet? — Wie seid ihr selbst, bei euerem menschlichen Unvermögen, auf diese Höhe, wie soll ich sagen, menschlicher oder übermenschlicher Vollkommenheit gelangt?

E. Mich wundert's, daß Du also noch fragen kannst? Hab' ich's nicht schon gesagt: das, was der Mensch ist, ist er allein durch Gott! Am Meisten und Gewissesten ist das der Fall in geistigen Dingen, die das Wohl der Seele, die Seligkeit derselben, betreffen. Hier hat der Mensch nur, was Gott ihm offenbaret, und er ist und wird nur, wozu Gott ihn gemacht hat und machen will. Alle Anstrengungen von seiner Seite, selbst Etwas seyn und werden zu wollen, sind völlig fruchtlos und thöricht. Seine Pflicht ist es blos, ist er erwählet, dem ihm sich offenbarenden und in ihn eindringenden heiligen Geiste nicht zu widerstreben, sondern ihm bereitwillig die Thür des Herzens zu öffnen, sowie das Innere desselben in eine anständige Ordnung zu setzen und darin zu erhalten.

W. Versteh' ich Dich recht, so heißt dies wohl eben so viel als: der Mensch ist an sich selbst, mit allen seinen sonstigen von Gott erhaltenen Geistesgaben, ein todtes, leeres Gefäß, das erst durch den heiligen Geist Leben und die Fülle erhält. Was dem-

selben allein als eigenthümliche und selbstständige Kraft angehört, und worin und wodurch er ganz er selbst ist, ist die Kraft, den Wirkungen des heiligen Geistes widerstehen, d. h. das Böse wollen und ausüben zu können. Ist's nicht also? .

E. Nicht anders.

W. Nach diesen Vorstellungen den Menschen gedacht, so ist derselbe also ein mehr böses, als gutes Wesen, oder vielmehr er ist ein nur böses Wesen, indem ja jedes in ihm vorhandene Gute, in seinem Anfange und in seinem Fortgange nicht sein, sondern des heiligen Geistes Werk ist. Sieht man aber der Sache, von der hier die Rede ist, auf den Grund, so ist doch der Mensch nicht so grundböse, als er beim ersten Blick zu seyn scheint; denn schon das Nichtwiderstreben dem heiligen Geiste oder das geduldige Dahingeben an den wirksamen Einfluß des heiligen Geistes 2c. ist als etwas Gutes anzusehen, wozu der Grund doch offenbar in seiner Natur liegen muß. Worin könnte dieser Grund aber anders liegen, als in einer ihm angebornen und unverlierbaren Anlage und Neigung zum Guten. Und da käm' es denn am Ende doch darauf hinaus: der Mensch sei bei seiner Geburt oder von Natur weder gut noch böse, oder gut und böse zugleich, und es sei ganz in seine Freiheit gestellt, das Eine oder das Andere zu werden, seiner guten oder seiner bösen Natur das Uebergewicht zu verschaffen, ein Gott wohlgefälliger oder ein Gott mißfälliger Mensch zu werden. Bei dieser Ansicht kommt, dünkt mich, Alles in einen schönen Zusammenhang, in der Schöpfung des Menschen bleibt nur die ewige Weisheit und Güte Gottes sichtbar und der heilige Geist Gottes findet für seine Wirksamkeit in den menschlichen Herzen, auch sogar in dem Herzen des Bösen, stets einen empfänglichen Boden. Nimmt man aber an, der Mensch sei von Natur nur zum Bösen geneigt, so begreift man doch wahrhaftig nicht, wie der heilige Geist in einem solchen — —

E. Hier ist gar nicht von einem Annehmen und Nichtannehmen, von einem Begreifen und Nichtbegreifen die Rede, sondern von einem Glauben, von einem Glauben an die gänzliche Untauglichkeit der menschlichen Natur zum Guten, gleichwie an die ewige Erlösung, die durch Jesum Christum geschehen ist. Wer diesen Glauben hat, in dem wirkt der heilige Geist nur, er hat dann nichts

weiter nöthig, als sich den Führungen dieses Geistes gänzlich zu überlassen. Jedes Nachdenken darüber und Fragen und Forschen, wie oder warum dies so und nicht anders sei, vernichtet den Glauben, der eben in einem unbedenklichen Annehmen desjenigen besteht, was man nicht begreifen kann, was höher ist, als alle menschliche Vernunft, und unter welches sich jede Vernunft, auch die gebildetste, gehorsam-demüthig beugen muß.

W. Ich gestehe offen, daß ich mich in euern Glauben ganz und gar nicht zu finden weiß, und daß ich durchaus nicht begreife, wie ein Mensch, der von Gott Verstand und Vernunft erhalten hat, doch wohl nicht zu dem einzigen und gemeinen Zwecke, damit sie ihm beim Essen und Trinken nützliche Dienste leisten, sondern auch, und darum gewiß mit vorzüglich, daß sie ihn in dem Kreise, wo er eben Mensch, das ist ein sterbliches und unsterbliches Wesen ist, erleuchten und den Weg ebnen sollen aus der Tiefe des Erdenlebens zu den Höhen des Himmels, — wie ein solcher, mit solchen Gottesgaben begabter Mensch nun gerade da, wo die Stimme Gottes ihm am Herrlichsten ertönt, nur ein todtes Instrument seyn, und nicht zugleich mit seinem eigenen göttlichen Geiste einstimmen soll in die Oede des Geistes Gottes, die nicht blos in der heiligen Schrift und in dem Leben des Erlösers, sondern in der ganzen Welt, am Himmel, wie auf der Erde, sich vernehmen läßt. Also geistig todt und zerstört durch die Sünde in allen Lebenskeimen muß euer Mensch seyn, wenn er durch den heiligen Geist zum geistigen Leben erweckt werden soll?! Aber wo? wo? — dies bitt' ich — wo ist denn in diesem todten Leichnam der Punkt, in welchem dieser Geist anfangen kann zu wirken? Oder wird vielleicht das Todte vorher in ein Lebendiges umgeschaffen?

E. Allerdings; und dies geschieht eben durch den Glauben an Christum. Dadurch wird der Mensch eine ganz neue Kreatur.

W. Gut! Aber wie entsteht denn nun dieser lebendige Glaube in einer an sich todten und verderbten Natur?

E. Das, mein Freund, ist ein Geheimniß. Nur so viel weiß man, daß auch dieser gewirkt wird durch die Kraft Gottes, bald auf eine natürliche, bald auf eine übernatürliche, jedesmal aber dem Menschen unbegreifliche Weise.

W. Daraus folgt denn nun, wie mich dünkt, ganz natürlich, daß, weil denn so viele Menschen diesen Glauben entweder gar nicht oder nicht recht haben, diese Kraft in diesen Menschen entweder gar nicht oder nicht recht wirksam seyn müsse. Ist das die Schuld Gottes oder die Schuld der Menschen?

C. Wie kannst Du so noch fragen? Offenbar die Schuld der Menschen, weil sie von den ihnen gegebenen Heilmitteln, wodurch sie eben in den Stand gesetzt werden, den Glauben zu empfangen, gar keinen oder keinen rechten Gebrauch machen. So lange ich die heilige Schrift las, die Predigt des Evangeliums hörte, an dem heiligen Abendmahle oder an andern heiligen Handlungen in der Kirche oder außerhalb derselben Theil nahm, in der Absicht, um darin Etwas für meinen Verstand, für meine Vernunft und durch dieselbe für mein Herz und Leben zu finden, — war und blieb ich ein Heide und der heilige Geist ging an meinem Herzen spurlos vorüber. Das ist eben die Zeit, deren Freuden meine gegenwärtige Trauer sind, die Zeit, wo ich mir einbildete, Alles gethan zu haben, wenn ich nur mit allem Fleiße mich hütete, Böses zu thun, und mit dem größten Eifer darnach strebte, meine Pflichten zu erfüllen, und nur dies thun zu können, um die Kraft zu diesem Thun mir zu erwerben, die Kirche besuchte, die heilige Schrift las ꝛc. Und ich genoß, eben weil ich auf dem rechten Wege zu seyn wähnte, einer steten Heiterkeit des Gemüths. Das war aber eine sündliche Heiterkeit, die in Eitelkeit, Stolz, Selbstsucht, Unglauben ihren Grund hatte. Erst nachdem ich durch die Gnade Gottes neugeboren worden und zu dem wahren Glauben gelangt bin, bei dem man all' sein Meinen und Wähnen und Schauen und Wissen für nichts hält, allein sich haltend an das in der heiligen Schrift geoffenbarte Wort Gottes, sowie es im Buchstaben gegeben ist, auch nicht selig zu werden hofft durch sein eigenes Selbstwerk, durch seine Tugend, die wie ein beflecktes Kleid ist, durch die treue Erfüllung seiner Pflichten ꝛc., sondern allein durch das Verdienst Jesu Christi, — erst seit dieser Zeit fühle ich mich als Christ und durch die Gnade Gottes reif und würdig zur Seligkeit, die ich auch im Glauben schon genieße.

W. Sonderbar, wahrhaftig sonderbar. Gerade von der Zeit

an, von welcher Du Dein beseligendes Christenthum begannst, haben Deine Vorgesetzten angefangen, über Vernachlässigung Deiner Berufspflichten zu klagen, die treue Sorgfalt, den gewissenhaften Fleiß, die pünktliche, über alle, auch die kleinsten Gegenstände Deines Geschäftslebens sich ausbreitende Ordnung, wodurch Du Dich ruhmwürdig vor Andern auszeichnetest, mehr oder weniger zu vermissen. Gerade von der Zeit an, wo Du anfingst, Tag für Tag Dich mit dem Worte Gottes und mit der Bibel zu beschäftigen oder andere Erbauungsschriften zu lesen, die den Weg zeigen sollen zum ewigen Leben, hat Dein Widerwille gegen alles Fortstudiren in Deiner Wissenschaft und gegen Alles begonnen, was Du zum Behufe Deines Amtes sonst mit so seltener Liebe und Lust zu treiben pflegtest. Und sieh' Dich einmal in dem Kreise Deines Hauses und Deiner Familie um. Betrachte das Sonst und das Jetzt! — Liebe, Heiterkeit und Freude ergoß sich über alle Familienglieder, sobald Du von Deinen täglichen Geschäften nach Hause zurückkehrtest. Es war ein Schauspiel zum Entzücken, bei welchem selbst die Engel des Himmels Thränen der Freude weinen mußten, Dich unter den Deinigen zu sehen und in Aller Augen zu lesen: ja, wir lieben Dich! — Jetzt verstummt alle Freude, sobald Du in die Stube trittst und schnell werfen die Kleinen ihr Spielzeug weg, sobald sie Dich kommen hören, und nehmen den Katechismus in die Hände oder sonst ein Buch, womit Deine väterliche Liebe sie beschenkt hat, um, wie Du Dich zu äußern pflegst, den Teufel aus ihren jungen Seelen zu vertreiben; und wehe ihnen, wenn sie die aufgegebene Lection nicht gelernt haben, wehe ihnen und ihrer Mutter, die, weil sie menschlicher fühlt, ihren Lieblingen gestattet, während Deiner Abwesenheit in freier Luft an den Werken der Natur die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes zu bewundern und ihres schuldlosen Lebens sich zu erfreuen, statt ihre Geister an unverstandenen Worten verkrüppeln zu lassen! Sonst freute sich und jubelte Alles, wenn Du kamst; jetzt freut sich und jubelt Alles, wenn Du gehest. Schrecklich, schrecklich! Sonst unterrichtetest Du Deine Kinder selbst und die Stunden dieses Unterrichtens gehörten mit zu den seligen Deines Lebens! Jetzt, da Du Dich berufen fühlst, Deinen Mitgläubigen das Evangelium zu predigen, hast Du das Liebste und

Beßte, was Du im Leben hast, einem elenden Dummkopf anvertraut, der, weil ihn, den Geistlosen und Schlechten, die Schule auswarf, nichts Klügeres thun konnte, um sich vor dem Hungertode und vor dem Zuchthause zu retten, als schnell ein — Heiliger oder — Heuchler zu werden und mit dem heiligen Geiste in einen sündlichen Verkehr zu treten. Einem solchen Menschen hast Du Deine Kinder anvertraut, dem die in seinem Innern noch fortwüthende Sünde auf dem Angesicht geschrieben steht. Ihrer eigenen guten Natur und der treuen Sorgfalt ihrer Mutter haben diese Kleinen es zu verdanken, daß sie noch keine kleinen Teufel geworden sind; — ihrer Mutter, die, wo sie geht und steht, ihre Lieblinge um sich hat, um sie in der Zucht und Vermahnung zum Herrn zu erziehen und das Unkraut wieder zu zerstören, das Dein frommer Leichtsinn oder Dein eingebildetes Christenthum in ihre Seelen selbst pflanzt und durch Andere pflanzen läßt. Doch, dies Alles siehst Du vor lauter Christlichkeit nicht; Du siehst es daher auch nicht, wie der Kummer und die Sorge die Wangen Deines Weibes gebleicht haben; es ist Dir verborgen, wie dieses sich abmüht, und es, seitdem Du aus einem christlichen Heiden ein heidnischer Christ geworden bist, bis tief in die Nächte arbeitet, um Deinen Kindern Kleidung und Brod zu verschaffen, welche Deine Trägheit und unkluge Verschwendung an Unwürdige ihnen entzieht. Diesem Deinem Weibe und Deinen unschuldigen Kindern verdankst Du es allein, daß man Dich noch in einer Stelle duldet, die Du nicht mehr gewissenhaft verwaltest, obgleich Du Dich noch als ein treuer Diener bezahlen lässest. Ist das Christenthum, beseligendes, gottgefälliges Christenthum, das so die heiligsten Banden der Natur zerstört?

E. Du sagst mir da nichts Neues, mein Lieber. Das ist die Rede aller Weltkinder, die sich noch nicht zu Jesum, ihrem Herrn, gefunden haben, und in deren Innerm das wahre Licht des Glaubens noch nicht aufgegangen ist. Spricht nicht Jesus (Luc. **14, 26**): So Jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Bruder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger seyn!

W. Todtes, todtes Wortgeschwätz ist euer Christenthum, welches

in manchem Menschen bis zu dem Wahnsinn steigt, wo er, aus Liebe zu seinem Heilande, Vater und Mutter, Weib und Kind, Bruder und Schwester nicht etwa nur verläßt, nein, sie sogar mordet. Du schüttelst den Kopf darüber! — Wer um Jesu willen sich selbst martern, kreuzigen und tödten lassen kann — (daß dies geschehen, hat ja einst die grauenvolle Geschichte in der Schweiz gelehrt), ist auch fähig, um Jesu willen Vater und Mutter und Weib und Kind zu morden und an dem Höchsten und Heiligen selbst zu einem Verräther zu werden! Und liefert nicht die überfromme, übergläubige Gegenwart viele solcher überspannten Unglücklichen, die in ihrem religiösen Wahnsinn ihr Liebstes mit ruchloser Hand opfern? — Nein, nein; das ist das Christenthum nicht, welches der Sohn Gottes vom Himmel auf die Erde gebracht hat. Selbst menschlich und göttlich zugleich führt es auch den Menschen in seine eigene menschlich-göttliche Natur, wie er dieselbe aus den Händen des Schöpfers empfing, zurücke, um ihn von hier aus durch alle Lebensalter und Verhältnisse, über Berg und Thal, bei Sonnenschein und Regen, im Sturm und Gewitter, von einer Höhe zu einer andern und größern, seinem wahren Vaterlande näher und näher zu bringen, und sieht es gern, wenn der von Gott so hoch Begnadigte voll innigen Dankes sich seiner Würde und seines Lebens bescheiden freue, und in dieser Freude Gott über Alles und seinen Nebenmenschen liebe, wie sich selbst. Dies ist das Christenthum, auf welches Du und ich und alle Christen getauft worden sind. In Liebe geboren, durch Liebe gepflegt, kann, wo es die Herzen der Menschen durchdringt, seine Frucht auch nur — die Liebe seyn und Freude in dem heiligen Geiste. O! dieser innigen Liebe und dieser seligen Freude voll möchte ich, Deinem düstern Hinbrüten, Deinem lieb- und freudenlosen Daseyn gegenüber, jubelnd und frohlockend ausrufen:

„Wie schön ist schon auf Erden,
O Vater! unser Loos:
„„Vollkommner stets zu werden,
Durch Recht und Wohlthun groß.““
O laß uns unsre Würde
Bewahren treu und rein,
Laß Wonne uns, nicht Bürde,
Des Guten Uebung seyn!“

„Daß Tugend, die im Stillen
Sich ihres Werthes freut,
Die, Vater, Deinen Willen
Zu thun, kein Opfer scheut,
Uns immer mehr vom Staube
Zu reinerm Glück erhöht —
Dies ist's, was unser Glaube,
Zu Dir voll Sehnsucht fleht!"

Th. — L.

46.

Einige Betrachtungen, veranlaßt durch den diesjährigen Hirtenbrief des Herrn Bischofes von Speyer.

Daß in einem Hirtenbriefe eines katholischen Bischofes manches vorkomme, womit der Protestant, zumal der Rationalist, nicht übereinstimmen kann, versteht sich von selbst; doch fühlen wir uns nicht berufen, in dieser Beziehung über den zur diesjährigen Fastenzeit für die Diöcese Speyer erlassenen Hirtenbrief Bemerkungen zu machen; unsere Betrachtungen betreffen vielmehr nur unsere eigene protestantische Kirche und sind durch diesen Hirtenbrief nur veranlaßt worden. Bei einem manchen Satze in demselben mußten wir uns sagen: lautet dieses nicht genau wie die gewohnte Sprache der protestantischen Orthodoxie, und doch wird dieselbe hier ebensogut wie der Rationalismus verurtheilt, sie wird mit der nämlichen Entschiedenheit als Irrlehre und Abfall vom rechten Glauben behandelt, wie sie es uns Rationalisten zu thun gewohnt ist; sie wird mit eben so einleuchtenden Beweisen, mit eben so schlagenden Bibelstellen widerlegt, als sie selbst nur immer uns gegenüber dies schon oft gethan zu haben meint.

S. 13 und 14 lesen wir: „Wer meinen möchte, die Kirche „habe jemals aufhören können, die gnadenvolle Heilsanstalt für das „sündige Menschengeschlecht zu seyn; es habe in sie jemals der „Irrthum eindringen können; sie habe jemals unterlassen können, „die Geheimnisse Gottes und in diesen die göttliche Gnadenfülle zu „spenden; wer solches meinen möchte, der müßte vorerst auch sich

„bereden oder bereden lassen, Jesus Christus sei nicht der Sohn „Gottes und der Heiland der Welt, oder der göttliche Heiland habe „sein Erlösungswerk nicht fortgesetzt, er habe seine Kirche verlassen „und der heilige Geist habe aufgehört, die Diener Christi und die „Kirche Christi in alle Wahrheit einzuführen. Welch eine Ver„blendung! Welch eine Gotteslästerung!" Hiermit wird offenbar über die Reformation der Stab gebrochen; denn da die christliche Kirche selbst nie in einen schlimmen Zustand gerathen kann, so war auch nie Ursache zu einer Reformation oder Reinigung der Kirche, folglich war die Reformation nicht allein keine Nothwendigkeit, sondern ein Frevel, eine Verblendung, eine Gotteslästerung! Die katholische Kirche kann auf ihrem Standpunkte gar nicht anders urtheilen, als so. Aber was soll man dazu sagen, wenn Protestanten gerade das nämliche Lied anstimmen? Ist es bei ihnen nicht der größte Unverstand, wenn sie sich unaufhörlich darauf berufen, alle Verheißungen Jesu seien nichtig, wenn die Rationalisten recht hätten, wenn die Kirche in manchen Punkten, ja mitunter sogar in Hauptpunkten geirrt und sonst Mangelhaftes an sich gehabt habe. Verurtheilen sie damit nicht ihre eigene Kirche selbst, da diese doch nur darum entstanden ist, weil man die ältere katholische Kirche für behaftet mit schweren Mängeln ansah? Konnten sich aber früher Mängel in die Kirche einschleichen, warum nicht auch später wieder? und wenn in der alten Kirche Manches als Mangel erkannt wurde, konnte außerdem nicht manches Andere darin auch mangelhaft seyn, was man aber damals noch nicht erkannte, sondern in die neue Kirche mit herübernahm, z. B. die traditionelle, unbiblische Lehre von der Gottheit Jesu, und anderes? „Protestanten" steht es daher zu, das Bestehende immer und immer von Neuem zu prüfen, und wer solche Prüfung nicht leiden will, wer schon darum Zeter und Mordio schreit, weil ruhige, prüfende, auf Gründe sich stützende Zweifel gegen etwas Bestehendes erhoben werden, der ist nur dem Namen nach ein Protestant, aber der Geist des Protestantismus hat er nicht in sich.

S. 14 lesen wir weiter: „In der Kirche Gottes muß stets in „Erfüllung gehen, was der heil. Paulus an die Corinther (2. Cor. „1, 23) schreibt: Wir wollen nicht über euern Glauben

„Herrschaft ausüben, sondern Mitbeförderer euerer Freude „seyn." — Wenn wir den protestantischen Orthodoxen, welche Glaubenszwang durch die Symbole und durch die Kirchenbehörden wollen, wenn wir ihnen zurufen, solcher Glaubenszwang ist unchristlich, nicht einmal die Apostel haben es sich, wie obiges Wort (2. Cor. 1, 23) zeigt, angemaßt, Herren über den Glauben der Christen zu seyn, so sagen sie: wir auch nicht, wir sind weit entfernt, eine Glaubensbeherrschung auszuüben. Aber siehe, die Würdeträger in der katholischen Kirche sagen das auch, und werdet ihr behaupten, daß sie es mit Recht sagen? Nun, so meinen wir unsererseits: Sie behaupten es gerade mit eben so viel Recht, wie ihr!

S. 14 heißt es ferner: „Ihr werdet erkennen, warum der „Heiland drohen konnte: Wer die Kirche nicht hört, sei wie „ein Heide und öffentlicher Sünder" (Matth. 18, 17). Nun machen die protestantischen Orthodoxen (und wir mit ihnen) der katholischen Kirche den Vorwurf, sie verstünde unter der Kirche, und dem von Christus geforderten „Hören auf die Kirche" nur die Kirchenoberen, den Pabst, die Bischöfe und die Geistlichkeit, während doch nach Jesu Meinung, die Gemeine, d. h. alle Glieder seines Reiches die Kirche bilden; darum machen ferner die orthodoxen Protestanten (und wir mit ihnen) der katholischen Kirche den Vorwurf: Man habe zur Zeit der Reformation nicht auf die Stimme der Kirche gehört, und der allgemein laut werdenden Forderung nach Umgestaltung nicht nachgegeben, sondern die Kirchenoberen hätten sich zu Meistern über die Kirche gemacht, und sich damit an der Kirche selbst versündigt. Was soll man nun aber dazu sagen, wenn heut zu Tage in der protestantischen Kirche die allgemeine Stimme laut und ohne Unterlaß Umgestaltung in manchen Punkten der vordem üblichen Kirchenlehre und in der Kirchenverfassung verlangt, wenn sie versichert, die erstere entspreche nicht mehr dem im Inneren der Gemeinde (Kirche) d. h. der jetzt lebenden Christen vorhandenen Glaubensbewußtseyn, und die letztere stimme schon längst nicht zu den übrigen Zuständen unserer Zeit, — und wenn nun die Orthodoxen sagen: diese Stimme gilt nichts! nicht die Lebenden sind die Kirche, sondern die Todten; nicht das Glaubensbewußtseyn und das religiöse Bedürfniß der Gegenwart ist die

Stimme der Kirche, sondern die symbolischen Bücher; nicht die Gemeinden haben durch ihre Synoden in kirchlichen Angelegenheiten zu entscheiden, sondern die Kirchen-Behörden. — Was dünket euch ihr Protestanten: wenn Christus sagt: „wer die Kirche nicht höret, den haltet gleich einem Heiden und Zöllner!“ — was dünket euch, kann wohl die katholische Kirche, namentlich in Ansehung ihres Verhaltens zur Zeit der Reformation, sich dem Vorwurf entziehen, jenen Ausspruch Jesu nicht gehörig beachtet zu haben? Und wenn ihr dieser Meinung seid, so überleget einmal recht, warum? Machet es euch einmal klar, wer die Kirche ist, und dann sagt uns: ob man bei uns Protestanten heut zu Tage auf die Kirche höre?

S. 16 heißt es weiter: „Höret ihr die Diener der Kirche, „welche die Diener Christi sind, so höret ihr Christum selbst. „Unterwerfet ihr euch der Kirche, so unterwerfet ihr euch Christo. Die „Kirche und ihre Diener haben Alles, was sie besitzen und mittheilen, nur von Christus empfangen.“ — Ist das nicht auch wieder ganz die Sprache der protestantischen Orthodoxen. Sie tadeln die katholische Kirche, daß sie unfehlbar seyn will, und Alles was ihre Diener reden, im Namen Jesu als untrügliches Gotteswort gelten soll; und doch wollen sie, daß ihre Symbollehre ebenfalls für untrüglich gehalten werde, und maßen sich an, was sie lehren, sei die allein-rechtgläubige Lehre, das lautere und unvermengte Gotteswort; und sie bedenken nicht, daß auch sie eben so gut irren können, als sie es von Jenen behaupten, und daß es sie nicht schützt, wenn sie sich auf das Gotteswort in der Bibel berufen. Berufen sich nicht auch die Katholiken darauf? — Außerdem, wenn der Hirtenbrief sagt: „Höret ihr die Diener der Kirche (also die Kirchenlehre), so höret ihr Christum selbst,“ so könnte also auch umgekehrt gesagt werden: Wer die Diener der Kirche (also die Kirchenlehre) nicht höret, der hört auch Christum selbst nicht.“ Und haben die protestantischen Orthodoxen dies nicht wirklich schon tausendmal gesagt; hören wir sie nicht unaufhörlich auf Kanzeln und in Druckschriften das Verdammungsurtheil aussprechen: Wer die Kirchenlehre nicht annehme, der nehme die Lehre Jesu, der nehme Gottes Wort nicht an; der sei ein Feind Jesu, ein Feind Gottes. Aber siehe! während sie uns um ihrer

Kirchenlehre willen verdammen, werden sie nicht minder von der katholischen Kirche, nach deren Kirchenlehre, verdammt. Erschrecken sie aber demungeachtet nicht wegen ihrer Seligkeit, — nun, so brauchen wir wohl auch nicht so sehr zu erschrecken.

S. 16 lesen wir: „Werdet ihr nun noch erbeben, wenn ihr „auf die Anfeindung hinschauet, welche die Kirche von allen Seiten „in unseren Tagen zu erdulden hat? Es ist nicht zu verkennen, „daß mehr als jemals der Irrglaube in seinen tausendfachen Gestal„tungen nur in dem Einen, in dem Hasse und in der Anfeindung „der Kirche, sich zu vereinigen vermag, und daß, wenn die Kirche „und ihre treuen Kinder verfolgt, verläumdet, herabgewürdigt, unter„drückt werden sollen, beinahe nur Ein Streben, nur Eine Stimme „aus den verwirrten Schaaren sich erhebt. Es ist nicht zu verken„nen, daß, wenn der Unglaube in seinen angeblichen philosophi„schen, wie in seinen offenbar heidnischen und beinahe thierischen „Lehren und Thaten das Christenthum zu vernichten sich bemühet, „die katholische Kirche die Zielscheibe aller seiner giftigen Geschosse „ist. Doch zaget nicht, die Kirche steht allezeit in der Obhut Jesu „Christi, auf dessen mächtiges Wort die Winde schweigen, der Sturm „sich legt und die Gewässer sich beruhigen. Jesus Christus der „göttliche Heiland wird seine Kirche und ihre treuen Kinder stets be„schützen.“ Hier hören wir ganz wieder die Sprache der protestanschen Orthodoxie. Es wird geklagt über Verfolgung und Unterdrückung, — und wer sind die Verfolgten und Unterdrückten? Wer die Verfolgenden und Unterdrückenden? Die protestantische Orthodoxie ist gewiß, daß Christus die Kirche (in ihrem Sinne) schützen werde, die katholische Orthodoxie ist gewiß, daß die Kirche (in ihrem, ganz anderen Sinne) durch Christi Hülfe stets feststehen werde. Wer hat nun Recht? Da aller guten Dinge drei sind, so wollen auch wir denkgläubige Christen, und zwar in allem Ernste hinzusetzen: auch wir sind gewiß, daß durch Christi lebendig waltenden Geist die Zukunft der Kirche unser gehören werde. Wer hat nun Recht?

S. 17: „In allen Adern der Kirche strömt das Leben aus „Jesu Christo und die Gnadenfülle des heiligen Geistes. Das leben„dige Wort, welches in der Predigt durch die Kirche verkündigt wird,

„ist nichts anders, als das Wort Jesu Christi. Und wie könnte das „durch den heiligen Geist in den Buchstaben gefaßte Wort Jesu „Christi und die heilige Geschichte, wie sie die von Gott erleuchteten „Männer uns hinterlassen haben, das rechte Verständniß erhalten, „wenn nicht die Kirche vom heiligen Geiste, durch den die von ihm „getriebenen heiligen Menschen Gottes die heilige Schrift geschrie- „ben haben (2. Petr. 1, 21), in ihren Sinn stets eingeführt „würde?" Die katholische Kirche behauptet, der heilige Geist sei es, welcher allein das Verständniß der heiligen Schrift eröffne, und das thue er durch Pabst und Bischof. Die protestantische Orthodoxie will nicht recht an dieses Dogma, und doch ist sie übel mit dem- selben dran; denn 1) kann es denn doch nicht geläugnet werden, der heilige Geist ist erforderlich, um das Verständniß derjenigen Belehrungen zu verstehen, die in Kraft des heiligen Geistes in der Schrift niedergelegt worden sind. In der That sagen ja auch unsere Orthodoxen hundertmal: nur darum sei uns Rationalisten die heilige Schrift ein verschlossenes Buch, weil der heilige Geist noch nicht bei uns eingekehrt sei. Somit glauben sie also doch an dieses Dogma. Nun, wir auch; nur freilich nicht im katholischen Sinne, sondern im evangelischen, nach welchem der heilige Geist nicht blos eine den Päbsten und Bischöfen, sondern allen Christen verheißene Gabe ist, sofern sie nur darnach verlangen und den Vater im Himmel darum bitten (Luk. 11, 13). Aber wie steht es hier wieder mit unseren Orthodoxen? So antikatholisch sie seyn wollen, so finden wir sie doch, wenn wir genauer zusehen, überall auf dem katholi- schen Wege. Denn wenn sie den Lehren und Aussprüchen Luthers fast eine unfehlbare Wahrheit beimessen, wenn sie die symbolischen Bücher als das untrügliche Gotteswort ansehen: schreiben sie denn da nicht gerade Luthern und den anderen Verfassern der symboli- schen Schriften die Gabe des in alle Wahrheit leitenden Geistes eben so ausschließlich zu, wie es die Katholiken in Ansehung des Pabstes und der Bischöfe thun? — Der heilige Geist ist den Christen verheißen, nur er kann in alle Wahrheit leiten, (Joh. 16, 13) nur er kann das Wort Gottes in der Schrift verstehen, vom bloßen Menschenwort unterscheiden lehren, und es für das Gemüth kräftig wirksam machen. Aber vom heiligen Geist sagt Jesus:

„Der Wind bläst wo er will, d. h. er ist weder an Pabst und Bischöfe, noch an Luther und die symbolischen Bücher gebunden. Und wenn denn nun auch wir als Ungläubige verschrieene Rationalisten oder Lichtfreunde mit Paulus (1. Cor. 7, 40) sprechen: „Ich halte aber dafür, ich habe auch den Geist Gottes!“ — wer hat euch darüber zum Richter gesetzt, ob das seyn könne, oder nicht?

S. 21 endlich: „In Vielem waren die Menschen bemüht, „Fortschritte zu machen .... Hat aber die Zeit gleich große Fort„schritte in der Gottseligkeit aufzuweisen? Riesenhafte Fortschritte „sind in der Gottlosigkeit gemacht worden. Und wenn der that„kräftige christliche Glaube nicht hat niedergehalten werden können, „so ist es der Herr, dem allein die Ehre gebührt, der das „Schwache vor der Welt erwählt hat um das Starke zu „beschämen“ (1. Cor. 1, 27). — Für „riesenhafte Gottlosigkeit“ erklären auch die protestantischen Orthodoxen das Streben unserer Zeit nach weiterer Entwicklung des Religiösen. Für riesenhafte Gottlosigkeit ist auch das Werk der Reformation vor 300 Jahren (wohl auch seitdem noch) gehalten worden; für riesenhafte Gottlosigkeit, für Frevel an der mosaischen Staatskirche wurde auch vor 1800 Jahren Jesu Werk gehalten. Trösten wir uns also. Ueberall wo in der Religion sich etwas Neues und Besseres gestalten will, da sind die Anhänger des bestehenden Alten, theils durch die Macht der Gewohnheit, theils aus wirklicher Pietät, theils aus Befangenheit, theils aus unreineren Rücksichten, sehr geneigt, das sich gestaltende Neue theils mit Abscheu, theils mit Haß zu betrachten und zu behandeln. Doch wo das Werk aus Gott ist, da hat es sich noch nie dämpfen lassen (Ap.-G. 5, 39), und wenn es häufig der Weg Gottes ist, daß er das, was „vor der Welt schwach ist, erwählt, um das Starke zu beschämen so,“ waren vor 1800 Jahren Jesus und seine Jünger die Schwachen vor der Welt, das Starke aber war das bestehende ältere Juden- und Hohepriesterthum; so waren vor 300 Jahren die Schwachen vor der Welt die Reformatoren, das Starke aber das bestehende ältere Pabstthum; — und wer sind heute die Schwachen und die Starken vor der Welt? Das bestehende ältere, katholische wie protestantische Kirchenthum ist seit Jahrhunderten festgewurzelt, mit Bollwerken aller Art umgeben,

und die weltliche Gewalt bietet Alles auf um den Bestand des Bestehenden zu schirmen, — und auf der anderen Seite stehen die Freunde des Fortschrittes (die „Reformfreunde,“ „Lichtfreunde,“ „Denkgläubigen,“ oder wie man sie heißen möge) — wahrlich als „die Schwachen vor der Welt.“ Sie haben nichts, womit sie wirken können, als das Wort, nichts worauf sie, bei der Zahl und Macht ihrer Gegner, ihre Hoffnung bauen können, als den Geist, der sich nicht dämpfen läßt, wenn er aus Gott ist. Wohlan, lasset uns sehen, ob vielleicht auch in unserer Zeit Gott noch einmal, wie schon mehr, was schwach ist vor der Welt, erwählt hat, um das Starke zu überwinden. F.

47.

Literatur.

Die kirchlichen Bewegungen in Deutschland und die protestantische Conferenz zu Berlin. Eine Stimme aus Schleswig-Holstein. Altona 1846, bei G. Blatt. Preis 18 Sgr.

Wir bedauern, daß wir diese Schrift nicht gleich bei ihrem Erscheinen anzeigen konnten, wo das Interesse an der Berliner Conferenz noch neu war; indessen ist jene Kirchenversammlung eine so bedeutungsvolle Erscheinung unserer Zeit, daß gründliche Urtheile über dieselbe noch immer gewiß sehr lesenswerth sind. Die vorliegende Schrift ist nicht nach, sondern während der Conferenz geschrieben, sie bringt daher nicht sowohl ihre Verhandlungen, als vielmehr theils die bekannten Punctationen, welche diesen Verhandlungen zu Grunde gelegt wurden, und dabei besonders den Zusammenhang dieser Zeiterscheinung mit den kirchlichen Bewegungen in Deutschland überhaupt zur Sprache, und spricht sich über diese, auf dem Standpunkt des entschiedenen Fortschrittes stehend, mit eben so viel Verstand als Sachkenntniß, mit eben so viel Entschiedenheit als Besonnenheit aus. Nachstehende Auszüge werden dies unser Urtheil begründen. S. 6 bezeichnet der Verfasser den Geist der heutigen Bewegungen: „Während das Bestehende sich darauf

stützt, daß es ist, wird (heute) die Frage über dessen Berechtigung erörtert, und vielfach in einem anderen Sinn, als es die Bevorzugten und Machthaber wünschen.“ S. 7. „Mächtig erhebt sich die Aristokratie im gegliederten Vereine, jetzt rüstige Kämpfer zählend, die der Gabe der Rede mächtig, klug und vielgewandt, fest auf dem Sinne beharrend, die unvergessene Vergangenheit zur Gegenwart zu machen suchen.“ S. 9. „Eine Uebereinstimmung in den religiösen Anschauungen unter den Menschen bewirken zu wollen, heißt eine Unmöglichkeit begehren.“ — Der Verf. geht nun geschichtlich der Entwicklung und dem Wechsel der religiösen Ansichten seit dem vorigen Jahrhundert nach, wie aus der alten Orthodoxie der Rationalismus erstand und jugendlich alle Fesseln sprengte, auch alles Maß überschritt, wie dann in den zwei letzten Jahrzehnten als Gegenwirkung die Neu-Altgläubigkeit bei Geistlichen, Gelehrten, bei Fürsten und Regierungen und theilweise auch beim Volk beliebt wurde, dann aber durch ihre Starrheit sowohl in der katholischen als in der protestantischen Kirche einen mächtigen Gegenkampf erweckte. Von diesen kirchlichen Bewegungen unserer Tage, welche so Viele fürchten, so Viele verdächtigen, so Viele zu unterdrücken trachten, heißt es S. 16: „Nein, das Leben des Geistes können wir nicht aufgeben, vielmehr sollen die Würdigsten und Besten ihre Aufgabe darin erkennen. Wir müssen die Bewegung wollen, um zum Wahren und Rechten zu gelangen; Stillstehen ist Tod, ist unmöglich. Es soll die Nation durch das Ringen der Geister vor Versumpfung und Verdumpfung bewahrt werden. Auch in den untersten Schichten des Volkslebens protestirt man: „„Dumm machen lassen wir uns nicht!““ Daneben müssen wir nun die ungestalten, neckischen, störenden, wilden Gefährten des Geistes, die Irr-, Wirr-, Schwärm- und Rott-Geister, ertragen. Bei Leibe wollen wir sie nicht der Polizei denunziren, welche dergleichen nicht zu fassen (d. h. nicht zu dämpfen) vermag.“ S. 19. „Wenn die orthodoxe Kirche die Bildung der Zeit als ein Uebel darstellt und bekämpft, so sehen die Gebildeten die Kirche häufig als eine Anstalt an, welche die geistigen Interessen stört. Alles Extreme ruft das Entgegengesetzte hervor, und so wirkt der Fanatismus gerade das Gegentheil von dem, was er bezweckt.“ S. 20. „Es ist jedoch ge-

wiß, daß der Entwicklungsgang der Geschichte zu irgend einer Zeit einen Ruhepunkt finden, daß das Chaotische sich abklären und zu festen bestimmten Organisationen ansetzen und vollenden werde. Wir wissen, daß wir einer höheren Weltordnung angehören, unter göttlicher Regierung und Leitung stehen. Der Herr wird Alles wohl leiten und zum Ausgang bringen nach seiner, dem Sterblichen verborgenen Weisheit. Aber wenn auch Gott lenkt, so soll der Mensch doch denken und handeln; es ist unsere Aufgabe und Pflicht, auch das Unsere zu thun." S. 34: „Es gibt kein anderes Mittel gegen die Scheinheiligkeit und Frömmler, wie gegen hohle Freigeisterei, als wenn die Kirche sich mitten in's Leben stellt, die Feste des Volkes mitfeiert, wie seine Lasten mitträgt; nur wo sie ihm vorangeht, wird es gerne folgen, aufhalten läßt es sich nicht von ihr." Als deutsch national begrüßt der Verfasser sowohl die deutsch-katholische Bewegung, als wie die Reformbestrebungen der Protestanten; als aus der deutsch-nationalen kirchlichen Bewegung hervorgegangen freut er sich auch der Berliner Conferenz; obgleich er sich nicht gerade alles Heil davon verspricht. Der König von Preußen hatte geäußert, er wünsche die Leitung der Kirche „in die rechten Hände" zurück zu legen, aber schon die vor dem Zusammentritt der Conferenz aufgestellten Punctationen gaben zu erkennen, daß es auf Beschränkung der Reformbewegung abgesehen sei; doch wird wenigstens in denselben auch gesagt, daß es sich „„nur von gemeinschaftlicher Berathung der Grundsätze und Maßregeln handle, durch welche das Wohl der evangelischen Kirche in den deutschen Ländern gefördert, die Einheit in der Lehre bewahrt und gewahrt, größere Gleichheit in der kirchlichen Verfassung hergestellt und das christliche Leben der Kirchengenossen gehoben und gestärkt würde, — von einem Austausch über Absichten, von einem Einverständnisse über Bedürfnisse und Zwecke, auf deren Anwendung in seinem Kreise jeder Theil (d. h. jede Landesregierung) eingehen könnte, ohne daß er dazu in seiner Entschließung gebunden wäre."" (S. 46.) In eben diesen Punctationen war weiter ausgesprochen, daß die evangelische Kirche sicher eines bestimmten Glaubensbekenntnisses bedürfe, aber eben so gewiß keines neuen, „„schon darum nicht, weil für die gesammten deutschen Landeskirchen eine gemeinschaftliche Bekenntnißschrift

vorhanden ist in der Augsburgischen Confession."" (S. 49.) Das heißt man doch die Bedürfnisse der Zeit verstehen! Doch soll nach den Punctationen für die Conferenz „„in billiger Berücksichtigung des gegenwärtigen Zustandes der Kirche und der Bildungsverhältnisse der Geistlichen die möglichste Nachsicht geübt werden, und Denen, die auf der Grundlage des Bekenntnisses stehen (?), ihrer sonst etwa abweichenden Ansichten und Ueberzeugungen wegen, die Anerkennung nicht versagt werden."" Damit könnte man sich schon begnügen, wenn man nur bestimmt wüßte, was man unter „der Grundlage des Bekenntnisses" verstanden wissen will. Ferner werden in denselben die „„Fürsten und Obrigkeiten die rechtmäßigen Inhaber der Kirchengewalt"" genannt; ist dies protestantisch und evangelisch? Doch soll auch den Gemeinden, Presbyterien und Synoden „„nach dem Vorgang des apostolischen Zeitalters, an der Leitung und Beaufsichtigung der Gemeindeverhältnisse und an der Berathung gewisser, im Voraus näher zu bestimmenden kirchlichen Zuständen ein geeigneter und gesetzmäßiger Antheil"" zugestanden werden. Dieser Antheil scheint nach diesen Ausdrücken kein gar großer werden zu sollen. Gäbe man aber in der That so viel, als die Gemeinden im apostolischen Zeitalter hatten, so könnte man zufrieden seyn. Endlich war noch in den Punctationen der Wunsch ausgesprochen, daß die von den verschiedenen Landesregierungen zur Conferenz abzuordnenden Deputirten sämmtlich Mitglieder von kirchlichen Behörden seyn möchten, und daß ihnen Instruction „von ihren Höfen" mitgegeben würde; — vermuthlich damit doch ja Niemand im Zweifel darüber bleibe, daß diese Conferenz nicht Repräsentation der Kirche, sondern der Hoftheologie seyn solle. Sicherlich ist durch Conferenzen und Synoden dieser Art die Leitung der Kirchenangelegenheiten noch nicht „in die rechten Hände" zurückgelegt. Davon sagt der Verfasser S. 83: „Im Wesen der protestantischen Kirche, der Ausschließung eines allein berechtigenden Priesterstandes, der gleichen Berechtigung der Laien, von denen Luther sagt, daß sie Alle geborene Priester seien, wie denn die Augsb. Conf. die Glaubensansicht der Gemeinde über die des Bischofs stellt, ist die Kirchenvertretung als ein Gemeinderecht begründet. Aber der Gang, welchen die Reformation nahm,

verhinderte es (aus weltlichen Rücksichten des Schutzes der Fürsten), daß dies Recht schon damals zur Anerkennung kam." S. 74: „In den ersten Zeiten der christlichen Kirche schrieb der Kirchenvater Hilarius an Constantin den Großen, auf Anlaß der Religionsstreitigkeiten: „„deshalb regieret und machet, daß Alle der süßen Freiheit genießen. Die Ruhe der Kirche kann auf keine andere Weise wieder hergestellt werden, als wenn Alle, frei von aller Knechtschaft, ganz nach ihrer Ueberzeugung leben können."" O seliger Hilarius, könntest du doch heute aus deinem Grabe aufstehen und diese Worte mit einer Posaune von Jericho aller Welt zurufen! Doch ob auch des Hilarius Wort uns nicht helfen wird, so können wir uns desto froher eines Wortes von Talleyrand trösten, welches S. 25 angeführt wird: „Die öffentliche Meinung hat mehr Verstand als Voltaire, mehr Verstand und Macht als Bonaparte und als alle Minister, die waren, sind und seyn werden."

Die gegebenen Auszüge reichen hin, den Geist des hier angezeigten Buches zur Genüge zu erkennen, und wir wünschen, daß es recht Viele, namentlich die theologischen Lesezirkel veranlassen möge sich mit dem Buche selbst näher bekannt zu machen. Wir rechnen dasselbe zu denjenigen Schriften, welche sowohl zur Bildung eines soliden Urtheils über die kirchlichen Bewegungen in unserer Zeit, als auch zur Förderung der Gesinnungstüchtigkeit vorzugsweise geeignet sind, und an denen nichts zu tadeln ist, als daß sie nicht populär geschrieben sind. Wann wird man endlich merken, daß es noth thue nicht blos den Gelehrten zu predigen? F.

48.

Anekdoten aus den diesjährigen Synoden.

Lieber Leser aus der Pfalz! Aergere Dich doch ja nicht, wenn Du, nachdem Du schon seit langer Zeit den diesjährigen Diöcesansynoden mit Spannung entgegengesehen, und Dich bisher schon geärgert hast, daß Du in anderen öffentlichen Blättern so wenig davon erfahren hast, wenn Du nun, sobald Du dies Augustheft in

die Hand bekommst, sogleich in dem Inhaltsverzeichniß nachsiehst, auf welcher Seite die Nachrichten aus den Synoden zu finden sind, und nun, statt solcher Berichte, nichts findest, als einige „Anekdoten," ärgere Dich doch ja nicht, lieber Leser! Denn erstens ist der Aerger der Gesundheit nachtheilig; zweitens hilft es nichts, wenn man sich ärgert; und drittens sind wir nicht Schuld daran, daß wir keine Berichte über die Synoden, sondern nur ein Paar Anekdoten mittheilen können; denn die Kirchenbehörden haben es verboten, etwas aus den Synoden zu veröffentlichen. Daher mußt Du Dich zufrieden geben und denken, es ginge Dich nichts an; denn wenn's Dich etwas anginge, so dürftest Du es auch wissen. Vielleicht ist's auch gut, daß Du nicht so viel davon erfährst, denn „was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß!" Und Manches könnte Dir doch vielleicht heiß machen, wenigstens den Kopf warm machen, weil Du doch einmal den Temperamentsfehler an Dir hast, daß Du Dich über Alles gleich ärgerst. Da aber, wie gesagt, der Aerger der Gesundheit nachtheilig ist, so ist es schon aus Sanitäts-Rücksichten sehr gut und heilsam für Dich, daß Du so wenig als möglich von solchen Dingen erfährst, die Dich ärgern könnten.

Das Wenige aber, was wir aus der Zeitung bereits erfahren haben, besteht darin: 1) Daß den Synoden auch in diesem Jahre wieder verboten war über verschiedene und zwar über allgemein wichtige Gegenstände zu sprechen; 2) daß die Synode von Bergzabern dennoch über Manches gesprochen hat, und daß, da ihr verwehrt wurde über einen Punkt zu sprechen (nämlich über eine Eingabe des Presbyteriums der Pfarrei Jugenheim und Appenhofen), nach dem Schluß der Synode eine directe Eingabe an S. Maj. den König gemacht wurde, welche 17 von den 23 Anwesenden unterschrieben; 3) daß der Dirigent der Synode von Landau alle und jede Besprechung der mißliebigen Punkte verhinderte, und zuletzt, als Manche noch mündliche Anträge vorbringen wollten, dies nicht zuließ, sondern die Synode schloß, oder vielmehr kurzweg abbrach, worauf zwei Dritttheile der Mitglieder das Protokoll nicht unterzeichneten; und daß 4) und letztens, laut einer anderweitigen Nachricht, die Synode von Cusel gegen das erwähnte Verbot, über verschiedene Punkte nicht sprechen zu dürfen, Protestation einlegte.

Weiter wissen wir dermalen noch nichts von den anderen Synoden. Wenn der geneigte Leser mehr davon weiß, so soll's uns freuen, nämlich wenn's der Mühe werth ist.

Im nächsten Hefte werden wir noch einmal auf dieses Kapitel zu sprechen kommen, und sollten wir auch nicht im Stande seyn Weiteres mitzutheilen, so werden wir wenigstens einige erbauliche Betrachtungen darüber anstellen, welches bis jetzt noch nicht verboten ist. F.

Nachricht. Da neulich einige öffentliche Blätter gemeldet haben, daß ich am 10. Juli persönlich vor das k. Consistorium zu Speyer vorgeladen worden sei, und ich seitdem vielfältig sowohl mündlich als schriftlich um nähere Auskunft darüber angegangen worden bin, so theile ich hier mit, daß mir in der Sitzung des k. Consistoriums an jenem Tage eine Reihe von Fragen, die vom k. Oberconsistorium herabgelangt waren, zur Beantwortung vorgelegt worden sind, deren erste: ob ich inzwischen etwa meine Ansichten geändert und daher widerrufen wolle, ich verneinend beantwortet habe. Die übrigen (12) bat ich mir schriftlich aus, worauf mir erklärt wurde, daß hierüber erst bei dem k. Oberconsistorium angefragt werden müsse, was geschehen solle. So eben ist nun von dem k. Oberconsistorium der Bescheid angekommen, daß die bemeldeten Fragen am Sitze des Consistoriums beantwortet werden müßten; welches nun am 5. August geschehen wird. F.

Empfangsbescheinigung. Außer den früher angezeigten Beiträgen für den Kirchenbau zu Landshut, sind seitdem noch eingegangen: 1) Von dem Herrn Freiherrn C. v. Gienanth (Sohn) zu Hochstein 25 fl.; 2) von Bürgern aus Mußbach 7 fl. 44 kr.; im Ganzen bis jetzt 185 fl. 22 kr.

Literarische Anzeige.

Bei Ed. Kaußler in Landau ist so eben erschienen:

Das ächte Glaubensbekenntniß unseres Herrn Jesu Christi. Ein Beitrag zur Verständigung und Einigung der Christen von Fr. Th. Frantz, prot. Pfarrer zu Ingenheim. Nebst einem Anhange: I. Die fünf in der protestantischen Kirche bisher gültigen Glaubensbekenntnisse. 1) Das Urchristliche —, 2) das Apostolische —, 3) das Nicänische —, 4) das Athanasianische — und 5) das Augsburger Glaubensbekenntniß. II. Schlußbetrachtungen. 1) Der oberste Grundsatz der protestantisch-evangelischen Kirche: nämlich, freie Forschung in der heiligen Schrift für Jedermann. 2) Was ist die Ursache der so allgemeinen Neigung, die Freiheit der Geister durch Glaubenszwang zu fesseln? Landau, 1847. Preis 24 kr.

49.

Anhang zu dem Artikel:
„Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel."

(Fortsetzung.)

III.

Anlaß und Zweck, warum hier die Gottheit Jesu bestritten wird.

So habe ich denn nun, so gut ich konnte, den Beweis zu liefern versucht, daß Jesus nicht Gott sei, weil diese Meinung ebensowenig in der Bibel enthalten ist, als sie auch vor der prüfenden Vernunft nicht Bestand haben kann. Ich habe diesen Beweis versucht, um der Wahrheit zu dienen. Diese Absicht wird wohl nicht leicht Jemand verkennen. Dagegen verkenne auch ich es nicht, daß es Fälle gibt, wo es ein trauriges Geschäft ist, die Wahrheit zu sagen, und für sie zu streiten; und wenn einer, so gehört dieser Fall dahin. Sieht es nicht aus, als ob diese Arbeit überhaupt gegen Jesum gerichtet wäre? Nicht blos, daß Diejenigen, welche Jesum für Gott halten, sagen werden, wie sie denn schon gesagt haben: das heiße „ihn seiner Schöne entkleiden," ihn verunehren und an ihm freveln. — Darüber könnte man sich trösten, in der Ueberzeugung, daß Jene bei diesem ihrem Urtheil eben von einer irrigen Meinung ausgehen; aber auch Vielen von Denjenigen, welche Jesum zwar nicht für Gott halten, wohl aber in ihm den Heiligen Gottes, den Gesandten Gottes an das Menschengeschlecht, den Heiland der Menschen erkennen, vor dessen Hoheit sie sich beugen, den sie um seiner Heiligkeit und Reinheit willen hoch verehren, den sie von ganzem Herzen lieben um seiner heiligen Liebe willen, zu dem sie ehrfurchtsvoll und vertrauensvoll hinaufzublicken gewohnt sind, um aus seinem Munde Worte des ewigen Lebens, Aussprüche unvergänglicher Wahrheiten, Lehren der erhabensten, nie übertroffenen Weisheit, Vorschriften der reinsten Tugend, Sittlichkeit und Pflicht, herzerhebende Verheißungen voll Trost, Friede und Hoffnung zu vernehmen, den sie dankbar als ihren größten Wohlthäter verehren, dem sie das Beste, was sie haben, ver-

danken und mit dem sie sich durch das Band des Geistes verbunden, zu einer lebendigen Geistesgemeinschaft verbunden fühlen, kurz, den sie lieben von ganzem Herzen und von ganzer Seele, — sie, obgleich sie ihn nicht für Gott halten, sie fühlen sich dennoch unangenehm berührt, wenn man dagegen streitet; sie sind gewohnt, mit dem Namen Jesu Christi, mit der Erinnerung an ihn nur Empfindungen der Liebe und Verehrung zu verbinden, es thut ihnen darum wehe, wenn nun so von ihm gesprochen wird, als solle ihm von seinem Ansehen, von der ihm gewidmeten Verehrung etwas entzogen werden. — Sollen wir etwa beweisen, daß sie Unrecht haben? O wahrlich nein! Sie haben Recht. Sind es doch keine fremden, sondern die eigenen Herzensgefühle gegen Jesum, welche ich so eben ausgesprochen habe. Das weiß der Allwissende. Und weher könnte mir nichts thun, als wenn Solche, welche, ohne Jesum für Gott zu halten, doch von Herzen ihn lieben, wenn sie mir zürnen, oder mich gar für einen Feind, mindestens für keinen warmen Freund, für keinen aufrichtigen Verehrer Jesu halten sollten. — „Aber wenn du jenen unangenehmen Eindruck, welchen diese deine Arbeit auf manche Christen machen kann und wird, und das ungünstige Urtheil, das sie deshalb über dich fällen werden, fürchtest, — warum hast du es denn geschrieben?“ — Ich antworte: Aus Liebe zu Jesus! Wohl war der nächste Anlaß dazu ein Streit, eine Nothwehr gegen ein angethanes Unrecht, denn man hatte uns vorgeworfen, wir seien Abtrünnige von Christus, wir Alle, die wir nicht an seine Gottheit glauben. Das thut wehe. Dennoch könnte man es verschmerzen, wenn nicht die Ueberzeugung dazu käme: so lange solche Urtheile gefällt werden, — und sie lassen sich leider heut zu Tage mehr und mehr hören, — so lange solche Urtheile aber gefällt werden, so lange kann gerade die Liebe zu Jesus nicht allgemein unter den Menschen werden. Nicht blos, daß das Herbe und Abstoßende dieser Urtheile, statt der Liebe, überhaupt Bitterkeit und Streit erregt und dadurch das Reich Jesu, das Reich der Liebe, verwüstet, sondern auch die Behauptung seiner Gottheit an und für sich thut der Anerkennung Jesu unter den Menschen den größten Abtrag. Viel tausend Menschen, — und täglich mehren sich diese Tausende, — können nun einmal nicht

mehr an die Gottheit Jesu glauben. Es erscheint ihnen diese Lehre als ein Irrthum, als ein Aberglaube; und das ist bei sehr Vielen hinreichend, um mit dem Glauben an die Gottheit Jesu, überhaupt den Glauben an ihn aufzugeben. Ist es nicht so? Aber o wahrlich! wenn den Menschen einfach, nach den evangelischen Berichten, das Bild Jesu vorgehalten wird, in seiner Hoheit, Klarheit, Reinheit und himmlischen Liebe, dann — nein, dann ist es nicht möglich, daß Einer, der nicht ganz in Rohheit und Stumpfsinn versunken ist, die Herrlichkeit Jesu nicht erkenne, und nicht ihn lieben lerne. Wie aber Dem, welchem es nun einmal nicht möglich ist, die Gottheit Jesu zu glauben, diese vorgehalten wird, so fühlt er sich dadurch, als von etwas Unwahrem, abgestoßen, und das ganze Bild Jesu verliert für ihn seine Herrlichkeit und erscheint ihm vielmehr als ein Wahnbild, von welchem er sich mit Kälte, ja mit mehr oder weniger Widerwillen wegwendet. Siehe, darum ist diese Abhandlung geschrieben worden; sie ist nicht gegen, sondern für Jesus; sie sucht nicht seine Ehre zu mindern, sondern vielmehr das zu entfernen, was im Wege steht, daß alle Herzen sich zu ihm wenden können.

IV.

Der Glaube an die Gottheit Jesu in seiner Bedeutung für frühere Zeiten.

Aber wenn die Lehre von der Gottheit Jesu einen so nachtheiligen Einfluß hat, — dann, in der That, dann hat es viele Jahrhunderte lang, so lange man an die Gottheit Jesu glaubte, in der Christenheit traurig gestanden. Man hat einen Irrthum für die erste Grundwahrheit angesehen, und aller darauf gebaute Glaube war also auf Sand gebaut! Dies haben meine Gegner wirklich schon ausgesprochen, als müsse solch ein ungünstiges Urtheil über das ganze Christenthum der früheren Zeit nothwendig gefällt werden, wenn der damals allgemein herrschende Glaube an die Gottheit Jesu als ein Irrthum zu betrachten und als solcher erwiesen wäre. Allein dem ist nicht so. Sind wir ja doch weit entfernt, von den zu unserer Zeit lebenden Christen, von den vielen Katholiken und nicht wenigen Protestanten, welche an die Gottheit glau-

ben, zu behaupten, ihr Christenthum sei eitel Aberglaube und nichts werth. Denn hier muß erstlich erwogen werden, daß wir Religion, oder doch die Hauptsache in der Religion, nicht, — wie Viele, aber gewiß fälschlich, thun, — in ein Glauben und Fürwahrhalten setzen. Die Religion besteht ebensowohl aus einem Erkennen des Göttlichen, als aus einem Gefühl (Liebe) für das Göttliche, als aus einem Wollen (Thun) des Göttlichen. Kein Mensch hat diese drei Bestandtheile der Religion vollkommen, ja nicht eines von denselben; denn bei dem unvollkommenen Menschen gibt es nichts Vollkommenes. Fehlt also dem Menschen das Eine oder das Andere dieser drei religiösen Elemente mehr oder minder, so ist freilich seine Religion mehr oder minder unvollkommen; aber er hat demohngeachtet Religion, mehr oder minder, ja vielleicht sogar sehr viel, wenn er, was ihm von dem einen dieser Elemente mangelt, desto mehr von dem anderen besitzt. Allerdings aber wird nur da eine Art von menschlich-vollkommener Religion und Religiosität entstehen, wo von sämmtlichen dreien Elementen nicht allein keines fehlt, sondern wo auch ein jedes derselben in einiger Vollkommenheit vorhanden ist. In früheren Zeiten war das Denk- und Erkenntnißvermögen der Menschen bei weitem noch nicht so entwickelt, ausgebildet und vervollkommnet als in der heutigen Zeit. Darum mußten nothwendiger Weise in der Auffassung der Religion früher auch mehr mangelhafte Erkenntniß und mehr Irrthümer sich finden, als in den späteren Zeiten eines entwickelteren Denkvermögens, geradeso wie auch das Kind sowohl die Religion, als wie alles Andere, mangelhafter begreift, irriger ansieht, als der gereiftere Mann, bei welchem das Denkvermögen entwickelter und vollkommener ist. In jener Zeit mußte daher die Religion noch mehr Sache des Gefühls seyn, wie sie es auch bei dem Kinde ist. Ebendaher muß die Religion auch noch heut zu Tage bei einer großen Menge von Menschen, welche in ihren Verhältnissen nicht zu einer größeren Entwicklung ihres Denkvermögens gelangen können, mehr eine Sache des Gefühls als der klar bewußten Erkenntniß seyn. Sie soll jedoch in eben dem Maße, als die Entwicklung des Denkvermögens von Zeitalter zu Zeitalter fortschreitet, mehr und mehr und allgemeiner auch zur Sache einer klaren Erkenntniß

werden; womit jedoch gewiß nicht gesagt werden soll, daß die Religion dann aufhören dürfe, auch eine Sache des Gefühls zu bleiben, eben so wenig als sie je aufhören darf eine Sache des Willens (der That) zu seyn.

Zweitens ist zu erwägen: Bei den Menschen, als beschränkten Wesen, gibt es keine vollkommene Erkenntniß der Wahrheit. Es ist uns schlechterdings nicht möglich, mit unserem Erkenntnißvermögen das wahre Seyn der Dinge an sich, ihr wahres eigentliches Wesen, ihre wahre innere Natur und Beschaffenheit zu erkennen, sondern wir erkennen Alles nur theilweise, nur äußerlich, wir können Alles nur von einzelnen Seiten her auffassen. Am meisten gilt dies von übersinnlichen und göttlichen Dingen. Das Göttliche können wir unmöglich vollkommen erkennen, sondern so gewiß wir unendlich viel kleiner als Gott sind, so können wir auch von Ihm und von Allem, was sich auf Ihn bezieht, nur einen unendlich kleinen Theil erfassen. Und was wir davon erfassen, werden wir nur menschlich erfassen, d. h. wir werden unsere theilweise Erkenntniß des Göttlichen mit unseren gewohnten Vorstellungen von menschlichen Zuständen und Verhältnissen verknüpfen, und so das Göttliche gleichsam in eine menschliche Form einkleiden. Bei unseren Vorstellungen vom Göttlichen ist daher immer ein Theil das Wesentliche, die Idee, und ein anderer Theil ist die unwesentliche Form, gleichsam die Hülle, worin der Kern der Wahrheit eingeschlossen ist. Diese Formen können sich nun verändern, während der in ihnen enthaltene Kern der Wahrheit derselbe bleibt. Sie müssen sich sogar verändern, weil sie das Menschliche daran sind, und alles Menschliche sich verändert. Sie sollen sich verändern, weil alles Menschliche sich verändern, weil das menschliche Denk- und Erkenntnißvermögen sich entwickeln, erweitern, vervollkommnen soll und muß. Z. B. das Kind hört von Gott, und glaubt an ihn. Es stellt sich ihn vor als in der Höhe des Himmels wohnend; es hört: Gott läßt die Sonne scheinen, den Regen fallen, den Donner rollen, Er ist es, der die Pflanzen wachsen läßt, der die Blumen schmücket, der dem Menschen die schönen Aepfel, die köstlichen Trauben u. s. w. bescheert. Das Kind hört dies und stellt sich nun die Sache so vor, als ob Gott dies Alles so thue und mache, wie etwa die Men-

schen mit ihren Händen arbeiten. Hat nun das Kind Wahrheit oder Irrthum? — Es hat menschliche Wahrheit, d. h. eine unvollkommene Erkenntniß des Göttlichen, es hat den richtigen, wahren Kern, aber seine Vorstellungsweise ist irrig. Es kann aber auf der Stufe des Denkens, auf welcher es als Kind steht, die Wahrheit schlechterdings noch unter keiner andern Form als unter dieser auffassen. Das Kind reift heran, sein Erkenntnißvermögen wird entwickelt, es sieht und hört, daß es in der Natur Kräfte gibt und Gesetze, nach welchen sich die Sonne bewegt, der Regen fällt, der Blitz entsteht, der Schall des Donners hervorgebracht wird, durch welche die Pflanze keimt, wächst und verschiedenartige Früchte trägt u. s. w., — will nun der zu dieser entwickelteren, vollkommneren Erkenntniß gereifte Mensch denken: siehe, in meiner Kindheit glaubte ich, es sei ein Gott, und Alles komme von Ihm, das war aber ein Aberglaube, denn ich weiß ja jetzt, daß Alles durch Naturkräfte geschieht, — und Manche denken so; — haben sie Recht? Sie haben Unrecht. Denn sie sollten jetzt, vermöge ihres entwickelteren Erkenntnißvermögens auch erkennen lernen, daß bloße Kräfte, welche kein Leben in sich selbst, kein Bewußtseyn, keinen Verstand haben, unmöglich Leben hervorbringen können, daß von ihnen unmöglich der verständige Plan, die wundervolle Ordnung herrühren kann, welche sich in der Welt im Ganzen, wie in allen einzelnen Theilen und Theilchen so augenscheinlich zeigt. Erkennt dies der reifere Mensch nicht, und verwirft er, weil er die Form seiner Vorstellung von Gott und von seinem Wirken, wie er sie als Kind hatte, jetzt als irrig erkennt, — verwirft er deßwegen nun zugleich den Glauben an Gott selbst, so hat er mit der Form auch das Wesen, mit der Schaale auch den Kern weggeworfen und hat nun in der That eine leere Schaale behalten, er hat als Kind weit mehr und wesentlichere Wahrheit besessen. Kommt er jedoch mit seinem gereifteren Denkvermögen zur Erkenntniß: Obgleich Gott nicht so menschlich unmittelbar in der Welt arbeitet, wirkt und schafft, wie das Kind es sich vorstellt, so sind doch auch jene Kräfte und Gesetze in der Natur, die ich wahrnehme, nicht die Urheber der Schöpfung, sie rühren vielmehr selbst von dem Schöpfer her, der „vom Anfang seine Werke wohlgeordnet und einem jeglichen Ding

sein eigenes Werk gegeben hat" (Sir. 16, 25), so hat der Mensch damit unstreitig eine höhere Stufe der Erkenntniß erlangt; das Wesentliche zwar ist dasselbe geblieben, was er auch schon als Kind besaß, nämlich sein Glaube an Gott, aber die Form, unter welcher er diesen Glauben auffaßt, seine Vorstellungsweise vom Göttlichen hat sich vervollkommnet. Stellt er sich aber nun fort und fort die Sache so vor, als habe Gott die Welt so erschaffen, wie ein Mensch Etwas macht, als habe er sie zusammengesetzt, gleichsam wie ein Uhrmacher die Uhr, daß sie nun auch ohne den Uhrmacher ihren Gang geht, so liegt in dieser Vorstellungsform offenbar wieder ein Fehler. Denn der unendliche, allgegenwärtige Gott, in Dem Alles lebt, webt und ist, kann nicht ferne von seiner Welt seyn, sie kann nicht ohne ihn ihren Gang gehen, es kann Nichts geschehen, was nicht immer wieder Seine That wäre. Es gibt daher nun wieder eine dritte höhere Stufe und Vorstellungsform, nämlich wo der Mensch sowohl die in der Natur liegenden und wirkenden Kräfte und Gesetze erkennt, aber nicht dafür hält, daß Gott sie nur von Anfang in die Welt gelegt, und daß jetzt durch sie, ohne Gott, die Welt und Alles in ihr seinen Gang gehe, sondern vielmehr mit Paulus erkennt: „Es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket Alles in Allem. (1. Cor. 12, 6.) Aber auch diese dritte Stufe der Erkenntniß hat wieder ihre menschliche Vorstellungsweise, ihre Form und Hülle, und wenn diese im Bewußtseyn zu sehr überwiegend wird, so wird auch diese Vorstellungsweise wieder zum Irrthum, nämlich die Vorstellung, als sei der in der Welt allgegenwärtige und allwirkende Gott mit der Welt Eins und Dasselbe, wo dann, wie der Pantheismus thut, jeder Mensch, jedes Thier, jeder Baum, jeder Stein als ein Theil von Gott angesehen wird. Sagt sich aber das weiter entwickelte Denkvermögen: es ist ein Widerspruch, dem Bewußtlosen, der Natur, Gottheit zuzuschreiben, es ist auch ein Widerspruch, Dem, das einen Anfang genommen hat, also auch dem Menschen, der sich doch nicht selbst geschaffen hat, mit Gott zu identificiren, sondern so sehr auch Gott als die Welt in allen ihren Theilen durchdringend und im Himmel und auf Erden und in dem Innersten der Erde wie in jedem Staube gedacht werden muß, so ist er doch eben so bestimmt von der be-

wußtlosen Materie zu unterscheiden, etwa wie der Geist des Menschen auch alle Theile des Körpers durchdringt, und doch nicht mit dem Körper Eins und Dasselbe, sondern ein selbständiges, wesentlich von demselben verschiedenes Seyn ist; nur daß im Verhältniß Gottes und der Welt die Verschiedenheit in einem noch stärkeren Gegensatz hervortritt, weil die Welt von Gott ihr Daseyn empfangen hat, während beim Menschen Geist und Körper keineswegs in diesem Verhältnisse stehen, da der Menschengeist sich seinen Körper keineswegs erschaffen hat, sondern der Körper dem Geiste nur untergeordnet ist und von diesem beherrscht wird, und dies nicht einmal vollständig, da einestheils der Geist den Körper nicht ganz, wie er will, beherrschen kann, und anderntheils sogar auch der Körper auf den Geist hinwiederum einen Einfluß, sogar in manchen Beziehungen eine unbedingte Herrschaft ausübt, welches wechselseitige Aufeinanderwirken im Verhältniß zwischen Gott und der Welt durchaus nicht gedacht werden kann, weil dadurch der ganze Begriff von Gott, als dem Vollkommenen, als dem Seyn an und für sich, aufgehoben würde. Die vierte Stufe der vollkommneren Erkenntnißform des Göttlichen ist: daß wir uns Gott als einen in der Welt Allgegenwärtigen und alles Durchdringenden, und doch von ihr bestimmt und wesentlich Unterschiedenen denken, obgleich wir dieses Verhältniß nicht begreifen können; daß wir ferner ihn mittelbar durch die von uns erkennbaren Naturkräfte und Gesetze wirkend, und dennoch zugleich auch unmittelbar Alles selbst wirkend denken, obgleich wir auch bei diesem Verhältnisse das Wie nicht begreifen können, ja während es sogar unserem Begreifen als ein Widerspruch erscheinen will. Aber wir begreifen wenigstens zweierlei, nämlich, 1) daß es so seyn muß und 2) warum wir das Wie nicht begreifen können; nämlich weil die Erkenntniß dieses Verhältnisses nichts Anderes wäre, als ein Eindringen in die letzten Tiefen der Gottheit selbst, als ein Begreifen des Wesens Gottes, was eben Niemand kann als Gott selbst; denn das Kleinere kann das Größere nie ganz, sondern nur theilweise umfassen, d. h. erfassen oder begreifen. Wir sagen zwar damit nicht, daß wir von diesem Verhältnisse, von diesem Wie nicht auch irgend Etwas begreifen können; wir sagen nicht, daß Das, was wir als die vierte,

vollkommnere Stufe der Erkenntnißform des Göttlichen bezeichnet haben, die höchste, für den Menschengeist schlechthin unübersteigbare sei, da wir im Gegentheil noch eine weitere fünfte kennen, welche wir im folgenden, letzten Abschnitt dieses Anhanges aussprechen wollen; und ob zwar diese mir für jetzt als die höchste und letzte erscheint, so ist doch auch damit nicht gesagt, daß es überhaupt die menschlich höchste und letzte seyn müsse, da im Gegentheil der einer unendlichen Entwicklung fähige Geist, nicht blos dereinst in einem zweiten, höheren, zukünftigen Daseyn, sondern wahrscheinlich auch schon hienieden sich zu einem noch tieferen Eindringen in das Wesen des Göttlichen erheben wird. Das gewinnt schon dadurch Wahrscheinlichkeit, wenn ich erwäge, wie ja auch der Menschengeist, sowohl im Allgemeinen von Zeitalter zu Zeitalter, als auch in der einzelnen Person sich von einer Altersstufe zur anderen entwickelt, und so auch von der Vorstellungsform des Göttlichen beim Kinde bis zu der höheren und relativ höchsten des reiferen Mannes so manche Zwischenstufen der Erkenntniß durchlaufen hat.

Eben daraus aber geht nun hervor, daß die Form unserer Erkenntniß und Vorstellung des Göttlichen zwar keineswegs gleichgültig, sondern im Gegentheil sehr wichtig ist, weil in der erweiterten Form allerdings auch der Inhalt, die Idee der Wahrheit selbst sich erweitert, wie in der sich entwickelnden Hülle und Schaale auch der von ihr umschlossene Kern sich mitentwickelt und reift; daß jedoch keineswegs Alles an ihr gelegen ist, ja daß, was auf der vorgerückteren Stufe der Entwicklung des Menschen oder der Menschheit die entsprechende vollkommene Vorstellungsform des Göttlichen ist, für die minder entwickelte, vorhergehende, unreifere durchaus unbrauchbar gewesen wäre, während die in jenem unreiferen Lebensalter des Menschen oder Zeitalter der Menschheit vorhandene Vorstellungsform, welche dem gereifteren Menschen oder Menschengeschlechte nun nicht mehr zusagt, und als sehr unvollkommen oder gar als falsch erscheint, gerade für jene frühere Entwicklungsstufe die allein mögliche, die relativ vollkommene war; so daß man sagen kann: es kann für eine Zeit im Leben des Menschen oder der Menschheit Etwas eine Wahrheit seyn, was zu einer anderen späteren Zeit nicht mehr Wahrheit ist, oder auch zu einer frühern Zeit

noch nicht Wahrheit gewesen wäre. — Man mißverstehe dies nicht! Die Wahrheit an sich ist eine und dieselbe, ewig und unveränderlich; aber für uns Menschen gibt es keine Erkenntniß der Wahrheit an sich, sondern nur Vorstellungsformen von ihr, und diese sind nur relative, der Entwicklung, der Vervollkommnung und daher der Veränderlichkeit unterworfen.

Wenden wir dies nun auf die Lehre von der Gottheit Jesu an, so sagen wir: Jesus ist nicht Gott; wohl aber liegt dieser Vorstellungsform ein Kern der Wahrheit zu Grunde, nämlich erstens im Allgemeinen die wahrhaftige Abstammung des Menschengeistes von Gott, und zweitens die fortwährende Verbindung und Gemeinschaft, in welcher Gott, der Urgeist, zu den Menschen, seinen Kindern, den geschaffenen Geistern steht, und drittens das Bewußtseyn von der göttlichen Natur des Menschen im höheren Sinne, von einer höheren Einheit und Gemeinschaft mit Gott, zu welcher sich der Menschengeist erheben kann und in Jesus Christus ohne Gleichen auf Erden erhoben hat. Diese höchste und wichtigste aller Erkenntnisse wird mit dem Ausdruck der himmlischen oder göttlichen „Sendung" Jesu bezeichnet und so auch dem weniger entwickelten Denkvermögen in einer leicht faßlichen Vorstellungsform gegeben, die für manche Stufen der Geistesentwicklung des Menschen vielleicht die einzig mögliche, die einzig verständliche, und darum die einzig brauchbare, und sohin für Jene die einzig wahre war oder noch ist. Sie scheint auch die genügende zu seyn. Da sich aber dennoch bald ein großer Theil der Menschheit an ihr nicht genügen ließ, sondern die göttliche Sendung Jesu in eine Gottheit Jesu umwandelte, so kann man hievon zweierlei denken; nämlich einmal, daß dies die mit allem Menschlichen immer verknüpfte Kehrseite und Verirrung gewesen sei, durch welche darum auch nicht wenig andere Verirrungen im Glauben, so wie in der Anwendung auf das Leben entstanden sind. Dann aber werden wir, wie wir denn wissen, daß Gott Alles, auch die Verirrungen der Menschen wunderbarer Weise immer so lenkt, daß sie wieder zu Etwas nütze werden, — so werden wir denn auch von diesem so lange bestandenen Glauben an die Gottheit Jesu halten: daß er vielleicht das einzige Mittel gewesen sei, dem menschlichen Geschlechte, so lange

es noch auf einer unreiferen Entwicklungsstufe stand, Jesus Christus und sein ganzes Werk in der hohen Wichtigkeit erscheinen zu lassen, welche ihm zukommt, und um namentlich in der Menschheit das Bewußtseyn zu wecken, daß es eine lebendige Verbindung Gottes mit ihr gebe, was die Menschheit in ihrem unreiferen Alter vielleicht unter keiner anderen Vorstellungsform als unter dem Glauben an eine in Jesu stattgehabte Menschwerdung Gottes sich aneignen konnte; was aber jetzt offenbar nicht mehr der Fall ist, da dieser vormals so allgemeine Glaube jetzt sichtbar mehr und mehr dem Bewußtseyn der Menschheit entschwindet.

(Schluß folgt.)

50.

Der Zeitgeist und Pabst Pius IX.

Es gibt Leute, die an keinen Zeitgeist glauben, oder die wenigstens glauben, der Zeitgeist sei eine Sache, von welcher man nicht viel Notiz zu nehmen brauche, da sie etwas Zufälliges, Machtloses und Vorübergehendes sei. Manche sind gar der Meinung, der Zeitgeist habe eine wächserne Nase, die man nach Belieben drehen könne, wie man wolle. Noch andere wandelt ein innerliches Grauen an, wenn sie nur das Wort „Zeitgeist" hören, weil sie es für eine Art von Gespenst und Teufelsspuck halten, das umhergehe wie ein brüllender Löwe, der da suchet, Welche er verschlinge. Nun ist es wahr, es gibt einen Zeitgeist, welcher schlimmer Art ist, und der dabei auch nur eine vorübergehende, durch äußere Macht bezwingbare Erscheinung ist, welche zuletzt verschwindet, ohne ihr Ziel erreicht zu haben. Aber dies kann nie der ächte und wahre Zeitgeist seyn, sondern entweder ein Auswuchs desselben, oder sonst irgend ein Irr- und Flattergeist, welcher jenen Namen nicht verdient. Den Namen Zeitgeist verdient in Wahrheit nur Dasjenige, was die Mehrzahl der Menschengeister, namentlich die Mehrzahl der geistig gebildeten Menschen zu irgend einer Zeit wollen, wünschen, ersehnen und anstreben, und zwar nicht aus irgend welchen eigennützigen und selbstsüchtigen Absichten, sondern in dem in tiefster

Seele gefühlten Bewußtseyn, daß das Gewünschte und Ersehnte ein Gut sei, worauf die Menschheit nach der Ordnung der Natur und nach den Gesetzen Gottes ein heiliges Recht habe. Jener andere Geist, welcher entweder schlechte Zwecke sich zum Ziel setzt, oder welcher aus mißverstandenen Ideen entspringt, kann wohl zu irgend einer Zeit eine ziemlich große Anzahl von Köpfen anstecken, aber allgemein werden wird er nie. Wenn man aber wahrnimmt, daß zu irgend einer Zeit eine Idee, ein Gedanke, ein Wunsch, ein Sehnen und Streben nach irgend einem Ziele durch ein ganzes Volk oder gar durch viele Völker hindurchgeht, da kann man gewiß seyn, daß dies der wahre Zeitgeist sei. Und da kann man sich auch darauf verlassen, daß dieser Zeitgeist nicht etwas zufällig Entstandenes und Vorübergehendes sei, sondern daß er sein Ziel unausbleiblich erreichen werde. Denn der wahre Zeitgeist ist nur darum allgemein, er kann nur darum in allen oder doch in der Mehrzahl, namentlich in den denkenden und entwickelteren Menschengeistern erwachen, weil er aus Gefühlen und Bedürfnissen entspringt, welche in der Natur des Menschen, in dem Wesen des Menschengeistes selbst liegen; und diese liegen nur darum darin, weil der Schöpfer des Menschen, weil Gott selbst sie in das Menschenherz gelegt hat. So ist der wahre Zeitgeist als ein Werk Gottes selbst anzusehen; und darum steht er unter dem Schutze Gottes; und darum ist es nicht möglich ihn zu dämpfen, sondern die Erreichung seines Zieles ist unausbleiblich gewiß. Auf mannichfache Weise bricht dieser Zeitgeist sich Bahn. Durch die Macht der ihm einwohnenden Wahrheit verbreitet er sich unbemerkt und unverhinderbar immer weiter und weiter, und bringt dadurch nach und nach eine allgemeine Ansicht und Stimmung hervor, durch die allein schon der Zeitgeist eine geheime Allgewalt besitzt, welche unüberwindlich ist, welcher Nichts auf die Länge widerstehen kann, sondern durch die er zuletzt alle Hindernisse überwältigt und sein Ziel erreicht. Dabei kommen ihm aber auch noch andere Förderungen zu Hülfe. Da sehen wir Ereignisse eintreten, die wir durchaus nicht erwartet hatten, die wir für Zufälle halten, und die doch nichts Anderes sind als die geheime Lenkung der Vorsehung, wodurch Gott dem Zeitgeiste fördernd zu Hülfe kommt.

Wem ist der Name unbekannt, welchen der jetzt herrschende Zeitgeist trägt? Er heißt **Fortschritt**, fortschreitende Entwicklung, zeitgemäße Weiterbildung der menschlichen Zustände und Verhältnisse in Staat und Kirche. Daß das lebhafte Begehren nach solchem Fortschritte sich fast durch alle Länder Europas hindurchzieht, daß dieses der Geist des gegenwärtigen Zeitalters ist, das kann Niemand läugnen. Aber Viele sind diesem Zeitgeist abhold, Viele treten ihm entgegen, Viele bekämpfen, Viele schmähen ihn. Manche von Diesen thun das offenbar nicht aus reinen, sondern aus unlauteren Beweggründen, Manche indessen unstreitig auch in guter Meinung. Sie halten diesen Zeitgeist für etwas Unächtes, für etwas Unberechtigtes und Verderbliches, und sagen ihm nach, daß es bei demselben auf den Umsturz alles Bestehenden, auf den Ruin der Religion und der Throne abgesehen sei. Mag es Einzelne geben, welche einen solchen Umsturz wünschen, — sind sie es, die den Zeitgeist bilden? Nein! die vielen Tausende, welche darin miteinander übereinstimmen, daß sie Fortschritt in der Kirche oder im Staate oder in beiden wünschen und ersehnen, nein! sie sind wahrlich keine Bösewichter, die sich nur der Unordnung und Verwirrung freuen, die sich an dem Verderben der Völker ergötzen möchten, sondern es sind Menschen, deren Geist je länger je mehr das Bedürfniß empfindet, die Zustände in Staat und Kirche, welche sie so nahe angehen, und von welchen sie täglich berührt werden, so zu gestalten, daß dieselben mit der Bildungsstufe eines vorangeschrittenen Zeitalters nicht im Widerspruche, sondern im Einklange stehen. Kirche und Staat sind gleichsam das Haus, worin das Volk wohnt. Wer kann es den Leuten verargen, wenn sie wünschen ihr Haus so einzurichten, daß bequem und angenehm darin zu wohnen sei? Kann das mit Recht eine Sucht zu zerstören und niederzureißen genannt werden, wenn Einer in seinem Hause, das ihm früher wohl lange Zeit gut genug war, wenn er nun aber Manches darin veraltet findet, und hier oder da eine Wand hinwegräumen möchte, die nicht nöthig ist, sondern nur stört, oder einige neue Fenster anbringen oder die alten größer machen möchte, weil Jedermann jetzt Licht und Helle liebt, während man früher auch in etwas dunkleren Stuben sich ganz behaglich fühlte?

So darf denn ohne Zweifel der heutige Zeitgeist ein ächter genannt werden. Und so gewiß er dies ist, so gewiß wird er auch keine schnell und spurlos vorübergehende Erscheinung seyn, sondern er wird sein Ziel erreichen. Sichtbar wird er immer allgemeiner, lebendiger und kräftiger. Auch hat es ihm an ungewöhnlichen Hülfen und Förderungen bisher nicht gefehlt. Was war, — um unter vielen nur von Einem zu reden, — was war weniger zu erwarten, als daß der dem Fortschritt huldigende Zeitgeist unter allen Fürsten Denjenigen am entschiedensten auf seiner Seite haben würde, welchen man von jeher auf der Seite des Stillstandes zu erblicken gewohnt war; was konnte weniger erwartet werden, als daß der Pabst die Bahn des Fortschrittes so entschieden betreten würde, daß sich nicht nur eine Rebellion unter den Mächtigen im eigenen Lande gegen ihn erhoben, sondern auch auswärtige Mächte sein Verfahren mit ungünstigen und mißtrauischen Blicken beobachten würden?

Als der Cardinal Mastai als Pabst Pius IX. die Regierung antrat, begrüßten Viele seine Erwählung mit Freude; man hoffte viel Gutes von ihm, und seine ersten Aeußerungen und Handlungen schienen dies auch ganz zu bestätigen. Pius IX. wurde von seinem Volke wie in den auswärtigen Ländern hoch gepriesen, bis in den Himmel erhoben, und Viele hofften schon, daß durch ihn nicht blos der römische Staat, sondern auch die ganze katholische Kirche eine gänzliche Umgestaltung erhalten würde. Diese letztere Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Bei der ersten Gelegenheit sprach Pius IX. sich ganz als guter Katholik aus. Da standen viele seiner früheren Lobredner und begeisterten Verehrer verblüfft; da sahen sie sich getäuscht; da wurden Viele der Meinung, der neue Pabst sei wie die andern, seine Freisinnigkeit sei nur Schlauheit und Politik, und er habe nur darum bei seinem Regierungsantritte manche Fesseln des Volkes gelockert, um sich die Volksgunst zu gewinnen und um später diese Fesseln nur desto straffer wieder anziehen zu können. — Dieses Urtheil war ungerecht. Hatte man denn erwartet, der Pabst werde protestantisch werden, oder den Rationalismus in die katholische Kirche einführen? Der Pabst ist gut katholisch geblieben, aber er ist auch ein Ehrenmann geblieben.

Das zeigt seine edle, preiswürdige Handlungsweise fort und fort. Aus selbsteigenem Antriebe und völlig freiem Willen führt er in seinem Lande zeitgemäße Einrichtungen, freisinnige und volksthümliche Anstalten ein; und oblgeich guter Katholik, ist er doch nicht Fanatiker, sondern übt Toleranz. Auch die Juden in seinem Lande sieht er nicht als Geächtete an; er öffnet ihren Kerker, sie sollen nicht länger in ihr Ghetto eingesperrt*) seyn. Pabst Pius will Gerechtigkeit in seinem Lande und rechtschaffene Beamte. Mild verzeiht er Denen, die sich politischer Vergehen schuldig gemacht hatten, aber strenge bestraft er Die, welche als Beamten des Staates sich Unredlichkeiten und Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen. Diejenigen, die hinter seinem Rücken das Volk unter dem alten Drucke halten wollen, jagt er unerbittlich von ihren Stellen, gleichviel ob sie Priester oder Barone, Cardinäle oder Minister seien. Und alle Welt erkennt von Neuem, daß Pabst Pius es aufrichtig meine mit seinem Volke und mit dem Fortschritte der Zeit.

Was geschieht? Es wird ein Complott gegen ihn angezettelt, eine Revolution angesponnen. Von Wem? Von Denen, welche von jeher nicht allein für die eifrigsten Anhänger des päbstlichen Stuhles, sondern auch für die wahren Freunde der öffentlichen Ruhe und Ordnung, für die Hauptstützen der Throne und der Altäre überhaupt, kurz, die für die wahrhaft Wohlgesinnten haben gelten wollen; — Priester und Jesuiten, Cardinäle und Leute aus dem hohen Adel, sie sind diesmal die Rebellen gewesen, die Rebellen gegen einen Regenten, der es wohl mit seinem Volke meint, und zwar eben darum haben sie gegen ihn rebellirt, weil er es wohl mit dem Volke meint. Aber das Volk hat es erkannt, wer es wohl mit ihm meint; es hat sich treu um Den geschaart, der ihm Landesvater im schönsten Sinne ist; des Volkes Liebe ist jetzt das Bollwerk, das den Thron Pius' IX. umgibt und sicher stellt. Ein erhabenes Schauspiel, ein schöner, herzerhebender Anblick!

Möge dieses Beispiel aus der Geschichte unserer Tage nicht verloren seyn! Mögen Fürsten und Regierungen daraus lernen,

*) Ghetto ist der Name desjenigen Stadttheiles zu Rom, in welchem allein bisher die Juden wohnen durften.

daß das Volk kein Haufe von unruhigen Köpfen ist, die mit Nichts zufrieden sind, sondern daß es nicht viel bedarf, um das Volk zufrieden zu stellen; daß es leicht ist, sich seine Liebe zu erwerben, und daß das Volk dankbar ist und treu, und mit Begeisterung an Dem hängt, mit unbegrenzter Hingebung Alles für Den thut, dem es wahrhaft darum zu thun ist, seine Liebe zu gewinnen.

Mögen Fürsten und Regierungen aber auch aus diesem Beispiele lernen, wie wenig oft Diejenigen es wahrhaft gut mit ihnen meinen, welche sie vielleicht für ihre ergebensten Anhänger, für ihre zuverlässigsten Stützen, ja für die Pfeiler der Ordnung und des Wohles in Staat und Kirche zu halten gewohnt sind. Wer hat je für eine größere Stütze des Pabstes gelten wollen, als die Jesuiten? Und doch waren sie es, die bei dem Complott gegen den Pabst am meisten die Hand im Spiele hatten. Die Jesuiten sind dem Pabste nur so lange dienstbar als er ihnen dienstbar ist. Ebenso geben sie sich für Stützen der Throne und der bestehenden Ordnung aus, und doch waren sie von jeher bereit gegen Thron und bestehende Ordnung Ränke zu schmieden, wenn es in ihren Plänen lag. — Wer hat je größere Ergebenheit gegen den Pabst gezeigt und unbedingteren Gehorsam von aller Welt für ihn gefordert, als die Priester? Wer predigt überhaupt den Gehorsam gegen die Obrigkeit und die Pflicht der Unterthänigkeit eifriger als sie? Und doch waren es vorzugsweise Priester, welche gegen ihr rechtmäßiges und für sie doppelt geheiligtes Oberhaupt sich empörten und der Obrigkeit den Gehorsam verweigerten. Waren es nicht Priester, die schon vor Monaten öffentlich auf den Kanzeln das Volk gegen den Pabst aufzuhetzen suchten? Waren es nicht Priester, die das Militär in das Complott zu ziehen gewußt hatten? War es nicht sogar ein Priester, den man ertappte, wie er mit einem Dolch und zwei Pistolen zum päbstlichen Palaste sich eindrängen wollte? — Außerdem waren es hohe Würdeträger der Kirche und des Staates, welche in jenes schändliche Complott verflochten waren, ja an dessen Spitze standen. Ihre Pflicht wäre es gewesen, ihrem Fürsten treu zu dienen und seine Maßregeln eifrig ausführen zu helfen. Sie würden das auch gethan haben, wenn diese Maßregeln nicht auf des Volkes Wohl, sondern auf dessen Bedrückung

gerichtet gewesen wären. Hätte der Pabst gewollt, daß sie das Volk in Knechtschaft halten sollten, so würden sie selbst des Pabstes treueste Knechte gewesen seyn. „Treueste?" Nein, eifrig würden sie ihm wohl gedient haben, aber nicht aus Treüe, sondern aus schnöder Selbstsucht. Sie hätten den Pabst über sich herrschen lassen, um selbst über die Andern zu herrschen; um ihre Mitbürger zu knechten, zu diesem Zwecke hätten sie sich selbst willig zu Knechten hergegeben; aber Treue gegen einen Regenten, der es treu mit seinem Volke meint, diese Treue kannten sie nicht.

Ein Sprüchwort sagt: „Der Schein trügt oft!" Ein anderes sagt: „Nicht Alles ist Gold, was glänzt!" — Möchten die Fürsten erkennen, wer es in Wahrheit treu mit ihnen meint; möchten sie erkennen, daß sie wahre Treue, wahre Liebe und aufrichtige Dankbarkeit stets bei ihren Völkern finden werden, wenn sie selbst es wahrhaft treu mit dem Volke meinen, und wenn sie, — wie das Volk „dem Kaiser geben soll, was des Kaisers ist," — wenn so auch die Fürsten dem Volke geben, was des Volkes ist. — Mögen alle Regierenden erkennen, daß das Volk treu und dankbar ist, wenn ihm in Staat und Kirche das gewährt wird, worauf es heilige, unverlierbare Rechte hat.

Gott segne den Pabst Pius IX., so lange er es treu mit seinem Volke und aufrichtig mit dem Fortschritte meint! Gott segne alle Fürsten, die ihn hierin sich zum Vorbilde nehmen! F.

51.

Beleuchtung der drückenden Verhältnisse, in welchen die protestantischen Pfarrer Bayerns zu ihren Dekanen stehen.

Von einem bayerischen Nachbar. *)

Diejenigen Geistlichen in Bayern, welchen die unmittelbare Aufsicht über einige oder mehrere Pfarrer übertragen ist, heißen bei

*) Anmerkung des Einsenders: Obiger wahrheitsgetreue und völlig unpartheiische Aufsatz, welcher in Nro. 24 und 25 des Februarheftes der allgemeinen Kirchenzeitung abgedruckt ist, verdient die allseitigste Verbreitung

den Protestanten Dekane, bei den Katholiken Dechante. An der Ernennung ihrer Dekane haben die protestantischen Pfarrer nicht den geringsten Antheil. Die katholischen dagegen erwählen jederzeit aus ihrer Mitte ihre Dechante, und der König bestätigt blos die Gewählten. Warum hier so, dort anders? Die katholischen Pfarrer erwählen keinen zum Dechanten, dem sie nicht ihr Vertrauen schenken. Die protestantischen Pfarrer müssen als Dekan annehmen, wer ihnen als solcher ernannt wird.

Die protestantischen Dekanatsbezirke sind hinsichtlich ihrer Größe sehr verschieden; bald winzig klein, bald übergroß, so daß zu manchen kaum fünf bis zehn, zu andern zwanzig und mehrere Pfarrer gehören. In jedem Dekanatsbezirke, klein oder groß, ist außer dem Dekane noch ein sogenannter Senior, der mit ihm die Pfarrer zu überwachen, und bei dessen Verhinderung, die Dekanatsgeschäfte zu besorgen hat. Ein Hauptgeschäft für beide ist die Fertigung der jährlichen Beschreibungen über die Verhältnisse der untergebenen Pfarrer, welche man Conduiten- und Qualificationslisten nennt. Hierin sollen sie Jeden nach allen Seiten hin mit Weib und Kindern, Fähigkeiten, Kenntnissen, Eifer, Studien, Neigungen, Alter, Gesundheit, Krankheit, Ehre und Schande u. s. w. abconterfeien und zur festgesetzten Zeit ihre Zeichnungen an das einschlägige Con-

---

in ganz Bayern, damit sämmtliche Protestanten dieses Landes klar einsehen lernen, wie gehässig und entwürdigend jene geheimen Charakteristiken und namentlich die alljährlich einzusendenden sogenannten Probearbeiten der Pfarrer sind. Wahrlich! so lange die Geistlichen Bayerns von diesen drückenden Verhältnissen nicht befreit sind, kann von einer wahren evangelischen Freiheit unserer protestantischen Kirche nicht die Rede seyn. Dies erkannte auch die letzte Generalsynode zu Speier, weshalb sie den fast einhelligen Beschluß faßte, daß die Pfarrer nur bis zu ihrem 50. Lebensjahre zur Einsendung fraglicher Probearbeiten verpflichtet sein sollten. Aber siehe da! auch diese allgemein, von allen Pfarrern der ganzen Pfalz gewünschte Modification jener, den geistlichen Stand entehrenden Verordnung wurde, auf Antrag der geistlichen Oberbehörden, allerhöchsten Ortes nicht genehmigt. Möchte die nächste General-Synode auf gänzliche Beseitigung dieser lästigen Schülerarbeiten wiederholt und energisch antragen; denn von dem erleuchteten Sinne unseres erlauchten Monarchen steht zu erwarten, daß er zuletzt doch die gerechten Wünsche und Anträge der gesetzlichen Vertreter der unirten Kirche der Pfalz geeignet berücksichtigt. St. G.

sistorium pünktlich einschicken, welches sie aus sämmtlichen Dekanaten zusammenstellt und dem Oberconsistorium in München vorlegt. Zur Würdigung, Beförderung und Nichtbeförderung der Pfarrer sollen sie zu Cabinetsstücken hier benutzt und gebraucht werden. Die Zeichner dieser geheimen und geheimnißvollen Lebensbilder sind daher Jahr aus und ein geschäftig, ihre Farben mit einander zu reiben und zu mischen, um sie möglichst analog mit groben oder feinen Pinselstrichen aufzutragen und die einzelnen Charaktere harmonisch in's Licht oder in Schatten zu stellen. Ob die Zeichnungen richtig, treu und wahr sind, ist der Prüfung des Consistoriums anheimgestellt. Von den Gezeichneten erfährt auf directem Wege nicht Einer, ob er klein oder groß, schwarz oder weiß, entstellt oder geschmeichelt abconterfeit ist. Und was er auf indirectem Wege hierüber auskundschaftet, muß er nolens volens selbst geheim halten, weil das ganze Conterfei bei schwerer Ahndung Keinem gezeigt werden soll, der nicht in den geheimen Regionen bedienstet ist. Einen Widerspruch oder Beschwerde haben demnach die Zeichner von den Gezeichneten durchaus nicht zu fürchten.

Aber gerade dieses geheime Thun und Treiben, das unwillkürlich an die wiederauflebenden Jesuiten mit ihren geheimen Inquisitionstribunalen erinnert, muß für jeden evangelischen Geistlichen, der sich seiner Amts- und Berufstreue bewußt ist, um so drückender seyn, da er nicht weiß, ob er verrathen oder verkauft ist, ob man ihn treu und wahr, oder unrichtig und falsch seinen Oberbehörden dargestellt hat, ja, um so drückender, da das Wort Gottes, das er, wie sein Dekan und Senior, der christlichen Gemeinde zu verkünden hat, deutlich und klar befiehlt: „Redet die Wahrheit, ein Jeglicher mit seinem Nächsten, sintemal wir unter einander Glieder sind." Oder sind die Dekane und Senioren von diesem Befehle exempt? Dürfen wir sie etwa mit der Frage rechtfertigen: Wer ist denn mein Nächster? Verstattet ihnen vielleicht das Evangelium, schweigend an ihren Amtsbrüdern, die oft mit ihren Familien eines bessern Zustandes würdig sind, vorüberzugehen?

Ja, dieses geheime Wesen, das hier mit den Pfarrern getrieben wird, ist leider ein entsetzlicher Krebsschade, der die Bande der Liebe und Eintracht zerstört und das amtsbrüderliche Verhältniß

zwischen ihnen und ihren Dekanen ganz verunstaltet, so daß es nicht selten blos noch ein freundliches, aber nicht ein freundschaftliches, ein liebliches, aber nicht ein liebreiches, ein herzergreifendes, aber nicht ein herzerhebendes, ein brüderschaftliches, aber nicht ein brüderliches ist. Oder hat diese Geheimthuerei etwa einen Grund in dem Worte Gottes, oder in dem Verhältniß der Apostel zu ihren Mitarbeitern und Gehülfen im Dienste des Herrn? — Kein berufstreuer Pfarrer wird wünschen, daß seine Amtsführung und sein Lebenswandel unbeaufsichtigt bleibe, aber eine Erlösung von diesem geheimen Thun und Treiben, das die Dekane mit ihren Senioren, ihren Gehülfen, zu handhaben befugt sind, sieht jeder sehnlichst entgegen, der das Licht mehr liebt, als die Finsterniß. Wenn es überhaupt dem Rechtlichdenkenden nicht gleichgültig ist, was die Menschen über ihn urtheilen, so kann es um so weniger dem evangelischen Geistlichen gleichgültig seyn, was seine Vorgesetzten über ihn und seine Wirksamkeit für ein Urtheil fällen. Wenn dieses Urtheil treu und wahr ist und sich nicht auf bloße Muthmaßungen, Gerüchte und Zutragereien gründet, so ist durchaus kein Grund vorhanden, es dem Beurtheilten zu verheimlichen; denn die Wahrheit braucht das Licht nicht zu scheuen. Darum sollen auch mehrere Dekane, von diesem Pflichtgefühle angetrieben, von diesem geheimen Wesen abstrahirt und ihren Pfarrern **sub rosa** eröffnet haben, wie ihre Person und Wirksamkeit von ihnen beurtheilt worden ist. Aber die Mehrzahl derselben hat dieses bisher noch nicht gethan, sondern hat sich lieber hinter dem vorschriftsmäßigen Polizeimantel mit seinen geheimen und geheimnißvollen Falten versteckt und darin nach Gutbefinden agirt. Ob dieses den Pfarrern lieb oder unlieb, sanft oder drückend, erfreulich oder schmerzlich seyn mochte, berührt sie nicht. Es ist ja Verordnung! Das ist aber eben der wunde Fleck, daß eine solche Anordnung mit dem Worte Gottes geradezu in Widerspruch steht und nur mit Hintansetzung desselben befolgt werden kann! Wer möchte dieses läugnen?

Die Superintendenten eines Nachbarlandes nehmen nicht zu solchen geheimen Listen ihre Zuflucht, und sind deswegen ihre Geistlichen weniger würdig und geschickt, das evangelische Pfarramt zu

verwalten, als die in Bayern in geheimen Listen Gezeichneten oder Gepriesenen? Welche dieser geheimen Sache das Wort reden und sie vertheidigen, haben unstreitig die Ansicht, daß ihr Gehalt pure und lautere Wahrheit sei; denn wozu, könnte man weiter fragen, sollte sie denn weiter brauchbar und nützlich seyn, wenn sie in dieser Hinsicht nicht zuverlässig seyn würde? Ist das aber ihr Zweck, um darin pure und lautere Wahrheit zu finden, so fragt es sich vor allem Andern, ob sämmtliche Listenmacher auch die nothwendigen Fähigkeiten und Einsichten besitzen, die ihnen untergeordneten Pfarrer nach allen Seiten hin zu prüfen und zu durchschauen, um sie richtig zu würdigen und beurtheilen zu können, wie und was sie in der That sind, und wie ihre Würdigkeit sich zu Denen verhält, welche nicht zum Kreise ihrer Beurtheilung gehören? Oder ist es nur einigermaßen wahrscheinlich, daß diese sämmtlichen Listenmacher bei ihrer Beurtheilung gleiche Grundsätze, Neigungen, Temperamente haben und von gleicher Willenskraft beherrscht werden? Ist ihr Maßstab so zuverlässig, daß alle Pfarrer in den verschiedenen Dekanaten so beurtheilt werden, wie sie es adäquat verdienen? Wer kann es läugnen, daß die Fähigkeiten und Einsichten dieser Geheimnißvollen bald groß, bald klein sind, und daß sie in ihren Ansichten, Neigungen und Grundsätzen von einander abweichen? In den Augen eines jeden Unbefangenen muß daher dieses geheime Listenwesen verwerflich erscheinen, da nicht einmal die Möglichkeit vorhanden ist, geschweige die Wahrscheinlichkeit, daß eine adäquate Beurtheilung sämmtlicher Pfarrer durch sie erzielt werden kann. Und daher hat auch die Erfahrung zur Genüge gelehrt, daß sie in dem einen Dekanatsbezirke mild und schonend, in dem andern rigorös und scharf, in dem dritten lobpreisend und ruhmredig ist. Wie drückend solche Verhältnisse sind, bedarf wahrhaftig keiner nähern Beleuchtung. Auch den Oberbehörden ist es nicht entgangen, daß diese geheimen Listen unzuverlässig sind und auf unsicherm und schwankendem Grunde stehen. Darum haben sie mehr als einmal schon die Dekane und Senioren aufgefordert, mit mehr Pünktlichkeit, Strenge, Fleiß 2c. bei Fertigung derselben zu Werke zu gehen. Kann dieses etwa geläugnet werden? Jeder Dekan, dem es um die Liebe seiner Amtsbrüder zu thun ist, wird deshalb

aus allen Kräften mitwirken helfen, daß dieses geheime Listenwesen abgeschafft werde. Und mit Zuversicht hoffen wir, daß die Zahl dieser Männer nicht klein ist, die aus vollem Herzen wünscht, von diesem geheimen Geschäfte endlich einmal erlöst zu sein, da es nicht geeignet ist, Liebe, Hochachtung und Zutrauen der Untergebenen zu erwecken und zu ernähren, sondern im Gegentheile Mißtrauen und Unfrieden erzeugt, die Amtsführung und das Leben verbittert, wie nicht selten die Erfahrung bisher gelehrt hat.

Wer freilich das Geheimthun mehr liebt, als das offene aufrichtige Handeln, wird jetzt Alles aufbieten, es ferner in Gang und Schwung zu erhalten, auf daß seine Werke nicht offenbar werden. Joh. **3**, **20**. **21**. Er wird das geheime, aus den Jesuitenseminarien herüber verpflanzte Kräutlein beschützen helfen, so viel in seinen Kräften steht. Aber vergeblich! Der Herr des Weinbergs wird die Bitten seiner Arbeiter nicht unerhört lassen und diese Giftpflanze in denselben vertilgen. **Fiat.**

Ein zweites Hauptgeschäft für die Dekane mit ihren Senioren ist das Censurwesen. Es müssen nämlich alle Pfarrer, welche noch auf eine Beförderung Anspruch machen wollen, jährlich eine sogenannte Synodalarbeit und eine Predigt an ihre Dekane einliefern, welche sie mit Censuren an das einschlägige Consistorium einschicken. Die Synodalarbeiten werden abwechselnd in dem einen Jahre in deutscher, in dem andern in lateinischer Sprache über die von dem Consistorium gegebenen Fragen abgefaßt, und für die einzuschickenden Predigten werden entweder freie Texte oder Perikopen vorgeschrieben. Am Sitze des Dekans wird jährlich eine Diöcesansynode gehalten, wobei ein Pfarrer zu predigen hat und ein anderer sogenannter Vigil eine Predigt in Bereitschaft haben muß, um nöthigenfalls für den Synodalprediger einstehen und predigen zu können. Auch diese Predigten werden censirt und an das Consistorium eingeschickt. Im Vorbeigehen wird nur bemerkt, daß die Dekane und Senioren an diesen Synoden nicht zu predigen pflegen, sondern nur die ihnen untergeordneten Pfarrer. Selbst die Pfarrverweser, welche doch, wie die Pfarrer, selbstständig das Amt verwalten, hat man hier und da mit diesen Synodalpredigten verschont. Daß bei kleinen Dekanatbezirken diese Predigten blos

auf einigen wenigen Pfarrern lasten, während in größern sich viele darein theilen, bedarf nicht erst eines Nachweises.

Allen diesen Arbeiten hat man den gemeinschaftlichen Namen „Probearbeiten“ gegeben. An den Consistorialsitzen häufen sich nun dieselben nicht nach Dutzenden, sondern nach Hunderten und Tausenden, so daß ein Consistorialrath eine Riesengestalt haben müßte, wenn er über den aufgehäuften Stoß hinwegschauen wollte, da nicht selten einzelne Opera schreibseliger Pfarrer zehn bis zwanzig und noch mehr Bogen stark sind. Alle diese dicken und dünnen, lateinischen und deutschen, gelehrten und ungelehrten Manuscripte sollen hier nicht blos gelesen, sondern auch nach Verdienst gründlich gewürdigt werden, um daraus die Gelehrten und Nichtgelehrten unter den Pfarrern herauszufinden. Welch' eine herkulische Arbeit, wenn man bedenkt, daß zum Consistorialbezirke Ansbach mehr als fünfhundert, zu dem von Bayreuth mehr als vierthalbhundert und zu dem von Speyer mehr als zweihundert Pfarrer gehören! Rechnet man nun noch die ungeheure Menge der Candidaten und Vicare hinzu, welche ebenfalls diese Probearbeiten liefern müssen, so staunt man über alle Maßen. Erwägt man nun auch noch, daß an jedem Consistorialsitze nur zwei geistliche Räthe sind, welchen das Censurgeschäft obliegt, die außerdem noch ihre Predigergeschäfte in den Stadtkirchen und mehrere andere Consistorialarbeiten zu besorgen haben und deshalb nur wenige Zeit auf die Probearbeiten der Pfarrer und Candidaten verwenden können, so erscheint das Ganze als ein eben so großes Räthsel, wie es ehemals der gordische Knoten war. Muß man sich nicht schon außerordentlich wundern, daß diese Männer nur so viel Zeit gewinnen, um die Censuren der Dekane und Senioren lesen zu können? Ist etwa deren Zahl nicht schon eine ungeheure? **Ultra posse nemo obligatur** tritt auch hier ein, wo gefordert wird, daß die bei den Consistorien eingegangenen Probearbeiten gelesen, reiflich geprüft und nach ihrem wahren Werthe beurtheilt und gewürdigt werden sollen. Sie aber nach den Censuren der Dekane prüfen und Einzelnes darin, was entweder gelobt oder getadelt ist, anschauen, oder sie überhaupt aus Mangel an Zeit nur im Fluge zu durchschauen und schnell abfertigen, wird doch wohl Niemand geneigt sein, für eine reifliche

Prüfung zu halten. Wenn sie aber daselbst nicht reiflich geprüft, beurtheilt und gewürdigt, sondern vielmehr nur zur Ansicht vorgelegt werden, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß auch hierin wieder, wie bei den Geheimlisten, die Pfarrer von den Ansichten, Grundsätzen, Fähigkeiten der Dekane abhängig gemacht sind, und daß deren Censuren wieder den Ausschlag geben, welche in abgekürzter Form hinausgeschossen und den Pfarrern publicirt werden. Nach Gründen, warum die eine oder die andere Arbeit gelobt oder getadelt ist, sieht man sich in diesen kurzen Abfertigungen von einigen Zeilen vergebens um. Die Phrasen und beliebten Schlagwörter der Dekane spielen darin gewöhnlich die Hauptrolle und eine der fünf Würdigkeitsnoten: vorzüglich, sehr gut, gut, hinlänglich, nothdürftig macht den Schluß. Zur Belehrung sind sie deshalb durchaus nicht geeignet, wohl aber dazu, böses Blut zu erzeugen, wenn das Urtheil zu gelind oder zu hart ist und die Arbeit des Einen oder Anderen eine bessere oder schlechtere Note, als sie es verdiente, erhalten hat. Ob die Verfasser bei großen und kleinen Pfarreien, vielen oder wenigen Amtsgeschäften, viel oder wenig Zeit auf diese Probearbeiten verwenden können, hält man nicht der Berücksichtigung werth. Den lateinischen Arbeiten fügen die Dekane ihre Censuren in deutscher Sprache bei. Man könnte hier billig fragen: Warum nicht in lateinischer, da sie doch die lateinischen Arbeiten ihrer Pfarrer beurtheilen, folglich eben so gut, wenn nicht besser, als diese, Latein werden schreiben können?

Unter dem Schirme des Consistoriums sind sie durch dieses Censurwesen mit einer furchtbaren Waffe ausgerüstet. Was sie loben, ist gelobt, was sie tadeln ist getadelt. Wer sich über die Censuren seiner Arbeit beschweren wollte, würde zu gewärtigen haben, daß man es für eine Frivolität betrachtete, die man nicht ungeahndet hingehen lassen würde; denn nicht mit den Dekanen, als den Urhebern derselben, sondern mit den Consistorien, in deren Namen sie publicirt worden sind, würde man es dann zu thun haben.

Consistorium locutum est, gilt hier statt der Gründe.

Die durch vielfache Erfahrungen geprüften Geistlichen haben daher von einer Zeit zur andern gegen diese Censuranstalt ihre

Stimmen erhoben und auf Erlösung von diesen drückenden Verhältnissen, in welchen sie ihren Dekanen gegenüber wie Schulknaben, die noch in Tertia sitzen, erscheinen und Lob und Tadel hinnehmen müssen, ohne deshalb nach Gründen fragen zu dürfen, sehnsuchtsvoll gehofft. Allein bis jetzt vergeblich! Sind sie vielleicht keines bessern Verhältnisses werth? Haben sie nicht eben so, wie ihre Dekane, den Beruf, Haushalter über Gottes Geheimnisse zu sein und den Gemeinden das Wort Gottes zu verkünden? Warum macht man sie durch diese unseligen Probearbeiten zu Schulknaben derselben? Kann dieses etwa für ihre Amtsführung von einem wohlthätigen Einflusse sein? Hat es nicht offenbar das Ansehen, als ob die protestantischen Geistlichen in Bayern die Einzigen wären, die weder eine hinlängliche Befähigung, noch Beschäftigung hätten und deshalb durch diese Correctionsanstalt zur fortwährenden Thätigkeit angespornt und durch Lob und Tadel der Meister in Israel wach erhalten werden müßten, damit sie nicht einschlafen und ihre Zeit verträumen?

Werden die evangelischen Gemeinden ihre Pfarrer um der Einschickung ihrer Predigten und Synodallisten willen hochschätzen und lieben, oder um deßwillen, daß sie ihr Amt gewissenhaft und treu verwalten, die Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen und sich von der Welt unbefleckt erhalten? Ein treuer Hirte, der sein Amt gewissenhaft verwaltet, hat in der That genug zu thun, und es liegen ihm nach seinem geleisteten Diensteide weit wichtigere Geschäfte zur Besorgung ob, als solche Schularbeiten, zu deren Fertigung er durch keinen Eid gebunden ist, zu machen, die weder ein gültiges Zeugniß für seine Amtstreue, noch für seine Geschicklichkeit in seinem Berufe sein können. Wer bürgt denn dafür, daß die Einsender auch jederzeit die Autoren derselben sind? Muß nicht ihr Werth in den Augen eines jeden Unbefangenen schon um deßwillen auf Null herabsinken? Oder ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß der Träge, der Faule, der Ignorant seine Arbeiten durch Miethsleute verrichten lassen wird? Und ist es nicht dann eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn er darauf hin sich eines Vorzugs und Nutzens zu erfreuen hat? Aber gesetzt auch, es hätten wirklich hier und da Pfarrer neben ihren Berufsgeschäften noch so

viel Muße übrig, daß sie solche Probearbeiten, zu deren Fertigung man bisher sämmtliche gezwungen hat, machen könnten, so fragt es sich erst, ob es recht und billig ist, sie in ihrer Muße so zu beschränken und zu bevormunden, daß sie solche gerade dazu anwenden müssen, wozu man ihnen hier Befehl gibt. So Jemand ein Amt hat, so warte er des Amts. Wenn der evangelische Geistliche dieses Gebot erfüllt, ist er nicht dann ein treuer Diener? Gehören diese Probearbeiten zur Verwaltung seines Amtes? Geht die Fertigung derselben irgend einer Amtspflicht vor? Kann der ein treuer Diener Christi genannt werden, welcher darüber die geringste Amtspflicht zurück- oder gar außer Augen setzt? Welcher Diener im Staate wird aber in seinen Mußestunden so bevormundet, daß er in denselben Probearbeiten zu fertigen hat? Würde es nicht allgemein als der größte Druck betrachtet, und in alle Welt hinausgeschrieen werden, wenn die Landrichter, Assessoren, Aerzte, Rentamtmänner, Forstbedienstete, Praktikanten 2c. in Bayern solche Probearbeiten in ihren Mußestunden machen müßten? Und die protestantischen Geistlichen sollen fort und fort diesen Druck erdulden und ertragen und sich nicht darüber beschweren? Daß man ihre Beschwerden und Klagen bisher keiner Berücksichtigung werth gehalten hat, wird man doch wahrlich nicht als einen Beweis ansehen wollen, daß sie auch unbillig und ungerecht sind?

Man mag zur Vertheidigung dieser Probearbeiten sagen, was man will, ihr Todesurtheil ist ihnen schon durch die einzige Thatsache gesprochen, daß man sie in keinem andern Berufe zur Ausfüllung der Mußestunden als nothwendig und nützlich erkannt und eingeführt hat. Oder sind die übrigen Stände mit so vielen Arbeiten überhäuft und überladen, daß sie gar keine Mußestunden hätten? Sind nicht die Bureau's der weltlichen Beamten in den Mußestunden geschlossen und müssen nicht die Untergebenen warten, bis sie wieder geöffnet werden? Darf dagegen der evangelische Pfarrer seine Studirstube den Parochianen in den Mußestunden verschließen? Muß er nicht in jedem Augenblicke, wenn man seine Dienste begehrt, willig Folge leisten? Hat man die katholischen Pfarrer in Bayern auch mit solchen Arbeiten belastet? Haben die evangelischen Geistlichen außer Bayern sie ebenfalls zu machen?

Sind sie mit dem geistlichen Berufe verbunden und verwachsen, daß ohne sie die Ausbildung und die Fortschritte in den Wissenschaften des Geistlichen vielleicht gar Schaden erleiden? Jeder Unbefangene wird von selbst sich diese Fragen leicht beantworten. Aber wie sollen die Oberbehörden die große Menge Pfarrer kennen lernen, wenn nicht durch solche Probearbeiten? Also durch diesen gordischen Knoten, der bei den Consistorien aufgehäuft daliegt, soll dieses möglich sein? Statt diesen aufzulösen und die einseitigen Censuren der Dekane zu lesen, lerne man lieber die Pfarrer an den Früchten ihres Amtes, ihres Lebens und Wirkungskreises kennen, und sei ihnen Freund und Helfer, nicht blos Gebieter in ihrem wichtigen und heiligen Berufe, ein Bruder nach apostolischem Wort und Sinn. Auf der segensreichen Wirksamkeit im Amte und nicht auf solchen eingeschickten Predigten und Aufsätzen, deren Autoren nicht einmal ohne allen Zweifel erwiesen sind, beruht der wahre Werth der evangelischen Geistlichen (Matth. 7, 18). Aus diesen Probearbeiten kann nun und nimmermehr die Würdigkeit eines Pfarrers erkannt werden. Mögen sie in der Censur noch so gelehrt und schulgerecht befunden werden, so ist noch nicht der geringste Beweis für die Treue und Brauchbarkeit im Amte gegeben. Trotz aller ausgekramten Gelehrsamkeit können die Autoren doch ganz erbärmliche Männer und Stümper, wenn nicht gar Miethlinge im Dienste des Herrn sein. Und solche stubengelehrte Pfarrer sind es allemal.

Die evangelische Kirche bedarf daher zu ihrem segensreichen Fortgange keine Lieferanten solcher Probearbeiten, sondern treue Hirten und Seelsorger, die ihren Gemeinden in allen Stücken mit einem guten Beispiel vorleuchten und vorangehen. Und diese erkennt man an ihren Früchten und nicht an solchen abgezwungenen Probearbeiten. Ebensowenig kann man aus denselben mit Sicherheit entnehmen, ob die Autoren wissenschaftlich gebildet sind und mit der Wissenschaft fortschreiten oder nicht, da oft die gebildetsten und wissenschaftlichsten Männer bei ihren Berufsgeschäften in großen, weitläufigen Pfarrgemeinden nicht so viel Zeit finden und gewinnen können, um auf die Probearbeiten ihre Gedanken richten und sie in wissenschaftlicher Form niederschreiben zu können, oft

aber auch keine Lust und Freude daran finden, ihre Mußestunden solchen aufgedrungenen Fragen aufzuopfern. Und welcher Billigdenkende sollte ihnen dieses verargen oder als eine Nachlässigkeit, oder wohl gar als Pflichtvergessenheit auslegen? Und dennoch sind diese Probearbeiten gleichsam der Probirstein für die Beförderung und Nichtbeförderung der Pfarrer! Ist das billig und recht? Dieses Probirsystem ist, wie das geheime Listenwesen, eine ächt jesuitische Erfindung. Schon der Name „Probearbeiten" hat für Männer, die nicht Knechte der Menschen, sondern Diener Christi sein sollen, einen höchst unerfreulichen Klang. Sind sie etwa nicht vorher genug geprüft und erprobt worden, ehe man ihnen ein Amt übertragen hat? Und hat man sie zur Verwaltung eines Amtes getreulich erfunden, wozu nun noch das fortwährende Probiren durch solche Arbeiten, welche nicht ihres Amtes sind?

Man hat schon viele Jahre lang die protestantischen Pfarrer in Bayern mit solchen Probearbeiten drangsalirt und mit Censuren darüber gelobt und getadelt, und worin übertreffen sie denn ihre Amtsbrüder im Auslande, die nicht mit solchen Arbeiten gequält werden? Dem Pflichtvergessenen sind sie durchaus kein Antrieb zur treuen Verwaltung und dem Pflichttreuen sind sie darin nur hinderlich. Mag man sie noch so eifrig und gewaltsam von den Pfarrern beitreiben, so ist es doch offen und klar, daß es keine nützliche, sondern vielmehr schädliche Einrichtung ist, bei welcher die Oberbehörden die untergebenen Pfarrer weder recht kennen lernen, noch richtig beurtheilen können.

Jeder Dekan, dem das Wohl und das amtsbrüderliche Verhältniß seiner Pfarrer mehr am Herzen liegt, als die Lust und Begierde, sie wie Schulknaben behandeln zu können, wird daher Alles aufbieten, daß die einseitigen, unzuverlässigen und drückenden Probearbeiten abgeschafft werden. Diejenigen, welchen aber das Censurwesen und das aus demselben entspringende Mißverhältniß eine Freude und ein Vergnügen gewährt, mögen immerhin diese Anstalt in Schutz nehmen und sie als eine herrliche loben und preisen, es wird ihnen dafür kein Dank aus dem Herzen derer entgegenkommen, welche sie bedrückt haben. Ihre ihnen angelegten Fesseln wird eine höhere Hand zerreißen.

Darum getrost, ihr evangelischen Geistlichen in Bayern, die Stunde eurer Erlösung bleibt nicht aus. Seid wacker allzeit als Brüder in Christo und hoffet und vertrauet auf den Herrn, der da überschwänglich thun kann und mehr, als wir bitten und verstehen. Ihm sei Ehre in der Gemeinde! Amen.

52.

Bericht über den dermaligen Stand meiner Suspensionsangelegenheit.

Am 6. März 1846 wurde vom k. Consistorium zu Speyer die Suspension über mich verhängt, und in zwei gleich darauf an die Geistlichen der vereinigten Kirche in der Pfalz erlassenen gedruckten Rescripten erklärt, daß dies blos wegen einer strafbaren Thathandlung, nämlich wegen der Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses, durchaus aber nicht wegen meiner Glaubensansichten selbst geschehen sei. Das k. Oberconsistorium bestätigte die Suspension, stellte jedoch die Sache sogleich auf einen ganz anderen Standpunkt, indem es erklärte, die Lehre von der Gottheit Jesu sei eine Fundamentallehre der christlichen Kirche, an welche auch die vereinigte Kirche gebunden sei, weßhalb einem Geistlichen, welcher diese Lehre nicht annehme, auch das geistliche Amt nicht gelassen werden könne. Ich ward daher aufgefordert zu widerrufen oder andernfalls meiner Amtsentsetzung gewärtig zu seyn; dabei wurde meine Suspension „vorläufig und längstens" auf sechs Monate festgesetzt. Ich erklärte sogleich, daß ich niemals widerrufen würde. Demohngeachtet vergingen die 6 Monate und noch 6 Wochen dazu, bis am 22. Oktober ein Rescript des k. Oberconsistoriums erschien, welches mich abermals zum Widerruf, unter erneuerter Androhung der Absetzung, aufforderte und als Frist den 31. Dezember festsetzte. Meine Erklärung war wie früher, daß ich nicht widerrufen könne. Der 31. Dezember kam, vier Wochen darauf auch der 31. Januar, ohne daß eine Entscheidung oder sonst irgend etwas erfolgt wäre; auch der Februar verstrich und der März sammt dem April und Mai. Am 27. Juni langte endlich ein Rescript an, des Inhalts: daß

das k. Ministerium (resp. der k. Oberkirchenrath) meine bis jetzt gegebenen Erklärungen noch nicht genügend, vielmehr unbestimmt und ausweichend finde, weshalb ich bis 10. Juli persönlich vor dem k. Consistorium zu erscheinen habe, um dort nach vorhergängiger Belehrung gewisse Fragepunkte zu Protokoll zu beantworten. Ich erschien an besagtem Tage in der Sitzung des k. Consistoriums, wo mir 13 von dem k. Oberconsistorium verfaßte Fragen vorgelegt wurden. Die erste lautete wieder dahin: ob ich etwa inzwischen zu besserer Erkenntniß gelangt sei und deßhalb widerrufen wolle. Ich beantwortete sie, wie früher, verneinend. Da den übrigen Fragen mancherlei Erörterungen beigegeben waren, so erklärte ich, daß ich dieselben möglichst gründlich zu beantworten wünsche, wozu es aber einer ausführlicheren Auseinandersetzung bedürfe, weßhalb ich mir dieselben abschriftlich erbitten müsse. Von Seiten des k. Consistoriums wurde hierauf erklärt, daß hiezu die Ermächtigung des kgl. Oberconsistoriums erforderlich sei, und daß man deßhalb bei demselben Anfrage stellen wolle. Dieses Begehren wurde von dem k. Oberconsistorium abschläglich beschieden und ich nochmals zur persönlichen Beantwortung jener Fragen auf den 5. August vor das k. Consistorium geladen. An jenem Tage gab ich nun zuvörderst eine Protestation gegen das vom Oberconsistorium in dieser Angelegenheit gegen mich beobachtete Verfahren zu Protokoll, durch welches mir unmöglich gemacht werde, meine Vertheidigung gehörig zu führen. Hierauf beantwortete ich die 12 übrigen Fragen in nachstehender Weise; wobei ich bemerke, daß ich die Fragen hier nur beiläufig, dem Inhalte nach, angeben kann, da ich mir nur kurze Notizen über dieselben machen konnte; die Antworten jedoch sind wörtlich so in's Protokoll aufgenommen worden, wie hier folgt, da ich dieselben vorher jedesmal flüchtig niederschrieb.

II. Fragepunkt: Ob ich die Allerhöchste Erklärung vom 20. Januar 1837 anerkenne, daß nämlich bei der kirchlichen Vereinigung in der Pfalz im Jahr 1818 nicht die Absicht gewesen sei, daß auch außer in §. 4 — 8 der Vereinigungsurkunde bezeichneten zwischen der reformirten und lutherischen Kirche vorher streitig gewesenen Punkte, auch noch andere, den beiden Kirchen gemeinsame Lehren abgeändert werden sollten; was das k. Oberconsistorium

verneinte, da sonst solche weitere Abweichungen im Einzelnen hätten in der Vereinigungsurkunde namhaft gemacht werden müssen.

Antwort: „Nach meiner vollesten Ueberzeugung hat die Vereinigung einen anderen als den derselben hier zugeschriebenen Sinn. Zwar hat durch dieselbe kein der lutherischen und reformirten Kirche gemeinsames Dogma abgeschafft werden sollen; jedoch ist die vereinigte Kirche auf einem principiell eigenthümlichen Fundamente gegründet worden, gemäß welchem diese Kirche blos an die h. Schrift als ihren alleinigen Glaubensgrund, nicht aber an irgend ein specielles Dogma gebunden ist."

III. Fragepunkt: Ob ich anerkenne, daß die in den Bekenntnißschriften (d. h. in den symbolischen Büchern) der lutherischen und der reformirten Kirche enthaltenen, beiden Confessionen gemeinsamen Lehren auch als das Bekenntniß der vereinigten Kirche anzusehen, und daher auch die Geistlichen der vereinigten Kirche in ihrem Predigen und Lehren an dieselben gebunden seien?

Antwort: „Eine Verpflichtung für die Geistlichen der vereinigten Kirche, die gemeinsamen Lehren der beiden protestantischen Confessionen als das Bekenntniß der vereinigten Kirche anzusehen und darnach zu lehren und zu predigen, kann ich, im Hinblick auf die Vereinigungsurkunde, keineswegs anerkennen, da der §. 3 derselben die Geistlichen durchaus nur an die heilige Schrift, nicht aber an die symbolischen Bücher, folglich auch ebensowenig an irgend ein in demselben enthaltenes Dogma bindet; wobei ich jedoch anerkenne, daß der Geistliche der vereinigten Kirche in seinem Predigen und Lehren gegen solche Lehrsätze nicht polemisch auftreten darf."

IV. Fragepunkt: Ob ich anerkenne, daß diese Verpflichtung besonders denjenigen Geistlichen auferlegt worden sei, welche die „Amtsinstruction" unterzeichnet haben?

Antwort: „Die in der „Amtsinstruction" enthaltene Verpflichtung auf die allgemeine protestantische Kirchenlehre kann ich nur nach dem Sinne der Vereinigungsurkunde, insonderheit nach deren dritten Paragraphen verstehen, welcher sonst durch diese Amtsinstruction illusorisch werden würde."

Hierauf wurde mir vorgehalten und in's Protokoll aufgenom-

men, daß das Allerhöchste Rescript vom **20.** Januar **1837** eine Erklärung über diesen Gegenstand im entgegengesetzten Sinne enthalte; worauf ich meinerseits zu Protoll erklärte: „Ich glaube, daß durch eine königliche Verordnung grundgesetzliche Bestimmungen der Vereinigungsurkunde nicht aufgehoben werden können, noch auch eine solche Aufhebung in der Absicht Seiner Majestät gelegen seyn könne."

V. Fragepunkt: Ob ich eingestehe, bei meiner Anstellung auf die „Amtsinstruction" verpflichtet worden zu seyn?

Antwort: „Ja."

VI. Fragepunkt: Ob ich anerkenne, daß die Geistlichen der vereinigten Kirche an das „Apostolische Glaubensbekenntniß," welches bei der Taufe gebraucht werden müsse, welches in den Katechismus und in die Agende aufgenommen worden sei, und welches, nach dem Beschlusse der letzten Generalsynode vom Jahr **1845**, an den hohen Festtagen vorgelesen werden soll, in der Art gebunden seien, daß sie die darin enthaltenen Lehrpunkte vollständig und unverhüllt in der Predigt und im Religionsunterrichte lehren müssen?

Antwort: „Da auch das „Apostolische Glaubensbekenntniß" ein Symbolum ist, so kann der Geistliche der vereinigten Kirche, gemäß **§. 3** der Vereinigungsurkunde, in seinem Predigen und Lehren auch an dieses Symbolum ebensowenig als an die übrigen gebunden seyn. — Außerdem bemerke ich auch, daß dasjenige Dogma, um welches es sich bei dieser Angelegenheit handelt, nämlich das Dogma von der Gottheit Jesu, im Apostolischen Symbolum keineswegs enthalten, wenigstens nicht ausdrücklich ausgesprochen sei."

VII. Fragepunkt: Wenn nun das Glaubensbekenntniß des Pfarrers Frantz von ihm „vollständig und ohne Rückhalt" genannt wird, so fragt es sich, ob er die übrigen in dem Apostolischen Glaubensbekenntniß enthaltenen, von ihm aber nicht berührten Glaubens- und Lehrsätze als wahr erkenne?

Antwort: „Auch in Beziehung auf den übrigen Inhalt des Apostolischen Symbolums halte ich den Geistlichen der vereinigten Kirche, laut **§. 3** der Vereinigungsurkunde, nur an seine auf die h. Schrift gegründete Auffassung desselben gebunden."

VIII. Fragepunkt: Was Pfarrer Frantz von den übrigen Punkten des apostolischen Symbolums halte? Nämlich

a) Da das Glaubensbekenntniß des Pfarrers Frantz Jesu nur eine moralische, nicht aber eine wesentliche Gemeinschaft mit Gott beilege, was mit den Aussprüchen der h. Schrift nicht vereinbar sei, so frage es sich, wie er die Worte des Apostolischen Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube an Jesum Christum Gottes eingeborenen Sohn" verstehe?

Antwort: „Die in dem von mir abgelegten öffentlichen Glaubensbekenntniß ausgesprochene Ansicht von der Person Jesu Christi mag vielleicht mit einzelnen Stellen der h. Schrift nicht vereinbar zu seyn scheinen; aus der Vergleichung des Gesammtinhaltes der h. Schrift aber habe ich mich überzeugt, daß eben jene Ansicht die schriftgemäße sei. Uebrigens lege ich Jesu mehr als eine blos „moralische," sondern eine wesentliche Gemeinschaft mit Gott bei, welche ich jedoch näher und vollständig zu erklären für unmöglich halte."

b) Wie Pfarrer Frantz die Worte des Apostolischen Glaubensbekenntnisses „Empfangen vom heiligen Geist" verstehe?

Antwort: „Durch diese Worte soll nach meiner Ansicht allerdings ausgedrückt werden, daß schon bei der Geburt Jesu Gott auf eine geheimnißvolle Weise eingewirkt habe, über welche ich mich jedes nachgrübelnden Erklärungsversuches enthalte."

c) Da Pfarrer Frantz sein Glaubensbekenntniß „vollständig" nennt, so scheint es, daß er die übrigen, von ihm übergangenen Punkte des Apostolischen Glaubensbekenntnisses nicht annehme; er hat demnach zu erklären, was er von diesen übrigen Punkten halte, namentlich von den Stellen: 1) „niedergefahren zur Hölle," 2) „am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten," 3) „sitzend zur rechten Hand Gottes," 4) „von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten," 5) „Auferstehung des Fleisches."

Antwort: „Mein Glaubensbekenntniß habe ich nur in Beziehung auf den angegriffenen Punkt,*) nämlich die Person Jesu

*) Es ist hier nämlich von den gegen mich in den bekannten Flugschriften geschehenen Angriffen die Rede, welche mich des Unglaubens und des Abfalls

„vollständig“ genannt. Von den übrigen Punkten des Apostolischen Glaubensbekenntnisses halte ich aber folgendes:

1) Die Petrinischen Worte „niedergefahren zur Hölle“ sind mir dunkel. Ich habe mich auch nie veranlaßt gefunden, näher darüber nachzudenken, da ich gewiß bin, daß der Apostel damit kein Dogma aussprechen wollte, von dessen Annahme oder Nichtannahme die Seligkeit abhängig wäre.

2) An die Auferstehung Jesu glaube ich fest und aufrichtig, jedoch nach der ausdrücklichen Lehre der Schrift, daß nicht er selbst, sondern Gott es gewesen sei, der ihn auferweckt hat.

3) Das „Sitzen zur rechten Hand Gottes“ halte ich für eine blos bildliche Redeweise, und bin überzeugt, daß auch die h. Schrift sie nur in diesem Sinne gebraucht, um damit ein sehr nahes Verhältniß zu Gott auszudrücken; wobei nicht unbemerkt bleiben darf, daß in einem ähnlichen Sinne auch von dem Stehen der Seligen zur Rechten Jesu geredet wird.

4) Die Schrift lehrt, daß Jesu das Gericht über die Menschen von Gott übertragen sei, was nach Joh. 12, 47 und 48 zu erklären ist.*)

5) In Ansehung der Auferstehung des Fleisches glaube ich, daß der Apostel Paulus mit diesem Ausdrucke nichts Anderes bezeichnen wollte, als daß wir im zukünftigen Leben abermals einen Körper, einen „verklärten Leib“ haben werden, welches auch meine Ueberzeugung ist.“

IX. Fragepunkt: Es wird eine nähere Erklärung darüber verlangt, wie ich mir das Verhältniß zwischen „Vater, Sohn und h. Geist denke.

---

vom Glauben an Jesum Christum überhaupt beschuldigten, weil ich ihn nicht für Gott halte; welche Beschuldigung der Anlaß war, daß ich, meiner Gemeinde gegenüber, mich verpflichtet hielt, meine Ansicht über die Person Jesu in einem öffentlichen „Glaubensbekenntnisse vollständig und ohne Rückhalt“ auszusprechen.

*) Jene Stelle Joh. 12, 47. 48 lautet: „Wer meine Worte höret, und glaubet „nicht, den werde Ich nicht richten, denn ich bin nicht gekommen, daß ich „die Welt richte, sondern daß ich die Welt selig mache. Wer mich aber ver„achtet und nimmt meine Worte nicht auf, der hat schon, der ihn richtet; das „Wort, welches ich geredet habe, das wird ihn richten am jüngsten Tage.“

Antwort: Die von dem k. Oberconsistorium geforderte nähere Erklärung meiner Ansicht über das Verhältniß zwischen Vater, Sohn und h. Geist hier zu geben, ist unmöglich, da hiezu eine längere Zeit und mancherlei biblische Nachweisungen erforderlich wären. Ich erlaube mir daher, auf ein dieser Tage von mir herausgegebenes Schriftchen „Das ächte Glaubensbekenntniß unseres Herrn Jesu Christi" *) zu verweisen, worin ich meine Ansicht über diesen Gegenstand ausführlich dargelegt habe."

X. Fragepunkt: Es bestehen in Bayern nur drei (resp. vier) anerkannte Kirchen: Die katholische, die lutherische, die reformirte (und neuerdings die griechische.) Wenn daher die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten in der Pfalz als die Errichtung einer neuen Kirche hätte betrachtet werden wollen, so hätte dieselbe, laut den Bestimmungen der Verfassungsurkunde, der deutschen Bundesacte, u. s. w. gar keine staatliche Anerkennung finden können. Diese Anerkennung habe ihr nur deßwegen ertheilt werden können, weil diese Kirche das den beiden protestantischen Confessionen gemeinsame Bekenntniß beibehalten habe; woraus folge, daß deßhalb auch die Geistlichen dieser Kirche in ihrem Predigen und Lehren an dem Inhalte der Bekenntnißschriften jener beiden Confessionen (d. h. an die symbolischen Bücher) gebunden seien.

Antwort: „In Beziehung auf diesen Gegenstand bin ich der Ueberzeugung, daß die Errichtung einer vereinigten Kirche in der Pfalz auf principiell eigenthümlichen, freisinnigen, in ihrer Urkunde und namentlich in §. 3 ausgesprochenen Grundsätzen, vermöge der derselben ertheilten königlichen Sanction als ein gesetzlich gültiges Factum dastehe, und sonach auch die Geistlichen dieser Kirche nie an andere Lehrnormen als allein an die h. Schrift gebunden werden können."

XI. Fragepunkt: Da die Vereinigungsurkunde nur in den §§. 4—8 über einige zwischen der lutherischen und reformirten Confession streitige Lehrsätze besondere Bestimmungen aufgestellt

---

*) Diese Schrift ist so eben erschienen unter dem vollständigen Titel: „Das ächte Glaubensbekenntniß unseres Herrn Jesu Christi. Ein Beitrag zur Verständigung und Einigung der Christen." Landau, Verlag von Ed. Kaußler. Preis 24 kr.

hat, so erhelle hieraus, daß die vereinigte Kirche alle übrigen, in den Bekenntnißschriften (oder symbolischen Büchern) der beiden protestantischen Confessionen enthaltenen und zwischen ihnen nicht streitigen Lehrsätze angenommen habe, und daß folglich auch die Geistlichen der vereinigten Kirche verpflichtet seien, diese zu predigen und zu lehren; daß dagegen die Berufung des Pfarrers Frantz auf seine vollkommene Uebereinstimmung mit dem Katechismus der vereinigten Kirche allerdings von Bedeutung seyn würde, wenn dieser Katechismus wirklich gesetzliche Gültigkeit hätte; da derselbe aber blos provisorisch eingeführt worden sei, so müsse eine Berufung auf denselben ganz unstatthaft erscheinen.

Antwort: „Eben darum, weil die Vereinigungsurkunde nur über einige Lehrpunkte in den §§. 4—8, zur Beseitigung von Streitigkeiten, besondere Bestimmungen aufstellt, sonst aber durch den §. 3 die Lehrer der Kirche blos an die h. Schrift weist, so dürfen diese auch von sonst Niemand an anderweite Lehrbestimmungen gebunden werden, indem ja sonst offenbar die symbolischen Bücher, trotz dem §. 3, für die vereinigte Kirche in Kraft bestünden. — Wohl aber glaube ich, daß ein Geistlicher sich getrost auf seine Uebereinstimmung mit dem Katechismus berufen darf, welcher, wenn auch nur provisorisch eingeführt, doch schon dreißig Jahre lang im Gebrauch ist, und jedenfalls diejenigen Punkte enthalten muß, welche die Kirche für wesentliche Grundlehren gehalten wissen will."

Hierauf wurde von einem Mitgliede des Consistoriums entgegnet: der Katechismus sei nur für Kinder bestimmt, die Lehre von der Gottheit Jesu sei aber eine so schwere, daß sie von Kindern noch nicht verstanden werden könnte, weßhalb dieselbe auch in einem Katechismus nicht zu stehen brauche. Die Christenlehre und die Sonntagsschule sei dazu bestimmt, um der reiferen Jugend solche schwerverständliche Lehren erst später vorzutragen. — Ich erwiederte: Was eine Kirche für eine Haupt- und Grundlehre ansehe, müsse schlechterdings auch in ihrem Religionslehrbuche stehen. Ueberdies sei ja auch bekannt, daß diejenigen Geistlichen, welche an die Gottheit Jesu glauben, diesen Lehrsatz den Kindern nicht erst nach der Confirmation vortragen, sondern schon so frühe als möglich ihnen einzuprägen suchen. Auch sei in allen orthodoxen

Katechismen dieser Lehrsatz ja ausdrücklich ausgesprochen; wenn derselbe daher in einem Katechismus nicht vorkomme, so sei das ein unwidersprechlicher Beweis, daß die Kirche denselben eben nicht für eine ihrer wesentlichen Grundlehren anerkenne.

Diese Bemerkungen wurden jedoch nicht zu Protokoll genommen.

XII. Fragepunkt: Da auch in dem Gesangbuche der vereinigten Kirche die Lehre von der Gottheit Jesu vorkomme, z. B. in dem Liede **148** V. **3** und anderen, so sei dies ein Beweis, daß die vereinigte Kirche sich allerdings zu diesem Glauben bekenne.

Antwort: „Daß in dem Gesangbuche der vereinigten Kirche einige Liederverse vorkommen, welche die Gottheit Jesu enthalten, ist zwar ein Beweis, daß die vereinigte Kirche dieses Dogma nicht widerspricht, sondern den Glauben an dasselbe zuläßt, nicht aber, daß sie es zu glauben befiehlt oder gar als eine Grundlehre betrachtet."

XIII. Fragepunkt: Ob Pfarrer Frantz, wenn ihm jemals die Ausübung des geistlichen Amtes wieder anvertraut werden sollte, in diesem Falle sich für verpflichtet erkenne, die allgemeine protestantische Kirchenlehre zu predigen und zu lehren?

Antwort: „Ich erkläre, daß ich mich, wie jeden anderen Pfarrer der vereinigten Kirche, verpflichtet erkenne, die allgemeine protestantische Kirchenlehre in der durch die §§. **3** bis **8** der Vereinigungsurkunde festgesetzten Weise zu predigen und zu lehren; dieses jedoch in dem Sinne meiner vorhergegangenen Depositionen."

Nachdem diese protokollarischen Verhandlungen beendigt waren, wurde ich nun noch ermahnt: wenn ich ein Herz und Gefühl für die vereinigte Kirche habe, so möge ich dahin zu wirken suchen, daß die in meiner Gemeinde, wie in der ganzen Pfalz herrschende Aufregung sich wieder lege; worauf ich erwiederte: dies stehe erstlich nicht bei mir; und anderntheils sei diese Aufregung dadurch entstanden, daß die vereinigte Kirche sich von dem k. Oberconsistorium in ihrem Fundamente bedroht, in ihrem innersten Leben angegriffen sehe, weßhalb sie genöthigt sei, sich dagegen zu vertheidigen so gut

sie könne. Ich sei dabei überzeugt, daß das k. Consistorium, so gut wie alle Pfälzer, wisse, was der wahre Sinn der Vereinigungsurkunde und namentlich der Sinn der in ihrem §. 3 garantirten Glaubens- und Lehrfreiheit sei, so wie auch dem k. Consistorium nicht unbekannt seyn könne, daß das k. Oberconsistorium diesen Grundsätzen der vereinigten Kirche von Anbeginn an im höchsten Grade abgeneigt gewesen sei, und auf alle Weise bisher getrachtet habe, dieselben thatsächlich umzustürzen; daher halte ich dafür, es sei Pflicht des k. Consistoriums, sich der vereinigten Kirche anzunehmen und ihre in der Vereinigungsurkunde aufgestellten Grundsätze und zugesicherten Rechte, nach deren wahrem Sinne, gegen die Eingriffe des königl. Oberconsistoriums zu vertheidigen. Hierauf wurde mir erwiedert: daß es eben keineswegs ausgemacht sei, daß die Bestimmungen der Vereinigungsurkunde in dem von mir denselben beigelegten Sinne zu verstehen seien. Auf meine Bemerkung: „daß in streitigen Fällen nur der Generalsynode die authentische Interpretation der Vereinigungsurkunde zustehen könne," wurde erwiedert: „jedoch nicht ohne Zuziehung der übrigen Instanzen."

Zu Hause angekommen, entwarf ich sogleich eine Eingabe an das k. Ministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten, worin ich gegen das k. Oberconsistorium Beschwerde führte: 1) Daß mir die begehrte schriftliche Hinausgabe jener Fragepunkte verweigert, und so eine gründliche Vertheidigung unmöglich gemacht worden sei; 2) daß, während das kgl. Consistorium wegen einer „Thathandlung," nämlich wegen Aufstellung meines Glaubensbekenntnisses (laut Rescript vom 4. März und 22. April 1846) blos ein Disciplinarverfahren gegen mich eingeschlagen habe, mit der ausdrücklichen Bemerkung, „daß durch die getroffene Maßregel lediglich eine ahndungswürdige **Handlung**,*) nicht aber die auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung geäußerte, wenn auch unrichtige und verwerfliche Ansicht, oder gar das innere Forum des Gewissens des betheiligten Geistlichen habe erreicht werden

---

*) Dieses Wort ist in dem Rescripte des k. Consistoriums doppelt unterstrichen.

wollen," daß dagegen das k. Oberconsistorium die ganze Sache auf den **dogmatischen** Standpunkt gerückt habe, indem dasselbe mich **wegen meiner Glaubensansicht** für unfähig erkläre, das geistliche Amt ferner zu verwalten; 3) daß dem k. Oberconsistorium bekannt sei, daß die Mehrzahl der Geistlichen in der Pfalz die nämliche Glaubensansicht mit mir theilen, und es doch diese ungestört in ihrem Amte lasse; ja, daß demselben schon vor etwa fünf Jahren durch eine Synodalarbeit, in welcher ich die Lehre von der Gottheit Jesu förmlich und ausführlich bestritten, diese meine Glaubensansicht bekannt geworden sei, ohne daß es doch damals sich verpflichtet gehalten habe, deßwegen gegen mich einzuschreiten; 4) daß dem k. Oberconsistorium der wahre Sinn des §. 3 der Vereinigungsurkunde nicht unbekannt seyn könne, und daß dasselbe, obgleich jener Paragraph nichts Anderes als „Glaubensgrund noch **Lehrnorm**" für die vereinigte Kirche anerkennt, dennoch die Geistlichen in ihrem Predigen und Lehren an die symbolischen Bücher binden wolle, indem es diese zwar nicht für „primäre" Lehrnom, aber doch ihrem ganzen Inhalte nach für verbindlich für die vereinigte Kirche erkläre, wodurch der §. 3 der Vereinigungsurkunde geradezu umgestoßen werde; 5) daß das k. Oberconsistorium, ungeachtet meiner wiederholten und entschiedensten Erklärung, daß ich nicht widerrufen könne, dennoch fort und fort Widerruf unter Androhung der Absetzung verlange, was die Zumuthung involvire, mich der schmählichsten Heuchelei schuldig zu machen; 6) daß das k. Oberconsistorium durch meine bereits anderthalb Jahre andauernde Suspension den kirchlichen Ruin der hiesigen Gemeinde herbeiführe, und zugleich die ganze Pfalz in eine Aufregung gebracht habe, welche unabsehbare Folgen für die vereinigte Kirche nach sich ziehen könne.

Ich habe deßhalb an das k. Ministerium (resp. an den k. Oberkirchenrath) die Bitte gestellt, sowohl mich, als einen auf dem gesetzlichen Boden der Vereinigungsurkunde stehenden Geistlichen, gegen die ungesetzlichen Maßregeln des k. Oberconsistoriums zu schützen, als überhaupt die gesetzlichen Grundbestimmungen der vereinigten Kirche mit strenger Gerechtigkeit aufrecht zu erhalte. F.

53.

Literatur.

a) Geistliche Harfenklänge. Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. Von L. Meißer, Pfarrer in Temea. Chur und Leipzig. Verlag der Grubenmann'schen Buchhandlung. 1847. 120 Seiten.

Gute Erbauungsbücher halten wir für ein Bedürfniß unserer Zeit, die nicht reich daran ist; daher haben wir auch die Sammlung religiöser Lieder mit Vergnügen in die Hand genommen, haben jedoch nicht ganz gefunden, was wir gewünscht. Der Verf. derselben macht selbst in seinem poetischen Vorworte „Dem Herrn geweiht" keinen Anspruch auf Vorzüglichkeit. Seine Lieder unterliegen keinem besonderen Tadel; ihr Inhalt ist ganz gut und christlich, doch finden sich gar wenig neue oder tiefere Gedanken darin; manche Gedichte sind recht entsprechend, keines aber, welches das Gemüth mit besonderer Innigkeit berührte, oder mit besonderem Ernste ergriffe; die Sprache ist gut, die Verse sind fließend, doch ohne höheren Schwung, mitunter auch wohl ziemlich prosaisch. Die Gegenstände sind ganz zweckmäßig gewählt, wie folgendes Inhaltsverzeichniß zeigt: 1) Dem Herrn geweiht. 2) Das neue Lied. 3) Die christlichen Festzeiten. 4) Adventslied. 5) Die erste Weihnachtsfeier. 6) Weihnachtsfreude. 7) Bethlehem. 8) Das Kreuztragen. 9) Am Charfreitage. 10) Der neue Lebensbaum. 11) Osterlied. 12) Blick auf das Grab am Ostermorgen. 13) Am Osterabend. 14) Der große Sieger. 15) Am Himmelfahrtsfeste. 16) Zur Pfingstfeier. 17) Die Friedensboten. 18) Missionslied. 19) Die Mission unter Israel. 20) Es ist böse Zeit. 21) Bitte um den heiligen Geist. 22) Am Sonntage. 23) Freude im Hause des Herrn. 24) Die Gemeinde auf dem Berge. 25) Die christliche Hausgemeine. 26) Wonne der Andacht. 27) Es ist in keinem Andern Heil. 28) Jesus, der gute Hirte. 29) Kommet zu Jesu. 30) Hingabe an Jesus. 31) Eins ist noth. 32) Hast du mich lieb? 33) „Herr, daß ich gesund werde!" 34) Wir müssen durch viele Trübsale in das Reich Gottes eingehen. 35) Vertrauen auf Gott. 36) Ergebung in den göttlichen Willen. 37) Sorge nicht! 38) Der

Segen Gottes. 39) Alles mit Gott. 40) Jede gute Gabe kommt von oben. 41) Das Buch der Bücher. 42) Am Morgen. 43) Am Abend. 44) Die Abendglocke. 45) Die Gnadenzeit. 46) Am Jahresschlusse. 47) Am Geburtstage. 48) An einem Confirmationstage. 49) Am Tage der Trauung. 50) Frühlingslied. 51) Morgenfeier im Frühling. 52) Im Sommer. 53) Grablied. 54) Der Wanderer am Grabe. 55) Des Christen Heimweh. 56) Pilgerlied. 57) Thränensaal. 58) Der Bau aus Gott. 59) Gott zum Preise. 60) Zum Schlusse.

Wir geben hier zwei Lieder, die wir unter die besseren des Buches rechnen:

1) Osterlied.

Strahle, heit're Ostersonne, Heut in jedes trübe Herz; Wecke du des Frühlings Wonne Nach des starren Winters Schmerz. Mög' an dir sich recht erwärmen, Was noch Frost gebunden hält; Heute sich kein Herz mehr härmen, Ostern bringt ja Frühlingswelt.

Siehe, tausend Särge springen, Oeffnen will sich jede Gruft, Und des Lebens Keime dringen, Aufgeweckt von Frühlingsluft, Frisch empor zu neuem Leben, Feiern mit der Osterzeit; Wollen Schmuck und Reiz ihr geben In dem neuen Osterkleid.

Du nur zeigtest noch das bleiche, Trau'rentstellte Angesicht? Gleich als wenn nur deine Leiche Dringen würde nicht an's Licht. Heut verstummen deine Klagen! Ist das Herz dir oft auch schwer, Werd' es froh am Ostertage, Sieh' hinab! Das Grab ist leer!

Schau empor! Vernimm die Kunde: „Auferstanden ist der Herr!“ So ertönt's aus jedem Munde, Und es ist der Tod nicht mehr. Seele willst du Ostern halten, Ostern dir zum Heilsgewinn, Thu' es nicht im bösen, alten Und verderbten Fleischessinn.

Fühle, welch ein Frühlingswehen! Sieh' das Ostermorgenroth! Alles will nun auferstehen, Alles flieht den kalten Tod. Dringe denn auch du zum Leben, Da des Lebens Sonne strahlt. Ohne diese bleibt es eben Trostlos, öde, todt und kalt.

2) Die Abendglocke.

Horch'! die Abendglocke läutet. Ist es nicht ein trauter Klang? Weißt doch wohl, was das bedeutet? Hörst ihn ja schon Jahre lang.

Horch' denn! ihre Töne schweben Zitternd durch die Abendluft Einen Tag von Deinem Leben, Pilger, läutet es zur Gruft.

Horch'! Sie zeigt mit ehr'nem Munde Dir den Feierabend an. Frage dich zu dieser Stunde: „Hab' ich treu mein Werk gethan?"

Horch'! Sie mahnt in frommer Weise: Falt' die Hände zum Gebet! Lobe Gott und dank' und preise, Daß es nun zur Ruhe geht.

Horch'! Das will ihr Klang noch deuten: Denk' auch an die Ruh' im Grab'. Hör' bei jedem Abendläuten Ihr dein Grabgeläute ab.

Der Herr Verfasser ist orthodox, jedoch tritt dies wenig hervor; indessen kann er sich S. 44 doch nicht enthalten, den Lichtfreunden einen Hieb zu geben: „Keinen Heiland, keinen Retter, wollen diese Lichtanbeter; o wie sind dem Licht sie feind!" Da nun wir auch zu den Lichtfreunden gehören, so sollten wir billig dem Herrn Verfasser auch wieder Eins versetzen, aber statt dessen begnügen wir uns, ihn zu versichern, daß wir weder dem Licht, noch Christus feind sind, sondern ihn vielmehr für das Licht der Welt halten, wenn auch nicht mit dem Herrn Verfasser für unsern „Herrn und Gott" (S. 31); ja wir nehmen keinen Anstand, diese Gabe des Herrn Verfassers auch denjenigen unserer Leser, welche mit uns zu den Lichtfreunden gehören, zu empfehlen, sofern sie gerne religiöse Poesieen lesen. Die von Witschel sind unstreitig besser; doch sind die vorliegenden mannigfaltiger, und das Meiste darin wird man ganz gerne lesen. Lichtfreunde müssen überdies schon so tolerant seyn, daß sie sich auch an dem, was hier und da gegen ihre Ansicht vorkommt, nicht ärgern. — Die Sammlung ist ohne Zweifel nicht theuer; der Preis ist nicht angegeben, dürfte aber etwa 30 bis 36 kr. seyn. F.

---

b) Die Bekehrung zu dem Herrn und das evangelische Predigtamt. Antrittspredigt, am Dreieinigkeitsfeste 1847 in der protestantischen Pfarrkirche zu München gehalten von J. Rust, der Theologie und Philosophie Doktor, k. Obercon-

sistorialrathe und Hauptprediger. Auf vielfaches Verlangen dem Drucke übergeben. München, 1847, Verlag von E. A. Fleischmann.

Wir hätten keine Veranlassung gehabt, diese Predigt zu besprechen; da dieselbe uns aber von der Verlagshandlung zu diesem Zwecke zugesendet worden ist, so finden wir auch keinen Grund, es abzulehnen. — Der Text ist die evangelische Perikope des Trinitatissonntages Joh. 3, 1 — 16 (Jesu Unterredung mit Nikodemus über die Wiedergeburt.) Der Hauptsatz der Predigt „die Bekehrung zu dem Herrn und das evangelische Predigtamt" wird in drei Theilen ausgeführt: I. „Das Kommen zu dem Herrn," als der Anfang der Bekehrung. (Nikodemus kommt zu Jesu, er erkennt bereits etwas Höheres in ihm, aber seine Erkenntniß ist noch eine mangelhafte, oberflächliche, seine Seele ist noch von Bedenken, Zweifeln und Vorurtheilen erfüllt; doch ist dieses Kommen der erste Schritt zur Bekehrung.) II. „Die neue Geburt in dem Herrn," als der Fortschritt in der Bekehrung. („Wahrlich, ich sage dir: es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen." Der von Geburt der Sünde verfallene Mensch wird durch die Wiedergeburt in Christo eine neue Kreatur.) III. „Das volle Leben in dem Herrn," als die Vollendung der Bekehrung. (In der Gemeinschaft mit Christo gelangt der Mensch zur reichsten Fülle des Glaubens, der Liebe, des Friedens und der Hoffnung.) — An der Form dieser Predigt läßt sich nichts ausstellen. Die Sprache ist sehr abgerundet, gehoben und eindringlich. Unsere Ausstellungen betreffen nur den Inhalt, und in diesem Zweierlei: erstens, daß die orthodoxkirchliche Religionsansicht als die alleinchristliche bezeichnet wird, und zweitens, daß Die, welche diese Religionsansicht nicht theilen, intolerant beurtheilt werden. Wir wollen Dasjenige, was in der Predigt sich auf diese beiden Punkte bezieht, hier anführen und unsere Meinung darüber sagen.

Der Herr Verfasser benützt die Bedeutung des Sonntags, an welchem diese Predigt gehalten wurde, um besonders die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes und den Glauben an die Gottheit Jesu, als Grundlehre und Mittelpunkt des ganzen Christenthums hervor-

zuheben. Daß er sowohl in der evangelischen als in der epistolischen Textperikope jenes Tages „den entschiedensten Glauben an den dreieinigen Gott“ ausgedrückt findet (S. 5), können wir uns nicht füglich erklären, da diese biblischen Stellen (Joh. **3**, **1**—**16** und Röm. **11**, **33**—**36**) nicht nur kein einziges Wort, sondern auch nicht einmal irgend eine Andeutung von einer Dreiheit Gottes enthalten. In der That, es ist uns ganz unbegreiflich, wie man (S. 5) sagen kann: „Erwäget den Inhalt des vorgelesenen Evangeliums. Wie klar, wie bestimmt verkündigt es Gott Vater, Sohn und heiligen Geist in dem Werk der Wiedergeburt, der Bekehrung.“ — Deßwegen kann denn auch die unmittelbar vorhergehende Behauptung: Nur mit ihm (nämlich mit dem Glauben an den dreieinigen Gott) sind wir eingefügt in den Leib des Herrn, in seine Kirche, die auf diesem Bekenntnisse ruht, in ihm lebt und besteht,“ — hier keineswegs als eine wohlbegründete erscheinen, weil sie sich auf die so eben angeführten Stellen der Schrift stützen will. Diese gleich im Anfang der Predigt vorkommende Behauptung ist zwar nicht auf eine schroff klingende Weise ausgesprochen, ist aber in der That doch eine sehr schroffe; denn durch jenes „Nur“ rc. werden Alle, welche den Glauben an einen dreieinigen Gott nicht bekennen, als außerhalb der christlichen Kirche stehend, d. h. also für Unchristen erklärt. — Ein ähnliches Urtheil reiht sich an dieses gleich wenige Zeilen weiter unten in den Worten: „Der ich mit allen wahrhaft evangelischen Christen der Ueberzeugung lebe, daß wir Prediger des göttlichen Wortes nichts Anderes den Gemeinden vorzutragen haben, als dieses Wort und seine Auslegung und Anwendung nach kirchlichem Bekenntnisse.“ Hiezu ist zweierlei zu bemerken. Erstens: Ist das wirklich und wahrhaft „evangelisch,“ daß der Prediger des göttlichen Wortes den Gemeinden dieses nur nach dem „kirchlichen Bekenntnisse“ vortragen soll? Unsere Kirche heißt „evangelisch“ aus dem nämlichen Grunde, warum sie „protestantisch“ heißt. Sie hat sich im Gegensatz zur katholischen Kirche „evangelisch“ genannt, weil sie, die vielfachen Menschensatzungen jener Kirche verwerfend, nur Dasjenige für ächtes Christenthum erkennt, was sie im Evangelium, was sie überhaupt in der heil. Schrift gelehrt findet. Sie hat sich „protestantisch“ genannt im

Gegensatz gegen das Pabstthum, weil sie dagegen protestirt, daß irgend ein Mensch sich das Recht anmaße, der alleinige, infallibele, über jeden Irrthum erhabene Ausleger der Schrift zu seyn. Denn auch die katholische Kirche behauptet, daß sie Nichts lehre, was der Schrift widerspreche; nur stellt sie als Glaubenssatz auf: die Kirche, d. h. nach ihrem Sinne: der Pabst und die Bischöfe sind die alleinig gültigen Ausleger der Schrift; was sie demnach für christliche Lehre und Glaubenswahrheit erklären, das muß von allen Gliedern der Kirche angenommen werden. Dagegen haben die Reformatoren protestirt. Sie behaupteten dem Pabst und den Bischöfen gegenüber: „Uns und allen andern Christen steht so gut wie euch das Recht zu, die heil. Schrift zu lesen und nach unserer eigenen Ueberzeugung auszulegen, denn offenbar legt ihr sie in gar manchen Punkten falsch aus!" Dies ist der oberste Grundsatz, auf welchem die protestantisch-evangelische Kirche gegründet ist. Es ist demnach „evangelisch," seinen Glauben nur auf die heilige Schrift zu gründen, und nicht auf irgend eine Auslegung derselben, mag diese herrühren, von Wem sie wolle. Wenn nun die Reformatoren und nach ihnen andere Theologen Dasjenige, was sie für die ächte Schriftauslegung hielten, in gewissen Bekenntnißschriften (symbolischen Büchern) niederlegten, — konnte es nun ihre Meinung seyn, die Christen daran zu binden? Unmöglich! Sie wären ja damit von ihrem eigenen Grundsatze abgefallen und hätten sich selbst eine päbstliche Untrüglichkeit angemaßt. Sie haben das aber auch nicht gewollt; sie haben vielmehr jederzeit ausdrücklich ausgesprochen, Die, welche nach ihnen kommen würden, sollten es noch besser zu machen suchen als sie. Wenn wir denn nun, nachdem seit dreihundert Jahren die Wissenschaften so manche Fortschritte gemacht haben, wenn wir denn nun erkennen: die Reformatoren waren auch Menschen und haben deßwegen auch hin und wieder geirrt; sie haben auch in diesem und jenem Punkte die Schrift nicht richtig ausgelegt, — sind wir dann dennoch mit unserem Glauben und als Prediger mit unseren Lehren fort und fort an ihre Auslegung gebunden? Stimmt des Predigers Ueberzeugung mit diesen Bekenntnissen der früheren Zeit überein, wohl! so predige er darnach. Aber wenn er findet, daß irgend ein Punkt in denselben mit den

klaren und deutlichen Aussprüchen der Vernunft und der heiligen Schrift nicht übereinstimmt, ist er dann nicht berechtigt und verpflichtet, daß er, als Diener der Wahrheit, der Wahrheit die Ehre gebe? Wenn es aber nun heut zu Tage in der That sehr Viele gibt, welche überzeugt sind, daß in jenen alten Bekenntnißschriften die heil. Schrift nicht in allen Punkten nach ihrem wahren Sinn, Geist und Zusammenhang ausgelegt worden sei, wenn sie demnach in ihrem Glauben und in ihrem Lehren in solchen Punkten von jenem älteren Bekenntnisse der Kirche abweichen, handeln sie dann pflichtwidrig? Sind sie dann nicht mehr „evangelisch"? Oder könnte Jemand glauben, die Reformatoren hätten wirklich die Absicht gehabt die Christenheit auf immer und ewig gerade an ihre Schriftauslegung zu binden? Sie waren weit davon entfernt, dies zu wollen, und konnten es nicht wollen, weil sie dadurch mit sich selbst in Widerspruch gerathen wären, weil sie dann sich selbst jene Untrüglichkeit beigelegt hätten, welche sie dem Pabst und den Bischöfen absprachen. Ziemt es sich also, daß ein evangelischer Prediger behaupte, nur Die seien „wahrhaft evangelische Christen," welche unbedingt an dem „kirchlichen Bekenntnisse" festhalten? Wenn z. B. ich, und mit mir noch sehr viele Christen und Theologen der festesten Ueberzeugung sind: von der Gottheit Jesu steht Nichts in der Bibel, sondern diese Lehre ist nichts mehr und nichts weniger, als eine Tradition,*) für welche man wohl diese und jene dunkle Schriftstelle mit einigem Schein anführen kann (wie auch die katholische Kirche für ihre traditionellen Lehren manche Schriftstellen anzuführen weiß); aber tausend andere klare und deutliche Stellen und namentlich der Zusammenhang der ganzen Schrift sprechen dagegen, — wenn wir also fest überzeugt sind, diese Lehre, und so noch manche andere, ist nicht Schriftlehre, obwohl die Reformatoren sie dafür hielten, — sind wir dann nicht mehr evangelisch? Oder Wer hat in der evangelischen Kirche das Recht, sich hinzustellen und zu sagen: wer die Schrift nicht auslegt, wie Luther und ich sie auslegen, der ist kein „wahrhaft evangelischer Christ"? — Daß der Herr Verfasser an eine „angeborene Sünde" glaubt (S. 12), darüber wollen wir nicht mit ihm rechten, obgleich wir es unserstheils für etwas sich selbst Widersprechendes halten, indem die Sünde nur im Willen der Menschen liegt, und ohne Wissen und Willen des Menschen keine Sünde stattfinden kann, folglich auch von keiner Sünde bei dem Menschen die Rede seyn kann, ehe er Bewußtseyn und Willen hat. Doch gegen Ansichten muß man tolerant seyn. Wenn nur auch der Herr Verfasser gegen die Ansichten Anderer tolerant wäre! Aber das ist er nicht; denn

---

*) Unter dem Ausdrucke Tradition versteht die katholische Kirche diejenigen Glaubenslehren, welche sich durch mündliche Ueberlieferung fortgeerbt haben, und zwar (wie sie behauptet) von Jesus auf die Apostel, und von diesen wieder weiter, und so fort bis heute.

Alles, was nicht mit seinen Glaubensansichten übereinstimmt, das gilt ihm für Unglaube, für absichtliche Verstockung und für Satanswerk. S. 9 heißt es: „Sie (die gläubigen Christen) empfinden ein Grauen beim Anblicke der Verwüstung, die der Unglaube bereits angerichtet hat; sie erbeben vor den Folgen, die sein Werk in den theuersten und heiligsten Verhältnissen noch haben könnte; sie fühlen es, mit ihm gehe aller Halt, aller Trost im Leben, aller Friede, alles Heil im Tode zu Grunde." Das ist nun Alles ganz wahr, sofern es vom wirklichen Unglauben gesagt wird, aber der Herr Verfasser versteht unter Dem, was er Unglaube nennt, Etwas, das nicht Unglaube, sondern nur eine von dem seinigen verschiedene Glaubensansicht ist. Ziemt es sich aber, eine verschiedene Glaubensansicht „Unglaube" zu nennen? Wer das für Recht hält, der darf sich auch nicht darüber beschweren, daß die katholische Kirche alle Protestanten für „ungläubige Ketzer" erklärt, und daß die Türken alle Christen, die Katholiken mitinbegriffen, „ungläubige Hunde" schelten. Wenn S. 12 gesagt wird, daß in der heutigen Zeit „Satans Reich immer kecker sich geberdet," so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Hieb Niemand Anderem als Denjenigen gelten soll, welche mit dem Altherkömmlichen sowohl in der protestantischen als in der katholischen Kirche nicht mehr einverstanden sind und nach zeitgemäßen Reformen verlangen. Nun, vor dreihundert Jahren haben die Reformatoren und ihre Anhänger es sich auch gefallen lassen müssen, daß man sie als „Satans Reich" bezeichnete. Die Anhänger der neueren Glaubensansichten haben es zwar schon tausendmal in Rede und Schriften ausgesprochen, daß sie darum der altkirchlichen Ansicht nicht mehr zugethan seyn können, weil sie dieselbe mit ihrer Vernunft, mit ihrem Wahrheitsgefühle und mit allen ihren übrigen Ansichten von der Welt und vom Menschen, von dessen Wesen, Natur und Bestimmung im Widerspruche finden; dabei fehlt es unter ihnen nicht an Vielen, deren Leben ihnen das Zeugniß gibt, daß sie nicht leichtfertigen und unheiligen Sinnes sind, sondern daß sittlicher Ernst und ein warmes Herz für das Gute ihnen einwohnt; — aber das hilft Alles nichts, es muß eben Unglaube bei ihnen seyn, und zwar Unglaube aus absichtlicher Verstockung. S. 13 heißt es nämlich: „Darum sagen wir: Nicht der Inhalt der heil. Schrift, nicht der Inhalt des Evangeliums ist es, der, wie so Manche vorgeben, ihnen den Glauben unmöglich macht, sondern das, daß sie ihr Herz der Gnade verschließen, daß sie dem Zuge des Vaters zum Sohne nicht folgen, daß sie die Erneuerung in Christo und das Seyn in Ihm verschmähen; das, das ist der Grund ihres Unglaubens." Das sind scharfe schneidende Worte; aber der Herr Verfasser denkt wohl, es sei Pflicht gegen den vermeintlichen Unglauben scharf und schneidend zu reden, denn S. 16 sagt er: „Die Aerzte sind die gefahrdrohendsten, die die Wunde verhüllen, ob auch das Verderben derselben in das Mark des Le-

bens eingehe und den Tod bringe; die aber sind aller Ehre und Liebe werth, die, wenn's Noth thut, auch schneiden und brennen, zur Rettung, zur Gesundheit." — Es ist denn doch mit diesem Schneiden und Brennen eine eigene und bedenkliche Sache, absonderlich in Sachen der Religion. Denn ganz genau von diesem Grundsatze sind auch alle Jene ausgegangen, welche heut zu Tage Jedermann für Fanatiker erklärt, z. B. die Glaubenseiferer der heiligen Inquisition in Spanien und Italien, welche auch schnitten und brannten, und zwar im buchstäblichen Sinne, vermittelst der Folter und des Scheiterhaufens. Sie wollten auch nichts Anderes, als „dem Verderben einer (nach ihrer Meinung) in das Mark des Lebens eingehenden und den Tod bringenden Wunde" dadurch vorbeugen; sie glaubten es auch „zur Rettung, zur Gesundheit" der Christenheit thun zu müssen, und hielten sich auch „aller Ehre und aller Liebe werth." Heut zu Tage kommen freilich Glaubenskuren der Art nicht mehr vor; es wird jetzt nur noch im uneigentlichen Sinne geschnitten und gebrannt; aber mögen alle Diejenigen, welche Andersglaubende als Ungläubige bezeichnen und mit Härte über sie urtheilen, mögen sie doch ernstlich bedenken, ob diese Härte des Wortes am Ende nicht aus demselben Grund und Boden erwachse, wie jene thatsächliche Härte und Unmenschlichkeit des Fanatismus einer Gottlob! hinter uns liegenden Zeit. — Wir erinnern uns, in einer vor vielen Jahren (etwa im Jahr 1830) erschienenen Predigtsammlung desselben Herrn Verfassers, in einer Pfingstpredigt die Frage gelesen zu haben: „Wo ist der heilige Geist"? Und in der Antwort darauf, so weit wir sie noch im Gedächtnisse haben, hieß es unter Anderm ziemlich wörtlich also: „Da wo man Andersdenkende um ihres Glaubens willen verketzert und verdammt, da ist der heilige Geist wahrlich nicht!"

Tempora mutantur, et nos mutamur in illis. *) F.

Nachricht.

Für den Kirchenbau zu Landshut sind bei der Redaction dieser Zeitschrift eingegangen 185 fl. 22 kr.; weiter für 20 Exemplare der zu demselben Zwecke herausgegebenen Predigtsammlung 40 fl., zusammen 225 fl. 22 kr. — Nach Abzug von 1 fl. 7 kr. für Porto und Wechselprovision ist die Summe von 224 fl. 15 kr. an die Buchhandlung von Gebhard und Körber in Frankfurt a. M. zur Weiterbeförderung eingesendet worden.

*) Die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns mit ihnen.

54.

Anhang zu dem Artikel: „Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel."

(Schluß.)

V.

Kurzer Abriß meiner Vorstellungsform von dem Verhältnisse Gottes zur Welt und zum Menschen; zur Erklärung des Verhältnisses Jesu zu Gott. *)

1. Gott ist das Seyn an sich, (das Urseyn); d. h. er hat sein Daseyn von keinem Anderen erhalten; er ist unerschaffen.

2. Das Seyn Gottes ist gleichbedeutend mit Leben. Gott ist das Leben an sich (das Urleben.)

3. Der Begriff von Leben schließt ein: Bewußtseyn des Seyns und Aeußerung desselben oder Bewegung. Was sich nicht bewegt und dabei nicht seiner selbst bewußt ist, dem kann kein Leben zugeschrieben werden. Die Bewegung aber, sofern sie eine freie d. h. gewollte ist, nennen wir Thätigkeit. Daher kann Gott nur als selbstbewußtes und thätiges Wesen gedacht werden.

4. Des Geistes Thätigkeit aber ist Denken. Gottes Denken ist daher seine Thätigkeit.

5. Vermöge seines Bewußtseyns denkt Gott sich selbst. Wie er nun aber sein Denken außer sich hinausrichtet, wie er etwas Anderes denkt als sich selbst, so tritt dieser Gedanke Gottes in die Realität und wird ein Wirkliches und Daseyendes. Denn das Denken und Vorstellen Gottes muß nothwendig zugleich ein Wollen seyn, denn nur bei beschränkten Wesen kann das Denken und Vorstellen von dem Wollen verschieden oder demselben entgegengesetzt seyn. Das Wollen Gottes aber ist immer That, denn es gibt Nichts, was ihn, der allein das Seyn an sich ist, beschränken oder hemmen könnte. Das Denken Gottes also ist ein Schaffen.

*) Die nachstehende Theorie wird einem Manchen vielleicht dunkel und schwer verständlich erscheinen. Dies liegt theils in der Natur des abstracten Gegenstandes und noch mehr in der Kürze und Abgerissenheit, in welcher ich hier die Hauptpunkte zusammendrängen muß. Ich denke dieselbe später einmal ausführlicher und klarer darstellen zu können.

6. Indem also Gott sein Denken aus sich selbst hinausrichtet, so entsteht und besteht nun Etwas außer ihm. Das, was nun außer Gott da ist, unterscheidet sich also von Gott dadurch, daß es nicht Gott ist, und es kann sich nur dadurch von ihm unterscheiden, daß Dasjenige, was Gott wesentlich eigen ist, ihm nicht eigen ist, daß es also als Gegensatz von Gott erscheint. Gott ist das Seyn; das aus seinen Schöpfergedanken Hervorgegangene ist das Andersseyn.

7. Das Seyn oder Wesen Gottes nennen wir Geist, und es ist ihm eigen 1) Selbstbewußtseyn und Bewegung (oder Thätigkeit), 2) Unbeschränktheit durch Raum und Zeit. Diese Eigenschaften müssen also dem Andersseyn fehlen: es muß bewußtlos und bewegungslos und durch Raum und Zeit beschränkt seyn. Wir nennen es die Materie. Es ist der Weltstoff in seiner gänzlichen Unbestimmtheit und bloßen Körperlichkeit.

8. Vermöge der Bewegung in dem Denken Gottes erhält das Andersseyn Verschiedenheit. Es kommt Mannichfaltigkeit in die Materie. (Grundstoffe, Elemente.)

9. So weit erscheint das Geschaffene als der völlige Gegensatz zu dem Schöpfer. Dieser Gegensatz aber ist nicht ohne Vermittlung. Im Gegentheil, diese Vermittlung geht nothwendiger Weise aus dem Wesen Gottes hervor. Denn wie das Geschaffene, die Materie, der Weltstoff, dadurch in's Daseyn tritt, daß Gott sein Denken aus sich hinausrichtet, und wie dadurch, daß Gott nun etwas Anderes gedacht hat als sich selbst, das Geschaffene als das Andersseyn, als der Gegensatz von Gott erscheint, so ist doch dieser Gegensatz aus ihm entsprungen, so ist doch aus seinem Seyn das Andersseyn hervorgegangen. Hierin liegt nun schon die Aufhebung des schlechthinigen Gegensatzes, indem dadurch ein Verhältniß zwischen Gott, dem Unerschaffenen, und dem Geschaffenen, der Materie, besteht. Das Geschaffene ist ja sein Werk und Eigenthum.

10. Jener Gegensatz aber wird noch weiter aufgehoben dadurch, daß Gott, dessen Denken an nichts, also auch nicht an jenen Gegensatz gebunden ist, denselben aufgehoben denkt; wodurch nun eine Verbindung des Andersseyns mit den Eigenschaften des Seyns entsteht; d. h. es verbindet sich nun mit der Materie Dasjenige,

was nur dem Geiste wesentlich eigen ist. Sie, die an und für sich bewußtlose und bewegungslose, wird mit Bewegung und Bewußtseyn verbunden.

11. Da Gott in der steten Bewegung seines Denkens die Aufhebung jenes Gegensatzes in jedem Maße denkt, so entsteht dadurch stufenweise eine immer vollständigere Verbindung des Andersseyns mit den Eigenschaften des Seyns, eine immer reichere Durchdringung der Materie mit dem Göttlichen, eine stufenweise, immer höhere, vollkommnere, göttlichere Gestaltung der Werke Gottes (des Geschaffenen).

(Hierin liegt nun auch der Grund, warum die Betrachtung aller Dinge zur Erkenntniß Gottes führt. Wir sagen: wir erblicken in allen Dingen Spuren seiner schaffenden Hand. Dies ist richtig. Aber richtiger vorgestellt und tiefer aufgefaßt ist es, wenn wir sagen: In allen Dingen offenbart sich Gott, weil alle Dinge aus seinem Seyn hervorgegangen sind, und darum in Allem dieses sein Seyn sich abspiegelt).

12. Die ganze Schöpfung muß also angesehen werden als eine stufenweise Aufhebung des ursprünglichen Gegensatzes zwischen dem Seyn und dem Andersseyn, oder eine stufenweise immer reichere Verbindung und Durchdringung der Materie mit den Eigenschaften des Geistes, oder des Urseyns, d. h. Gottes.

Verfolgen wir nun diesen Stufengang.

13. In §. 7 haben wir bereits gesehen, daß die Materie, als das Andersseyn oder Gegensatz des Urseyns, an und für sich der Eigenschaften ermangeln muß, welche jenem zukommen, daß sie also, weil diese Eigenschaften Bewußtseyn und Bewegung sind, an und für sich bewußtlos und bewegungslos seyn muß. Dies ist die erste Stufe des göttlichen Schaffens, wobei das Geschaffene noch als gänzlicher Gegensatz zu dem Schöpfer erscheint, welcher nur darin seine Vermittlung hat, daß es durch Ihn entstanden ist, daß es aus Ihm und in Ihm besteht.

14. In §. 8 haben wir gesehen, daß das Geschaffene, die Materie, vermöge des fortwährend in Bewegung oder Thätigkeit seienden Denkens Gottes, aus ihrer blos allgemeinen und unbestimmten

Körperlichkeit in eine Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit, als Elemente oder Grundstoffe auseinandertritt; wobei sie jedoch in ihrer Bewußtlosigkeit und Bewegungslosigkeit beharrt. Dies ist die zweite Stufe des göttlichen Schaffens.

15. Diese durch die Bewegung, also durch die Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit des göttlichen Denkens in die Materie eintretende Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit scheidet die Materie demnach in Grundstoffe oder Elemente, welche ihre verschiedenen Eigenschaften haben, aber dadurch blos für sich neben einander bestehen, ohne irgend einen Einfluß auf einander ausüben zu können. Hier theilt sich nun aber das göttliche Seyn in einer weiteren Potenz dem Andersseyn mit. Wie nämlich das Andersseyn (die Materie), weil aus Gott entsprungen, mit Ihm in einem Verhältniß, in einer Beziehung und Verbindung steht, so müssen auch die durch Sein Denken in eine Vielheit und Mannichfaltigkeit auseinander gegangenen Grundstoffe oder Elemente, obwohl von einander geschieden, dennoch auch, — wie und weil mit Ihm, — so auch untereinander und zu einander in einem Verhältniß, in einer Beziehung, in einer Verbindung stehen. Diese Beziehung des Getrennten zu einander, diese verwandtschaftlich nothwendige Verbindung des Geschiedenen mit einander, äußert sich als gegenseitige Anziehung. Wir nennen dies „Kraft." Es tritt hiermit Bewegung in die Materie. Dritte Stufe des göttlichen Schaffens.

(Diese in dem Wesen Gottes und in seinem Verhältnisse zu der Schöpfung begründete und daraus hervorgehende Anziehungskraft ist ein großes Grundgesetz, welches wir in allen möglichen Formen, in allen einzelnen Theilen, sowohl der körperlichen als der geistigen Schöpfung wirksam sehen.)

16. Die vermöge dieser Anziehungskraft in Bewegung gebrachten und in Verbindung mit einander gesetzten Elemente, äußern nun nach ihrer verschiedenartigen Eigenthümlichkeit auch eine verschiedenartige Wirksamkeit, sowohl gegenseitig unter einander, als auch sodann in Verbindung mit einander; dies nennen wir dann die Naturkräfte.

17. Dadurch, daß die Grundstoffe, vermöge dieser ihnen einwohnenden verschiedenen Kräfte sich einander anziehen und auf die

mannigfaltigste Weise sich mit einander verbinden, dadurch tritt die unbestimmte Körperlichkeit der Materie in eine Form und wird zu einem bestimmten Körper.

In der Form der Körper offenbart sich nun das Denken Gottes (hier als Verstand gedacht) als Regelmäßigkeit und Schönheit.

18. Die Körper entstehen demnach durch die Verbindung verschiedener Elemente, vermöge deren Anziehungskraft und der dadurch hervorgebrachten Bewegung zu einander hin. Es ist also bereits Bewegung (eine Eigenschaft des göttlichen Seyns) in die Materie getreten. Diese Bewegung aber beschränkt sich nur auf das Allgemeinste: sobald die sich anziehenden Elemente einander gefunden haben, ist der Trieb der Bewegung (die Anziehungskraft) befriedigt und wirkt nicht weiter. Der Körper hat keine Bewegung in sich, sondern beharrt im Zustand der Ruhe. Unorganische Körper. Erste Klasse der geschöpflichen Dinge.

19. Gottes Denken offenbart sich immer weiter; die Eigenschaften seines Seyns treten immer reicher in den andersseienden Gegensatz (in das Geschaffene, in die Materie) hinein. Die nächste Stufe des Schaffens ist, daß die Anziehungs- und Bewegungskraft, die dem durch sie entstandenen Körper einwohnt, aber als eine gebundene, nun gelöst wird. Der unorganische Körper, das Mineral, hat keine eigene Bewegung, es kann nur nach Außen hin auf Anderes anziehend und bewegend wirken. Verbindet sich nun aber eine höhere Potenz der Bewegung (und Anziehungskraft) mit dem Körper, so wird er ein organischer. Der unorganische Körper, der Stein, bildet sich und vergrößert sich dadurch, daß er gleichartige Stoffe an sich zieht. Der organische Körper, die Pflanze, thut dies auch; sie hat den nämlichen Anziehungstrieb, wie der Stein, allein sie thut es schon auf eine ganz andere, weit freiere Weise, sie hat schon Bewegung in sich selbst, sie streckt und bewegt sich selbst, durch ihren Anziehungstrieb, wie durch einen Instinkt geleitet, zu dem hin, was ihrem Seyn und dessen Erweiterung entspricht; die Pflanze geht mit ihren Wurzeln, Blättern und Aesten schon mit einer gewissen Selbstthätigkeit ihrer Nahrung, der Luft, dem Lichte und den verschiedenen in der Erde ruhenden Stoffen nach, und wählt mit ihrem Instinkte gerade diejenigen aus und

erfaßt sie, welche ihrer Eigenthümlichkeit entsprechen. Zweite Klasse der geschöpflichen Dinge. Organisch-vegetabilische Körper. (Pflanzen.)

20. Indem die Bewegung oder Thätigkeit als eine Grundeigenschaft des Urseyns in das geschaffene Seyn eintritt, entsteht also Bewegung in der Materie und Körper, welchen eine (theils unorganische, theils organische) Bewegungskraft einwohnt. Indem nun aber auch die andere wesentliche Grundeigenschaft des Urseyns, nämlich das Bewußtseyn in das Andersseyn eintritt, so entsteht eine neue höhere Stufe der Schöpfung, nämlich das eigentliche Leben, Geschöpfe mit Bewußtseyn und eben darum auch mit willkürlicher Bewegung oder Thätigkeit. Dritte Klasse der geschöpflichen Dinge. Zweite Hauptstufe. Organisch-animalische Geschöpfe. (Thiere.)

21. Das große Gesetz der Anziehung des Verwandten zeigt sich auf dieser Stufe der Schöpfung in einer neuen Art und Weise wirksam; indem es das Thier, welches durch sein Bewußtseyn nunmehr willkürliche Bewegung hat, zwar nicht mehr, wie die Pflanze oder die unorganischen Körper, in blinder bewußtloser und willenloser Nothwendigkeit zwingt, das Gleichartige anzuziehen und sich anzueignen, wohl aber dem Lebensbewußtseyn des Geschöpfes den Trieb darnach mittheilt; welcher einestheils ein unüberwindlicher Drang ist nach Befriedigung eines Bedürfnisses, und anderntheils ein bestimmtes Gefühl, das dem Geschöpf sicher anzeigt, was der Gegenstand sei, durch welchen jenes Bedürfniß befriedigt werden könne. Wir nennen dies beim Thiere den Instinkt. Es gehören hierher z. B. Hunger und Durst und deren Befriedigung durch gewisse Stoffe verschiedener aber bestimmter Art; ferner die Triebe zur Erhaltung des Geschöpfes, z. B. der so merkwürdige Instinkt der Zugvögel; die Triebe zur Fortpflanzung; und theilweise zu letzteren gehörend, theilweise aber auch ganz selbständig für sich bestehend, die Triebe der Anhänglichkeit und Liebe der Geschöpfe zu einander; indem diese wenigstens sich ebenso gut auf das allgemeine Gesetz der Anziehung des Gleichartigen und Wesensverwandten gründen, als die Anziehung, welche die organischen und unorganischen Körper auf Verwandtes äußern, welches Letztere gleichsam eine bewußtlose Liebe ist.

22. Das thierische Leben ist dadurch entstanden, daß Gott die seinem eigenen Seyn einwohnende Eigenschaft des Bewußtseyns mit dem Andersseyn, mit dem Geschaffenen, verbunden gedacht hat, und zwar für's Erste so, daß das Geschaffene ein Bewußtseyn vom Geschaffenen habe. Das Thier lebt darum nur in der Materie und kann nur vom Materiellen etwas wissen. Indem nun aber das göttliche Seyn noch reicher in das Andersseyn eintritt, d. h. indem Gott das Geschaffene denkt, daß es nicht blos vom geschaffenen und materiellen Andersseyn, sondern auch von dem Seyn selbst Bewußtseyn habe, so entsteht wieder eine neue höhere Klasse der Schöpfung, das geistige Leben (der Mensch). Vierte Klasse der geschöpflichen Dinge. Dritte Hauptstufe. Zweite Klasse der lebenden Wesen. Zugleich zweite Hauptklasse alles Geschaffenen. (Geist.)

23. Der Mensch ist demnach das Höchste und Letzte in der uns bekannten irdischen Stufenreihe des göttlichen Schaffens. Und obgleich Geschöpfe und Werke Gottes auf den niedrigeren Stufen mehr oder minder an den Eigenschaften des göttlichen Seyns theilnehmen, so steht doch der Mensch dadurch, daß er Bewußtseyn des Seyns selbst hat, d. h. also 1) Bewußtseyn seiner selbst (Selbstbewußtseyn) und 2) Bewußtseyn von dem Seyn, selbst (vom unerschaffenen Urseyn, vom geistigen und göttlichen Seyn): — so steht der Mensch dadurch nicht allein auf der höchsten und vollkommensten Stufe des irdischen Geschaffenen, sondern er allein hat ebendadurch eine solche Fülle des göttlichen Seyns empfangen, daß ihm vorzugsweise eine Aehnlichkeit mit Gott, göttliche Natur oder Abstammung zugeschrieben und er ein „Kind Gottes" genannt werden kann.

Diese Benennung ist eben so wenig eine Anmaßung, als dies, wenn man sagt, der Mensch erfreue sich vorzugsweise der Liebe Gottes. Dies liegt vielmehr ganz in der Natur der Sache. Alles was da ist, ist Gottes; es ist aus ihm hervorgegangen, es gehört ihm an, es besteht in ihm, es ist Offenbarung seines eigenen Seyns, also ihm verwandt. Darum kann es auch nicht anders seyn, als daß Gott seine Schöpfung liebe. Sofern sich diese Liebe des Schöpfers auf die leblose Schöpfung bezieht, nennen wir sie

Wohlgefallen; sofern sie sich auf die lebendigen mit Bewußtseyn und darum auch mit Empfindung ihres Daseyns begabten Geschöpfe bezieht, nennen wir sie Güte; insofern sie sich aber auf diejenigen Geschöpfe bezieht, welche auch von ihm, dem Schöpfer selbst, ein Bewußtseyn haben, nennen wir es Liebe im eigentlichen Sinne.

24. Ebendieselbe Wirkung, welche, aus dem Verhältniß der Wesensverwandtschaft entspringend, sich bei Gott als Wohlgefallen, Güte und Liebe gegen die von ihm geschaffenen Dinge und Wesen äußert, eben dieselbe Wirkung äußert sich bei dem Geschaffenen als das Gesetz der Anziehung. Bei den leblosen Dingen als blinde, bewußtlose Anziehungskraft, nämlich als elementarisch-unorganische und als vegetabilisch-organische; bei den belebten Geschöpfen dagegen als bewußte, d. h. mindestens als empfundene Triebe, bei dem Thiere als Instinkt, bei dem Menschen als Gefühl; (insbesondere in Ansehung seiner geistigen Natur als unmittelbares Fühlen Desjenigen, was seiner geistigen Natur verwandt und deswegen entsprechend ist).

25. Jede höhere Stufe des Geschaffenen schließt die Eigenschaft der vorhergehenden niedrigeren in sich ein. Daher ist auch das Gefühl des Menschen zum einen Theil dem Instinkte des Thieres völlig gleich, nämlich so weit es das Körperliche und Sinnliche betrifft; hingegen ist es etwas wesentlich Anderes, wo es sich um geistige Gefühle handelt, indem der Geist das dem Menschen ganz allein Eigenthümliche ist. Alle diese Triebe, von dem blinden Elementartrieb des Minerals, dem vegetabilischen Entwicklungstrieb der Pflanze, dem animalischen Lebenstrieb des Thiers bis zu den höchsten geistigen Trieben des Menschen, haben Eins mit einander gemein, um dessentwillen sie alle „Instinkte" genannt werden könnten; dies nämlich, daß sie alle sich auf ein Verwandtschaftverhältniß beziehen, in welchem die Vielheit des Geschaffenen dadurch zu einander steht, daß sie aus dem einen göttlichen Urseyn hervorgegangen ist und Eigenschaften desselben an sich trägt, — und daß sie (die Instinkte) hierdurch unfehlbar anzeigen, was zu einander in näherer Verwandtschaft stehe und zu einander gehöre und zur Erreichung der Bestimmung und Vollkommenheit des Dinges oder Geschöpfes nothwendig sei.

26. Die im Menschen liegenden Triebe (oder Instinkte) sind nun zweierlei: 1) die animalischen oder sinnlichen, 2) die geistigen. Die ersteren sind ihm darum eigen, weil jedesmal die höhere geschöpfliche Stufe die wesentlichen Eigenschaften der niederen nothwendiger Weise in sich schließen muß; die letzteren sind ihm eigen, weil das, was ihn auf eine höhere geschöpfliche Stufe erhebt, gerade darin besteht, daß die wesentlichste Eigenschaft des Urseyns oder des Gottesgeistes, nämlich Bewußtseyn des Seyns selbst, d. h. eben die Geistigkeit ihm mitgetheilt worden ist.

27. Vermöge der in seiner sinnlichen Natur gegründeten Triebe oder Instinkte fühlt der Mensch, wie das Thier, was ihm zu seiner sinnlichen Existenz und Vollkommenheit nothwendig und förderlich ist. Vermöge der in seiner geistigen Natur gegründeten Triebe oder Instinkte fühlt er, was zu seiner geistigen Existenz und Vollkommenheit gehört.

28. Diese allen Klassen der Schöpfung in verschiedenen Formen einwohnenden Triebe sind, wie wir in §. 15 gesehen, nichts anderes als das in der Verwandtschaft der Dinge gegründete Gesetz der Anziehung. Da dieselben aus dem Seyn und Wesen der Dinge selbst hervorgehen, so müssen sie nothwendiger Weise wahr seyn und können nie täuschen. In der Sicherheit aber, womit sie das Object bezeichnen, ist ein Unterschied. Dem elementarischen Instinkt wohnt eine unfehlbare Sicherheit ein, d. h. die Anziehungskraft eines Elementes oder z. B. eines Minerales wird nie in dem verwandten Objecte sich irren; der vegetabilische Instinkt ist ebenfalls äußerst sicher, jedoch schon nicht mehr ganz untrüglich. Die Pflanze kann schon über das ihr am meisten Verwandte getäuscht, und zur Anziehung von Stoffen vermocht werden, welche ihr minder verwandt sind und ihrem Seyn nicht entsprechen, sondern ihr schädlich werden. Der animalische Instinkt ist gleichfalls noch von großer Sicherheit, aber dem Irrthum in Ansehung des Objectes ist er doch schon weit mehr ausgesetzt. Die menschlichen Instinkte sind in Ansehung der Bezeichnung des Objectes am meisten der Irrsamkeit und Täuschung unterworfen. — Demnach scheint die niedrigste Schöpfungsklasse in dieser Beziehung die vollkommenste zu seyn und die höheren an Vollkommenheit stufenweise zu verlieren. Dies ist jedoch nur schein-

bar. Der Instinkt oder Anziehungstrieb des Verwandten ist an und für sich in allen Schöpfungsklassen gleich wahr und gleich sicher. Aber in der niedrigsten Klasse wirkt er mit blinder Nothwendigkeit, und deswegen, was das Object betrifft, unfehlbar; aber je selbstständiger die Geschöpfe werden, desto mehr muß diese Nothwendigkeit sich mindern, und darum tritt dieselbe bei dem Menschen am meisten zurück, weil ihm, vermöge seines Selbstbewußtseyns, Freiheit des Willens eigen ist, mit einem Worte, weil er ein geistiges, d. h. selbstbewußtes und selbstthätiges Wesen ist, was er nicht seyn könnte, wenn ihm Triebe von unbedingter Nothwendigkeit einwohnten.

29. Vermöge dieser Freiheit und Selbständigkeit kann der Mensch nur durch sein eigenes Wollen bestimmt werden, jenen ihm einwohnenden Trieben oder Instincten Folge zu leisten. Es folgt hieraus, daß diese Triebe nur als unentwickelte Keime im Menschen liegen.

30. Ihre Entwicklung aber geschieht auf verschiedene Weise. Da es nämlich im Wesen des materiell Organischen liegt, daß es, als ein Bewußtloses und unfrei sich Bewegendes, (bei dem Menschen, wie beim Thier und den Pflanzen) sich unwillkürlich entwickelt, so ist auch die Entwicklung der dem animalischen Organismus des Menschen einwohnenden Triebe, also der leiblichen oder sinnlichen, eine unwillkürliche. Da aber des Geistes wesentlichste Eigenschaft im Bewußtseyn und in der selbsteigenen Bewegung oder Selbstthätigkeit besteht, so können die geistigen Triebe auch nur durch eine selbstbewußte *) Thätigkeit des Geistes, durch das Wollen des Menschen zur Entwicklung kommen.

31. Da aber alle Entwicklung darin besteht und dadurch geschieht, daß der aus dem Verhältniß der Verwandtschaft entspringende Anziehungstrieb das verwandte Object, worauf er gerichtet

*) Der Ausdruck „selbstbewußt" darf nicht mißverstanden werden, als ob er nothwendig ein klares und deutliches Bewußtseyn bezeichnete, von welchem sich der Mensch immer selbst Rechenschaft geben könnte. Es soll vielmehr mit diesem Ausdrucke nicht mehr bezeichnet werden, als ein innerliches Fühlen und Gewahrwerden, welches oft ganz dunkel, aber dennoch ein sehr bestimmtes und starkes Gefühl seyn kann, welchem der Mensch nun weiter willkürlich Folge leisten kann oder nicht.

ist, findet und sich damit verbindet, und dadurch sein Bedürfniß befriedigt und aus einem Zustande, in welchem ihm etwas abgeht, in einen vollkommneren eintritt; — so entwickeln sich die organischen und animalischen Triebe des Menschen durch die (theils unwillkürlich an ihn gebrachte, theils willkürlich von ihm gesuchte) Berührung mit dem materiellen Seyn, in dessen Umgebung und unter dessen Einwirkung er lebt und webt und ist. Die geistigen Triebe aber entwickeln sich gleichergestalt durch die Berührung mit dem geistigen Seyn, in dessen Umgebung und unter dessen Einwirkung der Geist lebt und webt und ist; nur mit dem Unterschiede, daß die Entwicklung der geistigen Triebe, vermöge der Natur des Geistigen, niemals ganz unwillkürlich, niemals ohne alles Bewußtseyn und ohne alle Selbstthätigkeit (d. h. ohne den freien Willen des Menschen) stattfinden kann.

32. Alle Entwicklung aber geschieht um so vollkommener, je mehr das sich einander Anziehende wirklich mit einander in Berührung kommt, je mehr das sich einander Suchende sich findet und sich wirklich mit einander verbindet. Zur Entwicklung des materiell Organischen gehört also weiter Nichts, als daß dem Organismus das verwandte Materielle nahe gebracht werde. Wenn dies geschieht, so wird er dasselbe unwillkürlich anziehen, ergreifen, in sich aufnehmen und auf diese Weise sich vollkommen entwickeln. Zur geistigen Entwicklung gehört aber nothwendig auch das selbstthätige freie Ergreifen des verwandten geistigen Objectes. Je energischer dies geschieht, desto vollkommener wird die geistige Entwicklung seyn.

33. Das dem Geist Verwandte ist aber nun das Geistige, das Seyn an sich, das Göttliche. Je mehr daher der Mensch das Geistige, was in ihm liegt, ergreift, je mehr er es sich zum Bewußtseyn bringt, je mehr er selbstthätig es betrachtet, es als sein wahres Seyn erkennt, und darum nun mit freiem Willen je mehr und mehr in diesem in sich gefundenen Geistigen lebt und webt, desto mehr entwickelt sich das Geistige, desto vollkommner wird die Geistigkeit des Menschen.

34. Das Geistige ist aber das Seyn an sich oder das Göttliche. Die Quelle alles Geistigen, der Urgeist selbst ist Gott. Je mehr also der Mensch sich des Geistigen bewußt wird, desto mehr

entwickelt sich in ihm ein Gottesbewußtseyn; je mehr der Mensch mit seiner ganzen Selbstthätigkeit, mit seinem Denken, Fühlen und Wollen im Geistigen lebt und webt, desto mehr tritt er in eine Gemeinschaft mit Gott. Wir leben und weben zwar ohnehin schon in Gott in einem doppelten Sinne; erstens weil Gottes Allgegenwart Alles umfaßt, und zweitens weil der Menschengeist Geist aus Gottes Geist ist; aber in einem dritten Sinne ist es erst das wahre Leben in Gott, wenn der Menschengeist, wie es seinem Wesen gebührt, mit seinem Willen, mit Bewußtseyn und Selbstthätigkeit, Den sucht, von dem er herstammt und dessen Kind er ist.

35. So ist wohl der Mensch von Natur schon Gottes Kind, aber je mehr er in Gott lebt, desto vollkommener wird er, und in desto höherem Sinne ist er Gottes Kind.

36. Die geistige Vollkommenheit, welche der Mensch durch diese Gemeinschaft mit Gott erlangt, erstreckt sich über sein ganzes geistiges Seyn und Wesen: sein Denken, Fühlen und Wollen wird vollkommener. Sein Denken wird vollkommener: je inniger sein Leben in Gott, seine Gemeinschaft mit Gott ist, desto mehr wird er sich des Göttlichen bewußt, desto gewisser wird ihm das Daseyn Gottes und seine allwirksame Verbindung mit der Welt, insbesondere mit dem Menschengeiste, desto heller erkennt er das Göttliche in seinen mannichfaltigen Beziehungen, es wird ihm dadurch eine höhere Weisheit, Erleuchtung, Glaube zu Theil. — Mit dem Denken wird auch sein Wollen vollkommener; er erkennt nicht allein was göttlich und von Gott gewollt ist, sondern auch, daß dies allein für den Menschen das Wahre, Rechte, Gute, Würdige, Schöne und Beglückende sei; er erkennt dies nicht allein, sondern er fühlt es, er fühlt sich davon angezogen als von etwas seinem eigenen Wesen wahrhaft Verwandten; d. h. er liebt es, und diese Liebe gibt ihm Trieb und Kraft zur thätigen Ausübung. Es gibt für ihn keine lästige Pflicht und kein saures Soll mehr, sondern freie Uebung des Guten aus Liebe dazu; der Mensch gewinnt sittliche Kraft, Reinheit, Heiligung. — Ebenso wird sein Fühlen vollkommener. Das Gefühl, sich in einem naturgemäßen Zustande zu befinden, das Gefühl eines (relativ) vollkommenen Zustandes ist aber das Gefühl der Lust, sowie das Gefühl der Unvoll-

kommenheit seines Zustandes Unlust ist. Wenn nun der Mensch seiner geistigen Natur gemäß lebt, so ist dies ein relativ vollkommener Zustand, welchen er mit dem Gefühle der Lust empfindet. Da namentlich die geistige Vollkommenheit in der Gemeinschaft des Menschengeistes mit dem Gottesgeiste besteht, und weil der seiner geistigen Natur gemäß lebende Mensch seiner Gemeinschaft mit Gott dadurch unmittelbar bewußt wird, so fühlt er sich darin beseligt. Weil Gott mit ihm ist, was kann wider ihn seyn? Er ist gewiß, daß Alles, was geschieht, von Gott kommt, und dem Menschen zum Besten dient; er freuet sich des Angenehmen, das er genießt, als Gaben der göttlichen Liebe; er nimmt ruhig und getrost die Uebel hin, die ihn treffen, überzeugt, daß auch sie heilsame Zwecke für die Welt und für ihn haben; er blickt ebenso getrost in die Zukunft seines irdischen Lebens, als auf den Ausgang aus demselben, denn er weiß, daß es in Gottes Reich keine Vernichtung gibt, weil Gott nicht ein Gott der Todten, sondern des Lebens und der Lebendigen ist. Er fühlt sich beseligt auf Erden, und ist des seligen Fortlebens nach dem Tode gewiß.

37. Je mehr der Mensch in dieser Gemeinschaft mit Gott lebt, desto vollkommener wird seine Geistigkeit, desto mehr wird sein Seyn göttlicher Art, in einem desto höheren Sinne wird er Gottes Kind. Wird daher Christus Gottes Sohn genannt, so ist dieses so zu verstehen, daß er unter Allen, die je auf Erden lebten, am meisten in jener Gemeinschaft oder geistigen Einheit mit Gott gestanden habe, wie außer ihm kein anderes Beispiel vorhanden ist.

38. Daß ihm aber dies mit Recht zugeschrieben werde, geht daraus hervor, weil wir an ihm alle jene (in §. 36 berührten) Merkmale der Gemeinschaft mit Gott im höchsten Grade finden. Wir finden bei ihm eine so hohe Weisheit und Erleuchtung, daß weder vor ihm noch nach ihm bis auf den heutigen Tag die von ihm verkündete Erkenntniß Gottes und des Göttlichen weder übertroffen noch verbessert hat werden können. Wir finden bei ihm, so weit wir nach dem Berichte der biblischen Urkunden sein Leben kennen, eine solche Reinheit des Sinnes, eine solche sittliche Kraft, und eine solche Heiligung des ganzen inneren Menschen, daß er als ein hoch über jedes Beispiel erhabenes Muster und Vorbild für

Alle uns vor Augen steht. Daß wir aber dem Berichte der biblischen Urkunden über diese sittliche Hoheit Jesu vollkommen Zutrauen schenken dürfen, ist kein Zweifel; denn nur durch die wirkliche Erscheinung dieser hochstehenden Persönlichkeit war es möglich ein Bild von derselben darzustellen; in dieser Einfachheit und mit dieser in den kleinsten Zügen sich gleichförmig aussprechenden Wahrheit es zu erfinden wäre unmöglich gewesen. Nicht minder finden wir endlich bei Jesus jene nur durch die innigste Gemeinschaft mit Gott zu erlangende innere Gemüthseinigkeit und Seelenruhe, welche sich stets gleich bleibt, und weder inneren Unfrieden, noch Furcht oder Kleinmuth kennt. — Wir finden daher bei Christus die untrüglichsten Kennzeichen seiner innigsten Gemeinschaft mit Gott, und nennen ihn darum mit Recht ehrfurchtsvoll den Sohn Gottes.

39. Und mit eben so großem Rechte nennen wir ihn unseren Heiland. — Wenn wir nämlich in den §§. 30 bis 34 davon gesprochen haben, daß der Mensch nur durch Selbstthätigkeit seines Geistes sich entwickeln könne, so würde man uns falsch verstehen, wenn man glauben wollte, daß wir darum den Einfluß und die Einwirkung anderer Menschen auf unsere geistige Entwicklung läugneten. Im Gegentheil: wir haben ja gesagt, daß der Geist durch Berührung mit dem ihm Verwandten erstarke, sich entwickle und vollkommner werde; nun ist aber das dem Menschengeist Verwandte offenbar nicht blos der Urgeist, d. h. Gott selbst, sondern es sind gewiß auch die anderen Menschengeister. Hierauf gründet sich das Gesetz der Entwicklung der Menschheit durch sich selbst, durch Berührung der Geister unter einander und durch ihre Einwirkung auf einander. Offenbar aber werden die Menschengeister um so mehr zur Kräftigung und Entwicklung der anderen beitragen, je kräftiger und vollkommener, je geistiger sie selbst sind, je völliger und reicher die Gemeinschaft, je inniger die Einheit ist, worin sie mit Gott stehen.

40. Geistig ausgezeichnet hochstehende Menschen bilden daher gleichsam eine Vermittlung der übrigen mit Gott. Dies war im Alterthum schon bei Moses und den Propheten der Fall. In ungleich höherem Grade aber gilt es von Christus; weßhalb er auch mit Recht der Mittler genannt werden kann.

41. Was nun der mit Gott in solcher höheren Gemeinschaft Stehende vom Göttlichen erkennt, erkennt er nicht durch mühsam nachgrübelndes Sinnen, sondern es ist eine unmittelbare Wirkung der innigeren Berührung seines Geistes mit dem Urgeiste. Es kann so geschehen, daß ihm Vieles zum Bewußtseyn kommt, und plötzlich klar und gewiß wird, ohne daß er sich Rechenschaft darüber geben kann, wie und woher ihm dies zugekommen ist. Dies ist es, wie wir uns die Eingebung oder Inspiration zu erklären haben.

42. Was nun der in höherer Gemeinschaft mit Gott Lebende auf diese Art von Gott und vom Göttlichen inne wird, ist so erhaben über die Vorstellungen, welche sich andere Menschen davon zu machen pflegen, daß es, wenn er es ausspricht, nicht blos als etwas ganz Neues und vorher ganz Unbekanntes, sondern auch als etwas so Hohes sich darstellt, daß es den andern Menschen scheint, als habe Solches nur auf übernatürliche Weise enthüllt werden können; weshalb es Offenbarung genannt wird, die es auch wirklich ist, indem jene höhere Erkenntniß in der That von Gott herrührt, jedoch keineswegs auf eine übernatürliche (oder was dasselbe ist — widernatürliche), sondern vielmehr auf eine der Natur und dem Wesen des Geistes ganz gemäße Weise gewirkt worden ist.

43. Hat Derjenige, welcher solche Offenbarungen ausspricht, sich einmal durch die §. 35 und 38 bezeichneten Merkmale wirklich ausgewiesen, — und blos durch diese Merkmale kann er sich darüber ausweisen, — daß er wirklich in einer höheren Gemeinschaft mit Gott steht, so ist alsdann alle Ursache vorhanden, seinen Offenbarungen Glauben zu schenken, seine Vorschriften, als wirklich wahr und göttlich, gewissenhaft zu befolgen, und an ihm selbst, als einer hoch über uns stehenden Persönlichkeit, mit Ehrfurcht hinaufzuschauen, mit inniger Liebe ihn zu umfassen, und durch sein Vorbild uns mit Eifer erfüllen zu lassen, uns zu ihm hinan zu strecken, vielmehr durch Aufnahme seines Geistes in geistige Gemeinschaft mit ihm und dadurch zugleich mit Gott selbst zu gelangen.

Möge als solcher Sohn Gottes, Heiland und Mittler, Jesus Christus von Allen erkannt, verehrt und zu ihrem eigenen Heil aufgenommen werden!

55.

Rechtfertigung der evangelisch-protestantischen Kirche gegen gehässige Anfeindungen und Vorwürfe römisch-katholischer Priester.*)

In diesen unsern Tagen stoßen jene ultramontanen Priester, welche im Dienste des römischen Oberpriesters stehen, und die Nichts gelernt, aber auch Nichts vergessen haben, wieder die feindseligsten Verunglümpfungen und Schmähungen über unsere evangelisch-protestantische Kirche aus und wagen selbst an heiliger Stätte die kühnsten Behauptungen auszusprechen als da sind: „Die Reformation sei eine Empörung gegen eine, von Gott geheiligte, Ordnung, Abfall vom wahren Evangelium, Feindschaft wider das Reich des Herrn und ein Werk des bösen Höllengeistes. Die Reformatoren seien Werkzeuge des Satans gewesen, die nur aus ketzerischem Hochmuthe, aus eigensinniger Rechthaberei, aus Heirathslust oder aus noch trübern Quellen ihr teuflisches Werk unternommen und hinausgeführt hätten. Die protestantische Kirche befinde sich jetzt im letzten Stadium ihrer Selbstauflösung und gehe mit Riesenschritten ihrem Untergange entgegen. Pflicht eines jeden guten Katholiken sei es, mit an diesem Untergange zu arbeiten und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dahin zu wirken, daß recht bald die verfluchten, dem zeitlichen und ewigen Tode verfallenen Ketzer in den Schooß der alleinseligmachenden römisch-katholischen Kirche zurückkehren."

Weisen auch gleich alle edel und besser denkenden katholischen Christen solche verletzende, lieblose und hochmüthige Sprache der unverbesserlichen Römlinge mit Unwillen von sich, und ist Gottlob auch jetzt die Zeit vorüber, wo man das katholische Dogma als die urchristliche Lehre, den Apostel Petrus als einen Pabst und die Messe als ein Institut Christi darstellen könnte, indem die theologische Wissenschaft der letzten Zeiten den Inhalt der Lehre Christi und Apostel und die Anbetungsweise und Verfassung der apostolisch-

*) Wir waren genöthigt, diesen Aufsatz sehr lange zurückzulegen, wofür wir den Herrn Verfasser um Entschuldigung bitten. Die Red.

christlichen Kirche in ein helles Licht gesetzt und zugleich die späte Entstehung des katholischen Dogmas und der katholischen Hierarchie ganz unwiderlegbar dargethan hat, — so sieht sich der Unterzeichnete doch veranlaßt, aus dem Ursprunge, dem Alter und der Beschaffenheit der evangelischen Kirche den Beweis zu liefern, daß unsere Kirche keine neue, mit dem Evangelium im Widerspruche stehende, sondern vielmehr eine auf den Grundsäulen des Christentempels erbaute, von den Schlacken menschlicher Satzungen gereinigte und von den Fesseln willkührlicher Machtgebote befreite, (?) rein christlich-apostolische Kirche ist. Sollte wohl ein solcher Rechtfertigungsversuch unserer Kirche unzweckmäßig und unzeitig genannt werden dürfen bei den in unsern Tagen immer lauter ertönenden Anklagen und Vorwürfen, so wie bei der immer ärger umsichgreifenden fanatischen Betriebsamkeit ultramontaner Priester, welche überall die evangelische Kirche beeinträchtigen und die Zahl der ihrigen zu vermehren trachten, und welche nicht aus Sorge um verloren gehende Seelen, — denn daran glauben die Wenigsten von ihnen, — sondern blos aus kirchlicher Selbst- und Herrschsucht den Frieden der Familien, die Ruhe der Völker und das Gedeihen der Staaten stören? Sollte es nicht vielmehr dringend Noth thun, daß in der evangelischen Kirche eine ächt evangelische Begeisterung und Gesinnung lebendig erhalten werde, nicht gerichtet auf Angriffe und Streit mit der katholischen Kirche, wohl aber auf Einigung und Befestigung, so wie auf Erhaltung und Vertheidigung des eigenen Guten gegen fremde Anmaßung und Eingriffe? Sollte es nicht Noth thun, dem protestantischen Volke den Blick zu schärfen, Liebe zu seiner Kirche einzuflößen, das Herz für seine heiligsten Güter zu erwecken, und auf die Weise eine entschiedene protestantische Gesinnung und eine feste Haltung gegen die Beeinträchtigungsversuche in ihm zur Herrschaft zu bringen, um dadurch das unheilvolle Treiben mit seinen Folgen möglichst zu Schanden zu machen? — Nichts aber ist zu Belebung und Erhaltung einer ächt evangelischen Gesinnung so geeignet, als die Kenntniß des hehren Ursprungs der evangelischen Kirche, welcher seine Zeit zu einer der großartigsten in der Geschichte gemacht hat, als der Hinblick auf die begeisterten großen Begründer und großen Vorkämpfer des

Protestantismus, als die Erwägung der hochheiligen Gerechtsame, welche der Protestantismus der lange hierarchisch geknechteten Menschheit wiedergab, und als die Betrachtung des unendlichen Segens, welchen der Protestantismus für die Intelligenz und Moralität, und somit für das ganze Leben gebracht hat!

Mit Jesus Christus beginnt ein ganz neuer Geist in der Welt einzuziehen und in ihr zu wirken; mit ihm verändert sich die ganze Gestalt der Denkweise über die höchsten Gegenstände und Interessen des Menschengeistes, und selbst die Gestalt der äußerlichen Verhältnisse. Die Welt wendet sich mit demselben vom Aeußerlichen zum Innerlichen, vom Sinnlichen zum Geistigen, vom Irdischen zum Himmlischen. Denn darum ist ja auch Christus erschienen, daß er in dem äußern und sichtbaren Weltreiche, dessen Zwecke in den zeitlichen und bürgerlichen Lebensverhältnissen realisirt werden, noch ein unsichtbares und sittliches errichte, das sich zu jenem, wie der Geist zu dem Körper, wie der Himmel zu der Erde, wie die äußere freie Willkühr zur innern Freiheit des Weisen verhält, und das zur Bezeichnung seiner geistigidealen, himmlischen Natur, **das Reich Gottes** oder **das Himmelreich** genannt wird. Christus selbst kündigte es an, da er kommt und spricht (Marci 1, 15): „Die Zeit ist erfüllet und das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Thut Buße und glaubet an das Evangelium." Zu diesem Reiche Gottes aber, das die herrlichsten Geister der vorchristlichen Menschheit und besonders die Propheten als den strahlenden Schlußpunkt aller menschlichen Bildung und Veredelung erkannten, und in welchem nur allein der heilige Gottesgeist mit seiner ganzen Wahrheit, Kraft und Liebe waltet, gehören alle diejenigen, welche die gemeine Welt überwunden und das Höhere des Glaubens, der Liebe und reinsten Sittlichkeit errungen haben und sonach in und durch Christus mit der Gottheit in der verklärtesten und freiesten Einheit leben. Klar und deutlich ist dies ausgesprochen in den Reden Jesu, z. B. Matth 5, 48 und 6, 10 besonders aber Joh. 3, 5. 6, wo derselbe sich also vernehmen läßt: „Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen. Es sei denn, daß Jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was vom Fleisch

geboren ist, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.“ Mit der Aufrichtung des Reiches Gottes durch Christus fällt aber die Stiftung der christlichen Kirche zusammen; beides ist eins und dasselbe; denn was zu diesem Reiche in neutestamentlicher Bedeutung gehört, der König und Herr, das Volk, die Gesetze, Freiheiten, Vorrechte und Güter, das Alles gehört auch zum Wesen der christlichen Kirche. Die Kirche ist also der Inbegriff aller Idee, die Summe der geistigen Schöpfung Gottes, aus Gott geboren; selbst Geist, rein, unbefleckt, die Braut des Sohnes Gottes, ohne Runzel, ewig; aber sie ist dieses alles, unbeschadet ihrer Realität, in des Wortes vollster Bedeutung; sie ist dies und muß es seyn, indem sie zugleich eingetreten ist in alle Eigenschaften und Bedingungen der Menschheit. Sie besteht in der Gesammtheit der Berufenen oder der in der Gemeinschaft Christi vereinigten Gläubigen und ist, trotz den verschiedenen äußern Gestaltungen, doch nur Eine, über jede Nationalität, Sprache und Sitte hinausreichende, alles Besondere in sich aufnehmende oder allgemeine und, bei allen ihr in der zeitlichen Entwicklung anklebenden Mängeln, ihrem Wesen nach doch eine heilige, ihre Beziehung vorzugsweise auf den Himmel nehmende Kirche. Diese Kirche nennt Paulus einen Tempel Gottes (1. Cor. 3, 16. 17 u. ff.), die Gemeinde (Epheser 1, 22. 23), und stellt sie dar als ein organisches Ganzes, wozu alle Gläubigen oder Heiligen, ohne irgend einen wesentlichen, trennenden Unterschied gehören, als den Leib Christi, dessen Glieder, auch die unansehnlichsten und verachtetsten (1. Corinth. 12, 20 ff.) nicht ausgenommen, alle untereinander und mit Christus, dem Haupte, verbunden sind (1. Cor. 8, 6; Phil. 2, 19; 2. Th. 2, 19); ja Petrus behauptet ausdrücklich (1. Petr. 2, 5. 9. 10), daß alle Glieder an sich ganz gleich sind und die geistliche Familie, das auserwählte Geschlecht, das Volk Gottes und das königliche Priesterthum bilden.

Wenn nun gleich diese Gemeinschaft mit Christo, als eine Gemeinschaft im Geiste, ihrem innern Wesen nach unsichtbar ist, so muß sie doch, wie wir schon vorhin angedeutet haben, in die Erscheinung treten und auch äußerlich offenbar werden in einer sichtbaren Kirche, deren Glieder sich zu einer sichtbaren Gesellschaft

unter den Menschen vereinigen, die durch sichtbare Mittel zu dieser Gesellschaft geführt werden, ihren Glauben an Christus im Bekenntnisse offenbaren und durch ein frommes, gottgeweihtes Leben bewahrheiten und auch durch äußerliche Ordnungen und Einrichtungen in einer sichtbaren Verbindung beharren. Was aber die wesentlichen Merkmale nicht allein des Vorhandenseyns der christlichen Kirche in der sichtbaren Erscheinung, sondern auch ihrer Reinheit und ihrer Uebereinstimmung mit dem Zwecke und mit den Absichten Christi, als ihres Stifters und Hauptes, sind, das erhellet klar und deutlich aus dem Zustande der ersten christlichen Kirche zu Jerusalem, wie derselbe uns beschrieben wird Act. 41, 42: „Die nun sein Wort gerne annahmen, ließen sich taufen und wurden hinzugethan an dem Tage bei 3000 Seelen. Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brodbrechen und im Gebet." Hiernach also machen die gläubige Annahme des lautern apostolischen Gotteswortes, die beiden heiligen Sacramente, die Taufe und das Abendmahl, und der gemeinsame Gottesdienst das eigentliche Wesen der christlichen Kirche aus. Darum dürfen wir auch in Uebereinstimmung mit den früher citirten Aussprüchen Jesu und seiner Apostel, in der Uebereinstimmung mit dem Beispiele der ersten christlichen Gemeinde zu Jerusalem und in der Uebereinstimmung mit unsern symbolischen Büchern behaupten: „Die wahre christliche Kirche ist die Gemeinschaft der Heiligen, in welcher das Wort Gottes recht gelehrt und die Sacramente recht verwaltet werden" (ecclesia est congregatio sanctorum, in qua Evangelium recte docetur et recte administrantur sacramenta, Aug. Confess. VII), oder wie Dr. Bretschneider sagt: „die Gemeinschaft solcher Gläubigen, die, von Christi Geist ergriffen, ihr Leben nach seinem Vorbilde gestalten, die in der Lehre nichts haben, was mit dem Evangelium streitet (ecclesia falsa), keine theoretischen oder praktischen Lehrsätze, die nicht aus dem Evangelium erweislich sind, mit der christlichen Lehre vermischen (ecclesia impura), und keine Religionshandlung anordnen, die mit Jesu Vorschriften und dem Zwecke der Religion Jesu, nämlich die Menschen von der Herrschaft der Sünde zu befreien und sie zu Gottes Kindern nach

Christi Vorbild zu machen, streitet (ecclesia corrupta), sondern vielmehr die Lehre Jesu allein haben und die Sacramente so administriren, wie sie angeordnet sind."

Allein leider wurde der Geschichte zufolge die Idee der Kirche, als einer Gemeinschaft der Heiligen und einer Kette von, unter dem Haupte Christi gleich berechtigten, Gliedern, in welcher das Wort Gottes allein recht gelehrt und die Sacramente im biblischen Sinne und Geiste verwaltet werden sollten, nur zu bald in Schatten gesetzt.

Sobald die unsichtbare Kirche in die äußere Erscheinung trat, nahm sie auch Etwas von den erdartigen Bestandtheilen in sich auf, und die Möglichkeit des Irrthums war gegeben. So drohten ja schon zu der Apostel Zeiten jüdische und heidnische Irrthümer sich mit der christlichen Wahrheit zu vermischen, und später schlang sich, wie ein üppiges Unkraut, um den Stamm der göttlichen Offenbarung allerlei Wahn und Menschensatzungen. Statt den Aussprüchen dieser reinen, göttlichen Offenbarung in der heiligen Schrift, galten bald nur mehr die Aussprüche der Leiter und Repräsentanten der Kirche oder der Bischöfe, und in dem immer mehr sich pyramidenförmig zuspitzenden hierarchischen Baue war endlich der römische Pabst das untrügliche Orakel des christlichen Glaubens und Lebens. Ohnerachtet nach dem Evangelium allen Christen der priesterliche Charakter zukömmt, so wurden doch bald die Priester als ein höherer Stand und eine eigene Kaste von den Laien abgesondert und als die einigen Vermittler zwischen der Gottheit, als die untrüglichen Ausleger der göttlichen Wahrheit und die einzig gültigen Verwalter der Sacramente, welche ohnehin schon nicht mehr ihrem ursprünglichen Zwecke und ihrer ursprünglichen Bestimmung und Einsetzung entsprachen, angesehen und betrachtet. Die Gemeinschaft mit der Kirche, unter welcher man sich jetzt die Menge der, der römischen Priesterschaft und dem Pabste unterworfenen und ihnen unbedingt gehorchenden Christen dachte, wurde zur nothwendigen Bedingung des Heils gemacht, ohne welche es keinen Theil an Christus geben könne. Es heißt ja schon bei Cyprian: „Wer die Kirche nicht zur Mutter hat, kann auch Gott nicht zum Vater haben." Eine Erblehre

oder Tradition wurde als gleichberechtigte Erkenntnißquelle der heiligen Schrift zur Seite gesetzt, wodurch das Ansehen der Bibel unendlich geschwächt, manches Unchristliche und Unbiblische als göttlichgeoffenbarte Wahrheit ausgegeben, zugleich aber auch aller Glaube, statt des lebendigen Fortschreitens, an die Vergangenheit geheftet und das frühere Geschlecht zum Glaubensherrn jedes spätern gemacht wurde. Man begnügte sich nicht mehr mit der Einheit des Geistes und der Grundlehren, sondern forderte in unerbittlicher, an Leib- und Leben strafender Strenge die Uebereinstimmung mit allen einzelnen Satzungen der Kirche. Dadurch wurde aber die Glaubens- und Gewissensfreiheit ganz und völlig vernichtet, der Forschungsgeist in schmachvoll erniedrigende Fesseln geschlagen und der individuelle Glaube nur zum matten Widerschein der kirchlichen Formeln gemacht; weshalb nothwendig alles geistige Leben in den engen Banden der Kirche erstarrte.

Aber auch durch andere fremdartige Einflüsse wurde bald der reine Quell des Evangeliums getrübt. Als nämlich das Christenthum im römischen Reiche sich ausbreitete, vermischte es sich auf leicht erklärbare Weise mit dem hier geltenden Heidenthume, dessen Einfluß jeder Kenner der vorchristlichen Glaubens- und Anbetungs-Weise in vielen Ansichten und Gebräuchen der spätern Kirche finden muß. Die Heiligen der katholischen Welt, welche, nach der Lehre der römischen Kirche, die Gebete der Gläubigen zum Throne Gottes tragen und somit Mittelpersonen zwischen Christus und den Heiligen bilden, sind nichts anderes, als die in veredelter Gestalt wiedererweckten Halbgötter und Heroen des Heidenthums. Mit der Verehrung der Bilder und mit dem Reliquiendienste wurde die heidnische Anbetung des Sichtbaren erneuert und sogar der Fetischismus in christlichen Formen neu gestaltet. Selbst das Opfer der Vorzeit durfte nicht fehlen; daher mußte, obgleich Christus durch seine Hingabe alle Opfer für immer aufgehoben hatte (Hebr. 10), in der Messe durch die Hand des Priesters ein fortdauerndes Opfer dargebracht werden. Die Völker des Mittelalters empfingen mit dem Golde des Evangeliums auch diese unächten Zusätze*, aus deren Stoffen jene phantasiereiche Zeit eine vielgestaltige Mythologie schuf, welche jetzt von der jungfräulichen Himmelskönigin Maria

und deren Erscheinungen, von rettenden Engeln und versuchenden Teufeln, wie von historischen Personen zu erzählen, jetzt den Himmel und die Hölle, das Fegfeuer und den Limbus der Väter und der Kinder mit den lebendigsten Farben zu schildern wußte. In der übergroßen Masse äußerer Gebräuche und Ceremonien, so wie in dem Glauben, daß durch die Zauberkraft heiliger Cultushandlungen Gott ein Dienst geschehen und dessen Zorn besänftigt werden könne, schien die Sinnlichkeit der vorchristlichen Religionen vollkommen wiedergekehrt zu sein.

Jedoch waren dies nicht zufällige Verirrungen oder praktische Mißbräuche, sondern sie gingen auch mit dem Dogma der herrschenden römisch-katholischen Kirche Hand in Hand und fanden in ihm ihre Stütze und ihren Halt. Dem Sinne und Geiste der heiligen Schrift zuwider, bildete sich in der katholischen Kirche die Ansicht aus, „der Mensch könne das Gesetz Gottes ganz und vollkommen erfüllen; ja, er vermöge durch Beobachtung solcher Pflichten, die Gott nicht unbedingt gebiete, sondern nur anrathe, selbst überpflichtmäßige Handlungen zu verrichten und sich dadurch nicht nur selbst ein Verdienst vor Gott zu erwerben, sondern durch Vermittlung der Kirche (thesaurus supererogationis) dasselbe auch andern sittlich Bedürftigern zu gut kommen zu lassen. Der göttlichen Gerechtigkeit müsse durch gewisse Satisfactionen von Seiten des Menschen Genüge geschehen, welche jedoch von der Kirche durch den Ablaß wieder aufgehoben werden könne.

Wie sehr solche dogmatische Lehrsätze und kirchliche Institutionen im innersten Grunde alle reinern sittlichen Begriffe verkehrten, das Fundament eines christlichen, in der Liebe und Heiligung sich bewährenden Glaubens unterwühlten und in allen Ständen und Klassen der menschlichen Gesellschaft, die Priester und Bischöfe nicht ausgenommen, eine bejammernswerthe Sittenverwilderung und Geistes- und Lebens-Entartung herbeiführten, das bezeugen alle unpartheiischen Zeitgenossen und Geschichtschreiber des Mittelalters. Sah sich doch selbst der Papst Hadrian **VI.** nothgedrungen, den inneren Schaden und äußeren Verfall der römisch-katholischen Kirche anzuerkennen, indem er sich also aussprach: „Wir wissen, daß in dieser heiligen Stadt schon seit mehreren Jahren vieles Verab-

scheuungswürdige sich vorgefunden hat, Mißbräuche in geistlichen Dingen, Ueberschreitungen der Amtsgewalt, und daß endlich alles verkehrt worden ist. Kein Wunder, wenn die Krankheit von dem Haupte in die Glieder, von den Päpsten sich auf die andern niedern Prälaten herabgezogen hat. In dieser Angelegenheit versprechen wir von unserer Seite, daß wir alle Mühe aufbieten werden, damit vor allem die Curie, von der eben all dieses Unheil ausgegangen ist, reformirt werde, damit, wie von da das Verderben auf alle niederen Stände sich fortgepflanzt hat, so auch von derselben die Heilung und Umgestaltung ausgehe." Eitles Versprechen! Die Curie und der Clerus wurde nicht reformirt; die dogmatischen Lehrsätze und kirchlichen Institutionen wurden nicht nach dem Geiste und Sinne des Evangeliums verbessert. Im Gegentheile, die Kirche, die Christus auf den Geist gegründet hatte und die, seiner Absicht gemäß, eine Gemeinschaft von Heiligen sein sollte, versank immer tiefer in's Fleisch, das Innerliche ward zum Aeußerlichen verkehrt und das ideale Gottesreich in ein unumschränktes sichtbares Machtreich der römischen Priesterschaft verwandelt.

Indessen, jemehr die Kirche sich von ihrer ursprünglichen Idee entfernte; jemehr die Priesterschaft in Verwilderung und Unsittlichkeit versank; jemehr die Menge der versöhnenden und genugthuenden Mittel wuchs, und je größer und der Sittlichkeit nachtheiliger der Mißbrauch derselben wurde: um so inniger und lauter regte sich auch der Wunsch und die Sehnsucht, zu jener ursprünglichen Idee der Kirche zurückzukehren, welche in dem Bewußtseyn der Gläubigen nie ganz untergegangen war, alle Ausartungen der Ueberlieferung in Lehre und Gebrauch, in Sitte und Ordnung auszumerzen und eine Reformation an Haupt und Gliedern vorzunehmen. Mehrere Jahrhunderte dauerten diese Läuterungs- und Reformations-Versuche; mehrere Jahrhunderte hindurch thaten Zeichen auf Erden und an dem Himmel der Gemüthswelt das bevorstehende und immer näherrückende Gelingen dieser Reinigungsversuche kund; aber Fürsten und Priester und vor allem die römischen Päbste verhärteten hartnäckig ihr Herz, daß sie das Volk aus dem Diensthause grundverderblicher Menschensatzungen nicht ziehen ließen, um dem

Herrn Himmels und der Erde im Geiste und in der Wahrheit zu dienen, bis zuletzt entschlossene Männer an seine Spitze traten, und besonders Luther, dieser große deutsche Mann, dieses große Rüstzeug Gottes, den Beruf seines Vaters, nützliche und edle Metalle aus dem dunkeln Schooße der Berge zu fördern, verließ, um als ein geistlicher Knappe und Ritter den verschütteten, von gewaltigen Mächten bewachten edlen Schatz der evangelischen Wahrheit glücklich und sieggekrönt zu heben; nicht zu eigenem Gewinn, sondern zum Heile der Menschheit.

Welcher Kenner der Kirchengeschichte wollte diese Behauptungen in Abrede stellen? O! schon im **12.** Jahrhunderte lehrte ja Arnold von Brescia unumwunden, daß die Priester und Bischöfe keine Besitzungen, keine Regalien, haben dürften; daß beides nur den weltlichen Fürsten zukomme und zum Besten des Volkes angewendet werden müßte. Schon damals warnte der gefeierte Bernhard von Clairvaux mit nachdrucksvollen Worten vor der ungezügelten Hab- und Herrschgier, Genußsucht und verschwenderischen Pracht der römischen Bischöfe und Päbste und lehnte sich dabei an Stellen der heiligen Schrift an, um zu beweisen, daß jene Gebrechen nicht christlich, apostolisch seien. Er bemerkte, daß eben jene Gebrechen, besonders aber die Hab- und Herrschgier, für den Pabst ein schleichendes Gift, ein furchtbares Schwerdt seien; das apostolische Wort gebiete, zu dienen und nicht zu herrschen; werde der römische Stuhl den betretenen Weg nicht verlassen, so werde er sich zu denen rechnen müssen, über welche Gott nach Hosea 8, 4 gesprochen hat: „Sie haben geherrscht, aber nicht durch mich; sie sind als Fürsten aufgestanden und ich habe sie nicht anerkannt." Schon in dieser Zeit bezeichnete Kaiser Friedrich I. die päpstlichen Legaten „nicht als Säulen, sondern als Beulen, nicht als Prediger, sondern als Räuber, nicht als Wiederhersteller der Einheit im Reiche, sondern als Menschen von unersättlicher Habsucht, durch deren mißbräuchliches Schalten und Walten alle Kirchen des Reiches schwer heimgesucht und ausgesaugt würden, alle klösterliche Disciplin sich auflöse." Er erklärte geradezu, daß er die Legaten erst dann wieder bei sich dulden und unterstützen wollte, wenn sie sich als diejenigen zeigen würden, welche sie seyn sollten, als Friedensstifter, als gerechte

Richter und als Verbreiter des Lichts und der Wahrheit. Schon im Anfange dieses Jahrhunderts trat eine Parthei in den Provinzen von Cöln und Trier hervor, die das gänzliche Verderben der Kirche recht wohl erkannte und einem urchristlichen Zustande der Kirche wieder zustrebte, aber von der Hierarchie mit dem Namen Katharer oder Ketzer belegt und verfolgt wurde. Und sagt uns nicht die Kirchengeschichte, wie fast zu gleicher Zeit auch in andern Gegenden ganze Haufen von Christen, die an der Ueberlieferung irre geworden waren, die heilige Schrift lasen und, statt der Meßgebete, Psalmen sangen und nach Lehrern und Katecheten mehr, als nach Opferern und Beichtstuhlmännern, fragten, darüber verjagt, gefoltert und gemordet, nur schwache Reste ihres Daseyns übrig ließen, aus denen sich dennoch in der Folge ansehnliche Gemeinden gebildet haben? Zudem ist es ja bekannt, wie schon die Albigenser und Waldenser den Hauptgrundsatz aufstellten, daß die christliche Lehre allein aus den biblischen Schriften, mit Beseitigung aller Tradition geschöpft werden müsse; wie sie von diesem biblischen Grunde aus die Mißbräuche bekämpften, welche sie in der Kirche ihrer Zeit wahrnahmen; wie sie namentlich den bittersten Tadel über die großen Reichthümer der Kirche ausgoßen, die Zurückführung der Abendmahlshandlung auf die einfache Form des apostolischen Zeitalters verlangten, und dabei den seelenverderblichen Ablaß und die schädliche Ausdehnung des Dispensationsrechtes, sowie die Lehre vom Fegfeuer, die Gebete für die Todten, die Verehrung der Heiligen, der Reliquien, der Bilder und des Kreuzes und alle damit zusammenhängende Gebräuche und abergläubische Irrthümer mit Entschiedenheit verwarfen und die Ehe und die Priesterweihe aus der Zahl der Sakramente ausschlossen. — Ferner ist es dem Geschichtskundigen nicht fremde, wie schon Wikliff mit seinem großen Anhange der Ueberzeugung huldigte, die vollkommne Darlegung der christlichen Lehre könne nur auf der Grundlage der heiligen Schrift gelingen und das Gesetz Christi müsse die alleinige Regel für die Kirche seyn; wie er alle Vorrechte verwarf, welche der Pabst und der höhere Clerus im Laufe der Zeit sich angeeignet hatten, indem er behauptete und forderte, daß in der Kirche nur Presbyter und

Diakonen, wie in der apostolischen Kirche, seyn sollten; daß die Wahrheit ihrer Predigt nach ihrer Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift beurtheilt werden müßte, welcher Beurtheilung sich auch alle Glaubensbestimmungen des Pabstes zu unterwerfen hätten. Und wer wüßte nicht, wie dieser große Reformator nicht blos in disciplinarischen und kirchenrechtlichen Sätzen von der Kirchenlehre seiner Zeit abwich, sondern auch über rein dogmatische Gegenstände, namentlich über die Sakramente, abweichende und zum Theil ächt evangelische Ansichten und Behauptungen aufstellte und kühn und männlich vertheidigte?

Der Druck der Päbste und die in der Kirche eingerissene Verderbniß rief aber auch in Böhmen eine Bewegung des Widerstandes hervor, welche in ihrem Verlaufe wikliffische Sätze in sich aufnahm. Schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts eiferte der Prediger Stieckna in Prag mächtig und gewaltig gegen die Laster der Mönche und gegen das Mönchsleben überhaupt. Bald nach ihm erklärte sich der Domprediger Milicz ebendaselbst stark und entschieden gegen den Kelchraub, den Cölibat und die Ordensgelübde, forderte die Beibehaltung der Landessprache beim Gottesdienste und befleißigte sich der Predigt des reinen Evangeliums. Bald nachher aber trat Johannes Huß auf den Schauplatz und eröffnete seine reformatorische Thätigkeit vorzüglich mit Angriffen auf den Pabst, die päbstlichen Erlasse und die Mißbräuche der Kirchenregierung überhaupt.

Dadurch aber zeigte er seine große Abweichung von der römisch-katholischen Kirche und ihren Grundsätzen noch mehr, daß er Widerlegung mit Gründen aus der heiligen Schrift verlangte und dem Pabste das Recht absprach, Priestern ausschließlich das Recht zu predigen zu verleihen; daß er die Bilder, die Ohrenbeichte, das Beten der Horen, das Fasten und die großen Reichthümer der Kirche verwarf; und daß er endlich die Behauptungen aussprach, der Pabst verdiene nur dann Glauben, wenn er die Wahrheit sage; die Beichte an den Priester sei entbehrlich zur Seligkeit, weil dazu die Reue vor Gott hinreiche; die Gewalt des Pabstes in Erlassung der Sünden sei beschränkt; eine ungerechte Excommunication binde nicht und der Priester könne in der Messe Gott nicht schaffen.

Aber abgesehen von diesen Erscheinungen, welche von dem Gegentheile mit dem Namen der Ketzerei gestempelt werden; wie alt ist nicht auf der andern Seite die evangelische Protestation ächt katholischer und dafür anerkannter Männer gegen die verschiedenen Auswüchse in Lehre, Gebrauch, Cultus und äußerer Verfassung? Wer kennt nicht, außer dem schon genannten Arnold von Brescia und Bernhard von Clairvaux, die weltberühmten Männer Johannes von Wesel, Johannes von Gog, Johannes Wessel und Savonarola, deren aufgestellte Sätze bei einer consequenten Durchführung auf der Grundlage des Evangeliums leicht zu einer vollständigen Reformation der Kirche hätten führen können? Wer weiß es nicht, wie Luther namentlich von den Schriften des Johannes Wessel, der ein Begleiter und Freund des Pabstes Sixtus war, urtheilte: „Hätte ich diese Schriften gekannt, so würde ich mich der meinigen haben überheben können?" Wer weiß es aber auch nicht, wie die edelsten, weisesten und einflußreichsten Männer, die das **14.** und **15.** Jahrhundert der Kirche gesehen, unter ihnen ein d'Ailly, Charlier und Clamenge, die Gebrechen der Kirche erkannten und rügten; wie sie hinwiesen auf biblische Theologie, auf den Weg Gottes im Herzen und auf ein ursprüngliches Christenthum; wie sie entschiedenen Protest einlegten gegen die nach und nach in Ansehen gekommenen Zusätze der Religion oder gegen die ihr inoculirten Elemente der Zauberei und des Aberglaubens, gegen die Verwandlung des Brodes und Weines, gegen die Siebenzahl der Sakramente, gegen die Bilder- und Reliquien-Verehrung? — Besonders stark erklärte sich aber der Erfurter Theologe Jacob von Jüterbock: „Im Glauben und Gottesdienste der Priester und Klöster ist so viel Aberglaube, sind so viele schlechte, ja ärgerliche Gebräuche, daß fast das ganze Christenthum verwischt ist, nicht anders, als ob irgend ein Feind Spreu über den Waizen gesäet habe."

Wer wüßte endlich nicht, wie auch die drei großen öcumenischen Kirchenversammlungen zu Pisa, Costnitz und Basel, öffentlich und unumwunden erklärten, um der großen Zerrüttung und dem gänzlichen Verfalle der Kirche zu steuern, sei *eine Reform derselben am Haupte und an den Gliedern absolut noth-*

wendig? Wie sie zu dem Ende einige, die extravagante Pabstgewalt sehr beschränkende Beschlüsse faßten, nämlich: daß das Concil die allgemeine Kirche repräsentire und über dem Pabste stehe, oder daß der Pabst nur das **caput ministeriale** in der Kirche sei, d. h. daß er nur die vollziehende Gewalt, als eine ihm übertragene, habe, daß aber die höchste Kirchengewalt in der Kirche selbst und in den allgemeinen Kirchenversammlungen ruhe, denen auch der Pabst unterworfen sei? Aber wer wüßte auch nicht, wie diese und andere Beschlüsse durch die Intriguen und Cabalen der Päbste wieder paralysirt wurden und nie zu rechter Ausführung kamen?! —

Aus diesem Allem ersehen wir aber auch klar und deutlich, daß die Kirche zu keiner Zeit aufhörte, eine evangelisch-christliche zu seyn, daß sie von jeher überall da war, wo das Evangelium war, und in allen denen sich verwirklicht fand, die sich von keinem Gnostiker oder Naturphilosophen den Glauben an den lebendigen, von der Welt und von unserm subjectiven Denken verschiedenen, persönlichen Gott, an den historischen Christus, diesen einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, und an ein ewiges, objectives Leben rauben ließen. Mit Gewißheit erhellet aber auch hieraus, daß die Reformation nicht, wie ein **Deus ex machina**, in die Welt hineingetreten ist und nicht auf einmal aus Nacht Tag gemacht hat; sondern daß die Morgendämmerung des Geistes ihr schon längst vorausgegangen war, und daß somit Luther seinen Saamen in die Furchen eines zum Theil schon zugerichteten Ackers werfen, an vieles schon vorhandene Gute anknüpfen und die schon wachen und nach Befreiung dürstenden Seelen nur mit seinem kräftigen Arme aus dem Kerker herausführen konnte. Wohl hat also der berühmte und geistreiche, katholische Geschichtschreiber, von Rotteck, vollkommen recht, wenn er behauptet: „Luther wurde stark durch den Zeitgeist, welchem er diente und den er keineswegs schuf. Tausende waren für ihn, weil er aus der Seele Tausender sprach. Er war mehr Panierträger, als Meister des Kriegs." Denn wie sich bei einem Frühlingsgewitter nur dann Blitze entzünden und Donner weit umherrollen, wenn die Luft erwärmt und für elektrische Schwingungen empfäng-

lich geworden ist, so konnten auch Luthers große Wahrheiten nur durchschlagen, wenn sie seiner Zeit congenial und mit dem Lichte ihres Horizontes befreundet waren. Und dies waren sie allerdings in vorzüglichem Grade. Lange genug hatte der christliche Geist in der Kirche gerungen, die Formen, die der höhern Entwicklungsstufe der Menschheit nicht mehr angemessen waren, zu zerbrechen und den Krankheitsstoff, der sich nach und nach eingeschlichen hatte, von sich auszustoßen. Der absolute Widerspruch, in welchen sich die herrschende römisch-katholische Kirche mit dem wahren Wesen und letzten Zwecke des Christenthums gesetzt, hatte auch, wie wir schon früher angedeutet und bisher entwickelt haben, ein um so lebendigeres Streben erzeugt, zu der wahren Idee des Evangeliums zurückzukehren, die in dem Bewußtseyn der Kirche nie ganz und völlig untergegangen war. Und dies ist das Princip und der Charakter der Reformation. Sie ist eine neue Evolution, eine höhere und eigenthümliche Entwicklungsstufe des christlichen Bewußtseyns.

Wie steht es also mit jenen Behauptungen der unverbesserlichen Römlinge, die Reformation oder der Protestantismus sei aus der Freigeisterei, der Rechthaberei und der Heirathslust seiner Begründer herzuleiten? O! gewiß Jeder, der mit offenem, unpartheiischem Sinne die früher entwickelten geschichtlichen Citate aus der vorreformatorischen Zeit betrachtet und würdigt, muß auch ganz unumwunden eingestehen, daß der Protestantismus aus viel tiefer liegenden Ursachen entsprungen ist; daß er nur dasteht als das Resultat der schon seit vielen Jahrhunderten zusammenwirkenden Bestrebungen der edelsten und frömmsten Männer, das Christenthum von seinen Auswüchsen zu reinigen und es zu seiner ursprünglichen Reinheit und Innerlichkeit zurückzuführen. Ja, der Protestantismus ist die Wiedergeburt des Christenthums aus sich selbst; er ist die wahre, apostolisch-christliche Kirche selbst, in so fern sie sich im Verlaufe der Zeiten historisch entwickelt und herausgebildet hat; und er kann und darf darum nicht als eine Empörung gegen eine von Gott geheiligte Ordnung, als Abfall vom wahren Evangelium, als Feindschaft wider das Reich des Herrn oder gar als ein Werk des bösen Höllengeistes bezeichnet werden. Hat er ja doch alle jene religiösen Grundvorstellungen beibehalten, die, unab-

hängig von dem römischen Primate, durch das Wort Gottes nachgewiesen werden können; und es gibt fürwahr! kein Princip und keine Lehre in der evangelisch-protestantischen Kirche, die sie nicht von irgend einem der Männer vertreten fände, welche die römisch-katholische Kirche unter die Träger ihrer Tradition oder gar unter ihre Heiligen zählt. Bald können wir den Augustin, Cyprian und den Chrysostomus anführen und grade, wenn es sich um die Unterwerfung aller Tradition unter den Schriftbeweis handelt; bald haben wir den Tertullian und Hieronymus mit ihren Behauptungen: „**Nonne et laici sacerdotes sumus? Unus electus est, qui caeteris praeponeretur in schismatis remedium,**“ zu Zeugen, wenn wir die ursprüngliche Gleichheit des Bischofs und Presbyters behaupten; bald tritt Gregorius, der Große, auf unsere Seite, wenn wir den apostolischen Ursprung des Meßkanons läugnen; bald haben wir für uns den Claudius von Turin, wenn wir die Anrufung der Heiligen verwerfen; bald finden wir den Begriff von Sünde und Natur, Natur und Gnade, auf dem wir bestehen, bei Thomas, Hugo und Bernhard vertreten; bald endlich ist der Begriff und das Wesen der Rechtfertigung des Sünders, wie wir sie auffassen, in den Schriften vieler Alten niedergelegt.

(Schluß folgt.)

56.

Literatur.

a) Die Knechtsgestalt der evangelischen Kirche oder Noth und Hülfe. Von H. Thiele, evang. Prediger bei der k. Preuß. Gesandtschaft in Rom. Zürich, bei Meyer und Zeller, 1846. Preis 1 fl. 30 kr.

Ein geistvolles, treffliches Buch, das die Mängel unserer Kirche sehr richtig aufdeckt. Merkwürdiger Weise ist das Buch in Rom geschrieben. Daher, sagt der Verfasser in der Vorrede, möchten Manche eher Aufdeckung der Mängel in der katholischen Kirche von ihm erwartet haben. Diesem entgegnet er S. VII.: „Was könnte es nützen, wenn ich darüber schriebe? Die Anderen (d. i.

die Katholiken) würden das ja doch nicht lesen mögen; und die Unsrigen? Die würden sich dadurch, je nachdem es wäre, gern noch fester in den Wahn einwiegen wollen: es stehe schon darum unter uns ganz vortrefflich, blos weil wir dies und das los sind, was dort noch in Macht und Geltung ist. Hier vielleicht ein geheimer Kitzel über Sonderbares und Mißliches, was da aufstößt, das Bedauern über die gräuliche Finsterniß u. s. w." ... „Ich weiß recht gut, daß andere Kirchen ihre Fehler auch haben, aber was geht's mich an? Kehre Jeder zunächst vor seiner eigenen Thüre. Müßige Leute, die schon Morgens früh aus dem Fenster schauen, die hören und besprechen gern was „hinten weit in der Türkei" geschieht. Aber der thätige Mann arbeitet lieber in seinem Hauswesen, und sucht es in die Höhe zu bringen. Das ist ersprießlicher."

Die Schrift ist in sieben Abschnitte eingetheilt. I. Das Kirchenregiment bei uns, wie es sich so gemacht hat. Der Verfasser zeigt, wie die protestantische Kirche, durch die Zeitumstände während und nach der Reformation, den Schutz und die Hülfe der Fürsten bedurfte und darum unter ihre Bothmäßigkeit gerieth. Es sei an sich schon ein Mißstand, daß Religion und Kirche so sehr von der Person des Fürsten abhängig sei, so daß, je nach dessen Persönlichkeit, das Kirchenregiment bald religiös-einseitig, bald politisch-diplomatisch geführt werde. Eher sei es noch zu ertragen, daß ein Pabst, der doch ein geistliches und gewähltes Oberhaupt sei, das Kirchenregiment führe, als ein weltlicher Fürst durch kirchliche Staatsbehörden regiere, und meint S. 8, in dieser Beziehung sei man bei der Reformation „aus dem Regen in die Traufe gekommen." S. 10: „In dieser Gestaltung der Dinge liegt ohne Zweifel ein Hauptgrund der Gestaltlosigkeit und der Mißgestaltung des evangelischen Kirchenwesens." Und hierzu rechnet er z. B. S. 13 „die fürnehmen Theologen, welche als Consistorialräthe oder Kirchenräthe zum oberen Kirchemoderamen eingesetzt sind. Zunächst sehen wir sie in einer kirchlichen Thätigkeit, welche auf eine nichtkirchliche Autorität begründet ist. Sie haben als Oberhirten die Heerde Christi zu weiden im Namen Sr. Majestät des Königs, oder Sr. Durchlaucht des Herzogs. Das ist schon mißlich.

Ihrer ganzen Art der Hut und Weide theilt sich dadurch ein etwas fremdartiger Zug mit." S. **15**: „Können nun gar auf diesem Gebiete solche Abnormitäten vorkommen, daß z. B. der König von Baiern die Beschlüsse der protestantischen Generalsynode als oberster Bischof zu unterschreiben hat, daß auch in seinem Namen religiöse Vorschriften ausgehen für die protestantische Kirche seines Landes, so weiß man in der That nicht, wen man in diesem unnatürlichen Verhältniß mehr beklagen soll, ob den römisch-katholischen König, oder die evangelisch-lutherische Synode." S. **20**: „Hierdurch entstehen Consistorialedikte wie jenes sächsische, worin es heißt: So geben wir demselben auf, unverzüglich binnen acht Tagen aufrichtige Buße zu thun u. s. w." S. **21**: „Dazu der schwerfällige, ungeistliche Kanzleystyl der „geistlichen" Consistorialerlasse, der eine eigentlich pastorale Einwirkung ganz unmöglich macht." S. **23**: „Wie der Zuschnitt der Dinge jetzt meistentheils ist, so scheint es fast, als sei da wohl noch Raum für tüchtige Examinatoren, geübte Rechnungsführer, verständige Rechtsgelehrte u. s. w., aber nicht für handelnde apostolische Charaktere. Das ist nicht gut. Ein großer Mangel für unsere Kirche." Nach der Darlegung dieser großen Mißstände im Kirchenregimente schließt dieser erste Abschnitt S. **28** mit den Worten: „Gut denn! — Reformation!" — **II.** Vom geistlichen Stande. Hier wird zuerst von den Eigenschaften eines Geistlichen geredet, die ihm zu einer segensvollen Amtsführung nothwendig sind, und dann heißt es S. **35** weiter: „Wie steht es damit in der evangelischen Kirche Deutschlands? Prüfen wir hier zunächst die bei uns geforderten Bedingnisse zum Eintritt in's geistliche Amt. Was ist es hauptsächlich, was beachtet wird, und wessen sucht man sich besonders zu versichern, bevor man die Bereitwilligkeit zum Kirchendienste zuläßt? Sie werden von einem oder mehreren Kirchenräthen, die zugleich Theologen sind, geprüft. Worüber geprüft? Etwa darüber, ob Christus in ihnen eine Gestalt gewonnen, und ihnen danach irgend eine besondere Geschicklichkeit zum Reden oder zum Handeln in seiner Kirche mitgetheilt habe? Nein, darüber nicht so sehr; das ginge auch nicht so leicht ab. Man prüft sie vielmehr, ob sie gehörig die Geschichte der Kirche wissen, ob sie die verschiedenen Glaubenssätze kennen und die Spaltungen,

die aus dem Streiten darüber entstanden sind, ferner ob sie die heiligen Urkunden auch wohl auszulegen verstehen, und dann noch, ob sie einige Geschicklichkeit haben zu predigen und zu katechisiren. — Aber ist das nicht Alles etwas Gutes? Freilich ist es etwas Gutes, nur sollte man das Eine thun und das Andere nicht lassen. Wie so? Man sollte über jenen geforderten und gefragten Dingen, die doch alle mehr oder weniger Dinge der Gelehrten sind, nicht vergessen, daß solches Alles wohl vorhanden seyn kann, und der Inhaber eignet sich doch im Grunde nicht zum geistlichen Stande. Doch warum nicht? Weil er vielleicht alle diese Dinge sich nur auf gelehrte Weise angeeignet, aber dabei jenen ursprünglichen Lehrmeister, jenes Grundbedingniß zum Dienst der Kirche, die persönliche Erlebniß von Christo als dem Heilande der Welt nicht aufzuweisen hat." S. 37: „Nur daß er ja „„auf der Höhe der Wissenschaft"" stehe, das erscheint als die allernöthigste Sorge. Daß er aber mitten in den Herrlichkeiten seiner Wissenschaft zu derselben Zeit vielleicht noch gar keinen Begriff hat von dem Inhalt der Verpflichtungen eines geistlichen Amtes, daß er vielleicht bei allen Kenntnissen doch im höchsten Maße ungeschickt ist um ein Seelenhirt zu seyn in irgend einer Gemeinde, daß er weder recht zu trösten, noch zu mahnen, noch zu lehren versteht, daß überhaupt die ganze Geschichte bei ihm mehr gelehrtes Studium als inneres Leben ist, das wird darüber viel zu sehr unbeachtet gelassen." S. 40: „Es ist nicht zu verwundern, daß er nachher im Amte das anbringen muß, was er allein durch's Studium gelernt hat. Er hat ja sonst nichts zu geben. Er gibt nur das wieder, was ihm zuvor der Professor gegeben hat, der ihm am meisten gefiel. Statt den Menschen durch sein Predigtamt von Sünden zu helfen zur Heiligung ihres Lebens, statt Buße und Glauben zu predigen, und die Seligkeit der Kinder Gottes, so wie das Gericht Gottes über die Uebelthäter, statt sie ferner zu orientiren über alle ihre Lebensverhältnisse, — hört man ihn dann etwa von der Entwickelung des christlichen Bewußtseyns reden, von der Freiheit des Geistes, von Standpunkten, Auffassungen und Ansichten. Mit Einem Wort: Statt aus frischem Quell des Lebens das Leben zu reinigen, zu tränken und zu bilden, kaut er die alten Schulbrocken wieder durch,

die er selbst noch nicht hat verdauen können. Und vor wem thut er das? Vor Solchen, die sie auch nicht werden verdauen können. Wie könnten sie auch? Sie sind ja, wie sie da geboten werden, ohne eigentlichen Nahrungsstoff, ohne Inhalt, wie zehnmal abgekochtes Fleisch." III. Vom Predigen. Der Verf. klagt auch, daß in der protestantischen Kirche sich fast Alles um die Predigt drehe. S. 49: „Hatte zuvor die Messe Alles thun sollen in der (katholischen) Kirche, hatte sie mit ihren Gebeten und symbolischen Formeln am Altare fast allen Raum des christlichen Gottesdienstes für sich hingenommen, so kam nun hingegen die Kanzel mit ihrer Predigt in der evangelischen Kirche zur Oberherrschaft, und schob den Altardienst mit seinen geistlichen Opfern, seinen Gebeten und Danksagungen in den Hintergrund. Weil das Eine wie das Andere eine kirchliche Einseitigkeit ist, so war der Erfolg dort wie hier der gleiche: Mangel an Befriedigung. Aber dort zeigte sich dieser Mangel als Suchen nach Erkenntniß, nach Belehrung, und hier als Ueberdruß an der Predigt, in dem Gefühle, man sei genug beschult." S. 52: „Man ging nicht sowohl mehr in die Kirche als „in die Predigt," geradeso wie die Anderen „in die Messe" gingen. Man wußte fast nur noch von dem „Prediger" und von „Zuhörern" in der Kirche." S. 53: „Dadurch verlor der Gottesdienst den Charakter eines gemeinsamen Handelns in Christo und bildete sich um so ausschließlicher zu bloßem Reden, Belehren und Ermahnen um. Haben ja selbst die gesungenen Kirchenlieder, vom allgemeinen Strome fortgezogen, in diesen Ton miteinstimmen müssen. Statt daß die Richtung auf Gott in ihnen vorherrschen sollte, statt daß es vornehmlich Lobgesänge, Danklieder, Bitten u. s. w. seyn sollten, herrscht Selbstbetrachtung, Belehrung, Ermahnung oder Gemüthsstimmung auch in ihnen gar zu sehr vor. Auch da ist das liturgische Element wieder in's homiletische und katechetische aufgegangen." S. 55: „Es ist ein gefährliches Ding, daß die christliche Gemeinde in ihrer Erbauung so ausschließlich auf die Predigt und auf den Prediger angewiesen seyn soll. Und es ist eine gar zu schwere Last auf den Schultern eines gewissenhaften Predigers, das christliche Leben in der Gemeinde dermaßen von seinem Talent und seinem Fleiß, von seiner Macht und seiner Ohnmacht über die Gei-

ster abhängig zu wissen. Wer kann das auf sich nehmen, ohne darob zu erzittern! Der gottesdienstliche Organismus sollte da offenbar zu Hülfe kommen. Es geschieht aber nicht. So muß denn der Prediger das Wasser des Lebens immer aus sich selbst herauszupumpen suchen, so gut er kann. Es schmeckt dann aber auch leicht um so mehr nach ihm selbst, je weniger er dabei von einem wohl organisirten Kirchenwesen gehalten und geregelt wird." Aus demselben Grunde sei auch, wie das gottesdienstliche, so auch das häusliche Gebet vielfach abgekommen. S. 61: „Man empfiehlt von der Kanzel hundert und aber hundert Mal das Gebet. Warum macht man's nicht gleich in der Kirche selbst? Das wäre doch das Kürzeste und das Beste. Warum existirt gar keine Form des gemeinsamen Gebets außer der alten Litaney, die kaum noch in Uebung ist? Warum übt die Gemeinde nicht in dieser Weise gehörig ihr priesterliches Amt aus? Man schämt sich wohl gar vor einander?" S. 63: „Daher ist es begreiflich, was wir schon früher erwähnten, daß es mit dem Predigthören dahin hat kommen müssen, wohin es gekommen ist. Wofern nicht eine besondere Redegabe ihre Anziehung ausübt, ist der Drang nach der Predigt in der Regel nicht sehr stark. Man sieht dann die Kirchen häufig recht herzlich leer. Füllen sie sich doch noch, wie z. B. auf dem Lande, so ist das, was die Leute hineinzieht, weniger Belehrungsdurst, als die Macht eines anderen Princips, Beisammenseyn in Christo." IV. Schlimme Folgen. Ueber das vorher zum Theil schon Angedeutete verbreitet sich hier der Verfasser noch weiter. Vom Verfall des Kirchenbesuches in der protestantischen Kirche sagt er S. 67: „Der gesellige Geist, ohne den keine menschliche Gesellschaft, also auch die Kirche nicht, auf die Dauer bestehen kann, schwand immer mehr. Nur besonders gewürzte Speise oder Zuckernäscherei und rosenölige Süßigkeiten, die Jemand zu bieten vermochte, konnten sie bisweilen noch hereinziehen." Vom Abhandenkommen des Gebetes sagt er S. 69: „Ich kenne Männer, sonst durchaus untadelhaft, die es Jahre lang bis zu keinem Gebete gebracht, die auch Jahre lang in keiner Kirche waren. Das ist ein unnatürlicher Zustand. Wie muß der Einzelne dabei vereinsamen. Wie muß sein inneres Leben zusammenschrumpfen und verkümmern. Denn der Mensch ist nicht dazu ge-

macht allein zu seyn. Er muß von Anderen empfangen und muß Anderen geben." Aber S. 70: Man verbirgt sich vor einander mit dem Besten, was man hat, und mit dem Schlimmsten. Man schämt sich vor einander. Man mag sich einander nicht belästigen. . . . „Darüber muß die Religion so geistig werden, daß sie nirgend mehr in's Reich des Sichtbaren hervortritt." Zu den schlimmen Folgen des Verfalles der Religion rechnet der Verfasser auch S. 75 „dann wieder diese übertriebene Menschenverehrung, die mit dem Dampfe ihrer täuschungsreichen Opfer uns die Sinne zu umnebeln droht. Das Herz muß freilich etwas haben, woran es sich hängt. Ist ihm Gott zu hoch geworden und es selbst zu schwierig nun sich mit seinen Opfern dorthin zu wenden, so blickt es um sich her und greift den ersten besten heraus, um ihn zu feiern." Außerdem werden die üblen Folgen des religiösen Verfalles in allen Lebensverhältnissen nachgewiesen, und namentlich auch die heutigen religiösen Wirren als großentheils daherrührend betrachtet. V. Abhülfe. Diese wird für allein möglich erklärt „durch einen umfassenderen, angemessenerne kirchlichen Organismus" S. 92, „wobei das christliche Volk mehr zum Mitthun, Mitsorgen und Mitdenken für die Förderung der Kirche" zugezogen würde (S. 95). Die Stimme der Gemeinde soll gehört werden bei Pfarreibesetzungen, wenn auch der Gemeinde nicht ein unbedingtes Wahlrecht zugestanden werden könne. Die Kirchenvorsteher sollen durch die ganze Gemeinde (Hausväter) gewählt werden, auf die Dauer von sechs Jahren. Der Kirchenvorstand jeder Gemeinde soll regelmäßige monatliche Sitzungen halten, um über die Förderung der Religiosität in der Gemeinde zu berathen. Sodann will der Verfasser Bischöfe, die von den Diöcesan-Synoden gewählt würden; und S. 109 „alle drei Jahre finde eine Generalsynode statt, in deren Händen die oberste gesetzgebende Macht der Kirche ist. Auf ihr haben zu erscheinen sämmtliche Bischöfe. Außerdem noch von jeder Diöcesansynode drei geistliche und drei weltliche Abgeordnete, oder vielleicht auch die doppelte Zahl." S. 112: „So weit über diesen kirchlichen Organismus. Daß hier keine kirchliche Spielerei, keine einseitige Liebhaberei, keine Laune von gestern her ist, muß wohl Jedem einleuchten. Das Gebäude steht auf histo-

rischem Grunde." Endlich will noch der Verf. S. **117**: „In jeder Diöcese sei ein geistliches Seminarium oder Collegiatenstift mit einem besonderen Rector unter den Augen des Bischofs. Da vereinige man die Willigen zu einer gemeinsamen Ordnung des Lebens, der religiösen Uebung und der Studien. Nur nicht wieder zu viel bloße Beschulung, Collegienhören u. s. w., sondern Gemeinschaft des Gebets am Morgen und am Abend, gegenseitige Auslegung der Schrift, freie Vorträge, und der bildende Einfluß, der in einer festen Hausordnung, die Starkung, die in der Gemeinschaft selbst und in der Selbstbeschränkung um eines höheren Gutes willen gegeben ist." **VI.** Einwürfe. S. **121**: „Zunächst höre ich die abgerissenen Aeußerungen: „„Episcopal, katholisirend, retrograd"" und dergleichen. Nun ja, damit will man doch, hoffe ich, nicht widerlegen. Ich kann darin nichts Anderes als nur die Trägheit des Denkens erkennen, die Alles, was ihr vorkommt, nach flüchtigem Anblick rasch unter eine vorhandene Devise bringt und dann befriedigt mit ihrem Urtheil fertig ist. Dem Manne, der aufrichtig nach Wahrheit sucht, ziemt solches nicht." S. **128**. Anderer Einwurf: „Man muß auf dem Consistorialsystem, das nun einmal da ist, weiter bauen; das genügt. Darauf sage ich: Da in der Kirche Christi kein Verjährungsrecht gilt, so machen auch lange Jahre Unrecht noch nicht Recht. War die Consistorialordnung vor **300** Jahren ein kirchliches Unrecht, so ist sie es auch heute noch. Da sollte dann billigermaßen das französische Sprüchwort in Anwendung kommen: **La plus courte sottise est la meilleure sottise** — Je kürzer ein Fehler, desto besser." S. **131** widerlegt der Verf. den weiteren Einwurf, als wolle er der Kirche durch bloße Aeußerlichkeiten und blos formelle Reformen aufhelfen. **VII.** Schluß. Die Leser werden nach dem Bisherigen geglaubt haben, der Verfasser sei ohne Zweifel Nationalist; das ist er aber nicht, sondern, wo nicht orthodox, doch jedenfalls sehr „positiv-christlich" wie man heute Diejenigen zu nennen pflegt, welche zwar nicht orthodox, aber doch auch nicht rationalistisch seyn wollen. Gut. Ja, desto mehr Werth hat sein Buch; denn dieser entschiedene Tadel der an der protestantischen Kirche haftenden Mängel, diese Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, wird gewöhnlich nur von

Seiten der Rationalisten geführt, und da heißt es denn gleich, es sei nichts als „Negation,“ „destructive Tendenzen,“ „Wühlerei“ u. s. w. Gut also, wenn auch von der anderen Seite her diese Klagen geführt werden, wenn sie einmal von beiden Seiten her recht laut erschallen, recht oft wiederholt werden, so wird man ja am Ende es zugeben, es müsse etwas daran seyn, und vielleicht eher auf Abhülfe denken. — In seinem Schlußworte kann nun aber der bisher so freisinnige Verfasser nicht umhin, Denjenigen, welche heute auf Seiten der kirchlichen Bewegung stehen, einige Hiebe auszutheilen, und diese Bewegungen so ziemlich alle zusammen über einen Kamm zu scheeren und als „Gebilde der Lüge“ zu qualifiziren. Wir läugnen nicht, es kommt Unreines in diesen Bestrebungen vor, aber das macht die Sache selbst darum noch nicht verwerflich, und selbst bei Vielen von Denen, welche auf eine vielleicht mehr schädliche als nützliche Weise bei den Reformversuchen mit Hand anlegen, selbst bei Vielen von ihnen muß man nicht gleich das Kind mit dem Bade ausschütten, als sei, wenn auch manches Unächte und Unreine dabei ist, Alles durch und durch nichts als ein „Gebilde der Lüge.“ Das ist auch eine Verblendung und eine Oberflächlichkeit des Urtheils, die man einem sonst so gründlich urtheilenden Manne, wie unser Verfasser ist, nicht zutrauen sollte. Aber da sieht man, was die Befangenheit des Partei-Standpunktes thut! Und es ist nicht recht zu begreifen, wie der Verfasser bei diesen ungünstigen Ansichten von den heutigen Reformbestrebungen, dennoch von der heutigen Zeit etwas Gutes für seine eigenen Reformideen erwarten kann; und dennoch erwartet er dies, und namentlich im deutschen Vaterland, das er zum Schlusse also anredet: „Die Zeit ist nicht ungünstig. Gott mit dir! Es wird dir wohl gelingen.“ Das hoffen wir auch, so wie auch, was der Verfasser zum Schlusse des IV. Abschnittes, nach der Darlegung so vieler und schwerer Mängel und Schäden in der Kirche S. 90 sagt: „Es wird doch einmal Tag werden. Und täuscht mich mein Auge nicht, so dünkt mich: es taget schon herauf über uns.“ —

Wir wollen das Buch unseren Lesern bestens empfohlen haben.

F.

---

b) Das ächte Glaubensbekenntniß unseres Herrn Jesu Christi. Ein Beitrag zur Verständigung und Einigung der Christen, von Fr. Th. Frantz. Landau, Verlag von Ed. Kaußler, 1847. Preis 24 kr.

Den Zweck dieser kleinen Schrift bezeichnen folgende Worte aus der Vorrede (S. VI): „Weil aller Streit unter den Christen heut zu Tage sich um das Glaubensbekenntniß dreht, weil alle bestehenden Glaubensbekenntnisse heut zu Tage vielfältig angefochten werden, weil umgekehrt auch Die, welche mit diesen Glaubensbekenntnissen nicht mehr übereinstimmen, mit Heftigkeit angegriffen, oft auch verfolgt werden, weil endlich heut zu Tage so manche und verschiedenartige neue Glaubensbekenntnisse aufgestellt werden: so möchte diese Schrift zu zeigen versuchen, welches das wahrhaft und ächt-christliche Glaubensbekenntniß sei, und zugleich nachweisen, daß dieses ebensowohl das wahre Christenthum im Sinne seines Stifters enthalte, als auch die Anforderungen der heutigen Zeit zu befriedigen im Stande sei." — Es wird nun nachgewiesen, daß Jesus Christus selbst ein Glaubensbekenntniß für seine Kirche aufgestellt hat, welches in der großartigsten Einfachheit die wesentlichen Haupt- und Fundamentallehren des Christenthums enthält, welches demnach allen Christen genügen sollte, und von dessen alleiniger Annahme und Geltung allein auch die Ausgleichung der unter den Christen herrschenden Glaubensstreitigkeiten erwartet werden kann. — Durch eine nähere Entwicklung der Hauptpunkte dieses von dem Stifter der christlichen Religion selbst aufgestellten Glaubensbekenntnisses wird zugleich nachgewiesen, worin die eigentliche, ursprüngliche Glaubenslehre des Christenthums, nach dem Sinne Jesu Christi und seiner Apostel, bestehe. — In einem Anhange werden diejenigen Glaubensbekenntnisse aufgeführt, welche später in der christlichen und namentlich in der protestantischen Kirche zu besonderem Ansehen gelangten, nämlich das apostolische, das nicänische, das athanasianische und das augsburger Glaubensbekenntniß, und wird gezeigt, wie weit diese alle hinter der erhabenen Einfachheit desjenigen Glaubensbekenntnisses zurückstehen, welches der Meister selbst seinen Jüngern gegeben hat. — In zwei Schlußbetrachtungen wird 1) „der

oberste Grundsatz der protestantisch-evangelischen Kirche" beleuchtet, welcher nicht in der Aufstellung irgend eines Dogma's (Glaubensmeinung), sondern in der Verwerfung des Pabstthums, d. h. aller und jeder menschlichen Autorität in Glaubenssachen besteht; und wird 2) die Frage erörtert: „Was ist die Ursache der so allgemeinen Neigung, die Freiheit der Geister durch Glaubenszwang zu fesseln?" Als die drei Quellen dieser verderblichen Sucht werden bezeichnet: 1) Befangenheit, Verblendung und Mangel an wirklichem Glauben gerade auf Seiten Derer, welche sich gewöhnlich die „Gläubigen" nennen; 2) hierarchischer Hochmuth und politischer Despotismus; 3) blinde Parteisucht. — Zum Schlusse wird an alle Christen, welche es mit dem Reich Jesu wahrhaft wohl meinen, und dessen Kommen von Herzen wünschen und ersehnen, die dringende Aufforderung gestellt, sich auf den Grund des allein ächten Glaubensbekenntnisses ihres alleinigen Herrn und Meisters, Jesu Christi, einander brüderlich die Hände zu reichen. F.

57.

Synodalelend.

Von solchem zeugt nämlich folgende uns zugesendete Berichtigung, welche uns erst nach vollendetem Drucke des Septemberheftes zugekommen ist, daher wir sie jetzt erst mit unseren beigegebenen Bemerkungen hier aufnehmen können.

Bergzabern, den 28. August 1847.

Herr Redacteur!

In den Anekdoten aus den diesjährigen Synoden, die Ihr Augustheft mittheilt, wird gesagt: der hiesigen Synode sei verwehrt worden, über eine Eingabe des Presbyteriums der Pfarrei Ingenheim und Appenhofen zu sprechen.

Diese Nachricht „aus der Zeitung" könnte die Leser der Morgenröthe vermuthen lassen, die Synode von Bergzabern sei hinsichtlich ihrer Berathungen über jenen Gegenstand nicht so frei gewesen, als sie es in anderen Betreffen gewesen ist.

Es möge daher, zur Steuer der Wahrheit, in Ihrer Zeitschrift,

Herr Redacteur, die Versicherung Platz finden, daß erwähnte Vorstellung diesseits deßwegen nicht in Betracht genommen wurde, weil sie an dem wesentlichen Formfehler litt, daß sie als von dem Presbyterium herrührend gelten wollte, während sie von dem gesetzlichen Vorstande dieses Collegiums nicht unterzeichnet war.

Ein Mitglied der Diöcesan-Synode Bergzabern.

So wäre denn hiermit unser Bericht berichtigt; ob aber diese Berichtigung auch eine Rechtfertigung des von uns als auffallend bezeichneten Verfahrens sei, können wir kaum glauben. Die fragliche Eingabe ist also deßwegen nicht zur Berathung zugelassen worden, weil sie der „gesetzliche Vorstand" des Presbyteriums, d. h. der dermalige Vikar, nicht mitunterzeichnet hatte. Nun versteht es sich von selbst, daß dieser sie nicht unterzeichnen konnte, da er und das Presbyterium so wie die ganze Gemeinde in dieser Angelegenheit als Parteien einander gegenüber stehen. Kann nun aber ein Presbyterium keine Eingabe machen, ohne daß der Geistliche mitunterzeichnet, selbst wenn die Eingabe ganz oder theilweise gegen ihn selbst gerichtet wäre? „Ja, sagt man, aber in diesem Falle darf die Eingabe nur als eine von den Mitgliedern des Presbyteriums, nicht aber als von dem Presbyterium selbst, als Collegium, ausgehend bezeichnet werden. Da dies in der betreffenden Eingabe nicht geschah, so war dies ein „Formfehler," und nur wegen dieses Formfehlers ließ man sie nicht zur Berathung kommen." — Ja, das soll eben Gott und aller Welt geklagt seyn, daß bei uns die Form so oft mehr gilt als die Sache. Also eine Eingabe, im Namen einer Gemeinde von deren Kirchenvorstehern gemacht, welche die allerwichtigste Angelegenheit, welche das kirchliche und religiöse Wohl und Wehe dieser Gemeinde betrifft, — die also die allerernsteste Berücksichtigung und Erwägung verdiente, — sie konnte diese darum nicht finden, weil sie an dem fürchterlichen Formfehler litt, daß sie überschrieben war „Eingabe des Presbyteriums," und doch überschrieben hätte seyn sollen „Eingabe der Mitglieder des Presbyteriums." Wenn hier nicht gilt, was der Apostel Paulus 2. Cor. 3, 6 sagt „der Buchstabe tödtet," so möchten wir wissen, wo sonst irgend dies Wort angewendet

werden könnte. — Uebrigens bezweifeln wir, ob jene Eingabe, wenn sie auch nicht an diesem Formfehler gelitten hätte, zur Berathung zugelassen worden wäre, wir glauben vielmehr und sind fest überzeugt, daß dies auch dann nicht geschehen wäre, — wie es andere ganz ähnliche Vorgänge, in der Bergzaberner, wie in den übrigen Synoden, gezeigt haben, — sondern daß die Berufung auf jenen „Formfehler" nichts weiter war als eine bloße Ausflucht. Weit gekommen aber wahrlich ist es in einer Kirche, wo das Bewußtseyn bereits so sehr in das todte Form- und Buchstabenwesen eingerostet ist, daß man nicht fühlt, daß gerade die Berufung auf einen solchen Formfehler nicht eine Rechtfertigung, sondern das allerschlimmste Zeugniß sei von dem Geiste, der in einer Kirche herrscht, oder vielmehr von dem Entschwundenseyn des lebendigen Geistes, dem die Sache, die Förderung der Religiosität in den Herzen, die Förderung des religiösen Zustandes in den Gemeinden am Herzen liegt, und der nicht, wegen der kleinlichsten, unbedeutendsten Formfehler, die wichtigste Sache mit vollkommener Seelenruhe auf die Seite schiebt.

Gerade diesen Punkt hatten wir vorzugsweise im Auge als wir am Schlusse des Artikels, auf welchen obige Berichtigung sich bezieht, erklärten, daß wir in einem der nächsten Hefte weitere Mittheilungen aus den Synoden und „erbauliche Betrachtungen" darüber geben wollten. Wir hatten inzwischen geglaubt, es sei zweckmäßiger, dieselben für das nächste Jahr aufzusparen, um sie nicht nach, sondern vor den Synoden anzustellen. Nun aber hat diese Berichtigung uns genöthigt, jetzt schon wenigstens einen Punkt unseres Synodalelendes zur Sprache zu bringen.

Und da wir nun doch einmal auf das bei uns grassirende Formenwesen zu sprechen gekommen sind, so sei zum weiteren anschaulichen Beleg dafür eine Geschichte aus einer früheren Synode erzählt. Schreiber dieses hatte eine Eingabe an die Synode wegen des Confirmationsalters gemacht. Eine neuere Verordnung, welche noch ein Vermächtniß des Ministeriums Abel ist, hatte nämlich das Confirmationsalter vom vierzehnten auf das dreizehnte Lebensjahr herabgesetzt. Da diese Abänderung des bisher in der protestantischen Kirche gültigen Confirmationstermines blos einseitig von der Staatsgewalt, ohne Zustimmung der Generalsynode ausge-

gangen war, ja die nächstfolgende Generalsynode sogar den einstimmigen Antrag auf Zurücknahme derselben gestellt, wiewohl leider nicht förmliche Protestation dagegen eingelegt hatte, so bestand und besteht diese Verordnung eigentlich gar nicht zu Recht. Auf ihre Zurücknahme hatte denn auch Berichterstatter bei der Diöcesansynode Antrag gestellt. Der damalige, inzwischen längst verstorbene Dekan war ein eifriger Protestant, und als Schreiber dieses ihm die fragliche Eingabe persönlich zustellte, so billigte er dieselbe sehr und sprach lange mit Eifer über diese unselige Uebereilung der Confirmation in einem noch allzu unreifen Lebensalter. Als acht Tage darauf der Antrag in der Synode vorkam, wurde er einstimmig angenommen. Was thut nun der eifrig protestantische Dekan? Er erklärt zu Protokoll: er seinerseits stimme gegen den Antrag und müsse sich sogar dagegen verwahren. Erstaunt und versteinert hierüber fragte ihn der Antragsteller, wie sich das mit seinen vor acht Tagen gethanen Aeußerungen zusammenreime? worauf Jener erwiederte: seine persönliche Ansicht von der Sache stimme wohl mit der des Antragstellers und der übrigen Mitglieder der Synode überein, allein als Dekan sei er königlicher Beamter und dürfe sich daher nicht gegen eine von der Staatsgewalt ausgehende Verfügung in Widerspruch setzen. — Nun, ich denke, das werden Manche ganz in der Ordnung finden, denn daß der Mann sich erinnerte, er sei nicht allein Christ und Protestant, sondern auch Dekan, dies war doch gewiß richtig; hätte er aber den Dekan einmal bei Seite gesetzt und blos als Christ und Protestant im Widerspruch gegen eine Verordnung der Staatsgewalt abgestimmt, so hätte er dadurch einen bedeutenden „Formfehler“ begangen, der möglicher Weise sogar die schlimmsten Folgen für ihn hätte haben, d. h. höheren Orts ihm hätte übel genommen werden können. Was würde aber wohl Luther zu solchem Protestantismus, oder Paulus zu solchem Glaubensgeiste gesagt haben?

F.

58.
Kirchliche Tagesereignisse.

Am meisten zieht jetzt Italien die Blicke auf sich. Zwar sind die dortigen Vorgänge weit mehr politischer als kirchlicher Art, doch können sie unmöglich ohne Einfluß auf die kirchlichen Verhältnisse bleiben, umsoweniger, als das Oberhaupt der katholischen Kirche an der Spitze der Bewegung steht. Pabst Pius IX. macht zeitgemäße Verbesserungen und wird darum nicht blos in seinem Lande, sondern in ganz Italien mit Begeisterung geliebt und verehrt. Dagegen macht die sonst dem Pabst so sehr befreundete Regierung von Oesterreich eine sehr üble Miene zu diesen Staatsreformen des Pabstes. Sie vermehrt die Garnison in der Stadt Ferrara, wo ihr ein theilweises Besatzungsrecht zusteht, auf eine auffallende Weise, und der dortige österreichische Befehlshaber benimmt sich noch auffallender gegen die Stadt und den päbstlichen Cardinal-Statthalter. Er behandelt die Stadt, als wenn sie sich im Kriegszustande befände. Der Pabst protestirt dagegen, und zieht, da dies nichts hilft, den Oesterreichern gegenüber, ein Truppenlager bei Forli zusammen, und sendet neuerdings abermals eine Note an die österreichische Regierung, worin er die Zurückziehung der Truppen aus Ferrara begehrt und zugleich die Drohung ausspricht, daß er im andern Falle entschiedene Maßregeln ergreifen werde. Früher schon hatte der Pabst ein Schreiben an den König von Sardinien gerichtet und diesen gebeten, im Falle Oesterreich mit gewaffneter Hand eine Einmischung in die römischen Landesangelegenheiten versuchen sollte, ihm (dem Pabste) in Sardinien einen Zufluchtsort zu gestatten! Von allen Seiten melden sich Freiwillige, die sich unter die Fahne des Pabstes und der Freiheit einreihen wollen. Aus verschiedenen Klöstern haben Mönche und Nonnen, da sie nicht selbst die Waffen tragen können, bedeutende Geldsummen für die Bewaffnung der Bürger beigesteuert. In einigen Orten haben sich auch Compagnien von Frauen gebildet, welche täglich in der Handhabung der Waffen eingeübt werden. Trotz diesem kriegerischen Aussehen glauben wir kaum, daß es zwischen dem Kaiser von Oesterreich und dem Pabste zum Krieg kommen werde. Aber merkwürdig ist es gewiß, daß der Pabst jetzt, als ein Freund der Reformen im Geist der Zeit, von den den Reformen abholden Regierungen mit Mißtrauen beobachtet wird; und jedenfalls werden die Reformbestrebungen des Pabstes von großem Einflusse auf alle anderen Länder seyn. — Dabei wollen wir auch nicht vergessen, daß der Pabst sein Augenmerk allerdings auch auf heilsame kirchliche Verbesserungen gerichtet hat. Vor einiger Zeit ließ er ein Schreiben an die Bischöfe des Kirchenstaates ergehen, worin er dieselben auffordert zu berichten, ob die Geistlichen, sowohl die in den Klöstern als die andern, einen anständigen und ehrbaren Lebenswandel führen, und dabei

auch anzugeben, ob nicht Grund vorhanden sei, manche der schwächer besetzten Klöster aufzuheben. Kurz, es ist keine Frage, Pius IX. sucht auch in der Kirche nach und nach heilsame Verbesserungen einzuführen. Dafür wird er denn auch von den Jesuiten und ihrem Anhang von Herzen gehaßt. Beim Regierungsantritte des neuen Pabstes waren sie in Furcht, später versuchten sie ihn durch alle erdenklichen Schmeicheleien für sich zu gewinnen; es wurden ihm in den Anstalten der Jesuiten die großartigsten Feste bereitet und die pomphaftesten Lobreden auf ihn gehalten, da aber dies nicht anschlug, so zeigen sie nun mehr und mehr einen kaum verholenen Haß gegen den Pabst. Will's Gott, so wird er dieser Pest der Menschheit über kurz oder lang ganz ein Ende machen.

Ziemlich als das Gegentheil der Gesinnungen des Pabstes müssen wir die neuesten Erscheinungen in der katholischen Kirche in unserer Nähe betrachten. Im Priesterseminar zu Speyer werden jetzt von einem Pater Redemptoristen*) aus Altötting geistliche Exercitien, d. h. Gebete und andere Andachtsübungen gehalten, und die katholischen Geistlichen der Pfalz sind vom Bischofe aufgefordert worden, an diesen Uebungen Antheil zu nehmen. Es heißt aber, nur Wenige hätten dieser Aufforderung bis jetzt Folge geleistet, dagegen haben sie vielen Verdruß erregt.

Das bedeutendste Ereigniß neuester Zeit in der protestantischen Kirche ist ohne Zweifel die am 21. und 22. September zu Darmstadt stattgehabte Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins. Die Ausschließung des Dr. Rupp zu Königsberg auf der vorjährigen Hauptversammlung zu Berlin hatte im ganzen protestantischen Deutschland die größte Aufregung veranlaßt, und allgemein besorgte man, bei der diesjährigen Hauptversammlung zu Darmstadt werde es zu einem offenen Bruche zwischen den beiden streitenden Parteien, nämlich zwischen den Orthodoxen und Rationalisten kommen, und dadurch nicht allein der Gustav-Adolph-Verein sich gänzlich auflösen, sondern auch ein unabsehbarer Zwiespalt in die protestantische Kirche gebracht werden. Gott sei Dank, es ist anders gekommen! Auf eine ganz unerwartete, ja, man möchte sagen, auf eine wahrhaft wunderbare Weise ist auf dieser Versammlung der Friede ungestört geblieben. Es hat eine wahre Versöhnung stattgefunden. Man hat von beiden Seiten anerkannt, daß die evangelischen Kirche für die beiden theologische Richtungen Raum haben müsse. Würde das einmal überall anerkannt, dann würde bald auch eine allgemeine Versöhnung zu Stande kommen. Uebrigens sind wir überzeugt, daß zu einer solchen Versöhnung auf dieser letzten Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins ein nicht unbedeutender Schritt geschehen sei. Wir sehen diese Sache für wichtig genug an, um uns vorzubehalten, ihr im nächsten Hefte einen eigenen Artikel zu widmen.

*) Redemptoristen sind nämlich Halbjesuiten, manchmal auch ganze.

Eben dies werden wir auch hinsichtlich der Angelegenheit Uhlich's thun, welcher denn nun auch suspendirt ist, nachdem nicht nur seine ganze, 6000 Seelen starke Gemeinde sich wiederholt auf das Entschiedenste für ihn ausgesprochen hat, sondern auch sogar mehrere streng orthodoxe Geistliche, namentlich Tholuck und Guerike aus Halle, Schreiben an ihn gerichtet haben, worin sie sich sehr anerkennend über ihn und sehr tadelnd über die Starrheit des Kirchenregimentes aussprechen. Uhlich wird von Freund und Feind als ein trefflicher und durchaus religiös gesinnter Mensch, dabei als ein eifriger Geistlicher und vorzüglicher Kanzelredner geschildert, — aber weil er sich nicht an den todten Buchstaben der kirchlichen Formel binden will, so muß er eben hinausgestoßen werden! Wir nehmen uns, wie gesagt, vor, die Angelegenheit Uhlich's im nächsten Hefte näher zu besprechen; einstweilen aber empfehlen wir dessen neuestes Schriftchen: „Weitere Mittheilungen in Sachen des Predigers Uhlich in Magdeburg, herausgegeben von **ihm selbst**, zur Vervollständigung der vom Consistorium herausgegebenen amtlichen Verhandlungen.“ (Wolffenbüttel, Holle'sche Buchhandlung, 1847. 3½ Bogen.) F.

59.
An Christus.
(Von Tiedge.)

Ich glaub' an Dich, was auch von Dir,
Von Deinem Seyn und Wesen mir
Die Pseudo-Exegeten *) logen,
Die, himmelweit entfernt von Dir,
Die Menschen um das Heil betrogen,
Das klar und wahr und himmelvoll
Aus Deiner großen Seele quoll.
Dein Werk, was auch die Priester thaten,
Die feindlich Dir entgegen traten,
Du Mann des Lichtes, wird besteh'n!
Dein Wort ist Licht, und deine Thaten
Sind Sterne, die nicht untergeh'n.
Die Einfalt hattest Du erlesen,
Daß sie zum Menschen sprech', und nichts
Verhülltes war in Deinem Wesen.
Ich glaub' an Dich, Du Mann des Lichts.

Doch solltest Du diesseits dem Grabe
Noch einmal durch das Leben geh'n
Und solltest Du den Unfug seh'n,
Wie sie die Wahrheit, diese Gabe
Der Weisheit, trügerisch verdreh'n;

*) D. h. die vorgeblichen Schriftausleger.

Wie sie verhärtet und vermessen
Verfolgung aus der Lehre pressen,
Die Duldung lehret, Schuld vergibt,
Und segnend selbst den Hasser liebt;
Wie sie den Dolch der Zwietracht schärfen
Und stolz in frechem Uebermuth
Hinweg von sich die Demuth werfen,
Womit Du sprachst: „nur Gott ist gut!“ —
Ach, säh'st Du, wie sie um Dein Leben
Und Deine stille Lichtgestalt
Geheimnißkram und Irrlicht weben
Und mit der heimlichen Gewalt,
Die nur im Finstern herrscht, verbündet,
Sich eifrig fort und fort bemüh'n
Das Licht, das Du uns angezündet,
Verrätherisch uns zu entzieh'n,
Und wie sie in den Mitternächten
Des Wahns, der trotzig sich vermißt,
Durch Machtgebot und Trug und List,
Gern die Vernunft zum Schweigen brächten,
Die zu vernünftig ihnen ist;
Wie sie die frechste Täuschung wagen,
Die Gaukler sich schon nicht mehr scheu'n
Die Wundersucht aus Deinen Tagen,
Die Du schon strafteſt, zu erneu'n.

Und wie sie endlich, — statt zu werden
Wie Du warst, Mann voll Gottesgeist, —
Sich streiten, was Du denn auf Erden
Wohl eigentlich gewesen seist;
Und wie sie sich in Sanftmuth hüllen
Und durch ein mordendes Geschwätz
Das Opfer fordernde Gesetz
Noch fort und fort an Dir erfüllen;
Ach! solltest Du das Alles seh'n,
Du würdest weg Dein Antlitz dreh'n,
Und wenn Du sie belehren solltest
Von Deinem Willen, Sinn und Geist, —
Sie wüßten besser, was Du wolltest
Und was Du warst und was Du weißt.
Wie könnten auch noch Deine Lehren
Die furchtbar weisen Männer hören,
Die Niemand hören außer sich!
Ja solltest Du Dir's gar erlauben
Nicht so, wie sie, an Dich zu glauben,
Noch einmal kreuzigten sie Dich!

60.

Rechtfertigung der evangelisch-protestantischen Kirche gegen gehässige Anfeindungen und Vorwürfe römisch-katholischer Priester.

(Schluß.)

Jedoch, wir wollen das wahre Wesen des Protestantismus noch etwas genauer in's Auge fassen und entwickeln, um daraus das Ungegründete und Gehässige so vieler Beschuldigungen darzuthun, und um dadurch zu erhärten, daß unsere Kirche eine wahrhaft christlich-apostolische Kirche ist.

Der Protestantismus beruhet bekannter Maßen geschichtlich auf drei Hauptgrundsätzen, die theils negativ-polemischer, theils positiver Natur sind.

Der erste Grundsatz nun lautet: Die heilige Schrift allein hat göttliches Ansehen; sie ist einzig und allein Richterin, Regel und Richtschnur, wornach alle Glaubenssätze, wie an einem Probiersteine, geprüft und beurtheilt werden müssen. Dieselbe ist durch sich selbst verständlich, klar und ausreichend in allen Stücken, welche dem Menschen zu seinem Heile und zu seiner Seligkeit erforderlich sind, und es steht jedem Christen, besonders jedem christlichen Lehrer das Recht zu, die Bibel aus ihr selbst, ohne Rücksicht auf menschliche Autorität, zu erklären. — Alle kirchliche Tradition hat nur menschliches Ansehen, ist fehlbar und der heiligen Schrift zu unterwerfen; alles also, was gegen klare Aussprüche der heiligen Schrift alten und neuen Testamentes festgesetzt ist, ist abzuschaffen, und Alles, was sich nicht aus der heiligen Schrift erweisen läßt, ist wenigstens kein nothwendiges Stück des Christenthums und somit auch nicht der Seligkeit.

Durch diesen Grundsatz, daß das Verhältniß des Christen zu Gott und Christo durch keine menschliche Autorität, sondern nur durch das Wort Gottes vermittelt sei, daß die Tradition und die Kirchenlehre keine solche Autorität habe, welcher sich der Einzelne unbedingt unterwerfen müsse, sondern daß sie durch die freie Ueberzeugung und Uebereinstimmung des Einzelnen bedingt sei, wurde

das ächt christliche Princip, die religiöse Freiheit und Selbstständigkeit oder die Glaubens- und Gewissens-Freiheit nach Jahrhundert langer Unterdrückung wieder ausgesprochen und erkämpft. Durch diesen Grundsatz wurde aber auch der heiligen Schrift die ihr gebührende Anerkennung wieder zu Theil; denn sie selbst erklärt ja: „Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. (1. Corinth. 3, 11.)“ Christus und die Apostel selbst berufen sich ja ausschließlich auf die kanonischen Bücher der heiligen Schrift, mit Verwerfung aller Tradition, (man sehe besonders Johannes 5, 39, actorum 17, 11; 2. Tim. 4, 3 und 4), und warnen nur vor unverständigem und leichtfertigem Bibelgebrauche (2. Petri 3, 16). Zudem gibt es eine Masse von Beweisstellen in der heiligen Schrift, welche ihr genügendes und somit einziges Ansehen in Sachen des Glaubens und religiösen Lebens bezeugen. Man betrachte unter vielen andern nur 2. Petr. 1, 19: „Wir haben ein festes prophetisches Wort und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet;“ und Vers 16: „Wir haben nicht den klugen Fabeln gefolgt.“ Gal. 1, 8: „Aber so auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde ein Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht.“ 2. Tim. 3, 15. 17; Jak. 1, 21 apoc. 22, 18. 19; Röm. 1, 16; Joh. 7, 16. 17. Wer möchte, bei unpartheiischer Erwägung dieser Stellen, noch zweifeln, daß die heilige Schrift ausreichend sei zur Seligkeit, und man deßhalb keine weitere Erkenntnißquellen zum ewigen Seelenheile brauche?

Diesem Grundsatze aber, der gegen alle menschliche Autorität gerichtet ist, die sich in Glaubenssachen zur Richterin aufwerfen will, der sonach der Kirche, wie sie zeitlich und räumlich in der Wirklichkeit existirt, kein untrügliches und unbedingt verpflichtendes Ansehen beilegt, sondern jedem einzelnen Kirchengenossen Freiheit und Selbstständigkeit im Prüfen und Forschen, welches da sei der reine und lautere nnd vollkommne Gotteswille, vindicirt, wirft man besonders in diesen unsern Tagen von Seiten römisch-katholischer Priester vor, daß hierdurch Jeder berechtigt sei, die Schrift nach seiner Willkühr auszulegen, daß das Christenthum in lauter Subjectivität zerrinne und sich verflüchtige; daß gar kein fester

Glaube möglich sei, indem derselbe von jeder neuen Schrifterklärung abhängig gemacht werde; weshalb sich auch jetzt in der protestantischen Kirche eine maaßlose Zerrissenheit und Lehrverschiedenheit finde, die in kürzester Zeitfrist ihren völligen Ruin nothwendig herbeiführen müsse.

Läßt es sich nun auch nicht in Abrede stellen, daß gegenwärtig ein ziemlich großer Zwiespalt in der protestantischen Kirche herrscht, weil einzelne Stimmführer sich gegen das Princip des Protestantismus und gegen den klar und deutlich ausgesprochenen Willen der Reformatoren selbst,*) zu Glaubensdespoten aufgeworfen haben, die Jeden für ungläubig und politisch verdächtig erklären, der nicht unbedingt an dem Buchstaben der symbolischen Bücher des 16. Jahrhunderts festhält. Bei den lauten und starken, wenn auch mitunter etwas extravaganten Erklärungen so unzählig vieler Protestanten gegen eine solche Knechtschaft des Buchstabens, steht aber sicherlich zu erwarten, daß bald auf beiden Seiten das gehörige Gleichmaaß und somit eine friedliche Verständigung über das höchste und letzte Princip des Protestantismus wieder eintrete.

Jenen aber, die da so zuversichtlich behaupten, durch die freie Schriftforschung und Schrifterklärung sei kein allgemeiner, fester Glaube möglich, möchten wir antworten: Gibt es keine festen, in aller und jeder Weise wohlzuberücksichtigende Gesetze der Schriftforschung und Schriftauslegung? Darf Jeder, wenn er anders wahrhaftig und ehrlich gegen sich selbst ist, in die Schrift nur eben hineinlegen, was ihm beliebt? Zeigt nicht die ganze Geschichte der evangelischen Kirche, daß, bei aller Freiheit im Einzelnen und man-

---

*) Luther schreibt: „Ich bin und will Keines Meister seyn. Ich wollte vielmehr, alle meine Bücher wären zu Pulver verbrannt; meine Absicht war, den Leuten Lust zu machen zur heiligen Schrift, woraus ich geschöpft habe. Aber nun sehe ich, daß sie an meinen Büchern hangen bleiben und die heilige Schrift liegen lassen. Darum wiederhole ich es: Ich wollte, daß sie alle zu Pulver verbrannt wären." Melanchthon erwiederte in seinen letzten Lebensjahren auf die Frage eines Theologen, den Abendmahlsstreit betreffend, warum er eine gewisse Bestimmung dieser Lehre, die er früher selbst unterschrieben, jetzt nicht mehr billige? „Ich habe Vieles geschrieben, womit ich jetzt nicht mehr übereinstimme. Meinet ihr, ich habe innerhalb dreißig Jahren keinen Fortschritt gemacht?"

chen Verirrungen zügelloser Willkühr, doch stets wieder gewisse Grundwahrheiten gemeinschaftlich festgehalten worden sind und auch jetzt noch bei aller Verschiedenheit der Ansichten festgehalten werden? Oder wie? wo wäre ein Protestant, der nicht in Uebereinstimmung mit seiner Kirche sich freudig und mit voller Ueberzeugung zu dem in Christo der Welt geoffenbarten einigen Gotte bekennte, „der da der rechte Vater ist über Alles, was da Kinder heißet im Himmel und auf Erden, und in dem wir leben, weben und sind?" Der nicht laut und offen erklärte, daß dieser Gott seine Liebe am glorreichsten in der Sendung Jesu Christi geoffenbaret habe; daß er ihn „uns gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und Erlösung, daß dieser der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen, und daß in keinem Andern Heil ist, denn in ihm?" Der in Abrede stellete das Walten des heiligen Gottesgeistes, der in uns wirkt, das Wollen und Vollbringen herbeiführt und uns für die Gnade Gottes in Glaube und Heiligung empfänglich und werth macht? Der endlich leugnete die persönliche Fortdauer des Menschen und die künftige Vergeltung in einer höhern Welt?

Der Protestantismus will übrigens die Einheit und Unveränderlichkeit nicht, welche der Katholicismus will und kann sie nicht wollen, weil ihm die Kirche nicht eine Hierarchie, nicht eine Zwangsanstalt ist, sondern ein freier Verein freier Geister. In einer freien Kirche muß freilich mehr Verschiedenheit der Ansicht und Weise hervortreten, als in einer unfreien, welche jede Form des Glaubens und jede Handlung des Gottesdienstes vorschreibt. Warum aber soll nicht Mannichfaltigkeit sein in der Einheit; warum nicht bei der Uebereinstimmung in den Grundsätzen, Verschiedenheit in der Ansicht und Weise? Welcher Nachtheil entspringt denn daraus, daß die christlichen Ideen von Verschiedenen in verschiedenen Formen gefaßt werden? Was schadet es denn, daß man dem Gottesdienste an verschiedenen Orten eine verschiedene Gestalt gegeben hat? Warum soll denn der Lehrer seine individuelle Auffassung der christlichen Ideen, wenn sie nicht im Widerspruche steht mit den allgemeinen Grundsätzen der Gesellschaft, nicht hervortreten lassen? Mehr unstreitig wird der die menschlichen Herzen anzusprechen vermögen, der nicht blos als das Organ der Hierarchie das Allgemeine nur

wiederholt, sondern auch das gibt, was er in selbstständiger Forschung errungen und mit dem eigenen Gefühle ergriffen hat. Auch das religiöse Leben bedarf zu glücklicher Entwicklung der Freiheit, und nur um den Preis der Freiheit kann die Einheit in der Lehre und dem Kultus erkauft werden. Fürwahr! jene kirchliche Einheit der römisch-katholischen Kirche, die sich in einer durch alle Zeiten und für alle Völker durchaus gleichförmigen Gestaltung des Lehrbegriffs und der Disciplin aussprechen will, widerstrebt der Natur des menschlichen Geschlechtes; denn, wie das Leben überhaupt, so gestaltet sich auch das kirchliche nicht nach Consilienbeschlüssen, sondern nach der Norm der Entwicklung des Individuums und der Nationen; einer Entwicklung, deren Gang die Natur vorgeschrieben hat. Der in der römisch-katholischen Kirche herrschende Begriff der kirchlichen Einheit, der die ganze Menschheit, ohne Rücksicht auf Nationalverschiedenheit, unter die gleiche Form der Disciplin, des Cultus und des Glaubens bringen will, kann nur durch äußern Zwang verwirklicht werden und muß nothwendig verderblich auf die nach Naturgesetzen entstandenen verschiedenen Nationalcharaktere wirken und deren Entwickelung hemmen oder verschrauben.

Die Natur hat sich an diesen Miß- und Uebergriffen der römisch-katholischen Kirche stets gerächt durch den Abfall der Völker von dieser Kirche, welche das Naturgesetz ihren Ansichten und Gesetzen stets unterordnen wollte und noch immer will. Zeugniß hievon gibt die förmliche Trennung der griechischen Kirche von der römisch-lateinischen im 11. Jahrhundert, sowie die Entstehung des Protestantismus im 16. Jahrhundert, der, ohne in der dunkeln Gewitterwolke einer Propaganda heimlich vorbereitet zu sein, wie ein Blitzstrahl halb Europa durchzückte und im Laufe von drei Jahrhunderten einen glänzenden Sieg nach dem andern errungen hat. Dafür zeugt aber auch laut und entschieden die jetzige großartige, in der katholischen Kirche herrschende Bewegung, die schon in mehrern hunderten Gemeinden des deutschen Vaterlandes und in vielen tausenden Herzen von deutschen Katholiken die lebhafteste Anerkennung und festeste Consistenz gefunden und gewonnen hat. O! auch diese Bewegung entstand nicht und konnte nicht entstehen durch einzelne, wenn auch hochbegeisterte,

Männer, sondern sie lag in der Natur der Dinge und in der unwiderstehlichen Macht derselben. Sie ist mit Nothwendigkeit hervorgegangen aus der fortgeschrittenen Bildung der Menschheit und aus den ganz veränderten politischen Zuständen der Völker. Diese großartige Bewegung wird sich Bahn machen und nie mehr unterdrückt werden können, trotz der mittelalterlichen Bannstrahlen und Fluchbullen des römischen Stuhles.

Der zweite Hauptgrundsatz des Protestantismus lautet: Christus ist das alleinige Oberhaupt der sichtbaren Kirche und er regiert sie durch die heilige Schrift und durch den heiligen Geist, der nicht blos den Bischöfen zu Theil wird. Der Bischof von Rom ist nicht der Statthalter Christi, nicht nach göttlichem Rechte das Oberhaupt der Kirche; seine Aussprüche sind blos menschliche Aussprüche und der heiligen Schrift und der Kirche zu unterwerfen.

Auch hinsichtlich ihres zweiten Hauptgrundsatzes ruht die evangelisch-protestantische Kirche auf ächt biblischem Grund und Boden. Denn dafür, daß Christus das alleinige Oberhaupt der von ihm gestifteten Kirche sei, sprechen sehr viele Stellen der heiligen Schrift. Math. 28, 18—20 lesen wir: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker rc." „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Eph. 1, 22 und Eph. 5, 23 heißt es: „Gott hat alle Dinge unter seine (Jesu) Füße gethan und hat ihn gesetzt zum Haupt der Gemeinde über Alles, welche da ist sein Leib. Der Mann ist des Weibes Haupt; gleich wie Christus das Haupt ist der Gemeinde, und er ist seines Leibes Heiland." Bei Heb. 7, 25 finden wir die denkwürdigen Worte: „Daher er (Jesus) selig machen kann immerdar, die durch ihn zu Gott kommen, und lebet immerdar und bittet für sie." Nach genauer und sorgfältiger Erwägung folgender Bibelstellen, die gegen die Idee des Pabstthumes sprechen, nämlich: Math. 23, 8—10; Math. 20, 25—28; Joh. 13, 13; Gal. 1, 11—20; Gal. 2, 4—14; 2. Cor. 11, 5—29; Hebr. 3, 1; 1. Petri 5, 1—4; Ap.-Gesch. 15, 23—29; Eph. 4, 3—15; act. 20, 28 u. a. wird es Jeder leicht erklärlich finden, daß Christus kein sichtbares Oberhaupt in seiner Kirche eingesetzt und am Allerwenigsten dasselbe in der Person des römischen Pabstes aufge-

stellt hat. Alle Stellen, welche man hiefür anführt, können, wenn man dieselben auch noch so contort interpretirt und noch so sehr preßt und urgirt, den Sinn nicht liefern, den man römisch-katholischer Seits darin finden will. Nicht einmal die Oberhoheit des Petrus über die übrigen Apostel und Jünger kann biblisch nachgewiesen und begründet werden. Der Ausspruch Christi bei Math. 16, 18 und 19, auf welchen man den kirchlichen Primat des Apostels Petrus gründen zu dürfen glaubte, bedeutet seinem Sinne nach entweder: „Du, Simon, sollst Petrus, d. i. ein Felsen heißen; denn auf deinen festen Sinn wird sich die Gemeinde meiner Verehrer erbauen ꝛc.; oder, was wohl das Wahrscheinlichere ist, Christus versteht unter dem Felsen, auf dem seine Kirche erbaut werden sollte, das kurz vorher abgelegte Bekenntniß Petri: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn." Und daß mit den Worten in Vers 19 dem Apostel Petrus kein besonderes Primatrecht verliehen werden sollte, erhellet klar und deutlich aus Math. 18, 18, wo Christus dasselbe Recht allen seinen Aposteln und Jüngern zuspricht.

Aber auch die andere Stelle Joh. 21, 15 ff., worauf man sich so häufig berufet, beweiset keineswegs, daß der Apostel Petrus von Christus zum Oberhaupt der ganzen Kirche und zu seinem Stellvertreter auf Erden ernannt worden ist; denn der Auftrag, der hier dem Petrus gegeben wird, wird nach Ap.-Gesch. 20, 28 und 1. Petri 5, 2 auch allen Aposteln und allen christlichen Lehrern gegeben. Die ganze Stelle enthält offenbar eine erneute Berufung Petri zum Apostelamt, und zwar aus dem Grunde, weil Petrus durch seine dreimalige Verläugnung des Herrn dieses Amtes sich unwürdig gemacht und sich nach der Auferstehung Christi wieder zur Betreibung seines bürgerlichen Berufes gewendet hatte.

So wenig diese beiden citirten Stellen nun das Primat des Apostels Petrus beweisen, so viele Stellen finden sich auf der andern Seite in der heiligen Schrift, welche dem Vorgeben, als ob Petrus das Oberhaupt der Kirche gewesen sei, gradezu widersprechen. Man lese actorum 15; Ap.-Gesch. 8, 14; Kap. 1, 23; Gal. 1 und 2; Gal. 2, 9—11; 1. Cor. cap. 1—3 und Tit. 1 und 3 nebst Luc. 23, 24 ff. und man wird sonnenklar erwiesen finden, daß Petrus nie und niemals und bei keiner Veranlassung

als der Oberherr der übrigen Apostel oder gar der ganzen Kirche angesehen und behandelt wurde.

Jedoch, auch diese Oberhoheit des Petrus in der Kirche zugegeben, so ist und bleibt es immer, bei der Unsicherheit der darüber vorhandenen Nachrichten, höchst zweifelhaft, ob Petrus jemals in Rom gewesen ist. War er aber auch dort gegenwärtig, so war er doch sicher nicht erster Bischof der römischen Gemeinde, da die einzige unzuverläßige Nachricht hierüber mit der Chronologie des Petrus gar nicht zu vereinigen ist. Wäre er aber auch endlich Bischof zu Rom gewesen, so ist doch die Vererbung seiner ganzen apostolischen Machtfülle auf die nachfolgenden römischen Bischöfe undenkbar, blos postulirt, durch nichts documentirt, und jene Vererbung, falls sie überhaupt möglich gewesen, wäre gewiß auf die noch lebenden Apostel oder auf die nächsten Jünger des Herrn übergegangen.

Nicht zum Vorwurf darf es also unserer protestantischen Kirche gemacht werden, daß sie sich feierlich verwahrt gegen alle Ansprüche geistiger Herrschaft, die auf die Nachfolge des Petrus oder gar das Vicariat desselben gegründet sind, weil dieser Apostel weder Bischof in Rom war, noch es als Apostel sein konnte, und selbst seine persönliche Anwesenheit in dieser Stadt, um gelind und vorsichtig zu sprechen, historisch zweifelhaft ist, Christus aber, als Sohn Gottes, keines Statthalters bedarf und als Menschensohn nicht, wie Moses bei Josua that, einen solchen zu verordnen nöthig fand. Ein geistlicher Monarch der gesammten Christenheit überhaupt ist ein Unding, weil er auch bei der höchsten Intelligenz und Thätigkeit doch die religiösen Bedürfnisse mehrerer Hunderte von Millionen nicht zu übersehen und es bei dem besten Willen nicht weiter, als zu einer autokratischen Virtuosität in der Oberflächlichkeit und Willkühr zu bringen vermöchte. Die Christenheit hat zwar einen Herrn und einen Hohenpriester und König im Himmel; aber einen Rabbi und Oberlehrer auf Erden kann sie, dem Sinne und Geiste des Evangeliums gemäß, nicht anerkennen, weil der Inhalt ihres Glaubens zu reich und umfassend ist, als daß er nach allen seinen Formen von einem Kopfe erfaßt, in einem Symbol und Katechismus verzeichnet und, wie ein jüdischer Gebetsriemen

und Denkzettel (Matth. 23, 5), an Stirn und Brust getragen werden könnte.

Der dritte Grundsatz endlich, auf dem der Protestantismus geschichtlich ruht, ist: Der Mensch wird vor Gott gerechtfertigt, allein um des Glaubens willen an den Heiland Jesus Christus, der sich für uns freiwillig in den Tod dahingegeben hat, um uns eine ewige Erlösung zu bereiten. Alle selbst gewählten Genugthuungen und die guten Werke der römischen Kirche (als Fasten, Processionen, Wallfahrten, Beten des Rosenkranzes ꝛc.) sind unnütz zur Seligkeit. Folglich ist das fortgehende Meßopfer überflüssig und kein Sacrament kann ex opere operato wirken, sondern wird nur heil- und segenbringend durch den rechtfertigenden Glauben an das Verdienst Christi.

Vor Allem muß hier bemerkt werden, daß nur die zwei ersten Hauptgrundsätze des Protestantismus constitutiver Natur sind und nothwendig eine Separation unserer und der römisch-katholischen Kirche bedingen; denn der dritte Grundsatz ist in den ersten eingeschlossen und aus ihm blos abgeleitet. Weil Luther und die übrigen Reformatoren überzeugt waren, der dritte Satz sei Lehre der heiligen Schrift, darum hielten sie ihn fest. Sobald man ihnen bewiesen hätte, die heilige Schrift lehre ihn nicht, sobald hätten sie auch, nach dem ersten Grund- und Lehrsatze, die Verpflichtung gehabt, ihn fallen zu lassen. Aber sie, sowie die protestantische Kirche überhaupt, ließ ihn nicht fallen, und zwar aus dem Grunde nicht, weil ihr bis jetzt jener Beweis noch nicht geliefert worden ist.

Nach der christlichen Lehre (1. Joh. 1, 8), sowie nach dem Zeugnisse des reinen sittlichen Bewußtseyns kann sich kein Mensch einer vollkommenen Angemessenheit zum Sittengesetze (Röm. 3, 23 — 25), noch weniger eines Verdienstes rühmen, da der Heiland selbst nach Luc. 17, 10 spricht: „Also auch ihr, wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: Wir sind unnütze Knechte, wir haben gethan, das wir zu thun schuldig waren.“ — Ja, die absolute Forderung des Sittengesetzes steht immer noch höher, als jede noch so hohe Stufe der Sittlichkeit, die der Mensch im zeitlichen Leben erreichen mag. Jeder Christ und Mensch, auch

der edelste, beste und frömmste, muß mit Paulus (Phil. 3, 12) ausrufen: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin." — Und daß wir alles Heil nur von der Gnade Gottes in Christo ableiten, alles eigene Verdienst und allen eigenen Anspruch auf nothwendige Verleihung des himmlischen Erbes aufgeben und nur im Glauben die uns dargebotene Gnade ergreifen und aneignen müssen, ist ebenfalls klare und deutliche Lehre des Evangeliums; man vergleiche nur Röm. 14, 23; act. 4, 12 und Eph. 2, 8 und 9, woselbst es heißt: „Denn aus Gnaden seid ihr selig worden durch den Glauben, und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es, nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme." Unter Glauben versteht jedoch die heilige Schrift (Gal. 5, 6) und mit ihr die evangelische Kirche nicht blos eine äußerliche Erkenntniß, sondern eine innerliche Bewegung im Gefühl und Willen, die das Princip und der fruchtbare Keim des ganzen sittlich-religiösen Lebens ist. Ja, der wahre Glaube ist die wesentliche Aufnahme des Sinnes und Geistes Christi, also daß der Gläubige sprechen muß (Gal. 2, 20): „Ich lebe aber; doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben."

Wie steht es nun mit dem schnöden Vorwurfe, den man unserer Kirche macht, als ob sie durch den hohen Werth, den sie dem Glauben beilegt, der Frömmigkeit und Sittlichkeit nur eine untergeordnete Stelle anweise? Gewiß, im Ganzen und Großen faßt die evangelische Kirche die Idee der Sittlichkeit viel tiefer, als die römisch-katholische Kirche. Sie begnügt sich nicht blos mit der äußern Erfüllung des Gesetzes, sondern sie dringt vor allem auf die Gesinnung, auf die völlige Erneuerung, durchgreifende Besserung des Herzens, sowie auf Wiedergeburt des ganzen innern und äußern Menschen. Sie erkennt auch in dem Edelsten und Besten noch die sittlichen Mängel und Gebrechen an und lehrt in keiner Art von Selbstvertrauen, sondern nur in der Gnade Gottes Ruhe und Frieden suchen. Die evangelische Kirche hat sonach die wahre Demuth,

indem sie sich stets nur im Werden begriffen fühlt, nie aber im Besitze absoluter Heiligkeit und Erkenntniß.

Wie lange soll aber noch die Sprache des anmaßenden Dünkels von Seiten der Römlinge vernommen werden, als ob ihre Kirche im Besitze dieser absoluten Heiligkeit und Erkenntniß sei und darum als die „alleinseligmachende" betrachtet werden müsse? Wird man denn nicht endlich erkennen, daß verschiedene Pfade zu Einem Ziele führen können? Was hat denn der Sitz des Apostels Petrus, auf welchem überdem Petrus höchstwahrscheinlich nicht einmal gesessen hat, mit dem Heile der Seelen zu schaffen? O! nur blinder Eifer und feindseliger Partheigeist kann Alle, die nicht mit diesem erschütterten Stuhle sich vereinigen wollen, für Gottlose und für Ketzer erklären, die mit Feuer und Schwerdt vertilgt gehörten. — Bei den vielen gehässigen Anschuldigungen und Anfeindungen aber, welche vorzüglich in diesen unsern Tagen wieder mit verdoppelter Stärke hervortreten, wollen wir Protestanten nicht schlafen und träumen, sondern mit dem Schwerdte, das wir führen, mit dem Schwerdte des Geistes und dem Worte der Wahrheit, einen männlichen und ritterlichen Kampf bestehen. Wir wollen uns innig und lebendig, in höherer Einheit des Geistes und der Liebe, mit Beseitigung aller eigenen Streitigkeiten, aneinander anschließen und von Herzen ehren, achten und lieben die Kirche, deren mütterlicher Leib uns getragen hat, auf deren Mutterschooß wir genährt und gepflegt worden sind, und ohne deren heilsame Nahrung wir auch jetzt noch unfehlbar verkümmern und verarmen müßten. Dabei aber wollen wir uns einen stets offnen Sinn für die jetzige großartige Bewegung in der katholischen Kirche bewahren und stets und immerdar bereit seyn, die Hand zur innigsten und unauflöslichsten Verbrüderung darzureichen, auf daß endlich die schöne Verheißung des Heilandes in Erfüllung gehe: „Es wird Eine Heerde und Ein Hirt werden." Der Herr aller Gnaden spreche dazu sein Ja und Amen!

Th – gen. L.

61.
Der Gustav-Adolphs-Verein.

Wir haben bisher schon manchmal über den Gustav-Adolphs-Verein berichtet, jedoch nur Einzelnes, und da derselbe in Bayern verboten ist, so werden wohl manche unserer Leser noch ziemlich unbekannt mit demselben geblieben seyn. Dieser Verein hat aber in neuerer Zeit eine so große Bedeutung für die ganze evangelische Kirche Deutschlands gewonnen, daß er Jedem, der zu dieser Kirche gehört, nicht fremd bleiben sollte. Wir wollen daher in nachfolgenden Zeilen eine kurze Darstellung desselben geben.

Es hatte schon seit längerer Zeit in Sachsen, namentlich in Leipzig ein Verein dieses Namens bestanden, welcher den Zweck hatte, solche protestantische Gemeinden zu unterstützen, welche sich in kirchlichem Nothstande befinden, d. h. die aus Mangel an Geldmitteln einer Kirche oder eines Schulhauses oder einer Pfarrwohnung oder eines Pfarrers selbst entbehren müssen. Da in neuerer Zeit sich immer mehr herausstellte, daß die Zahl der protestantischen Gemeinden, die in der drückendsten kirchlichen Noth sich befinden, viel größer ist, als man bei uns zu Lande wohl glaubt, daß es noch viele Gemeinden gibt, welche fast alles Gottesdienstes entbehren müssen, und wo daher, wenn sie mitten in einer ganz katholischen Gegend liegen, die Uebertritte zur katholischen Kirche so häufig sind, daß manche solcher Gemeinden in Gefahr stehen, nach und nach für die protestantische Kirche ganz verloren zu gehen: so erließ der Herausgeber der Allgemeinen Kirchenzeitung, Hofprediger Dr. Zimmermann zu Darmstadt, im Jahre 1841 einen Aufruf an die evangelischen Christen Deutschlands, einen Verein zur Unterstützung der nothleidenden Glaubensgenossen zu gründen. Dieser Aufruf fand in allen deutschen Ländern um so mehr Beifall, als man in einem solchen Vereine nicht allein ein Werk der Liebe für nothleidende Glaubensgenossen erblickte, sondern auch ein Band, wodurch die in verschiedene Landeskirchen zerstückelte evangelische Kirche Deutschlands in eine gewisse Verbindung gebracht würde. Alsbald bildeten sich in den meisten deutschen Ländern solche Vereine, und schon im ersten Jahre (1842) traten sie in einen Ge-

sammtverein zusammen, welcher von dem in Sachsen bereits bestehenden den Namen „Gustav-Adolphs-Verein" annahm. Im Anfang hat man dem Verein die Wahl dieses Namens von katholischer Seite sehr zum Vorwurf gemacht, als wolle der Gustav-Adolphs-Verein damit der katholischen Kirche gegenüber eine feindselige Stellung einnehmen, weil Gustav Adolph ein Gegner und Bekämpfer dieser Kirche gewesen sei. Aber nichts kann ungegründeter seyn als dieser Vorwurf. Gustav Adolph hat nie daran gedacht, die katholische Kirche oder den katholischen Glauben zu bekämpfen, sondern er hat nur zur Vertheidigung der evangelischen Kirche sein Schwert gezogen. Der im Jahr 1618 ausgebrochene dreißigjährige Krieg wurde vom deutschen Kaiser und den ihm verbündeten Fürsten geführt, um die protestantische Religion mit Gewalt zu unterdrücken, und diese hätte sich der Uebermacht nicht länger erwehren können, sondern erliegen müssen, wenn nicht, als die Noth am höchsten gestiegen war, der edle und fromme König von Schweden im Jahre 1630 seinen bedrängten Glaubensgenossen in Deutschland zu Hülfe gekommen wäre. Schon im Jahr 1632 fiel er in der Schlacht bei Lützen; doch ward dort der Sieg errungen und seine Generale Torstensohn, Banner und Oxenstierna führten, im Bund mit den deutschen evangelischen Fürsten, den Kampf fort, bis im Jahr 1648 am 24. Oktober zu Osnabrück und Münster, der westphälische Friede geschlossen wurde, welcher den Protestanten freie Religionsübung und gleiche Rechte mit den Katholiken in Deutschland gewährte. — Kann man denn nun den König Gustav Adolph als einen Feind der katholischen Kirche betrachten, ihn, der nichts that, als daß er seinen bedrängten Glaubensgenossen zu Hülfe kam? Und kann man es den evangelischen Christen Deutschlands übel nehmen, wenn ihnen der Name Gustav Adolph ein theurer und werther Name ist, da er als der Retter in der Noth erschien, dem sie, nächst Gott, die Erhaltung ihres Glaubens und ihrer Religionsfreiheit zu danken haben, und da der edle Schwedenkönig, der eben so innig fromm als tapfer war, im Vertheidigungskampfe für uns deutsche Protestanten sein Leben gelassen hat? Kann man es den deutschen Protestanten verdenken, wenn sie das Andenken dieses theuren Namens dadurch

dankbar ehren wollten, daß sie einen Verein nach diesem Namen benannten, der ja auch bestimmt ist, bedrängten Glaubensgenossen ein Helfer in der Noth zu werden? Kann man etwas Arges darin finden, wenn man dem Vereine diesen Namen nicht allein aus Dankbarkeit gab, sondern auch in der Hoffnung, daß die Verehrung der Protestanten für diesen Namen zugleich mit dazu beitragen werde, dem Vereine desto mehr Beifall und Ausbreitung zu verschaffen? Nein, die ganze Haltung des Gustav-Adolphs-Vereins hat seit dessen Bestehen, also schon seit fünf Jahren, gezeigt, daß es dabei nicht auf irgend eine Anfeindung gegen die katholische Kirche abgesehen war, indem auch nicht die leiseste Spur von derartigen Absichten irgendwo zum Vorschein gekommen ist, wie Anfangs Manche, sogar einige Landesregierungen, namentlich auch die bayerische, vermuthet hatten. Es hat sich seitdem herausgestellt, daß der Zweck des Vereines durchaus ein friedlicher ist, der zunächst nichts anderes im Auge hat, als die Unterstützung nothleidender Glaubensgenossen; und wenn der Verein dabei die weitere Wirkung hervorbringt, daß er in den deutschen Protestanten das Bewußtseyn weckt, daß sie, ungeachtet sie zu verschiedenen von einander getrennten Landeskirchen gehören, dennoch durch ein gemeinsames kirchliches Band mit einander zu einem Ganzen verbunden sind, welcher Billigdenkende kann etwas Arges daran finden?

Blicken wir nun auf das, was der Gustav-Adolphs-Verein bisher geleistet hat.

In den verschiedenen deutschen Ländern bestehen bis jetzt 41 Hauptvereine. (Ein Hauptverein umfaßt nämlich entweder ein ganzes Land, oder in größeren Ländern wenigstens eine ganze Provinz.)

Die Einnahme des Gustav-Adolphs-Vereins war bisher:

Im Jahr 1842 (in runder Summe)	. . .	3000	Thaler.
„ „ 1843	. . . .	9000	„
„ „ 1844	. . . .	26000	„
„ „ 1845	. . . .	57000	„
„ „ 1846	. . . .	73000	„
„ „ 1847 (bis zum Monat September)	.	40000	„
Zusammen	.	208000	„

Die Gesammtausgabe beläuft sich bis jetzt auf **182000** Thaler. Davon haben **270** Gemeinden größere oder kleinere Unterstützungen erhalten. Zu Linz an der Donau, zu Boppard am Rhein, zu Bochum in Hannover und zu Seligenstadt am Main sind neue Kirchen ganz aus den Geldern des Gustav-Adolphs-Vereins erbaut und auf der letzten Hauptversammlung zu Darmstadt sind der Gemeinde Libau in Schlesien zu gleichem Zwecke **6000** Thaler bewilligt worden. Noch liegen **627** Unterstützungsgesuche von andern Gemeinden vor! Es ist also keine Frage, ob der Gustav-Adolphs-Verein eine durch wirkliches Bedürfniß und Noth hervorgerufene Anstalt sei; und wem, wie es in den ersten Paragraphen seiner Statuten heißt, die Noth seiner Glaubensgenossen zu Herzen geht, der muß demnach auch wünschen, daß dieser Verein ferner Bestand haben und immer allgemeineren Beitritt finden möge.

Noch lebhafter muß dieser Wunsch werden bei Jedem, der die evangelische Kirche liebt, wenn man in Betracht zieht, welche Bedeutung der Gustav-Adolphs-Verein für diese unsere Kirche überhaupt bereits erlangt hat. Schon dies, daß derselbe ein gewisses Band zwischen den einzelnen evangelischen Landeskirchen bildet, schon dies ist gewiß etwas sehr Wünschenswerthes. Die evangelische Kirche, — sei sie eine lutherische oder reformirte oder vereinigte — ist ihrem Wesen nach eine und dieselbe, denn sie beruht auf einem und demselben Grunde, nämlich auf der alleinigen Geltung des Wortes Gottes oder der göttlichen Wahrheit in der heiligen Schrift, und auf dem Grundsatze, daß die freie Forschung in dieser letzteren dem Gewissen eines Jeden anheimgegeben, und jede menschliche Anmaßung zurückgewiesen werden müsse, welche in Glaubenssachen Andern etwas vorschreiben will. Da die evangelische Kirche aus einer und derselben Wurzel erwachsen ist, auf einem und demselben Hauptgrundsatze beruht, folglich eine innere Gemeinschaft in ihr vorhanden ist, so sollte auch ein äußerlicher Zusammenhang in ihr stattfinden, wenigstens in jedem Lande, so weit eine gemeinschaftliche Sprache einen solchen Zusammenhang möglich macht. Die evangelische Kirche in einem Lande, also auch in Deutschland, das noch dazu das Mutterland dieser Kirche ist, sollte ihre allgemeinen Kirchenversammlungen (oder National-

Synoden) haben, wo die allgemeinen Kirchenangelegenheiten gemeinsam berathen würden. Aber ein solcher äußerer Zusammenhang der evangelischen Kirche fehlt ganz und gar. Jedes Land und jedes Ländchen hat seine eigene „Landeskirche," die von den übrigen ganz abgetrennt ist, ihren eigenen Gang geht und sich um die übrigen nichts bekümmert. Das ist aber wahrlich weder ehrenvoll noch heilsam. Es wird dadurch verhindert, daß in der evangelischen Kirche ein lebendiges Bewußtseyn ihrer Einheit herrsche und daß in ihr eine gemeinsame kräftige Entwicklung stattfinde, und den Gegnern wird zu dem, wenn gleich ungegründeten, doch sehr scheinbaren Vorwurfe Anlaß gegeben, daß in der evangelischen Kirche gar keine Einheit, sondern nur Zersplitterung vorhanden sei, ein Vorwurf, welcher den Protestantismus überhaupt treffen und ihn beschuldigen will, daß er und die ganze Reformation, aus welcher er hervorgegangen ist, verwerflich sei, weil die Erfahrung zeige, daß er, vermöge seines obersten Grundsatzes der evangelischen Glaubensfreiheit, gar nicht im Stande sei, eine allgemeine, in sich selbst zusammenhängende und innig verbundene Kirche zu stiften. Diesen Vorwurf haben wir Protestanten schon oft hören und selbst als bittern Spott hinnehmen müssen; und wenn wir uns auch bewußt waren, daß er nicht gegründet sei, so mußte es uns doch schmerzen, und das um so mehr, da wir uns wenigstens gestehen mußten, daß jener kirchliche Zusammenhang, der wohl da seyn könnte, doch wirklich nicht da ist, und daß der Mangel desselben nicht ohne wesentliche Nachtheile für unsere Kirche ist. Sollte denn nicht auch deßwegen der Gustav-Adolphs-Verein jedem Protestanten eine erwünschte Erscheinung seyn, weil er doch als ein schönes Zeugniß dasteht, daß es in der evangelischen Kirche, ungeachtet ihrer Getheiltheit in viele einzelne Landeskirchen, dennoch ein Band der Gemeinschaft gibt, welches zwar der Gustav-Adolphs-Verein nicht ist, das sich aber doch in ihm zu erkennen gibt und durch ihn auch befestigt wird.

Und nicht blos die äußere kirchliche Gemeinschaft, sondern auch „die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens" (Eph. 4, 3) wird durch diesen Verein befördert. Im Schooße der protestantischen Kirche herrschen schon längst zwei verschiedene Glaubens-

richtungen, die altkirchliche oder orthodoxe und die neuere oder rationalistische. Lange Zeit haben dieselben friedlich neben einander bestanden, aber in neuerer Zeit sind sie in Kampf mit einander gerathen. Möchte dieser Kampf immerhin gekämpft werden, wenn er nur ein ruhiger Kampf der Ansichten, der Gründe, der Wissenschaft wäre, so könnte die Wahrheit nur dabei gewinnen. Aber die menschliche Leidenschaft hat sich überall mit in's Spiel gemischt, es ist Erbitterung entstanden und die Parteien sind mehr und mehr aus einander und feindlich einander gegenüber getreten. Wie wohlthuend war es doch da, als vor einigen Jahren der Gustav-Adolphs-Verein gegründet wurde und in ihm beide Parteien einander brüderlich die Hände reichten. Zwar schien es vor einem Jahre, als ob gerade dieser Verein den Anlaß zu entschiedenem und unheilbarem Bruche zwischen beiden Parteien geben werde. Wer kennt nicht den Streit im Gustav-Adolphs-Verein wegen Dr. Rupp? Vielleicht kennen manche unserer Leser die Sache doch nicht genau. Sie hat aber eine solche Wichtigkeit für die ganze evangelische Kirche erlangt, daß wohl etwas daran gelegen ist, sie zu kennen. Wir wollen sie daher in kurzen Zügen hier schildern. Dr. Rupp, evangelischer Prediger zu Königsberg, dem von allen Seiten das Zeugniß eines achtungswerthen, sittlichen und sehr religiös gesinnten Mannes und eifrigen Geistlichen gegeben wird, hatte seiner Gemeinde und seiner Kirchenbehörde das freimüthige Bekenntniß abgelegt, daß er nicht mit allen Punkten des sogenannten „apostolischen Symbolums" übereinstimme und es auch mit der wohlverstandenen Lehre Christi und der Apostel nicht übereinstimmend finde. Seine Gemeinde hatte an dieser Erklärung keinen Anstoß genommen, desto größeren aber die Kirchenbehörde; sie verlangt von Rupp Widerruf, und als dieser nicht erfolgte, wurde er nach längerer Untersuchung von seinem Amte entsetzt. Er bildete hierauf eine „freie evangelische Gemeinde." Nicht blos bei seiner Gemeinde, sondern in ganz Königsberg stand Rupp in Achtung; daher wurde er zum Abgeordneten für die im vorigen Jahre zu Berlin stattgehabte Hauptversammlung des Gustav-Adolphs-Vereins gewählt. In dieser Versammlung entspann sich nun ein Streit darüber, ob Rupp, da er aus der preußischen

Landeskirche ausgetreten, doch noch zur evangelischen Kirche gehöre und demnach Mitglied des Gustav-Adolphs-Vereins seyn könne, oder nicht. Mit geringer Stimmenmehrheit wurde die Ausschließung Rupp's beschlossen. Dieser Beschluß verursachte im ganzen evangelischen Deutschland die größte Aufregung. Die meisten Vereine in den verschiedenen Ländern protestirten gegen diesen Beschluß und wollten, daß derselbe auf der nächstfolgenden Generalversammlung förmlich wieder aufgehoben werden solle. Einige Vereine sprachen sich auch im entgegengesetzten Sinne aus. Von beiden Seiten wurde mit Austritt aus dem Vereine, mit Losreißung und Trennung von demselben gedroht. Kurz es ging ein wahrer Sturm durch die evangelische Kirche Deutschlands, und es war zu fürchten, daß ein noch größerer durch die nächste Generalversammlung veranlaßt werden würde; denn wie diese sich auch aussprechen mochte — konnte sie beide Parteien befriedigen? War nicht zu erwarten, daß, wenn sie der einen Partei beitrete, die andere sich dagegen erheben werde? Bestätigte die Generalversammlung zu Darmstadt den Beschluß der vorjährigen zu Berlin, so ließ der durch den Berliner Beschluß erregte allgemeine Sturm voraussehen, daß nun noch ein heftigerer nicht ausbleiben werde; stieß dagegen diese jenen Beschluß um, mußte da nicht ein ähnlicher Sturm auf Seiten der andern Partei erwartet werden? Ohnehin hatte diese schon laut werden lassen, eine Trennung des Vereins sei nothwendig; schon hatten sich wirklich in einigen Gegenden abgesonderte Vereine gebildet, welche sich den Namen der „kirchlichen" beilegten. Kam es nun aber im Gustav-Adolphs-Verein zu einem förmlichen Bruch, löste er sich entweder ganz oder auch nur in zwei abgesonderte Parteivereine auf, so war das sicher als ein wahres Unglück zu betrachten. Nicht allein, daß dann eine schöne und wohlthätige Anstalt zu Grund gegangen wäre; nicht allein daß die Gegner der protestantischen Kirche dann triumphirend ausgerufen haben würden: „Wir haben's ja zum Voraus prophezeit, daß bei den Protestanten keine bleibende Eintracht seyn könne!" — sondern für die evangelische Kirche selbst hätte ein großer Schaden aus einer solchen Trennung entspringen müssen; denn von da an würden die beiden Parteien der Orthodoxen und der Rationalisten sich geradezu

von einander geschieden und als zwei einander feindlich gegenüber stehende Heere betrachtet haben, die nun auf Leben und Tod mit einander kämpfen müßten, und eine Versöhnung der Parteien wäre kaum mehr möglich gewesen. Jeder ruhigere und nicht ganz in blinder Parteisucht befangene Freund der evangelischen Kirche sah daher mit großer Besorgniß der Generalversammlung zu Darmstadt entgegen. Die verhängnißvollen Tage kamen, und Gottlob! sie sind zu Tagen — nicht des Unheils, sondern wahren Segens geworden. Der 21. und 22. September waren für die eigentliche Berathung bestimmt. 75 Abgeordnete und gegen 800 andere Mitglieder und sonstige Freunde des Gustav-Adolphs-Vereins hatten sich aus allen Gegenden Deutschlands und selbst aus Frankreich, aus Holland und aus der Schweiz eingefunden. Am Vortage der öffentlichen Sitzung (Montags) traten die Abgeordneten zusammen, um den Geschäftsgang festzusetzen und manche Vorfragen zu besprechen. Unter diesen Abgeordneten befanden sich auch zwei, welche von den vorhin erwähnten, neugebildeten abgesonderten „kirchlichen" Vereinen gesendet waren, nämlich Professor Dr. Dorner aus Bonn für den abgesonderten „kirchlichen" Verein zu Königsberg und Professor Dr. v. Henning aus Berlin für den dortigen. Ersterer stellte den Antrag, daß in der Sitzung des folgenden Tages die Anerkennung der abgesonderten Vereine ausgesprochen würde. Dieser Antrag erregte die größte Besorgniß; denn abgesehen davon, daß es durchaus unstatthaft erscheinen muß, daß einzelne Vereine, die um der Glaubensmeinung willen sich von dem allgemeinen Vereine absondern, dennoch von diesem anerkannt werden und auf den Hauptversammlungen Sitz und Stimme haben sollten, — so war besonders zu befürchten, daß die Berathungen über diesen Punkt den ersten Anstoß zum Ausbruch des, wie es schien, unter der Asche glimmenden Feuers der Zwietracht geben würde. Wahren Schrecken erregte daher der erwähnte in der Vorberathung gestellte Antrag des Dr. Dorner. Als sich nach ihm Professor Dr. Harleß aus Leipzig erhob, wurde diese Befürchtung nicht vermindert, indem Harleß als einer der entschiedensten Vorkämpfer der altkirchlichen Partei bekannt ist. Als dieser aber nun dem Antrage entgegentrat und seinerseits sogar beantragte, daß die beiden Abgeord-

neten der abgesonderten Vereine nicht als Mitglieder des Gustav-Adolphs-Vereins anerkannt und nicht mit Sitz und Stimme in der Centralversammlung zugelassen werden sollten, da wurden aller Herzen erleichtert. Man trat ihm einstimmig bei, und der erste Stein des Anstoßes war beseitigt. Harleß hat großen Dank um die Eintracht im Gustav-Adolphs-Verein verdient. Alle Besorgnisse waren demohngeachtet noch nicht verschwunden: noch immer stand zu befürchten, daß die Berathung über den Berliner Beschluß wegen Dr. Rupp, welche vorkommen mußte und der Hauptgegenstand der diesjährigen Versammlung war, Anlaß zu hartnäckigem Kampfe und vielleicht zu Bruch und Spaltung geben werde. So sah man denn nicht ohne Bangen dem folgenden Tage entgegen. An diesem wurde die Versammlung mit einem feierlichen Gottesdienst eröffnet. Hofprediger Dr. Zimmermann hielt die Predigt und mahnte in ihr auf's Dringendste zum Frieden. Sein Wort fand überall Anklang; man fühlte: ja, es ist noth, daß heute der Friede bewahrt bleibe, denn es handelt sich um etwas Großes, es handelt sich nicht blos um das Bestehen oder den Untergang des Gustav-Adolphs-Vereins, sondern auch um Versöhnung der Parteien oder aber um deren wachsenden Zwiespalt, vielleicht sogar um einen unheilbaren Riß in der evangelischen Kirche. Dieses Bewußtseyn brachte in allen Gemüthern eine beklommene Stimmung hervor, und in allen Herzen lebte der Wunsch: möge es gut gehen! — Nach beendigtem Gottesdienste ward die Sitzung eröffnet, zum Vorsitzenden Dr. Zimmermann erwählt und, ehe die eigentliche Berathung begann, den auswärtigen Gästen das Wort gegeben. Zuerst sprach der Oberconsistorialpräsident Cuvier aus Paris. Er drückte seine Freude aus, in dieser Versammlung eines Vereins zu erscheinen, welcher einen so schönen Zweck habe, durch den schon so mancher Segen gestiftet worden und auch den Glaubensgenossen in seinem Vaterlande (Frankreich) schon mehr als eine Wohlthat zu Theil geworden sei; doch, setzte er hinzu, würde seine Freude noch größer seyn, wenn nicht im Laufe dieses und des vorigen Jahres in der Mitte dieses Vereines sich ein so betrübender Abfall vom wahren evangelischen Glauben kund gegeben hätte u. s. w. Dieses Wort brachte in der großen Versammlung (die Kirche war gedrängt voll

Menschen) einen höchst widrigen Eindruck hervor. Wie? So eben war von der Kanzel herab auf's Nachdrücklichste zum Frieden ermahnt worden, und Jedermann wünscht unter Furcht und Hoffnung, daß der Friede nicht gestört werden möge, und nun tritt der erste Redner — noch dazu ein ausländischer Gast — auf und wirft ein Wort hinaus, das einem Funken glich, der nach einem Pulverthurme geschleudert wurde. Zwar war der weitere Vortrag Cuviers (über die Verhältnisse der evangelischen Christen in Algerien) frei von störenden Aeußerungen, aber die Mißstimmung war durch jenes frühere Wort erregt und es war nicht zu erwarten, daß es ohne Entgegnung bleiben werde. Nach ihm trat Professor Dr. Bruch aus Straßburg auf, der sich über die Verhältnisse der Protestanten im Elsaß verbreitete und in seiner Rede, namentlich aber am Schlusse, Gelegenheit nahm, von der evangelischen Freiheit, von der brüderlichen Einigkeit im Geiste und von der Duldung der verschiedenen Glaubensrichtungen zu sprechen, so daß Jedermann wohl sah, daß Bruch den schlimmen Eindruck, welchen jene Aeußerung seines Vorgängers und Landsmanns gemacht hatte, auszulöschen suchte. Bruch sprach so nachdrücklich und feurig und dabei doch so mild und herzlich, daß ihm seine Absicht auch vollständig gelang, und als er geredet hatte — trotz der Heiligkeit des Ortes — ein nicht zu hemmendes „Bravo!", in das die ganze Versammlung unwillkührlich ausbrach, zu erkennen gab, daß man seine Absicht verstanden habe und daß man ihm Dank dafür wisse. Damit war die Sache wieder gut gemacht, und Niemand kam mehr darauf zurück, was sonst sicher nicht unterblieben wäre. Nachdem noch mehrere auswärtige Gäste gesprochen hatten, wurden die eigentlichen Verhandlungen eröffnet. Die Rupp'sche Angelegenheit kam nun zur Sprache; Redner der verschiedenen Richtungen traten auf, doch sprachen Alle im versöhnlichen Geiste. Am bedeutendsten war unter diesen Reden die des Predigers Sydow aus Berlin, welcher hervorhob, daß die evangelische Kirchengemeinschaft nicht davon abhängig gemacht werden dürfe, daß Jemand sich der Anerkennung irgend einer „Staatskirche" oder „Landeskirche" zu erfreuen habe, denn das Christenthum sei auch nicht als Staatskirche in die Welt getreten, vielmehr von dieser (d. h. von dem

damals herrschenden Judenthum) nicht anerkannt, sondern bedrückt worden; ebenso die evangelische Kirche selbst, welche als Gegensatz gegen die gesetzlich bestehende und herrschende katholische Kirche in's Daseyn getreten sei. — Die Versammlung dauerte von Morgens halb neun Uhr bis Nachmittags fünf Uhr, und noch war die Rupp'sche Angelegenheit nicht erledigt. Sie wurde am folgenden Tage fortgesetzt; mehrere Redner von beiden Seiten traten noch auf; trefflich sprach namentlich noch Prediger Jonas aus Berlin, in ähnlichem Sinne wie sein College Sydow, doch auch, wie Jener, allzulang. Auch bei dieser Berathung zielte Alles auf die Erhaltung der Einigkeit ab und auf Gestattung des freien Raumes für verschiedenartige Glaubensansichten innerhalb der evangelischen Kirche. Einmal schien es, als ob durch mehrere nach einander auftretende Redner der orthodoxen Richtung dieser Grundsatz der möglichsten Raumgebung in Glaubenssachen angefochten werden wollte, und in den bereits beruhigten Gemüthern begannen von Neuem Besorgnisse aufzusteigen. Da trat ein ehrwürdiger Greis mit weißem Haupte, Probst Nielsen aus Schleswig auf, ein Anhänger der altkirchlichen Richtung, und beschwor mit begeisterter Rede die Versammlung und die Brüder der verschiedenen Richtungen in ihr, nicht zu weichen von der Einigkeit im Geist, von der Bruderliebe und von der gegenseitigen Duldung der Ueberzeugungen. So hatte unter allen Rednern noch keiner gesprochen! Nochmals wurde ein halbunterdrückter, aber doch vernehmlich durch die ganze Versammlung gehender Beifallsruf laut, der dem ehrwürdigen Manne Dank und allgemeine Zustimmung zu erkennen gab. Um 2 Uhr wurden die Verhandlungen über die Rupp'sche Angelegenheit geschlossen und mit 67 gegen 8 Stimmen der Beschluß gefaßt: daß künftig jeder Abgeordnete, der sich als solcher ausweise, unbedingt zuzulassen sei; daß jedoch die Generalversammlung die Zulässigkeit eines Abgeordneten beanstanden könne; in diesem Falle jedoch erst auf der folgenden Versammlung, nachdem man sich vorher mit dem betreffenden Provinzialverein, der Jenen gesendet, benommen habe, darüber entschieden werden könne. Durch diesen weisen Beschluß ist der Friede im Gustav-Adolphs-Verein für die Zukunft gesichert. — Nachdem nun noch über einige der allernothwendigsten Angelegenheiten des

Vereins in der Kürze berathen und Beschluß gefaßt, namentlich auch beschlossen worden war, daß die nächste Centralversammlung schon im folgenden Jahre zu Breslau stattfinden solle, stellte der Präsident den Antrag, daß man — zufrieden und voll Freude über den günstigen Verlauf und Ausgang der Hauptangelegenheit — die übrigen noch zu verhandelnden Gegenstände theils auf die Versammlung des nächsten Jahres verschieben, theils, so weit es thunlich, dem Centralvorstande zuweisen solle, was einstimmig angenommen wurde. Um drei Uhr schloß der frühere Präsident Dr. Großmann die Versammlung mit einem Gebet, zu welchem alle Anwesenden, deren Herzen voll waren, laut das Amen sprachen.

So war nun diese Generalversammlung des Gustav-Adolphs-Vereins, auf welche schon so lange vorher alle Blicke mit Spannung gerichtet waren, und von deren Verlauf und Beschlüssen so viel nicht blos für das Bestehen des Vereines, sondern auch für die ganze evangelische Kirche in Deutschland abhing, — so war sie nun glücklich beendigt; die früher gehegten Befürchtungen waren beseitigt, der Friede war erhalten worden, ja was mehr ist: es war hier unstreitig ein großer Schritt zur Annäherung und Aussöhnung der Parteien geschehen. Friede und Eintracht in der evangelischen Kirche wollten Alle, Keiner war, der um der Verschiedenheit der Glaubensrichtung willen einen Bruch mit dem Gegner und eine Absonderung von demselben gewünscht hätte. Trotz der Meinungsverschiedenheit wollte man einträchtig mit einander verbunden bleiben und nicht blos durch ein äußeres Band, sondern auch in der That und Wahrheit, denn mit brüderlicher Herzlichkeit sah man hier die Männer der verschiedensten Richtungen mit einander verkehren. Man erkannte sich so durch die That als Brüder an. Man that es auch in den öffentlich ausgesprochenen Grundsätzen; denn fast Alle zeigten sich darin einstimmig, daß in der evangelischen Kirche Raum seyn müsse für verschiedene Ansichten und Glaubensrichtungen. Mehr braucht es aber nicht, als daß dies nur einmal allgemein und allenthalben in der evangelischen Kirche anerkannt werde, um den Frieden in ihr herzustellen. Sobald man einmal von Seiten der Orthodoxen und namentlich auch von Seiten der orthodoxen Kirchenbehörden, die abweichende Mei-

nung dulden und ihr eine Berechtigung in der evangelischen Kirche zugestehen wird, so wird von Stund an aller Streit aufhören.

Uns aber dünkt es, als sei die Zeit nicht mehr ferne, als sei sie bereits im Kommen begriffen, wo diese gegenseitige Anerkennung und Duldung der verschiedenen Ansichten und Richtungen stattfinden werde. Diese letzte Versammlung des Gustav-Adolphs-Vereins hat den Eindruck auf uns gemacht, als sei ein bedeutender Schritt zu diesem Friedensschlusse bereits im Stillen, in den Gemüthern der Meisten, geschehen; und wir sehen die diesjährige Gustav-Adolphs-Versammlung gleichsam als ein Vorbild dessen an, was sich von jetzt an in der evangelischen Kirche überhaupt mehr und mehr gestalten wird. Was sich auf dieser Versammlung in Darmstadt, wo evangelische Christen beider Richtungen aus allen Gegenden Deutschlands zusammen waren, was sich hier kund gab, — was war es anders als das Hervortreten des Geistes, welcher dermalen in den Gemüthern herrscht? Und kann es bezweifelt werden, daß dieser Geist, wie hier, so künftig überall mehr und mehr hervortreten, mehr und mehr in allen Lebensverhältnissen sich geltend machen, mehr und mehr Einfluß auf die Gestaltung der kirchlichen Zustände gewinnen werde? Gott sei aber Dank, daß dieser bereits erwachte und immer mehr erwachende Geist ein guter Geist, — nicht ein Geist der Zwietracht und Unduldsamkeit, sondern ein Geist des Friedens und der brüderlichen Liebe ist!

Im Jahre 1648 wurde der westphälische Friede geschlossen, welcher einem dreißigjährigen Religionsstreit ein Ende machte und allen damals bestehenden christlichen Kirchengesellschaften, den Protestanten wie den Katholiken, gleiche Rechte und namentlich das Recht der freien Religionsübung einräumte. Könnten wir doch das zweihundertjährige Gedächtnißfest jenes Friedensschlusses im Jahre 1848 dadurch feiern, daß bis dorthin auch in Deutschland nicht blos in der evangelischen Kirche, sondern überhaupt in der ganzen christlichen Kirche Friede geschlossen, den verschiedenen Glaubensrichtungen Berechtigung und Duldung willig eingeräumt und allen vorhandenen Kirchengesellschaften freie Religionsübung gestattet werde. O dann wollten wir in ganz Deutschland ein großes Friedens- und Versöhnungsfest feiern! F.

62.
Nekrolog.

Am 29. September hat die vereinigte Kirche wieder einen von denjenigen Geistlichen verloren, welche den Grundsätzen, worauf diese Kirche im Jahre 1818 gegründet worden ist, von Anfang bis an's Ende unwandelbar anhingen und mit Leib und Seele ergeben waren. Aurelius Ferdinand Mahla, Pfarrer und Schulinspektor zu Edenkoben, geboren zu Germersheim am 15. September 1781, war der Sohn des dortigen, später zu Diedelsheim im Badischen verstorbenen Pfarrers Karl Wilhelm Mahla. Nachdem derselbe, wie in damaliger Zeit öfters geschah, seine Vorbereitungsstudien durch Privatunterricht gemacht hatte, studirte er die Theologie zu Heidelberg im Jahr 1804 und zu Utrecht in den Jahren 1805 und 1806. Seine erste Anstellung als Vikar erhielt er 1807 bei Inspektor Heiler in Minfeld bei Langenkandel. Im Jahre 1809 wurde er Pfarrer zu Dörrenbach bei Bergzabern, und von da kam er 1812 als Pfarrer nach Edenkoben. In demselben Jahre verheirathete er sich mit Johanna Rosine Henriette Mayer, Tochter des Pfarrers und Consistorial-Präsidenten Mr. Johann Adam Mayer zu Speyer. Mahla und seine Gattin wurden in ihrer Ehe mit ungewöhnlich schmerzlichen Schicksalen heimgesucht. Nachdem sie acht Jahre lang ohne Kinder geblieben waren, wurden sie im Jahr 1820 durch die Geburt einer Tochter erfreut. Je länger sie sich vergeblich nach Kindern gesehnt hatten und je unwahrscheinlicher es mehr und mehr wurde, daß ihre Ehe je mit solchen gesegnet werden würde, desto beglückender war für sie diese kaum mehr gehoffte Erfüllung ihrer Wünsche, aber um so herber mußte auch ihr Schmerz seyn, als sie das geliebte Kind nach zwei Jahren schon wieder verloren. Nach vier Jahren (1826) ward ihnen abermals eine Tochter geschenkt und zwei Jahre später (1828) nochmals eine andere, die jedoch schon im folgenden Jahre wieder starb; im Jahre 1830 erhielten sie endlich auch noch einen Sohn. An diesen beiden Kindern hing nun der Eltern ganzes Herz; es war darum ein unbeschreiblich harter Schlag für sie, als im Jahre 1844 die zur blühenden Jungfrau herangewachsene, achtzehnjährige

Tochter durch ein Nervenfieber ihnen entrissen wurde. Von vier Kindern war jetzt nur noch das jüngste, der Sohn, übrig geblieben, welcher sich dermalen der Pharmacie widmet. Mahla beschäftigte sich früher, und zwar fortlaufend zwanzig Jahre lang, mit der Erziehung und dem Unterrichte von jungen Leuten, aus welchen später recht wackere Männer geworden sind. Im Jahre 1837 wurde ihm auch das Amt eines Schulinspektors übertragen, welches er mit eben so viel Eifer als mit Milde und Freundlichkeit verwaltete. Den Lehrern seines Bezirks war er weit mehr väterlicher Freund als Vorgesetzter. Schon im Jahre 1833 hatte er die Freude, daß sein Schwager P. Mayer (vorher in Annweiler) als zweiter Pfarrer nach Edenkoben kam, mit welchem er, wie durch Bande der Verwandtschaft, so auch durch Gleichheit der Gesinnung, Grundsätze und der religiösen Richtung verbunden, stets in einem wahrhaft brüderlichen Verhältnisse lebte. Als später Mayers Gattin starb, zog dieser mit seinem einzigen Kinde ganz zu seinem Schwager, wo er, als dieser tüchtige und ausgezeichnete Mann von einem schweren fortdauernden Körperleiden heimgesucht wurde, die treueste und sorgsamste Pflege fand, bis er vor einigen Jahren nach Speyer zog, wo er jetzt leider noch immer in höchst leidendem Zustande sich befindet. Die beiden Schwäger Mahla und Mayer standen unter den Geistlichen der Pfalz besonders deßwegen in Achtung und Ansehen, weil sie zu jeder Zeit fest und unbeugsam den freisinnigen Grundsätzen der vereinigten Kirche treu blieben und wo es deren Vertheidigung galt, stets voll Muth und Eifer im Kampfe voranstanden. Mahla hat deßwegen auch bittere Erfahrungen machen müssen, indem ihm nicht selten Beweise der Ungunst von oben gegeben wurden und er auch bei verschiedenen Bewerbungen die auffallendste Zurücksetzung erfuhr. So sehr ihn dies für den Augenblick kränkte, so konnte es doch sein Lebensglück nicht stören. Mahla war mit einer seltenen Natur begabt. Von Körper nicht stark und sehr häufigen Unpäßlichkeiten ausgesetzt, blieb er gleichwohl bis an sein Ende, nicht allein geistig, sondern auch so zu sagen körperlich jung. Sein ungemein lebhafter Geist hielt den schwächlichen Körper empor und gab ihm auch noch im Alter eine Schnellkraft, daß man in der That oft glauben konnte, daß Mahla (obgleich

sein Aussehen nie frisch war) noch ein junger Mann seyn müsse. Sein lebendiger Geist riß ihn denn wohl auch leicht zur Leidenschaftlichkeit hin, aber sein durch und durch gutes Gemüth machte, daß derartige Aufregungen jederzeit schnell vorübergingen. Für seine Freunde hatte Mahla ein warmes, treues Herz und für alle, auch nicht so nahe stehende Bekannte ein aufrichtiges, biederes Wohlwollen. Wie herzlich waren Freunde und Bekannte in seinem Hause immer willkommen! — Seit einem Jahre bemerkten Mahla's Freunde mit Besorgniß bedenkliche Krankheitsanzeichen und zu ihrem Schmerz mußten sie sich je länger je mehr überzeugen, daß ihr Freund von der Auszehrung ergriffen sei. Im letzten Sommer besuchte Mahla noch das Bad Ems, und fühlte sich nach seiner Rückkehr eine Zeitlang besser. Mit dem Eintritt des Herbstes aber wurde er an das Krankenlager gefesselt, von dem ihn nur der Tod erlösen sollte. Während dieser Zeit erhielt er durch tägliche Besuche sowohl aus seiner Gemeinde wie von auswärtigen Freunden die ihm so wohlthuenden Beweise der Anhänglichkeit. Mahla wußte längst vorher, daß sein Ende herannahe und sprach mit der vollkommensten Ruhe davon. Sein Eifer für die kirchlichen Angelegenheiten verließ ihn auch während der Schwachheit seines Krankenlagers nicht. Noch in den letzten Tagen wirkte die Nachricht von einigen günstigen Wendungen, welche die Sache der kirchlichen Freiheit in Deutschland und in Bayern zu nehmen schien, so anregend auf ihn, daß er auf einige Augenblicke wie neu gekräftigt war und mit seinem ganzen früheren Feuer seine Freude darüber aussprach. „Ich hätte es wohl noch erleben mögen, wenn es endlich einmal besser kommt," sagte er damals, „ich hätte gern noch ein Paar Jahre gelebt, doch des Herrn Wille geschehe!" In den letzten Tagen ordnete er selbst noch Alles an, er bezeichnete die beiden Geistlichen, welche die Reden an seinem Grabe und in der Kirche halten sollten, nämlich seinen nächsten Amtsnachbar, Pfarrer Stähler zu Rhodt, und seinen langjährigen Freund, Pfarrer Müller zu Heuchelheim. Von Gattin und Sohn, wie von allen Verwandten und Freunden, die ihn in der letzten Zeit besuchten, nahm er Abschied, und dem geliebten Sohn legte er noch seine väterlichen Bitten und Mahnungen an das Herz.

Sein Todestag war der 29. September, am 1. Oktober fand die Beerdigung statt. Auch hier gab eine zahlreiche Leichenbegleitung, sowohl von Seiten der Gemeinde als von den Geistlichen und Schullehrern der Umgegend, die Achtung und Liebe zu erkennen, welche der nun Geschiedene im Leben genossen hatte.

Lebe wohl, vorangegangener Freund! Du hast ausgekämpft; wir stehen noch im Kampfe. Wie lange wird es währen, dann folgen wir dir nach; von dem Kampfe, den du mit uns treu gekämpft hast, wollen wir dir dann die Siegesnachricht bringen! F.

63.

Literatur.

a) Zeitgemäße Auswahl aus Huldreich Zwingli's praktischen Schriften. Aus dem Altdeutschen und Lateinischen in's Schriftdeutsche übersetzt und mit den nothwendigsten geschichtlichen Erläuterungen versehen von R. Christoffel. Zürich bei Meyer und Zeller, 1843. 10 Bändchen, 5 fl. — Erstes Bändchen: das Wort Gottes. (Preis 27 kr.)

Der Herr Herausgeber sagt in der Vorrede: Er habe diese Auswahl aus Zwingli's Schriften veranstaltet, weil seine Gesammtwerke für Manche zu theuer seien, und gerade die Bekanntschaft mit den Schriften dieses Reformators in der jetzigen Zeit großer kirchlicher Entwicklungen besonders nützlich zu seyn scheine. „Mögen," sagt derselbe, „mögen einerseits Diejenigen, welche in einem verfehlten Streben nach geistiger Freiheit sich von der ernsten Anforderung des religiösen Lebens entfernt, an Zwingli lernen, daß geistige Freiheit nur im Bunde mit kindlicher Frömmigkeit dem Menschen zu Theil wird; und anderseits mögen auch Diejenigen, welche im dunkeln Gefühlsdrange sich hinter die Eisgebirge dogmatischer Formeln und eines neuen Buchstabens geflüchtet und nur da das Heil für die Menschheit zu finden glauben, an diesem Gottesmanne erschauen, daß der innigste Glaube, der sich gern in die Allgewalt des göttlichen Geistes und Wortes gefangen gibt, mit der freiesten Forschung über die zeitlichen Formen, in welchen

sich dieser Geist und dieses Wort geoffenbart, verbunden seyn könne!" — Wir stimmen dem Herrn Herausgeber darin ganz bei, daß es für unsere Zeitgenossen sehr heilsam wäre, wenn sie von dem ebenso frommen als hellen Zwingli lernten, sowohl „dem göttlichen Geiste und Worte sich gefangen zu geben," als aber auch auf der anderen Seite, statt dem Dienste des todten Buchstabens geistige Freiheit zu lieben; allein wir können kaum glauben, daß, wie der Herausgeber meint, auch das Volk dies aus Zwingli's Schriften lernen kann. Zwingli war ein Mann von tiefer Frömmigkeit und von klarem Geiste, allein seine Anschauungsweise ist doch immerhin die seiner Zeit. Gewöhnlich wird Zwingli für einen Rationalisten gehalten, und das ist er auch; aber wenn nun Viele glauben, weil er die Einsetzungsworte beim heiligen Abendmahl „das ist mein Leib" unbedenklich dahin erklärte „das bedeutet meinen Leib," — wenn nun Viele deßwegen meinen, Zwingli habe in allen Punkten die neueren rationalistischen Ansichten gehabt, so würden sie sich irren. Zwingli glaubt z. B. an die Gottheit Jesu und an eine wörtliche und buchstäbliche Offenbarung in der heiligen Schrift; das war nun einmal in jener Zeit nicht anders möglich. An diesen Dingen aber möchten sich manche Leser seiner Schriften stoßen, welche nicht die Form von den Gedanken zu unterscheiden wissen. Derjenige jedoch, welcher dies versteht, und der es beim aufmerksamen Lesen der Schriften dieses Reformators stets im Auge behält, wird darin einen reichen Schatz, nicht allein von frommem Sinne, sondern auch von überaus wahren, hellen und tiefen Gedanken finden.

Das erste jetzt anzuzeigende Bändchen enthält eine Abhandlung „das Wort Gottes." Zwingli sagt: „wenn in der Schrift Gott Augen, Ohren, Mund, Angesicht, Hände und Füße zugeschrieben werden, so will die Schrift dadurch nur die Wirkungen Gottes andeuten, die wir am klarsten verstehen, wenn wir von ihnen in der Weise reden, wie sie bei Menschen gebräuchlich sind. Mit den Augen sehen wir; so schreibt die Schrift Gott Augen zu, wenn sie andeuten will, daß er alle Dinge erkenne und schaue, wie sie sind. Ohren schreibt sie ihm zu, weil er Alles, was wir bitten oder lästern oder gegen ihn rathschlagen, hört und vernimmt durch seine Allgegenwart. Mund legt sie ihm bei, weil er uns seinen Willen

durch sein Wort offenbaret.“ Unter Wort Gottes versteht demnach Zwingli die Offenbarung des göttlichen Willens. Leider erklärt er sich hier nicht darüber, auf welche Weise er es sich denkt, daß diese Offenbarung den Menschen zu Theil werde; desto schöner aber spricht er sich darüber aus, welchen Werth diese Offenbarung oder das Wort Gottes für den Menschen habe, wie unentbehrlich es für ihn sei. Der Mensch, sagt Zwingli, ist Gottes Bild, wie die Bibel in vielen Stellen lehrt, das heißt aber: der Mensch ist Gott ähnlich, und zwar nicht in Ansehung seines Körpers, denn Gott hat keinen Körper, folglich in Ansehung seines Geistes, denn er ist Gott verwandt und seines Geschlechtes (Apostelgesch. 17, 28), daher kommt es denn auch, daß, wie der Apostel Paulus (Röm. 7, 18 ff.) sagt, im Menschen ein doppeltes Gesetz herrscht, ein anderes Gesetz in dem menschlichen Leibe, als Sinnlichkeit und Anreiz zur Sünde, und ein anderes in des Menschen inwendigem Wesen, in seinem Geist, nach welchem er Lust hat an Gottes Gesetz; denn weil dieses sein inwendiges geistiges Wesen aus Gott und mit Gott verwandt ist, darum erkennt es auch Alles, was aus Gott ist, als verwandt und hat Lust daran. Ebendarum bedarf aber auch, — wie der Leib des Menschen zu seinem Gedeihen leibliche Nahrung — so der Geist geistige Nahrung, welche nichts anders ist als das seiner Natur verwandte Göttliche, das Wort Gottes, weshalb auch Christus sagt: „der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern von jeglichem Wort, das aus dem Munde Gottes geht“ (Matth. 4, 4). — Weiter zeigt nun Zwingli an vielen biblischen Beispielen, wie das in der Bibel niedergelegte Wort Gottes sich als ächt und wahrhaftig bewährt habe, indem Alles, was das Gotteswort vorher verkündigt habe, auch in Erfüllung gegangen sei. Ueber manche der hier angeführten Beispiele können wir nun freilich nicht denken, wie Zwingli, aber in der Hauptsache müssen wir ihm doch beistimmen. Denn hat er nicht Recht, wenn er sagt: was von dem Kinde Jesus (Luk. 1, 32) geweissagt worden sei „Er wird groß seyn,“ sei doch augenscheinlich in Erfüllung gegangen. „Siehe, wer ist je größer geworden, selbst in der Welt, als Christus? Alexander und Julius Cäsar (wir fügen hinzu Napoleon) sind groß gewesen; aber doch haben sie nur den halben

Erdkreis unter sich gehabt, und der Eine nicht einmal den halben; zu Christo aber sind gekommen vom Aufgange und Niedergange der Sonne, die an ihn geglaubt haben; ja die ganze weite Welt wird an ihn glauben, ihn als Sohn des Höchsten anerkennen und erheben und sein Reich wird seyn ohne Ende. Keines Herren Regiment ist so alt als der Glaube an Christum, der niemals aufhören wird, und ob er schon bei Wenigen bliebe. Diese Vorherverkündigung Gottes sehen wir täglich erfüllt werden." Statt der von Zwingli angeführten Beispiele erfüllter Vorherverkündigungen im Alten Testament, über die wir nicht denken können wie er, wollen wir lieber ein anderes hinzufügen, das er übergangen hat, und das doch ohne Zweifel das merkwürdigste von allen ist. Durch alle Bücher des Alten Testamentes, durch die ältesten, wie durch die späteren, zieht sich die Verheißung hindurch, daß Gott das Volk Israel erwählt habe, um durch es dereinst allen Völkern der ganzen Erde Licht und Heil zuzuführen, und daß dies namentlich geschehen werde durch einen Messias oder Heiland der Welt, der aus dem Schoose Israels erstehen, aber der Fürst der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Heils für alle Nationen werden werde. Und ist diese Weissagung nicht erfüllt worden? Ist nicht vom Volk Israel in der That die wahre Erkenntniß Gottes ausgegangen; ist nicht in der That aus seinem Schoose Jesus Christus erstanden? Erkennen ihn nicht bereits die gebildeteren Nationen alle als das Licht der Welt und als den Führer zum Heil? Und liegt nicht in den ewig wahren Lehren Jesu die zuverlässigste Bürgschaft, daß das Reich Jesu bestehen, sich ausbreiten und zuletzt über alle Länder der Erde sich erstrecken werde? Wer aber dies bedenkt, muß der nicht erkennen, daß dann auch die Aussprüche der Schrift, die alles dies vorherverkündigt haben, was bis jetzt in Erfüllung gegangen ist und täglich mehr in Erfüllung geht, daß diese Aussprüche sich demnach als wahrhaftiges Wort Gottes bewährt haben? Das heißt: buchstäblich sind jene Aussprüche keineswegs eingetroffen; Manches ist vielmehr ganz anders gekommen, als es sich die Propheten vorgestellt hatten, allein der Hauptgedanke, der allen ihren Vorstellungen zu Grunde lag, der Gedanke: Gott wird Israel und der ganzen Welt einen Heiland senden, — dieser

Hauptgedanke ist in Erfüllung gegangen. Das Wort und die Gedanken der Propheten waren in manchen Punkten irrig, aber dennoch hat Gott seine Gedanken in ihre Gedanken hineingegeben und sein Wort, in ihrem Wort als Kern eingehüllt, durch sie der Welt verkündigen lassen. Buchstäblich und wörtlich genommen wären manche Weissagungen der Propheten irrig, aber der Sache, dem Gedanken, dem Geist nach genommen sind sie wahr und enthalten wahrhaftiges Gotteswort. — Ebenso wahr, hell und tief erklärt sich Zwingli weiter auch darüber, wie der Mensch einestheils zum rechten Verständniß des göttlichen Wortes und anderntheils zur Gewißheit gelangen könne, was eigentlich Gottes Wort sei. Er sagt: blos Dem erschließe sich das Wort Gottes nach seinem wahren Sinne, welcher sich demselben ganz hingebe, d. h. wer das Geistige und Göttliche liebe und es suche, und es willig annehme, wo er es finde, es annehme sowohl für sein Denken, als Erkenntniß, Glaube und Ueberzeugung, als aber auch für seinen Willen, als heiliges Gebot und als willig, treu und freudig zu befolgende Pflicht. Wer mit diesem Sinne in der Bibel lese, dem werde das göttliche Wort darin von selbst klar und verständlich, während Der, welcher blos mit seinem Verstande, ohne wahre Liebe zum Göttlichen, sie lese, Nichts davon verstehe, wenigstens den eigentlichen göttlichen Kern nimmermehr erfasse; denn „der natürliche (sinnliche) Mensch vernimmt nichts von dem Geist Gottes; es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht verstehen, denn es muß geistlich gerichtet seyn“ (1. Cor. 2, 14). S. 36 sagt Zwingli „Beispiel: Nimm einen guten, starken Wein, der schmeckt dem Gesunden wohl, macht ihn fröhlich, stärkt ihn, erwärmt ihm alles Blut; wer aber an einer Sucht oder an einem Fieber krank darnieder liegt, kann ihn nicht einmal riechen, geschweige denn trinken, wundert sich auch, daß die Gesunden ihn trinken mögen. Das geschieht nicht aus Schuld des Weines, sondern der Krankheit. Also ist das Wort Gottes an sich selbst recht und zum Besten der Menschen geoffenbaret; wer es aber nicht erleiden mag, es nicht verstehen und annehmen will, ist krank.“ — Ganz vortrefflich spricht sich Zwingli darüber aus: woran Etwas als Wort Gottes erkannt werden müsse. Er sagt: daran, daß es, weil der Menschengeist

ebenfalls aus Gott ist, durch die Allgewalt des Eindrucks, den es auf ihn mache, als Gottes Wort unmittelbar und unwiderstehlich in der Menschenbrust sich ausweise. „Gott, sagt er, offenbaret sich selbst durch seinen Geist und von ihm wird nichts gelernt, ohne seinen Geist. Der offenbaret sich wahrhaftig selbst einem Jeden, der mit Selbstverläugnung zu ihm kommt.“ — „Zum Zweiten weiß ich, daß mich Gott lehret, denn ich bin seiner in mir inne geworden.“ — Daher redet Zwingli auch scharf gegen Die, welche so verkehrt sind, zu behaupten, nicht jedem einzelnen Menschen stehe es zu, zu urtheilen, ob Etwas wirklich Gottes Wort sei, sondern nur gewissen Leuten, etwa nur den Päbsten, Bischöfen, Priestern oder Concilien (und man kann ebensogut hinzusetzen: den Symbol-Männern): „Es sprechen aber die Beschirmer der menschlichen Lehre: es ist wahr, man soll die evangelische Lehre, die von Gott eingegeben und gelehret ist, über alle menschliche Lehre achten; so weit sind sie, Gott sei gedankt, gekommen; aber wir verstehen das Evangelium ungleich. Wenn nun ein Streit ist zwischen deinem Verständniß und dem meinigen, sagen sie, so muß doch Einer seyn, der zwischen uns entscheide und den Irrenden unter uns zum Schweigen bringe. Dieses thun sie aber Alles, um das Verständniß des Wortes Gottes dem menschlichen Urtheil zu unterwerfen, damit ein Jeder, der das Evangelium predigt, von Kaiphas und Hannas gemartert und herumgeführt werden könne. Ganz im Gegensatz gegen die Anforderung Pauli, daß alles Verständniß, alle Gedanken und Empfindungen in den Willen und Dienst Gottes gefangen genommen werden sollen, wollen sie die Meinung Gottes in der Menschen Urtheil gefangen nehmen.“ — „Horch, welch' arme Leute! Lieber, als sich durch die Wahrheit besiegen lassen zu wollen, verläugnen sie selbst alle menschliche Vernunft, gleich als könnten sie nimmer verstehen, was Caput heiße. Dieses thun sie, um die göttliche Wahrheit den Urtheilen von Kaiphas und Hannas zu unterwerfen, und was Christus redet, gilt ihnen nichts. Dieser spricht Joh. 4, 45: „Sie werden Alle von Gott gelehret seyn,“ wie Jesaias 54, 13 spricht. Werden nun alle Christen von Gott gelehrt, warum willst du ihnen ihre Lehre nicht gewiß und frei lassen nach dem Verständniß, das sie Gott gelehrt hat? Daß aber Gott

der Lehrer gläubiger Herzen sei, lernen wir von Christus in den nächst darauf folgenden Worten, wenn er spricht Joh. 6, 45: „Ein Jeder, der vom Vater gehört und gelernt hat, kommt zu mir.“ Niemand kommt zum Herrn Jesus Christus, als der ihn kennen gelernt hat vom Vater. Höret ihr, wie der Schulmeister heißt? Er heißt nicht Doktores, nicht Patres, nicht Päbste, nicht Stuhl, nicht Concilium (auch nicht symbolische Bücher, auch nicht Consistorium oder Oberconsistorium), sondern er heißt der Vater Jesu Christi.“ — „Wenn der Mensch allein auf das Verständniß des Geistes sieht, so kann er nicht fehlen. Diejenigen aber, welche dieses nicht thun, sondern allen Fleiß darauf verwenden, daß sie in der Schrift eine Stütze für ihre Meinungen finden, diese, wenn sie auch zahlreicher wären als Laub und Gras, würden doch allesammt fehlen. Gott will allein selbst der Lehrer seyn. Von ihm will ich auch allein der Lehre halben gerichtet seyn und nicht von den Menschen; der Missethaten und der Uebertretungen halben will ich den Urtheilen aller Menschen unterworfen seyn; aber die heilige Schrift und die göttliche Wahrheit sollen sie nicht beurtheilen, sondern Gott allein darüber walten lassen, denn wir können diese aus Gott allein lernen.“ — „Möchtest du aber reden: wer will mir sagen, ob er von Gott erleuchtet sei oder nicht? Eben der Gott, der ihn erleuchtet, der wird auch dir zu verstehen geben, daß seine Rede von Gott komme. Sprichst du aber: ich empfinde das nicht, so halte ich dafür, daß du zu Denen gehörst die Ohren haben und nicht hören, wie Christus aus dem Propheten Jesaias (Matth. 13, 14. 15) anzeigt.“ — „Wenn du in deinem Inneren empfindest, daß Gottes Wort dich erneuert, daß Gott anfängt dich mehr zu lieben als vormals, da du auf Menschenlehre hörtest, so sei gewiß, daß Gott solches in dir gewirkt hat.“ — Was sagen Diejenigen hiezu, die da behaupten, der Menschengeist sei nicht im Stande es selbst herauszufühlen, was wahrhaftig göttliche Wahrheit, was wahrhaftig Gottes Wort sei, sondern dazu brauche man nothwendiger Weise symbolische Bücher und Kirchenbehörden, — seien es nun katholische oder protestantische — die das Glaubensrichteramt handhaben müssen, damit die reine Lehre nicht zu Grunde gehe und das Wort Gottes nicht verfälscht werde? Und was würdest

du dazu sagen, guter Zwingli, wenn du heute wiederkämest und in der protestantischen Kirche das Werk des Geistes, das Wort Gottes, mit ähnlichen menschlichen Bollwerken umschanzt sähest, wie die waren, welche du zu deiner Zeit in der alten Kirche niederzureißen getrachtet hast? F.

(Fortsetzung folgt.)

---

b) Philosophische Studien über das Christenthum, von Dr. F. Bruch, Professor der Theologie ꝛc. zu Straßburg. Aus dem Französischen übersetzt von Fr. Th. Frantz. (Mannheim, Druck und Verlag von Heinrich Hoff, 1847. Preis 1 fl. 24 kr.)

Der Uebersetzer sagt in der Vorrede: „Obgleich gegenwärtige Schrift als eine Uebersetzung aus dem Französischen erscheint, so ist sie doch ein Product deutschen Geistes, indem der Herr Verfasser derselben seinen Wohnsitz und nächsten Wirkungskreis zwar in Frankreich hat, aber sowohl seiner Geburt als seiner wissenschaftlichen Bildung nach ein Deutscher ist, wie er selbst in seiner Vorrede zu dieser Schrift freudig bekennt. Eben so freudig darf auch hinwiederum Deutschland und die deutsche Wissenschaft sich zu ihm bekennen. Auch ist dessen Name in Deutschland durch mehrere in deutscher Sprache geschriebene Werke bereits rühmlichst bekannt, und Alles was bisher sowohl in französischer als in deutscher Sprache aus der Feder desselben geflossen ist, hat in deutschen kritischen Blättern die ausgezeichnetste Anerkennung gefunden. In besonderem Maße ist auch dem vorliegenden Werke diese Auszeichnung zu Theil geworden, und nie kann eine Anerkennung verdienter gewesen seyn. Ich wage es kühn, zu behaupten, daß eine philosophische Darstellung des Wesens der Religion und ihrer Begründung in der Totalität des Menschengeistes bis jetzt noch in keinem anderen Werke mit solcher Tiefe und Klarheit wie in diesem gegeben worden ist. Die wissenschaftliche Theologie scheint in demselben einen wesentlichen Fortschritt gemacht zu haben. Demohngeachtet ist dies treffliche Buch bis jetzt in Deutschland wenig bekannt geworden, weil auch die besten theologischen, in französischer

Sprache geschriebenen Werke in Deutschland nicht viel gelesen zu werden pflegen. Ich habe mich daher entschlossen, diese Schrift zu übersetzen und hoffe dadurch den Dank Vieler verdient zu haben. F.

---

c) Empfehlenswerthe Volksschriften.

Wir machen auf folgende sehr empfehlenswerthe Schriften aufmerksam, welche zugleich Kalender für das Jahr 1848 enthalten und durch jede Buchhandlung bezogen werden können:

1) Der rheinische Landbote von Zittel, ein Volkskalender mit vielen unterhaltenden und lehrreichen Erzählungen und Bildern. Verlag von Holtzmann in Carlsruhe. Preis 9 kr.

2) Die Spinnstube von W. O. v. Horn ist unsern Lesern allen wohl schon bekannt, indem wir dieselbe schon öfters angezeigt haben. Preis 36 kr.

3) Der Gevattersmann von B. Auerbach. Preis 14 kr.

64.
Kirchliche Nachrichten.

Der Nürnberger Courier bringt nachfolgend den Wortlaut einer Anrede, welche der König Ludwig an den Bischof Stahl in Würzburg gehalten haben soll. Das Nürnb. Blatt schreibt: Den Auflauf in Würzburg hat S. Majestät der ultramontanen Partei daselbst auf Rechnung geschrieben, und sich daher gegen den dortigen Bischof Stahl, der allerdings ein fanatischer Anhänger der gestürzten Regierung (Abel's) ist, folgendermaßen ausgesprochen: „Der Beschützer der Kirche, — als solcher bewies ich mich ihren Wohlthäter; keiner meiner Vorfahren machte aus eigenen Mitteln so viele Stiftungen, — der wird von der ultrakirchlichen Partei so schändlich behandelt, daß sie dem Jakobiner nichts übrig läßt. Die dem Pabste feindliche Partei ist's auch mir. Seit Jahren gingen mir die Augen auf, immer mehr und mehr; und sollten alle hellsehenden um mich her sich schließen, bleiben meine offen, so lange ich lebe. Wenn irgend Jemand, mir theuer, ein Haar gekrümmt wird, werde ich keine Schonung kennen. Ich sage nicht, daß Sie schuldig

sind, aber damit Sie es sagen, vor zwei Zeugen rede ich. Wüßte ich, daß Sie schuldig, ich würde es Ihnen sagen. Offen und gerade ist meine Art, und so hoffe ich zu sterben. Ich spreche nicht von Dankbarkeit und Pflichten gegen den Landesherrn, aber dummer als dumm ist es sich so zu benehmen." (Didask. Nro. 275.)

In der von der zweiten Kammer der jetzt zu München versammelten Landstände an den König kommt folgende die Religion und Kirche betreffende bemerkenswerthe Stelle vor: „Jede Gefahr für den religiösen Frieden wird um so sicherer beseitigt, je sorgfältiger die Staatsgewalt Glaubens- und Gewissensfreiheit als unantastbare Güter erachtet."

Uhlich in Magdeburg ist denn nun suspendirt, und eine weitere Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Es ist freilich nicht einzusehen, was da weiter zu untersuchen ist. Indessen ist das wohl auch weiter nichts als eine bloße Form, um die Absetzung, die man sicher beabsichtigt, nicht Knall und Fall eintreten zu lassen, da man denn doch der großen Aufregung, die in Magdeburg und in der Umgegend herrscht, nicht recht zu trauen scheint. Man wird die Sache erst noch in die Länge zu ziehen suchen; indessen hat Uhlich erklärt, er werde auf die Entscheidung nicht länger als vier Wochen warten, und dann, wenn diese bis dahin nicht erfolgt sei, zur Bildung einer freien Gemeinde schreiten. Da also diese Sache nahe daran ist, auf die eine oder die andere Weise einen Ausgang zu nehmen, so werden wir, nachdem dies geschehen ist, also wohl schon im nächsten Hefte, eine übersichtliche Darstellung der ganzen Sache Uhlichs von deren Beginn an geben.

Die freie evangelische Gemeinde zu Königsberg ist im Wachsen begriffen. Sie zählt jetzt 180 Mitglieder, von denen ein ziemlich großer Theil den höheren Ständen angehören. Alle Sonntage findet der Gottesdienst statt. Die gottesdienstlichen Formen sind so weit gehalten, daß ein Gewissenszwang hier nie eine Stätte finden kann und Streitigkeiten über Glaubenspunkte unmöglich sind. Jedes Mitglied kann selbst darüber entscheiden, ob es irgend einen religiösen Gebrauch beibehalten will oder nicht. Im ersteren Falle ist der Geistliche verpflichtet, die Ceremonien zu vollführen, doch ist es auch, um durchaus keine Vorrechte der Geistlichen entstehen zu

lassen, jedem anderen Mitgliede gestattet, die Religionsgebräuche auszuüben. Jedes Mitglied der Gemeinde darf also taufen, trauen u. s. w. Auch ist jedes Mitglied zur Haltung von Vorträgen berechtigt. Die Gemeinde hat deßhalb den Namen „evangelische" angenommen, weil sie für jetzt als den Kern des Evangeliums die allgemeine Menschenliebe, wie sie Christus durch That und Wort bewiesen, erkannt hat. Ein besoldetes Priesteramt existirt nicht. Rupp hat jeden Gehalt ausgeschlagen und ernährt sich von schriftstellerischen Arbeiten. Da in letzter Zeit alle polizeilichen Maßregeln gegen die neue Gemeinde eingestellt worden sind, so hofft man täglich, daß nach der neuen königlichen Gewähr für Glaubens- und Gewissensfreiheit die betreffenden Behörden sehr bald die Gemeinde als eine geduldete anerkennen werden. — Neulich ereignete sich hier ein interessanter Fall mit einer in der hiesigen freien Gemeinde (Rupp's) vollzogenen Taufe. Ein Jude hatte sie zu erhalten begehrt, und zwar mit den feierlichen Einsetzungsworten, damit die neulich vom Consistorium gegen die Taufen der freien Gemeinden erhobenen Bedenken nicht Platz griffen. Bald darauf hatte der so Getaufte einen gerichtlichen Eid zu leisten, und nach seiner Confession gefragt, erklärte er sich für evangelisch. Der Richter acceptirte diese Erklärung nicht, da er nicht zur evangelischen Kirche gehöre, und als der Mann sich deßhalb bei der Regierung beschwerte, erhielt er denselben Bescheid. Gleichzeitig will ihn aber die jüdische Gemeinde mit Beiträgen heranziehen, weil er seinen Austritt aus dem Judenthum vorher nicht ausdrücklich angezeigt habe. —

Die „Deutsche Zeitung" berichtigt die Angabe, daß Pfarrer Zittel wegen einer Predigt in Untersuchung genommen worden sei. Der evangelische Oberkirchenrath legte demselben nur die Frage vor, ob er die in seinem „Sonntagmorgen" abgedruckte Predigt über die Bedeutung der Bibel gehalten habe. *) Zittel bejahte dies unter näherer Begründung der Veranlassung und Tendenz derselben, und erhielt sodann eine längere theologische Ausführung der Behörde, mit der Ermahnung, seine Ansicht, welche man mit den Bestim-

*) Diese Rede Zittels ist abgedruckt im Maiheft der Morgenröthe (Nro. 23).

mungen der Unionsurkunde unvereinbar halte, nicht ferner der Gemeinde auf diese Weise vorzutragen. — Die Kirchenbehörde hat also keinen Anlaß gefunden Zittel zu strafen oder auch nur ihm einen Verweis zu ertheilen; aber in Ungnade gefallen ist er denn doch, denn obgleich kürzlich die Mannheimer Gemeinde, wo jetzt eine Pfarrstelle vakant ist, eine Petition eingereicht hat, daß Zittel auf die Wahlliste gesetzt werden möge, so ist dies dennoch nicht geschehen. Warum nicht? Strafen konnte man Zittel nicht füglich, aber nachtragen kann man's ihm, und ihn es fühlen lassen. Und was eine Gemeinde wünscht, darauf kommt ja ohnehin nichts an. O protestantisches Kirchenregiment!

(Rom 8. Okt.) Die gemeinsame Revue der Civica (d. h. der Bürgergarde) und des Linienmilitärs, welche gestern auf ausdrücklichen Befehl Sr. Heiligkeit stattfand, war ein Fest, ähnlich denen, welche kürzlich in Florenz und den übrigen Städten Toskanas die Bewunderung aller Theilnehmer erregt haben. Nachmittags um 1 Uhr hatten sich die Truppen, bestehend aus der Bürgergarde, den Jägern, dem Linienmilitär, Dragonern und Artillerie mit vier Stück Geschütz auf dem großen Platze St. Pietro versammelt. Hier zogen sie unter klingendem Spiel, begleitet von unzählbarem Volke, mit unendlichen Evvivas (d. h. Vivatrufen) vor Sr. Heiligkeit vorüber nach dem geräumigen Platze, wo einst die Schlacht zwischen Constantin und Marentinus geschlagen ward. Nach verschiedenen Evolutionen wurde ein großes Carré formirt, dessen eine Seite die Cavallerie gegenüber der Artillerie bildete, während die beiden anderen Seiten die Guardia civica und die Truppen zu Fuß einnahmen. Da entblößte plötzlich der greise General Zamboni sein Haupt und sprengte durch den mittleren Raum mit dem begeisterten Ausruf: „**Evviva Pio nono!**" Alle Hüte und Tschakos wurden augenblicklich auf die Bajonnette gesteckt und ein donnerndes „Evviva Pio **IX.**" folgte, das kein Ende nehmen wollte. Auf nunmehr erfolgten Befehl legte die Infanterie und die Guardia die Flinten ab, der General aber rief: „**Evviva l'Italia! viva l'unione italiana!**" (Es lebe Italien! es lebe die italiänische Vereinigung!) und auf diesen Zauberruf stürzten die Soldaten und die Bürgergardisten einander in die Arme, und es erfolgte eine so

erschütternde Scene, daß von allen den Tausenden, die gegenwärtig waren, kein Auge thränenleer blieb. Endlich sammelten sich auf den Ruf der Trommeln und Trompeten die Mannschaften wieder, und das gesammte Corps zog unter dem Klange der Musik nach der Stadt zurück." — (Macht's nach! spricht Hahnemann.)

Aus England. Bei einem politischen Festmahle, welches am vorigen Donnerstag (14. Oktober) zu Belfast gehalten wurde und bei welchem lauter Protestanten anwesend waren, brachte der Vorsitzende einen Toast für den Pabst aus und ein presbyterianischer Geistlicher hielt eine Lobrede auf Pius IX., worauf unter lautem Beifallsjubel aller Anwesenden der Toast getrunken wurde." — (Macht's nach ihr Herrn, und ihr werdet auch Lobreden gehalten bekommen!)

Laut einer Correspondenz des „Verfassungsfreundes" hat sich die Regierung von Freiburg (in der Schweiz) in ihrer Noth eine neue Geldquelle zu eröffnen gewußt. Sie hat nämlich verordnet: „Jeder Militär müsse seine Waffe durch den Geistlichen einsegnen lassen. Die Einsegnung des Stücks Feuerwaffe koste aber 7 Batzen, wovon 4 Batzen der Regierung und 3 Batzen den Geistlichen zufallen; für die Schlagwaffe werden 5 Batzen gefordert, die in gleichem Verhältniß unter Staat und Kirche vertheilt werden. Die Häuser müssen nun auch gegen 7 Batzen eingesegnet werden, um sie vor Brand zu bewahren.

Vor kurzem bekam ein Kaufmann zu Breslau einen Brief aus Waadt in der Schweiz, worin ihm mitgetheilt wurde, daß er von eben daher eine Kiste erhalten werde, die er polizeilich eröffnen und durchsuchen lassen solle. Besagte Kiste ist denn auch wirklich dieser Tage angelangt, mit dem Bedeuten, dieselbe an den katholischen Geistlichen N. in Oberschlesien zu spediren. Unser Kaufmann aber befolgte den brieflichen Rath; die Polizei durchsuchte die Kiste, und was war ihr Inhalt? Traktätlein über Traktätlein, in französischer und deutscher Sprache, Gebete der „Gesellschaft zum Herzen Maria" u. dergl. Das passirte noch, darunter sind nun aber auch eine Anzahl „Bücher der Gesellschaft Jesu," welche die Polizei dann mit Beschlag belegte.

65.

U h l i ch.

In der Bewegung, die in jetziger Zeit durch die evangelische Kirche Deutschlands geht, tritt unter Denjenigen, welche an der Spitze dieser Bewegung stehen, der Name **Uhlich's** am meisten hervor. Wir hörten diesen Namen zuerst, als vor etwa drei Jahren die Versammlungen der protestantischen Freunde in Preußen, als der Anfang einer kirchlichen Bewegung, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Uhlich war es hauptsächlich, der diese Versammlungen in's Leben gerufen hatte, und eben so war er es auch, der durch seine eindringenden Reden auf denselben die immer wachsende Zunahme derselben bewirkte. Auf diesen Versammlungen, die zuletzt im Freien gehalten wurden, sollen manchmal gegen zehntausend Personen zugegen gewesen seyn. Uhlich war damals Pfarrer zu **Pömmelte**, einem Dorfe im Preußischen. Dort wirkte er still und eifrig in seinem Amte. Dieses sein Amt führte er nicht, wie Manche, um des bloßen Brodes willen, auch nicht, wie manche Andere, um der Pflicht und Schuldigkeit willen, sondern er liebte sein Amt, er liebte seine Gemeinde, und war bemüht durch sein Amt in seiner Gemeinde so viel Segen als möglich zu stiften. Das Christenthum war ihm Herzenssache, und er wünschte es in den Herzen der Seinigen lebendig zu machen, überzeugt, daß Christus für die Menschen „der Weg, die Wahrheit und das Leben" ist. Uhlich begnügte sich daher nicht damit, das Christenthum auf die gewöhnliche Weise in Kirche und Schule von Amtswegen zu lehren, sondern er führte auch noch außerdem besondere Abendversammlungen ein, in welchen er religiöse Vorträge hielt. Diese wurden von seinen Gemeindsgliedern so gerne besucht, und brachten sichtbar so gute Früchte, daß Uhlich deßhalb eine ehrenvolle Anerkennung und Belobung von seinen Vorgesetzten empfing. Längst hätte Uhlich, der als Kanzelredner und überhaupt als geistvoller Mann sich ausgezeichnet, längst hätte er seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt machen können; aber nicht eitler Ehre geizig, beschränkte er sich auf sein stilles Wirken in seiner Dorfgemeinde. Aber wie der ruhige Bürger seinen friedlichen Heerd verläßt und in

den Krieg zieht, wie der Landmann statt der Sichel das Schwert ergreift, wenn das Vaterland vom Feinde bedroht ist, so trat auch Uhlich aus seinem stillen, ruhigen Wirken hervor auf den Kampfplatz, als das, was des Geistes Vater- und Mutterland ist, die Religion, Bedrängniß erlitt, als dem Reiche Gottes Gewalt angethan wurde. Schon seit zwanzig Jahren hatte sich in ganz Deutschland eine Neigung zur Rückkehr zum Altkirchenthum bemerklich gemacht. Sie war theils eine Folge von dem in der vorhergehenden Zeit, namentlich durch die französische Revolution, eingerissenen Verfall der Religion. Die Religion lag darnieder, aber der Mensch kann sie nicht auf die Länge entbehren; sie ist dem Geiste so nöthig, wie das Brod dem Leibe. Darum konnte es nicht anders seyn, nachdem die Religion eine Zeitlang in Verfall gelegen hatte, mußte sich endlich wieder ein größeres Bedürfniß nach ihr regen.

Dieses neuerwachte Bedürfniß wurde nun aber von Vielen mißverstanden, als ob es blos in der altkirchlichen Form befriedigt werden könne. Hätte dies immerhin der Fall seyn mögen; wenn der neue Wein noch zu herbe ist, mag Mancher immerhin dem alten den Vorzug geben, weil er „milder" ist (Luk. 5, 39); aber ein Anderes kam hinzu, was vom Uebel war: die Regierungen der meisten deutschen Länder glaubten, die Throne und die Ordnung im Lande würden durch das Festhalten am Altkirchlichen am besten bewahrt bleiben; man fürchtete sich vor jedem Fortschritte, vor jeder Neuerung, darum auch vor Fortschritt und Neuerung in der Religion; daher trat man diesen entgegen, suchte sie zu unterdrücken und begünstigte ausschließlich die Altkirchlichkeit. Dadurch mußte die Kirche großen Schaden leiden, denn wo Gegenstände der Ueberzeugung auf der einen Seite unterdrückt und auf der andern begünstigt werden, da werden nothwendiger Weise Viele zur Unwahrhaftigkeit und Heuchelei verleitet; wo aber diese herrschen, — zumal unter Denen, welche Prediger der göttlichen Wahrheit seyn sollen, — da ist großes Verderbniß im Reiche Gottes. So stand es aber in den deutschen Ländern, und zwar von Jahr zu Jahr mehr und mehr, und in Preußen vorzugsweise. Zu dem Drucke, welchen dort die Kirchen- und Regierungsbehörden gegen den Denkglauben (Rationalismus) ausübten, gesellten sich auch noch die Verketzerungen der Fanatiker. In Preußen stand

der Consistorialrath, Professor Hengstenberg zu Berlin an der Spitze; er und sein zahlreicher Anhang ließen es nicht dabei bewenden, in der von Jenem herausgegebenen „Evangelischen Kirchenzeitung" unaufhörlich die gehässigsten Anfeindungen über das Vernunftchristenthum und seine Anhänger auszuschütten, sondern sie bemühten sich auch, sowohl die Regierung als die Gemeinden auf alle mögliche Weise gegen diese aufzureizen. Es war ihnen damit so weit gelungen, daß bereits eine höchst feindselige Stimmung zwischen den Geistlichen eingerissen war, daß auch in das Gemeindeleben diese Zerwürfnisse anfingen überzugehen, und daß die Kirchenbehörden die Zügel des Altkirchenthums immer straffer anzogen. Da war für die protestantisch-evangelische Geistes-, Gewissens- und Glaubensfreiheit sehr Gefahr; da galt es, daß Männer, welchen das Kleinod der Wahrheit und Geistesfreiheit am Herzen lag, in den Kampf traten. Es geschah. Es fehlte in ganz Deutschland nicht an solchen Männern; in Preußen waren es die „protestantischen Freunde," später „Lichtfreunde" genannt, welche dort den heiligen Vertheidigungskampf für Licht und Vernunft in der Religion und für protestantische Freiheit in der Kirche begannen, Uhlich an ihrer Spitze. Uhlich war weit entfernt, diesen Kampf mit einer Gehässigkeit zu führen, wie die Gegner ihn führten, weit entfernt Die, welche auf seiner Seite standen, zu einer ähnlichen Verdammungssucht aufzureizen; er suchte nur das evangelische Wahrheitsgefühl und das protestantische Freiheitsgefühl in ihnen anzuregen, und weit entfernt nur das Alte niederreißen zu wollen, suchte er vielmehr den Geist und die Herzen der Denkenden für das Vernunftchristenthum zu gewinnen. Zu diesem Zwecke gründete er die „Blätter für christliche Erbauung, herausgegeben von protestantischen Freunden," deren Redaction Fischer in Leipzig bisher besorgte, deren Inhalt aber Uhlich fast allein verfaßt hat. Aus diesen Erbauungsblättern, so wie aus den inzwischen erschienenen Predigten und andern Schriften Uhlichs ersieht man, daß Uhlich weit davon entfernt ist, dem Christenthum selbst irgendwie entgegenzutreten, sondern daß er vielmehr ganz und gar auf christlichem Boden steht. Zugleich zeugen alle seine Schriften, wie auch seine ganze Persönlichkeit, daß Uhlich nicht blos ein die Wahrheit und Geistesfreiheit liebender,

eifriger und muthiger Mann ist, sondern daß auch der Geist des Christenthums, namentlich jene Sanftmuth und Milde, die zu den ersten Kennzeichen des wahren Christen gehören, in seltenem Maße ihm eigen sind. Wir setzen hier eine Schilderung Uhlich's her, wie sich solche in der „Allgemeinen Zeitung für Christenthum und Kirche, herausgegeben von Dr. Zille in Leipzig, S. 182, Anmerkung 6, findet: „Es ist Uhlich's seltene Rednergabe, unterstützt von einem beneidenswerthen Organ, seine Gewalt über die Sprache, seine Gedankenklarheit mit dem tiefsten Gemüth im Bunde, seine Einfachheit und Lebendigkeit in der Darstellung, seine Ruhe, die ihrer Sache gewiß ist, seine Freudigkeit in Erfüllung seines Berufes, seine lichtvolle Auffassung des Christenthums, und die Eindringlichkeit, womit er das Wesentliche, in das Leben Eingreifende desselben an die Herzen legt, und alles dieses verbunden mit einem tadellosen Wandel."

Im Jahre 1845 wurde Uhlich von dem Kirchenkollegium der St. Katharinengemeinde zu Magdeburg als Pfarrer gewählt, das Konsistorium sträubte sich zwar dagegen, doch setzte zuletzt die Gemeinde ihren Willen durch und die Wahl Uhlichs erhielt die Bestätigung. Von jener Zeit an war der Kirchenbesuch jener Pfarrgemeinde ungleich zahlreicher als früher, und die jährliche Kommunikantenzahl soll auf das Zehnfache gestiegen sein. Die Behörden aber, statt dieses erfolgreichen Wirkens sich zu freuen, sahen vielmehr die steigende Zuneigung, welche Uhlich gewann, mit eifersüchtigen Blicken. Auch in Magdeburg begann Uhlich wieder jene Abendversammlungen zum Zwecke religiöser Belehrung, und sie wurden mit der lebhaftesten Theilnahme besucht. Früher war Uhlich wegen denselben belobt worden, jetzt wurden sie ihm verboten, nachher zwar wieder freigegeben, doch wurde sein ganzes Thun fortwährend mit Mißtrauen beobachtet. Es fand sich bald Gelegenheit gegen ihn einzuschreiten. Den Anlaß dazu gab der Gebrauch des sogenannten „apostolischen Glaubensbekenntnisses." Jedermann weiß, daß dieses Symbolum nicht von den Aposteln herrührt, sondern erst in einer viel spätern Zeit verfaßt worden ist. Dabei enthält es so manche Sätze, welche in der wohlverstandenen heiligen Schrift schwerlich gegründet seyn dürften, und die in dem Bewußtseyn der meisten evangelischen Christen auch schon längst nicht mehr als wahr anerkannt werden.

Viele Geistlichen hatten sich daher stillschweigends entweder die gänzliche Weglassung dieses apostolischen Symbolums bei der Taufe und der Confirmation, oder doch dessen Abänderung in einzelnen Punkten erlaubt, und von den Gemeinden war kein Einwand dagegen gemacht worden. In Leipzig hatte man dasselbe schon vor längerer Zeit sogar förmlich abgeschafft und an dessen Stelle eine der vernünftigen Auffassung des Christenthums mehr zusagende Umschreibung desselben (von Dr. Rosenmüller bearbeitet) angenommen, und als vor einigen Jahren mehrere altkirchiche Geistliche in Leipzig das apostolische Symbolum in der alten Form wieder einführen wollten, da gab es darüber einen förmlichen Aufruhr in der Gemeinde. Auch in Magdeburg herrschte ein ähnlicher Geist, und da Uhlich von mehreren Eltern ersucht wurde, bei der Taufe ihrer Kinder das apostolische Symbolum nicht zu gebrauchen, so ließ er dasselbe weg. Ebenso ließ er dasselbe bei der Confirmation zwar von den Kindern nach Vorschrift hersagen, aber verpflichtete sie nicht darauf. Damit war seine ganze Pfarrgemeinde durchaus einverstanden, allein das Consistorium zog ihn darüber zur Verantwortung. Zu Anfang des Jahres 1847 wurde ihm eine Erklärung abgefordert, ob er nach der vorgeschriebenen Ordnung, d. h. mit wörtlichem Gebrauch des apostolischen Symbolums, taufen und confirmiren wolle oder nicht. Da man glaubte, daß diese Forderung der Kirchenbehörde nachtheilige Folgen für Uhlich nach sich ziehen, sowie auch die Gemeinde in Aufregung bringen könne, so machten damals der Oberpräsident der Provinz und der Bürgermeister der Stadt deßfalls persönlich Vorstellung zu Gunsten Uhlichs in Berlin. Als wiederholte Drohungen des Consistoriums in Magdeburg die Stellung Uhlichs zu gefährden schienen, versammelten sich eine Anzahl von einigen hundert Frauen, die vor die Wohnung des Consistorialpräsidenten Göschel zogen, wo dann Einige von ihnen sich zu demselben verfügten, um ihn zu bitten, daß man Uhlich, der so gesegnet wirke, doch in Ruhe lassen und nicht zum Gebrauch einer alten Formel zwingen möge, die seinem und ihrem Wahrheitsgefühl widerstrebe, wobei sie erklärten, daß sie und ihre Familien jederzeit auf Uhlich's Seite stehen würden. Dieses Auftreten der Magdeburger Frauen soll auf den Consistorialpräsidenten und überhaupt auf die Behörden großen Eindruck gemacht haben,

und man glaubte, daß Uhlich nicht weiter angefochten werden würde. Indessen wurde er nicht lange nachher wieder wegen einer Osterpredigt zur Verantwortung gezogen, weil er in derselben von der altkirchlichen Glaubenslehre abgewichen oder derselben entgegengetreten sei. Da die Sache sich immer mehr zu verwickeln und immer ernster zu gestalten schien, so wendete sich Uhlich in folgendem Schreiben an den König:

„Magdeburg, den 16. April 1847. Mein König und mein Herr! Ew. königl. Maj. bitte ich um christliche Schonung und Geduld, und ich weiß, daß ich diese Bitte aus dem Herzen vieler Tausenden spreche. Ew. Maj. erblicken in der evangelischen Kirche Ihres Landes eine Anstalt, welche unabänderlich auf dem Bekenntniß der Reformatoren ruht. Ew. Maj. sind daher geneigt, in dem Verfahren derjenigen Geistlichen, welche dies Bekenntniß nicht mehr zu dem ihrigen machen können und dieser Ueberzeugung gemäß ihr Amt verwalten, Untreue und Auflehnung gegen göttliche und menschliche Ordnung zu erblicken. Ew. Maj. Consistorium verfährt nach diesem Maaßstabe; demnach ist meine Stellung, der der Behörde gegenüber, eine solche geworden, daß ich heute in meinem Amt allenfalls noch geduldet, morgen vielleicht schon mit Entfernung aus demselben bedroht bin. Hier ist es, wo ich um Schonung und Geduld bitte. Ich bin auf der königl. Universität Halle von Rationalisten zum Geistlichen gebildet; ich bin mit meiner offen ausgesprochenen Ansicht vom Christenthum in meine geistlichen Aemter eingeführt worden; ich wirke darin seit 23 Jahren nicht ohne Segen, und weder meine Erfahrung noch mein Studium haben mich von meinem Rationalismus zurückgebracht. In demselben Falle sind viele Geistliche; unsere Auffassung des Christenthums theilen viele Tausende von Ew. Maj. Unterthanen, und unser Leben mag sich darüber ausweisen, ob wir darum schlechtere Unterthanen sind. Wir können irren, und Ew. Maj. können Recht haben, indem Sie wünschen, daß der Rationalismus vor dem Glauben der Reformatoren verschwinde. Der Rationalismus wird auch gewiß unterliegen und verschwinden, wenn er wirklich ein Feind des Christenthums ist. Aber das Evangelium reicht für seine Kämpfe nur eine einzige Waffe dar, das Schwert des Geistes, also Belehrung, Ueberwindung durch Gründe; und

dessen scharfe Spitze kehrt es nur gegen eine Klasse von Menschen, gegen die Heuchler.

Wir rationalistischen Geistlichen befinden uns mitten in der evangelischen Kirche und haben uns nicht hineingeschlichen, sondern sind von den gesetzlichen Behörden hineingerufen worden, können uns auch bis heute nicht davon überzeugen, daß wir mit unserm Rationalismus nicht ihre wohlberechtigten Diener wären. Ist es nun nicht hart, wenn wir von unserer Behörde gedrängt und bedroht und dadurch in die schlimme Wahl hineingetrieben werden, entweder zu heucheln oder unsern Wirkungskreis wider unsere Ueberzeugung aufzugeben? Diejenigen von uns, welche bisher ungeachtet aller drohenden Zeichen blieben, was sie waren, sind sie nicht dem Dienste der Kirche und des Staats immer noch ersprießlicher als Diejenigen, denen es leicht wird, ihre Ueberzeugung nach den Umständen zu verändern? Was hilft das Bekenntniß, wenn der Glaube, also die redliche Gesinnung, die Treue fehlt? Ew Maj. bitte ich flehendlich, gebieten Sie Ihren Behörden auf dem eingeschlagenen Wege Einhalt, und haben Sie Geduld mit uns. Wir sind ja Ihre Unterthanen; lassen Sie uns in unserm uns von Gott gegebenen König unsern väterlichen Beschützer erblicken. Die evangelische Kirche läuft bei dieser Schonung wahrlich nicht Gefahr. Unsere Stimme, wenn wir denn im Irrthume sind, wird vor der Macht der Wahrheit verhallen, wir werden eines andern überzeugt werden oder aussterben, und die Rechtgläubigkeit wird einen zwar langsamern Sieg, aber einen Sieg nach christlicher Kampfesregel feiern. Jene Stimme, welche dort in Jerusalem im hohen Rathe noch eine Seltenheit war, darf wohl auf eine Stelle im Rathe christlicher Mächtigen Anspruch machen, die Stimme Gamaliel's: Ist der Rath oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen. Ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet als die wider Gott streiten wollen." In tiefster Unterthänigkeit Ew. königl. Maj. getreuer Unterthan, der Prediger (gez.) Uhlich.

Hierauf erließ der König an den Minister Eichhorn folgendes Schreiben:

„Ich übersende Ihnen hierbei eine Vorstellung des Pfarrers Uhlich in Magdeburg, auf welche Sie ihn, unter Mittheilung dieses

Befehls zu bescheiden haben. Der Uhlich nennt sich einen Rationalisten. Ich weiß, daß es viele Rationalisten unter den Geistlichen der evangelischen Kirche gibt, und unter ihnen sehr ehrenwerthe Männer; das Kirchenregiment läßt sie unangefochten, weil ihre Glaubensansicht ihnen gestattet, sich in dem Gehorsam gegen die Ordnungen der Kirche zu halten und nicht als offene Bekämpfer derselben und ihrer Lehre aufzutreten; für den individuellen Glauben hat das Kirchenregiment keine Inquisition; es ist aber seines Amtes gegen solche Lehrer der Kirche einzuschreiten, welche wider das Bekenntniß derselben kämpfend auftreten, in Schrift und Predigt, in Liturgie oder Verwaltung der Sakramente, in Volksvorträgen endlich, in welchen sie über die Grenzen ihres Berufes hinausgreifen, und der Pfarrer Uhlich steht seit lange unter solchen in den vordersten Reihen der Agitatoren. Da der ꝛc. Uhlich sich auf sein Gewissen beruft, so wird dasselbe ihm gesagt haben, daß es sich mit gutem Gewissen auch nicht verträgt, Namen und Autorität eines Dieners der evangelischen Kirche zu mißbrauchen, zu dem Versuche, diese Kirche zu verwirren und den Glauben ihrer Glieder zu untergraben. Es steht ihm frei, ein Diener seiner Lehre zu bleiben, wenn er sich mit der der evangelischen Kirche nicht zu vertragen vermag, aber nicht als Lehrer dieser Kirche selbst, welche ein anderes Bekenntniß als das seinige hat, das sie nicht aufzugeben gesonnen, und bei welchem sie zu schützen meine Pflicht ist. Mein Patent vom 30. März d. J. hat Jedem, dem sein Gewissen verwehrt, seine Gemeinde im Bekenntnisse der Kirche zu stärken, den Weg gezeigt, aus diesem Conflict zu kommen, ohne in den andern erwähnten Gewissenswiderspruch zu verfallen. Dem Pfarrer Uhlich muß es daher überlassen bleiben, ob er diesen Weg erwählen, oder ob er, wie die Menge der rationalistischen Geistlichen, sich den Ordnungen der Kirche und den Forderungen des Amtes, nach welchem er sich nennt, friedsam und ohne agitatorisches Streben fügen will. In beiden Fällen wird er vor jeder Anfechtung vollkommen sicher seyn. Berlin, den 30. April 1847. (Gez.) Friedrich Wilhelm.

Auch in diesem Schreiben Uhlichs an den König spricht sich unverkennbar ein mildes, christlichfrommes Gemüth aus, in dem königlichen Bescheid aber herrscht ein herber Geist. Der König er-

kennt zwar an, daß es ehrenwerthe rationalistische Geistliche gebe, aber daß „der Uhlich" zu diesen gehöre, scheint er nicht einräumen zu wollen. Schon die ganz ungewöhnliche Bezeichnung „der Uhlich" drückt eine Verachtung aus, die um so mehr auffallen muß, als Uhlich von Freund und Feind als ein höchst ehrenwerther Mann anerkannt wird. — Indessen schien es nun doch, als ob nach dieser königlichen Erklärung Uhlich in Ruhe gelassen werden würde. Aber schon nach einigen Wochen wurde von dem Consistorium ein abermaliges Rescript (unterm 27. Mai) an ihn erlassen, worin es heißt, Uhlich habe sich fortwährend in Widerspruch gesetzt gegen die heilige Schrift und gegen die Grundlehren der Kirche, wie selbige in den schmalkaldischen Artikeln doch als unbestritten. (!) anerkannt seien. Er habe die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi u. s. w. in Abrede gestellt und bestritten, namentlich in den „Blättern für christliche Erbauung"; es wurde ihm nun drei Wochen Zeit zu seiner Erklärung anberaumt. Uhlich gab diese Erklärung, allein das Consistorium fand diese nicht genügend und kündigte ihm deßwegen (Rescript vom 9. Juli) an, es müsse jetzt eine Disciplinar-Untersuchung gegen ihn begonnen werden, wofern er nicht auf folgende Fragen eine genügende Erklärung geben werde. „Wir fragen Sie also: 1) ob Sie die kirchenordnungsmäßigen Vorschriften der Agende von nun an bei allen Ihren Amtshandlungen treu und pünktlich zu befolgen entschlossen sind? 2) Ob Sie gegen das Bekenntniß der evangelischen Kirche, wie es der lutherischen und reformirten Kirche gemeinsam ist, namentlich auch gegen das apostolische Glaubensbekenntniß, niemals und in keinerlei Weise künftighin angreifend verfahren wollen? Sollten Sie Sich nach Ihrer subjektiven Ueberzeugung nicht dazu verstehen können, was wir aufrichtig bedauern würden, so ist die fernere Frage, ob Sie das Lehramt der evangelischen Kirche freiwillig niederlegen und unter den Schutz des allerhöchsten Patents vom 30. März *) sich stellen wollen? Auf alle diese Fragen, von welchen wir nichts ablassen können, fordern wir nochmals eine kurze und bündige Ant-

*) Das königliche Patent vom 30. März gestattet nämlich die Bildung von freien Gemeinden.

wort mit Ja oder Nein.“ Eine Abschrift von diesem Schreiben wurde von dem Consistorium auch dem Stadtmagistrate zu Magdeburg zugestellt. Auf den ersten Blick scheinen die von der Kirchenbehörde gestellten beiden Forderungen ganz in der Ordnung zu seyn; denn soll sich nicht der Geistliche in seinen kirchlichen Amtsverrichtungen an die eingeführte Agende binden, und ist er nicht verpflichtet, sich aller Angriffe gegen die alte Kirchenlehre zu enthalten? So kann es auf den ersten Blick wohl scheinen, in der That aber ist es anders. Kann nämlich von einem evangelischen Geistlichen gefordert werden, daß er sich strengstens an jedes Wort eines kirchlichen Gebetbuches binde, auf welches er einestheils nicht einmal verpflichtet worden, und das anderntheils auch gar nicht auf einem evangelisch-gesetzmäßigen Wege in die Kirche eingeführt worden ist, denn keine Synode hat die preußische Agende geprüft und angenommen, sondern der König hat sie entwerfen und einführen lassen. Kann nun ein evangelischer Geistlicher nach evangelischem Rechte angehalten werden, sich streng an alle in einem solchen Buche enthaltenen Formeln zu binden, wenn er überzeugt ist, daß sie dem wahren evangelischen Glauben nicht angemessen sind? Kann zweitens ein evangelischer Geistlicher sich verbindlich machen, „niemals und in keinerlei Weise“ irgend einen Punkt der alten Kirchenlehre, also auch nicht in wissenschaftlichen Schriften, anzugreifen? Dies wäre nicht mehr und nicht weniger als ein erzkatholischer Kirchenbann in der evangelischen Kirche; dann wäre das Wort Gottes, die göttliche Wahrheit, in den Bann der Menschensatzung, in die symbolischen Bücher, für immer und ewig festgeschmiedet. Es dürfte dann in der evangelischen Kirche nie mehr gefragt werden: was ist Wahrheit? was ist Wort Gottes? sondern nur: was steht in den symbolischen Büchern geschrieben. — Uhlich gab nun auf die vorgelegten Fragen folgende Antwort:

„Die erste Frage ist schon durch meine früheren Erklärungen, insbesondere vom 2. April, beantwortet. Ich berufe mich darauf und wiederhole sie hier mit kurzen Worten.

Ja, ich füge mich der im Lande bestehenden liturgischen Ordnung im Ganzen. Darum lese ich das apostolische Bekenntniß beim Sonntagsgottesdienste. Darum lasse ich die Kinder bei der Konfir-

mation dasselbe hersagen. Auch bei der Taufe habe ich mich bereit erklärt, es zu gebrauchen, wo es ohne Anstoß für die Zeugen geschehen kann. Ueber dies letztere will ich mich, im Einverständniß mit dem Kirchenkollegium zu St. Katharinen, noch bestimmter aussprechen. Ich will soweit nachgeben, daß ich das apostolische Bekenntniß auch bei der Taufe als Bekenntniß der alten Kirche anführe.

Mit einem Wort: ich will die Vorschriften der Agende in so weit befolgen, als ich damit nicht dem ausdrücklichen Gebot Jesu zuwiderhandle.

Was die zweite Frage betrifft, so ist dieselbe schon durch mein bisheriges Verfahren in meinem amtlichen Auftreten beantwortet. Ich habe darin niemals eines der in der Kirche aufgestellten Bekenntnisse angegriffen, bin auch nicht gesonnen, dergleichen künftig zu thun. Jedoch mich dazu für alle Zukunft durch ein Versprechen zu verpflichten, das scheint mir bedenklich. Durch das Evangelium bin ich gebunden, durch den Geist Christi strebe ich mich immer völliger regieren zu lassen, darum darf ich mich nicht durch etwas Anderes unbedingt binden lassen.

Mit Einem Wort: ich will gegen die alten Bekenntnisse nicht angreifend verfahren, sofern nicht der Fall eintritt, wo Solches nach der klaren Anweisung Jesu zur Pflicht wird.

Bei dem Geiste, aus welchem diese Antworten fließen, mit der Amtsverwaltung, die ich in diesem Geiste zu führen beflissen bin, trage ich das Bewußtsein in mir, ein wohlberechtigter Diener in der Kirche Christi zu sein. Dadurch bin ich der Antwort auf die jenen beiden ersten hinzugefügte dritte Frage überhoben."

In seinem Antwortschreiben sagt er ferner unter Anderem: „Unzählige Geistliche in unserm Lande, nicht wenige, selbst in Magdeburg, gebrauchen das apostolische Bekenntniß gar nicht, oder nicht in der durch die Agende vorgeschriebenen Weise, seit vielen Jahren, in voller Oeffentlichkeit. Wie käme ich dazu, daß ich Einzelner aus so vielen herausgerissen und deßhalb angefochten würde?" — Kaum war es in Magdeburg bekannt geworden, daß die Kirchenbehörde ernstlich drohende Schritte gegen Uhlich thue, so beeiferte man sich, auf mancherlei Weise Uhlich die fortdauernde Ergebenheit von vielen

Seiten zu erkennen zu geben. Der dortige „Bildungsverein" der Handwerker, dessen sich Uhlich stets thätig angenommen hatte, verehrte ihm zwei silberne Leuchter, auf dem Fuße mit den Umschriften: „Du wolltest das Gute und liebtest das Wahre; nimm unsere Liebe dafür. Der Bildungsverein." — „Dir, dem Freunde des Lichts, weihen diese Träger des Lichts deine Freunde aus dem Bildungsverein in Magdeburg." — Das Kirchencollegium zu St. Katharinen veranstaltete eine Versammlung sämmtlicher Familienväter der Gemeinde, um sie von Uhlichs Antwort an das Consistorium in Kenntniß zu setzen. Das Collegium selbst (d. h. der Kirchenvorstand) gab ein ausführliches Schreiben zu Gunsten Uhlichs an das Consistorium ein. Es wird darin Uhlichs treue und gesegnete Amtswirksamkeit geschildert. Es heißt darin unter Anderem: „Einem solchen Manne, mit solchem Wandel, mit solchem treuen Herzen Schuld geben, daß er das Christenthum untergrabe, wird wie ein Hohn in den Ohren der Tausenden klingen, die von ihm aufgerichtet, von ihm zum Christenthume geleitet und in ihm wahrhaft gefördert sind. Keine Macht der Erde, keine Gelehrsamkeit der Theologen, kein Verdammungsurtheil des Kirchenregiments wird der Gemeinde die Ueberzeugung beibringen, daß ein solcher Mann es verdiene, von Amt und Brod gebracht, als ein Feind der evangelischen Kirche aus derselben hinausgestoßen zu werden. Nur ein unsägliches Mißtrauen gegen die dermalige Leitung der Kirche wird sich tief in den Herzen festsetzen, und das erst eben mit der Kirche geknüpfte Band, der erst eben gepflanzte Keim des Besseren wird verderben. Denn wie wird der schlichte Sinn dieser Leute eine Kirche werth achten, die einen solchen Mann nicht ertragen kann!"

„Als Väter unserer Kirche hat uns das Herz und die Noth des Augenblicks getrieben, so zu sprechen, und wir können nicht umhin, nochmals um schonende und behutsame Behandlung der Sache zu bitten und für uns und die Gemeinde dieselbe christliche Geduld in Anspruch zu nehmen, die unser Pfarrer für sich in Anspruch genommen hat."

Ueber den Gebrauch der Agende ist folgende Stelle in jenem Schreiben der Kirchen-Vorsteher bemerkenswerth: „In dem Besitze der Agende sieht die Gemeinde wahrlich mehr eine ihr auferlegte Last, nach deren Abnahme, oder wenigstens nach

deren Modification durch eine wahre Vertretung der Kirche, sie sich recht herzlich sehnt.

Ein Recht, für dessen Erhaltung sie sich einem hochwürdigen Konsistorium zum Danke verpflichtet fühlen könnte, erblickt sie darin nicht. Sie ist wohl zufrieden mit denjenigen Beschränkungen, unter welchen sich Uhlich und mit ihm Tausende Geistlicher der Monarchie der Agende immer bedient haben, und würde nicht zufrieden seyn wenn er sich durch ein unbedingtes Ja an den strengen Gebrauch bände. Am wenigsten würde sie zufrieden seyn,

1) Wenn von ihren Kindern bei der Konfirmation die unbedingte Erklärung verlangt würde, daß das apostolische Glaubensbekenntniß ihr volles und herzliches Bekenntniß sei,
2) wenn von den Taufzeugen die Erklärung verlangt würde, daß diese Formel genau ihren Christenglauben ausdrücke, und daß auf eben diesen Glauben die Taufe erfolgen solle.

Das apostolische Bekenntniß wird als eine ehrwürdige Ueberlieferung der Kirche respektirt; daß es aber genau den Christenglauben der Gemeinde ausdrücke, wird nicht anerkannt.

Soll die Gemeinde es dennoch als ihren Glauben aussprechen, so würde sie aus der Wahrheit und Klarheit ihres Glaubens, also aus ihrem eigentlichen Lebenselemente hinaus und in ein unwahres Wesen voller Reservationen, Kautelen und innerer Widersprüche hineingedrängt werden. Ein trübseliger Zustand!

Möchte doch ein hochwürdiges Consistorium die Einsicht gewinnen, daß es hier in der That nicht als Beschützer und Vertreter heiliger Rechte auftritt, sondern im Gegentheil die als heiligstes Recht vom Geiste innerlich bezeugte christliche Freiheit antastet und den christlichen Wahrheitssinn untergräbt."

Auch der Magistrat der Stadt Magdeburg machte zwei Eingaben an das Consistorium. Die erstere derselben beginnt mit folgenden Worten:

„Der Prediger Uhlich hat uns die Verhandlungen mitgetheilt, welche in neuester Zeit über seine Amtsführung bei Einem Königlichen Hochwürdigen Consistorium gepflogen worden sind. In einem Augenblicke, wo eine verhängnißvolle Maßregel die bürgerliche Ordnung und den äußerlich immer noch bewahrten kirchlichen Frieden

unserer Stadt im tiefsten Grunde zu erschüttern droht, dürfen wir nicht schweigen. Es ist nicht unsers Amtes, die Anklagen zu beurtheilen, welche gegen Uhlich's Lehre erhoben werden. Nur die Erfahrung wollen wir gegenüberstellen, daß die Predigten dieses Mannes bei Tausenden Beifall finden, und daß nicht eine leichtfertige Menge ihnen horcht, sondern ernste, gewissenhafte Männer und Frauen von tiefem Gemüth aus ihnen Erbauung und Belehrung schöpfen. Keine Verfügung irgend welcher weltlichen Macht, kein Urtheil, auf noch so gelehrte Gründe gebaut, wird den schlichten Sinn der Menschen zu der Ueberzeugung hinüberdrängen, daß ein Geistlicher von diesem Wandel und mit dieser Lehre das Christenthum verläugne und den Boden der evangelischen Kirche untergrabe."

Von auswärts empfing Uhlich viele Zuschriften, merkwürdiger Weise sogar auch von den streng orthodoxen Professoren Tholuk und Guerike in Halle. Letzterer tadelt in seinem Schreiben das Verfahren des Consistoriums auf's Höchste und spricht darin aus, „daß er sich in der aus seinem lutherischen Glauben resultirenden Zuversicht zu einem ordentlichen Kirchenregiment in den Jahren **1845—47** gründlich getäuscht" gesehen habe, und die Landeskirche, „die in ihren höchsten Organen nicht wisse, was ihr Bekenntniß sei, habe kein Strafrecht gegen diejenigen, die angeblich diesem Bekenntnisse widersprechen." Im Consistorium zu Magdeburg selbst sollen sich verschiedene Stimmen dem strengen Einschreiten gegen Uhlich auf's Aeußerste widersetzt haben; die Zeitungen haben sogar gemeldet, daß der Consistorialrath Zerenner deßwegen aus dem Consistorium ausgetreten sei. Aber die Orthodoxie ist unerbittlich, so lange sie die Gewalt in der Hand hat. Die Suspension Uhlichs war im Stillen schon längst beschlossen; aber erst als dieser sich auf der Gustav-Adolphs-Versammlung zu Darmstadt befand, ward dieselbe in sein Haus geschickt. Vermuthlich hat man seine Abwesenheit absichtlich abgewartet, weil man dachte, daß dann die Aufregung in der Stadt nicht so groß werden würde. Auch haben die Zeitungen gemeldet, daß man erst die Rückkehr von zwei Regimentern Soldaten, die bei einer Truppenmusterung damals abwesend waren, habe abwarten wollen. — Uhlich empfing die Nachricht seiner Suspension mit der vollkommensten Ruhe und Festigkeit. In Darmstadt fragte

ihn ein Freund, ob er Vermögen besitze, worauf er antwortete: „Ja, ich habe sieben Kinder." In dieser Stadt empfing Uhlich viele Auszeichnung; wo er sich befand, war er die Hauptperson. Auf seiner Rückreise wurden ihm in Frankfurt ebenfalls Ehrenbezeugungen zu Theil; von seinen Verehrern wurde ihm dort ein silbernes Schreibzeug zum Andenken überreicht. Zur Schilderung seines Empfanges in Magdeburg bei seiner Rückkehr, so wie der weitern Vorgänge lassen wir mehrere Zeitungsartikel wörtlich folgen:

(Magdeburg, 26. Sept.) „Uhlichs Ankunft dahier war das Signal zu nie endenden Hochs, unter denen er in Begleitung seines Kirchenkollegiums und eines ungeheuern Zuges von Bürgern und Beamten feierlich den Breitenweg nach seiner am Bahnhofe entfernt liegenden Wohnung zog. Hier hatten sich seine weiblichen Confirmanden in schwarzen Anzügen mit Blumenkörben aufgestellt, aus denen sie vor ihm den Weg bestreuten. Sein Haus war bekränzt und von Jungfrauen getragene Ehrenpforten schmückten die Straße, da die Polizei feststehende untersagt hatte. Es wurde ihm auch hier (wie in Frankfurt) ein silbernes Schreibzeug überreicht. Am Abende waren mehrere Häuser illuminirt. Den Enthusiasmus für Uhlich theilten ohne Zweifel gegen 30,000 Personen, die seinen Gang zu einem Triumphzuge machten. Man weiß sich eines solchen großartigen Empfanges einer Privatperson hier in Magdeburg nicht zu erinnern; vielleicht darf derselbe mit den Triumphzügen O'Connell's in Parallelle gestellt werden. Dieser ganze öffentliche Act der Theilnahme des Publikums verlief ganz in der Ordnung und Gesetzmäßigkeit, trotzdem — oder vielleicht weil — die Polizei auf Befehl des Oberpräsidenten sich ganz und gar nicht einmischte." — Uhlich gab sogleich nach seiner Ankunft folgende schriftliche Erklärung an das Consistorium ab: „Ich protestire gegen die Macht, welche mich durch verhängte Amtssuspension aus meiner Kirche und von meiner Gemeinde reißt. Ich habe solcher Gewalt keine Gewalt entgegenzusetzen, und wenn ich sie hätte, so möchte ich sie nicht anwenden. Aber meinem guten evangelischen und protestantischen Rechte nach bin ich mir bewußt, nach wie vor Prediger der Katharinengemeinde in Magdeburg zu seyn. Ich berufe mich auf diese meine Gemeinde; ich berufe mich auf die evangelische Kirche im Lande; ich

berufe mich auf die evangelische Kirche in Deutschland. Was die angeordnete Disciplinaruntersuchung betrifft, so wird mir von juristischer Seite gesagt, daß die kirchliche Behörde, nach den Landesgesetzen kein Recht zu diesem Verfahren habe. Demgemäß bedrohe das bürgerliche Gesetz das mir schuldgegebene Dienstvergehen mit der Strafe der Amtsentsetzung, und in diesem Falle stehe nur dem Gerichte die Untersuchung zu. Aber ich verzichte darauf das als Rechtseinwand zu gebrauchen, in dem Bewußtseyn, daß die Kraft des Rechts eines evangelischen Geistlichen auf einem ältern und höhern Gesetze ruht, auf dem Evangelium. Durch dieses ist mir die einzige Antwort vorgezeichnet, welche ich dem angeordneten Verfahren gegenüber zu geben habe; sie steht Ev. Joh. 18, 20, 21. Magdeburg, den 28. Sept. 1847. Uhlich." — Die angezogene Bibelstelle lautet: „Jesus antwortete (nämlich dem Hohenpriester, der ihn um seine Lehre fragte): Ich habe frei und öffentlich geredet vor der Welt. Ich habe allezeit gelehret in der Schule und in dem Tempel, da alle Juden zusammenkommen, und habe nichts im Verborgenen geredet. Was fragst du mich darum? Frage Die darum, die gehört haben, was ich zu ihnen geredet habe; siehe, dieselben wissen, was ich gesagt habe." — Ein späterer Zeitungsartikel v. 1. Okt. meldet weiter: „Die Begeisterung, welche hier für Uhlich bei seinem feierlichen Empfang sich zeigte, verbreitet sich nun auch auf die umliegenden Städte und Dörfer und thut sich dort kund durch nicht unbedeutende Zeichnungen für Uhlich und andere protestantische Prediger, welche ihrer Glaubensrichtung wegen eine Absetzung vom Amte erfahren würden. Hier in Magdeburg belaufen sich die jährlichen Zeichnungen zu jenem Zwecke schon zwischen vier und fünftausend Thaler. Auch zum Besten der zu erwartenden freien Gemeinde hat eine Wittwe testamentarisch 10,000 Thaler und ein hiesiger Stadtrath 1000 Thaler vermacht. — Die Bürger beginnen nun auch schon vor Gericht ihren Austritt aus dem Consistorialverbande zu erklären, um alsdann unbehindert die Constituirung von freien Gemeinden berathen zu können. Deßgleichen hört man von mehreren Städten und selbst von Dörfern, in welchen man eine Lossagung vom Consistorium beabsichtigt. Naumburg wird von ihnen die erste seyn, die, mit dem neulich abgesetzten Baltzer an der Spitze, sich als frei constituirt. Nebenher

sind in Magdeburg die Unterzeichnungen zu einer Petition an den König in vollem Gange; 100 angesehene Männer sammeln dieselben in den Häusern. Die Polizei hindert diese wie jene Unterzeichnungen bis jetzt in keiner Weise, sie scheint sammt den Militärbehörden zu der Ueberzeugung gelangt zu seyn, daß jede Einschreitung mit äußerer Gewalt einer solchen Bewegung gegenüber unräthlich und vergebens seyn würde."

(Magdeburg, den 18. Oktober.) „In diesen Tagen wird, nachdem die Sammlung der Unterschriften dazu bereits beendet ist, eine Vorstellung und Bitte an den König abgehen. Eine Deputation aus dem Magistrate, den Stadtverordneten, den Kirchencollegien und den Gemeinden wird dieselbe überreichen. Die Zahl der Unterschriften beläuft sich auf 7—8000. Das ist höchst beträchtlich; denn erwägt man, daß die Unterzeichneten meist Familienväter sind, die für sich und die Ihrigen ihren Namen gegeben haben, so gilt die Unterzeichnung (eine Familie nur zu vier Köpfen angenommen) für etwa 30,000 Bewohner der Stadt. Dabei sind drei reformirte und zwei katholische Gemeinden, so wie sämmtliche Beamte, das Militär, die jüdische Einwohnerschaft und die Klasse der Proletarier gar nicht zur Unterschrift mit hinzugezogen worden. Es ergiebt sich demnach, daß 5/6 der evangelisch protestantischen Bewohner Magdeburgs dabei bethätigt sind. Es steht daher gar sehr zu wünschen, daß dieses Verhältniß bei Sr. Majestät der Wahrheit gemäß hervorgehoben werde. — Welchen Einfluß die Suspension Uhlichs auf das Gemeindeleben der St. Katharinenparochie gehabt hat und noch hat, geht daraus hervor, daß am 7. d. M. zu der angesetzten Abendmahlsfeier sich Niemand angemeldet hatte, und also auch nicht einmal von den Katharinenthürmen geläutet werden konnte. Außerdem ist die Kirche bisher noch zahlreich besucht gewesen, da Freunde Uhlich's, Klusemann, Sintenis, Pasche für denselben aufgetreten sind, und mit ihren bezüglichen Ansprachen Theilnahme erweckt haben." — Die oben erwähnte Petition der Magdeburger an den König enthielt die Bitte einen freieren Gebrauch der Kirchenagende und die Weglassung des apostolischen Symbolums in solchen Fällen zu gestatten, wo die betheiligten Eltern es wünschten. Ueber diese Eingabe berichten die Zeitungen Folgendes:

(Magdeburg, den 20. October.) „Die Bitte an den König um einige liturgische Erleichterungen ist, mit 6000 Unterschriften bedeckt, am 16. abgegangen. Während die Masse der Bevölkerung weitere Schritte verschiebt, bis der König auf die Bitte geantwortet haben wird, so haben hundert entschiedene Bürger ihren Austritt aus der Staatskirche bereits vor Gericht angezeigt; diese werden also der Stamm der selbstständigen Gemeinde seyn. Eine Erklärung über ihre christliche Stellung, ein Verfassungsentwurf sind ausgearbeitet, an einem kirchlichen Gebäude, an Geldmittel fehlt es nicht. Denn daß allein in selbstständiger Gemeindebildung Rettung vor der Gewaltherrschaft in der Kirche zu finden sei, darüber täuscht sich Niemand mehr. Die Zeit der Proteste ist vorüber. Was kann es helfen zu sagen: man müsse den Gegnern nicht den Triumph lassen, daß sie die freien Geister aus ihrer Staatskirchenanstalt hinausdrängen, um freie Hand zu gewinnen und nebenbei das Kirchengut zu behalten? Sie besitzen einmal Ohr und Herz des Königs, mit Faust und Schwert mögen wir uns nicht helfen und schweigend abwarten, bis einmal ich weiß nicht welcher Umschwung der Dinge eintritt, ist weder männlich noch christlich. Das Consistorium hat Ublich zum Zweitenmale vorgeladen, er beharrt natürlich bei seiner Protestation. Aber, wie verlautet, ist dieser zweiten Vorladung ein höchst interessantes Actenstück beigefügt, nämlich ein Verzeichniß der Vergehen, deren sich Uhlich gegen die Lehrordnung der Kirche schuldig gemacht haben soll: Darin sind aus seinen gedruckten Predigten und andern Schriften nicht weniger als 80 Stellen namentlich, mit Angabe der Seite und Zeile angeführt, wegen deren die Disciplinaruntersuchung geführt werden soll. Eine jener Stellen, um ein Beispiel anzuführen, besteht darin, daß Uhlich zu seinen Confirmanden gesagt hat, sie möchten nicht mehr Sankt Mathäus, sondern blos Mathäus sagen. Es ist wahr, unsere eigenen Augen haben es gelesen.“ — Ein folgender Zeitungsartikel meldet:

(Magdeburg, den 31. Oktober.) „Indem wir das Erinnerungsfest der Reformation feiern, bereitet sich Verwandtes innerhalb unserer Mauern vor. Der König hat, wie bekannt, die Bitte der Stadt um einige liturgische Freiheiten abgeschlagen und hat dabei den acht Männern, welche vor ihm standen, den Auftrag gegeben,

seinen Bescheid den Unterzeichnern mitzutheilen. Darum waren gestern die Notabeln der Stadt versammelt, sowohl um den Bescheid zu empfangen, als auch um zu berathen, wie man denselben an die Gemeinden bringe. Die Rede des Königs, so weit sie aus dem Gedächtnisse hat zusammengestellt werden können, wurde vorgelesen. Einig waren hierauf Alle darin, daß man für die protestantische Freiheit handeln müsse. Drei Vorschläge kamen zur Sprache. Erstens, ein passiver Widerstand, der sich an den Inhalt der Petition anknüpfen solle. Dort war um liturgische Freiheit, insbesondere bei Taufe und Confirmation gebeten; die Gemeinden möchten sich also dahin organisiren, daß sich Niemand mehr zu den Tauf- und Confirmationshandlungen der Agende verstehe, wodurch allmählich ganz unerträgliche Zustände herbeigeführt werden würden, die alsdann, eben weil sie unerträglich wären, die ersehnte Freiheit herbeiführen müßten. Zweitens: die Gemeinden sollen sofort zusammenberufen werden, der Magistrat soll sich an ihre Spitze stellen, man soll einmüthig dem Kirchenregiment, als einem unevangelisch gewordenen, den Gehorsam aufkündigen. Drittens: man solle den Weg betreten, den der König durch das Patent vom 30. März angebahnt, also aus der Staatskirche scheiden und freie Gemeinden bilden. Wenn das in Masse geschähe, so werde man nicht blos in sich ein frisches kirchliches Leben und auch die äußern Mittel des Bestehens haben, sondern man werde auch auf dem Boden der Gesetzmäßigkeit dem König gegenübertreten und Billiges von ihm fordern können, z. B. Vorbehalt bürgerlicher Rechte, Mitgebrauch oder Theilung der vorhandenen Kirchen 2c. Der dritte Vorschlag fand in der Versammlung den meisten Anklang und viele Stimmen erklärten sich sofort zum Ausscheiden aus der Staatskirche bereit. Während nun aber die Notabeln der Stadt seit Wochen berathen, suchen, schwanken, murren, hat das Volk bereits zur That gegriffen. Tag für Tag erscheinen Schaaren von Männern vor dem Land- und Stadtgerichte, um ihren Austritt aus der Staatskirche zu Protokoll zu geben. Die Seelenzahl der Ausgetretenen beträgt bereits über ein Tausend. Gestern Abend allein erklärten 107 diesen Entschluß. Das Gericht reicht mit seiner Zeit nicht mehr aus. Wir haben gestern eine Liste mit den Namen Derer, welche einen solchen Termin vor Gericht

hatten, gesehen, da lautete es hinter den Namen N. N. Tischler, Böttcher, Packhofsarbeiter, Fischer, Maurer, Zimmermann. Wer aus der Geschichte und dem Evangelium weiß, bei welchen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft die Wucht religiöser Bewegungen liegt, der begreift die hohe Wichtigkeit dieses Umstandes. — Wir müssen aber noch einmal auf jene Sonnabendsberathung der Notabeln zurückkommen. Sie hat **24** Männer gewählt, welche Vorschläge für die Gemeinden ausarbeiten sollen. Dann sollen die Pfarrgemeinden in ihre Kirchen zusammengerufen, ihnen des Königs Antwort und diese Vorschläge vorgelegt und ein Weiteres dann beschlossen und ausgeführt werden. Dies Weitere wird aber nichts Anderes seyn können, als Austritt aus der Staatskirche in Masse."

Am 1. Oktober erließ Uhlich eine in verschiedenen öffentlichen Blättern abgedruckte **Berufung auf die evangelische Kirche in Deutschland**. Gewiß ist dieser Schritt ächt evangelisch und protestantisch. Wie man in der katholischen Kirche vom Bischof an den Erzbischof, und von diesem an den Pabst appelliren kann, so muß man in der protestantischen Kirche auch von dem Consistorium an den höhern rechtmäßigen Richter in Glaubenssachen appelliren können. Wem steht nun in der protestantischen Kirche die oberste Kirchengewalt zu? **Nur der Kirche selbst**! aber keinem Pabst, heiße er Consistorium oder Oberconsistorium, oder Ministerium, oder König, oder wie sonst. Nur der Kirche selbst, also einer von der Kirche gewählten Synode steht das oberste Entscheidungsrecht in kirchlichen Angelegenheiten zu. Auf die Kirche hat sich Uhlich darum mit Recht berufen. Aber die Kirche kann ihm nicht antworten, denn man hat ihr den Mund verschlossen, man gibt ihr keine Synode. Die protestantische Kirche befindet sich sonach in einem völlig rechtlosen Zustande. Sie ist an Händen und Füßen geknebelt und der Mund ist ihr zugestopft. Nun gehe Einer hin und appellire an sie gegen die Willkür unprotestantischer Kirchenstellen und gegen die unbefugte Einmischung der weltlichen Regierungsbehörden. Die Kirche kann ihm nicht antworten und nicht Recht sprechen, denn sie selbst erleidet im Großen die Unterdrückung, welche der Einzelne erleidet. Doch haben einzelne Stimmen aus der Kirche dem Nothrufe Uhlichs wenigstens geantwortet. Auch von den zur Feier des 10. Novembers

zu Edenkoben versammelten pfälzer Protestanten ist es geschehen. Am kräftigsten ist die Antwort der Geistlichen aus dem Herzogthum Braunschweig. Sie lautet: „Wo Zeugniß gefordert wird in wichtigen Sachen, da soll zeugen, wer es vermag! Alsdann zu schweigen oder sich zu weigern, wäre Feigheit oder Verrath. — In dem Falle befindet sich jetzt, in Folge der Berufung des Pastors Uhlich zu Magdeburg an sie, die evangelische Kirche. So sehen wenigstens die Unterzeichneten die Sache an, und zeugen deßhalb nach Pflicht und Gewissen also: Angesehen seine Glaubensansichten, wie solche in vielfachen Druckschriften vorliegen: ist Pastor Uhlich zu Magdeburg wohl- und vollberechtigtes Glied der evangelischen Kirche; angesehen aber seine amtliche Wirksamkeit, wie diese durch unverdächtige Zeugnisse documentirt worden, erscheint derselbe als ein höchst ehren- und nachahmungswerther Geistlicher. Herzogthum Braunschweig, 10. Nov. 1846. Sämmtliche Geistliche der Inspectionen Velyke und Vorsfelde." — Inzwischen haben sich in Magdeburg die Anmeldungen der Bürger bei dem Gerichte, behufs des Austrittes aus der Landeskirche zur Bildung einer freien Gemeinde täglich vermehrt. Gegen Ende des Monats November betrugen dieselben an der Zahl der Familienväter 1800 mit ungefähr 7000 Seelen. In den letzten Tagen sollen sich auf 69 bis 70 Personen aus den höhern Ständen angemeldet haben.

So steht die Sache Uhlichs bis jetzt. Erfolgt Uhlichs Absetzung, so wird derselbe nun in Magdeburg eine freie Gemeinde bilden; und wie weit sich die Folgen davon erstrecken werden, muß die Zeit lehren. Das Kirchenregiment aber, das nur an dem Buchstaben starr festhält und den Geist in Bann und Fessel halten will, und die eifrigsten und treuesten Geistlichen, welche mit ächt protestantischem Sinn diesem Geistesbann sich nicht fügen wollen, mit kalter rücksichtsloser Härte von sich stößt, dieses päbstisch gesinnte Kirchenregiment wird es zu verantworten haben, wenn die protestantische Kirche, anstatt sich friedlich zu entwickeln, in krampfhafte Zuckungen geräth, und Risse in ihr entstehen, die ihr nicht allein Verlust bringen, sondern bei fortgesetzter Starrheit sogar ihren gänzlichen Untergang herbeiführen müssen. F.

Nachschrift. Inzwischen haben die Zeitungen gemeldet, daß

die Zahl Derer, welche ihren Austritt aus der Landeskirche vor Gericht erklärt haben, auf 2000 gestiegen sei, und die Seelenzahl der zu Diesen gehörigen Familien im Ganzen über 8000 betrage. Diese haben nun eine freie Gemeinde zu Magdeburg gebildet und Uhlich zu ihrem Geistlichen erwählt, welcher die Wahl angenommen und sein bisheriges Amt niedergelegt hat. Der Kirchenvorstand und die Geistlichen an der Heiligengeistkirche zu Magdeburg haben der Gemeinde Uhlichs den Mitgebrauch der Kirche bereitwillig gestattet.

66.

Eine Probe aus Uhlich's Predigten.

Nachdem wir in dem vorstehenden Artikel den Kampf Uhlich's geschildert haben, wird es die Leser wohl interessiren, wie denn wohl dieser Mann, den man für einen Unchristen verschreit und für unwürdig erklärt, das christliche Predigtamt ferner zu führen, — es wird die Leser wohl interessiren zu erfahren, wie denn dieser Mann bisher gepredigt hat. Wir wählen daher aus einer Sammlung seiner Predigten gerade diejenige aus, in welcher er sich über den Glauben insbesondere ausspricht. Die Predigt ist auf einen Neujahrstag gehalten worden, und wir geben ihren ganzen Inhalt wörtlich, blos mit Weglassung des etwas großen Einganges. Sie ist überschrieben: „Der Glaube."

„Siehst du die Weinrebe an deinem Hause? Soll sie süße Trauben tragen, so muß sie sich hinaufranken können, daß die freie Luft sie umweht und der warme Sonnenstrahl sie trifft; für sich allein aber kann sie das nicht, sie muß Stützen haben, an denen sie sich emporwinden kann. Mit uns Menschen ist es eben so. Die Anlage ist in uns, die Kraft, daß wir Früchte bringen, wie die Rebe, nur viel edler als ihre Trauben sind: gute Thaten, Weisheit, Tugend, Frieden, das sind diese Früchte; aber wer kann sie aus sich allein hervorbringen? Wer fühlte sich nicht schwach, wie die Rebe schwach ist, wenn sie Niemand aufbindet? Dann kriecht sie am Boden hin, wird vom Unkraut überwachsen, und ihre Früchte müssen

verkümmern. Wer fühlte sich nicht schwach in seinen guten Vorsätzen, wankelmüthig in seinen Gedanken, übel verwahrt gegen Versuchungen, träge zu dem, was ihm obliegt, oft sehr geneigt, Böses zu thun? Wer kann auftreten und sagen: sein Gemüth sei wie ein starker, stattlicher Baum, der in eigener Kraft steht, hoch in die Lüfte ragt, den Stürmen trotzt und seine Früchte bringt? Achte genau auf dich selbst, überdenke dein bisheriges Leben, und du wirst volle Ursach finden, dich nicht mit dem starken Baume, sondern mit der schwachen Rebe zu vergleichen. Sind wir aber wie diese, so bedürfen wir auch der Stütze wie sie. Darum sieht der Herr, der uns in den Garten seiner Welt gepflanzt hat, mit treuer Fürsorge auf uns nieder, und reicht uns der Stützen viele, besonders wenn wir ihn darum bitten. Die kräftigste aber, die beste, die ganz für uns gemacht ist, das ist Jesus, und sie annehmen, sich an ihr emporwinden, das heißt Glauben.

Als er auf Erden wandelte, da kamen zu ihm, die da fühlten, daß sie schwach waren wie die Rebe, und daß ihnen von irgend woher müsse geholfen werden; sie fragten, was müssen wir thun? und seine Antwort war: glaubet an mich! Er gab ihnen viele andere ausführlichere Antworten, aber allen diesen liegt der einfache Bescheid zum Grunde: glaubet an mich! So sprach er zu dem Pharisäer Nikodemus: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." So sagte er zu den Juden, die ihn am See Genezareth umringten: „Wer den Sohn Gottes sieht und glaubet an ihn, der soll das ewige Leben haben." So sprach er zu den Jüngern, als er das letzte Mal bei ihnen war: „Wer da glaubet und getauft wird, der soll selig werden." Anders hatten es auch die Jünger für ihr Apostelamt nicht gelernt. Wer von ihnen zu wissen begehrte, was er denn thun solle, dem antworteten sie: „Glaube an den Herrn Jesus." Darum ist es stets in der Christenheit eine bekannte Rede gewesen: Der Glaube macht selig.

Also der Glaube ist die Pforte, durch welche man in das Reich Jesu eintritt? Der Glaube also führt zur Gnade Gottes, zu der Vergebung der Sünden, hilft zu einem neuen Herzen, zu Frieden

auf Erden, Seligkeit im Himmel? Also haben wir wohl damals diesen wichtigen Schritt gethan, als wir zuerst sagen lernten: „ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingebornen Sohn, unsern Herrn?“ Und wenn wir jetzt bekennen: ich glaube an Jesum Christum, meinen Herrn und Heiland; so sind wir wohl auf dem sichern Wege zur Seligkeit? Lasset uns wohl bedenken, was wir thun, ehe wir diese Frage mit Ja beantworten!

Wir wollen an die Apostel denken; deren Glaube war doch gewiß von rechter Art. Da war Paulus; seine ganze Seele war voll von Jesu, all sein Denken und Streben und Thun hatte er an Jesum hingegeben, er konnte sagen: „ich lebe, doch nur nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ Das heißt an Jesum glauben. Da war Johannes; mit der innigsten Liebe hing er an Jesu, so lange er ihn noch bei sich hatte, und nachher bis in sein hohes Alter konnte er Jesum keine Stunde seines langen Lebens vergessen, sondern vergaß alles Andere über ihn; das war ächter Glaube an Jesum. O der ist etwas ganz Anderes, als daß ich mit den Lippen bekenne: ich glaube an den Herrn Jesus. Was ist leichter, als so eine Rede in der Jugend zu lernen und sie dann lebenslang nachzusagen? Das sind ja Worte und weiter nichts; die Jünger aber sagten ausdrücklich: „Das Reich Gottes besteht nicht in Worten, sondern in Kraft.“ Daß Einer sich in Ehrfurcht vor Jesu beugt, daß er gerührt und bewegt ist, wenn er beim heiligen Abendmahl lebendig an Jesum denkt, daß ihm die Thränen in die Augen kommen, wenn er sich den unschuldigen Gekreuzigten vorstellt, dazu gehört weiter nichts, als ein weiches Herz; Jesus aber sagt ganz ausdrücklich: „es werden nicht Alle, die zu mir Herr, Herr, sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“ Der Glaube, wenn er uns wirklich zu Mitgliedern am Reiche Jesu machen soll, muß viel mehr sein, als ein Bekennen des Mundes, ein Neigen des Hauptes, ein Wallen des Herzens. Jesus hat sich ganz zu unserm Heiland dahin gegeben, mit allen seinen Gedanken, allen seinen Kräften, allen seinen Tagen, mit seinem Blute selbst; in seinem ganzen Erdenwallen finden wir nicht eine Stunde, die er nicht für das Heil des Menschengeschlechts darangegeben und aufgeopfert hätte: so muß auch wohl auf unserer

Seite, wenn wir Theil an seinem Reiche haben wollen, etwas sein, was unsere ganze Seele erfüllt, was unser ganzes Leben in Beschlag nimmt. Ja, das ist der Glaube, den Jesus meinte: er ist ein völliges und ungetheiltes Hingeben an Jesum.

Jesu eigene Reden können uns das am besten sagen. Als einst viele Menschen um ihn versammelt waren, in dem Gedanken er solle sie wieder mit Brod und Fisch sättigen, wie an dem Tage vorher, da sprach er: „ich bin das Brod des Lebens, wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, wer an mich glaubt, den wird nimmer mehr dürsten.“ Also wie das Brod unsere tägliche Nahrung ist, mit seiner Nahrungskraft unser Inneres durchdringt und unsre Kräfte erhält und belebt, so daß wir unsere Werke verrichten können, so will Christus, das heißt Alles, was wir von ihm wissen, sein Leben und sein Sterben, seine Lehre und sein Beispiel, Christus will in unser Gemüth eingehen, unsere Gedanken durchdringen, unsere Seelenkräfte beleben und uns stärken, auf daß wir verrichten können, was eine Menschenseele in der Hütte dieses Leibes auf der Uebungsstätte dieser Erde zu verrichten hat. Klingt das dunkel, geheimnißvoll? Wir wollen es uns durch ein Beispiel aus dem alltäglichen Leben verdeutlichen. Wir stellen uns einen Menschen vor, der einen edlen Vater gehabt hat, einen Vater, der sich stets als einen weisen, rechtschaffenen, frommen Mann ausgewiesen hat, einen Vater, von dem er von Kindheit auf nie etwas Anders sah und hörte, als das Rechte und Gute. Wird nicht der Sohn dieses Vaters, wenn derselbe rechter Art ist, sich in allen Stücken nach dem Vater richten? Wenn der Vater gestorben ist, wird der Sohn nicht sein Bild unvergänglich im Herzen tragen? Tausendmal wird ihm der selige Vater wieder vor Augen schweben; und wenn ihm in der Welt allerlei Verkehrtes und Böses vorkommt, wenn er in Versuchung geräth, wenn sein Muth wanken will, so wird er an den Vater denken, und an diesem Andenken wird sich seine Seele aufrichten, wird Trost und Kraft und frisches Leben daraus schöpfen. Könnte man das nicht auch eine Art Glauben nennen? Solch ein Sohn glaubt an seinen Vater, das heißt, er ist überzeugt, daß er in allen Stücken nichts Besseres thun kann, als sich nach seinem seligen Vater richten. Kann aber ein Sohn auf solche Weise seinen Vater im

Herzen tragen, der doch bei aller seiner Trefflichkeit auch nur ein sündiger Mensch war, und an dem doch wohl etwas seyn wird, wonach der Sohn nicht wohl thun würde, sich zu richten; wie viel mehr können wir uns mit voller Hingebung zu Jesu halten, der auch ein Mensch war, wie wir, aber ohne Sünde, der echte, eingeborne Sohn des Vaters im Himmel! Siehe, das ist der Glaube, den Jesus begehrt. Darum sagt er: „Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohnes und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch." Was kann das anders heißen, als: Wir sollen ihn, wie er leibte und lebte, im Herzen tragen, damit wir zu einem gleichen Leben angetrieben und gestärkt werden? An einem Feste im Tempel rief er aus: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke! wer an mich glaubt, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen." Was kann er damit anders meinen, als: Nehmt an, was ich euch darreiche, und ein neues Leben wird dadurch in euch gewirkt werden, ein Leben, das auch wieder auf Andere zu ihrem Heile wirken wird? An einem seiner letzten Abende aber sprach er: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Bleibt an mir; ich bleibe an euch. Gleich wie die Rebe kann keine Frucht bringen von ihr selber, sie bleibe denn am Weinstock, also auch ihr nicht, ihr bleibet denn an mir." Wie die Rebe ihre süßen Trauben bringt, weil sie unten am Weinstock festsitzt und aus ihm alle ihre edlen Säfte zieht, so der Christ, der von ganzer Seele an seinen Heiland glaubt. Der spricht: „Jesus schwebt mir in Gedanken, Jesus liegt mir stets im Sinn, nimmer will ich von ihm wanken, sänk' auch Alles um mich hin;" und aus diesem seinen Anschließen, Hingeben, Hängen an Jesu, fließen ihm die rechten Gedanken, die rechten Worte, die rechten Thaten zu; so bringt er seine edlen Trauben, Früchte zum ewigen Leben.

Zum Glauben an Jesum gehören also drei Stücke. Erstens: daß wir nicht zufrieden sind mit uns selbst. Wer da meint: er sei gut genug, wer da bleiben will, wie er ist, der wird nie im Ernste nach einem Heiland fragen. Wer aber fühlt, daß er nicht ist, wie er seyn sollte, und sich mit aller Kraft seiner Seele aus seiner Schwachheit und Sündhaftigkeit hinaus sehnt, der wird mit Freuden die Hand ergreifen, die ihm dazu dargeboten wird. Darum

hebt die erste Predigt, die uns die Evangelisten von Jesu aufbewahrt haben, damit an, daß er spricht: „selig sind, die geistlich arm sind," also die da fühlen, daß ihrer Seele noch recht Vieles fehlt, „das Himmelreich ist ihr." Und wahrlich, wir brauchen nur einen ernsten Blick auf unser Leben zu werfen, um inne zu werden, daß wir arme, schwache, sündhafte Menschen sind! Der Beste unter uns, der das vergangene Jahr recht gut angewendet hat, wird in das neue mit dem herzlichen Verlangen eingetreten seyn, daß er es noch viel besser anwenden, noch viel unschuldiger durchleben möchte; und wie Viele haben im alten Jahre arg ihre Pflicht versäumt, schwere Sünde auf sich geladen! Das zweite ist; daß wir Jesum Christum als den erkennen, den uns Gott als den Erlöser aus unserer Schwachheit und Sündhaftigkeit gegeben hat. Keiner zeigt uns besser den Weg zum Vater, Keiner kann uns besser die Lust einhauchen, auf diesem Weg zu gehen, Keiner weckt so die edlen Kräfte auf, die Gott in unsere Seele gesenkt hat, wie er, und ist es uns nicht durch sein ganzes heiliges Leben und treues Sterben bewiesen, was die Stimme von oben rief: „das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören?" Endlich das dritte Stück des Glaubens ist, daß man Jesum als den von Gott gegebenen Herrn und Meister annimmt, daß man mit aller Kraft des Gemüths den Entschluß faßt: Jesus soll mein Heiland seyn. Also was er sagt, das will ich thun; wo er vorangeht, da will ich nachfolgen; was er verheißt, darauf will ich bauen; er soll der Herr und Meister seyn, nachdem ich mich in allen Stücken richte. Wie sein Petrus einst, so will auch ich sagen: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens."

Da liegt das neue Jahr vor uns, und wozu es uns Gott gegeben hat, das wissen wir Alle. Indem wir um ein Jahr unsers Lebens älter werden — sofern Gott es uns will durchleben lassen. — so sollen wir auch um ein Jahr weiser und besser werden. Wir sollen uns untereinander von Herzen lieben und diese Liebe mit der That beweisen; wir sollen die Pflichten redlich erfüllen, die unser Stand und Beruf mit sich bringt; wir sollen die wechselnden Schicksale, die dies Jahr bringen wird, Freude und Leid, zur Uebung unserer Seele benutzen, auf daß sie im Guten fest werde; wir sollen heut' über's Jahr mehr Kraft, mehr Standhaftigkeit, mehr Geduld

mehr Frieden haben, als heute; das ist die heilige Absicht Gottes, indem er uns dies Jahr schenkt; alles andere ist Nebensache. Wie oft wird uns aber die Welt wieder in Versuchung führen! Wie oft wird unser Herz wieder Neigung haben zu allerlei Thorheit und Sünde! Wohlan, so sei das neue Jahr angetreten mit Jesu! Wer schon an ihn glaubte, der glaube inniger! Wer ihm nur erst ein halbes Herz zugewandt hatte, der ergebe es ihm ganz! Wer noch gar nicht nach ihm fragte, der thue es von heute an! O wer diesem Führer folgt im neuen Jahre, der hat am Ende desselben gewiß nichts zu bereuen!

Vater, um deinen Segen bitten wir; ohne deinen Beistand kann weder unsern Händen noch unserer Seele etwas gelingen. Du hast Jesum einst der Welt geschenkt; schenke ihn jetzt unsern Herzen noch einmal und hilf uns den widerstrebenden Sinn überwinden, der nicht Lust hat, sich unter sein sanftes Joch zu beugen. Schenke unserm häuslichen Leben die Liebe Jesu, auf daß wir Alle, die du mit einander verbunden hast, einander zur Freude und zum Segen leben. Senke seine Gerechtigkeit in unsere Gemeine, daß Keiner mehr über den Andern zu klagen habe, daß wir untereinander leben, wie es Brüdern und Schwestern geziemt. Hilf unsern Herzen den Frieden Jesu finden, auf daß aufhöre dies unruhige Wünschen und Begehren, Streben und Jagen nach Dingen, die uns doch nicht satt und selig machen können! Für unser Land, für unsern Regenten, für alle unsere Brüder, was können wir Besseres bitten, als daß das Reich Jesu komme? Ja, Herr dein Reich komme! Amen.

67.

Fortsetzung des Synodal-Elendes.

Herr Redacteur!

Sie haben in dem Octoberheft Ihrer Morgenröthe das Klaglied, welches in der ganzen vereinigten Kirche ertönt, öffentlich laut

werden lassen: über das „Synodalelend." Dieses Elend muß wirklich sehr groß seyn, nach Allem, was von der Wirksamkeit der Synoden, oder vielmehr von deren Wirkungslosigkeit zum Vorschein kommt, so wie nach den einzelnen Vorgängen, die aus dem Dunkel der geheimen Berathungen in die Oeffentlichkeit übergehen. Viele Proben davon werden durch das Gerücht verbreitet; manche beglaubigte könnten mitgetheilt werden. Für jetzt will ich Ihnen nur ein zuverlässiges Stückchen zur beliebigen Kundmachung in Ihrem geschätzten Blatt übergeben. — In Neustadt war für die diesjährige Diözesansynode eine von 132 angesehenen Bürgern unterzeichnete Eingabe bei dem Decan eingereicht worden. Die Ueberreichung geschah durch zwei Kirchenvorsteher, welche die Schrift persönlich dem Decan einhändigten. Zum Referat in der Sitzung hatte sich dieselbe ein weltliches Synodalmitglied angeeignet. Die Vorlage bei der Sitzung unterblieb jedoch. Auf die Frage jenes Mitgliedes, warum diese Eingabe nicht vorgebracht werde, wurde von dem Vorstand die Antwort gegeben: sie könne der Synode nicht vorgelegt werden, weil sie von den Kirchenvorstehern und nicht durch ein Synodalmitglied mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß es sich dieselbe angeeignet habe, eingereicht worden sei. Und unerachtet aller Protestationen gegen eine derartige Verweigerung, wurde der Gegenstand wirklich der Synode vorenthalten. Da die Eingabe (welche ich Ihnen in Abschrift mit den namentlichen Unterschriften zum gefälligen Abdruck in Ihrem Blatt beilege) die unangemessene Stellung des königlichen Oberconsistoriums zu der vereinigten Kirche betraf, so ist leicht begreiflich, daß der Decan dieselbe abzuweisen suchen mochte; aber daß der angegebene Grund zur Abweisung berechtigt haben sollte, scheint nicht annehmbar. Die Decane, die in sehr entwürdigender Weise als bloße Werkzeuge von den höhern kirchlichen Behörden angesehen, und nach einer in constitutionellen Staaten unerhörten Abnormität seit einer Reihe von Jahren in widerruflicher Eigenschaft angestellt werden, mögen wohl, um sich als dienstbare Werkzeuge zu beweisen und ihre 600 fl. Besoldung zu bewahren, jeden nach oben hin mißliebigen Gegenstand fern zu halten sich bemühen; aber eine andere Frage ist: ob sie dazu berechtigt sind? Und wenn sie Instructionen haben sollten, die ihnen solche Berechtigung ertheilen, so fragt

sich wieder, ob diese rechtmäßig bestehen? Kaum ist das glaublich. Die Synoden sollen doch die Kirche repräsentiren und vertreten, in ihnen soll sich demnach doch auch die Stimme der Kirche aussprechen können. Wie ist das aber möglich, wenn bei den Diözesansynoden jeder Decan mit Berufung auf seine geheime Instruction unter dem oder jenem Vorwand, um eines unwesentlichen, kleinlichen Formfehlers willen, eine Eingabe, einen Antrag zurückweisen darf, und wenn bei der Generalsynode ein Oberconsistorialrath und ein königlicher Commissär zu bestimmen haben sollen, welche Eingaben und Anträ ge zur Berathung kommen dürfen, und welche nicht? Wie kann unter dieser herabwürdigenden Bevormundung z. B. eine gegen das Oberconsistorium oder das von demselben begünstigte System gerichtete Stimme hörbar werden? Wie kann da die Kirchengemeinde ihre Bedürfnisse, Wünsche und Klagen an eine berathende Instanz bringen? Oder soll die Kirchengemeinde durchaus unmündig seyn und bleiben? Solche Fragen bringen sich nothwendig auf, und daran reihen sich unwillkürlich noch viele andere, die alle das Synodalelend nur immer greller hervortreten lassen und fühlbarer machen. Man kann dabei den Wunsch nicht unterdrücken, wenigstens gründlich zu erfahren, was bei den Synoden rechtens ist, und welche Mißbräuche obwalten. Ich kann deßhalb nicht unterlassen hinzuzufügen, Herr Redacteur, daß Sie sich die vielen Leser Ihres Blattes aus den Gemeindsgliedern der vereinigten Kirche zu Danke verpflichten würden, wenn Sie die gesetzlichen Bestimmungen über unsere Synodalverfassung zur allgemeinen Kenntniß bringen wollten. *)

Dr. H.

Antrag protestantischer Bürger aus Neustadt a. H., die unangemessene Stellung des königlichen Oberconsistoriums zu der vereinigten Kirche betreffend.

Hochwürdige Diözesansynode:

Obgleich wir, wie alle Protestanten in der Pfalz, einer vernunftgemäßen Religionsansicht von jeher zugethan waren, so haben wir

*) Diesem Wunsche werden wir sobald als möglich zu entsprechen suchen.
F.

doch erst in neuerer Zeit recht lebhaft empfinden gelernt, welch ein hohes Gut wir in unserer vereinigten Kirche und in der bei ihrer Gründung errichteten Vereinigungsurkunde besitzen, indem ein vernünftiges Christenthum und evangelische Freiheit die beiden Eckſteine des Fundamentes sind, auf welches diese Kirche laut ihrer soeben genannten Urkunde gegründet ist.

Leider ist es aber in neuerer Zeit, je länger je mehr, klar geworden, daß diese unsere vereinigte Kirche einen Gegner hat, dessen ganzes Streben und Trachten von Anfang an darauf gerichtet war, den in unserer vereinigten Kirche herrschenden Geist der Vernunft und der ächt protestantischen Freiheit theils mit offener Gewalt zu unterdrücken, theils auch auf minder offenbarem, aber um so gefährlicherem Wege zu untergraben.

Als diesen Gegner der vereinigten Kirche müssen wir aber geradezu diejenige Behörde bezeichnen, welcher die oberste Leitung des protestantischen Kirchenwesens in unserm Vaterlande anvertraut ist. Das königliche Oberconsistorium hat sich seit der Gründung unserer vereinigten Kirche stets als den entschiedensten Gegner derselben bewiesen.

Besondere Thatsachen als Belege hiefür anzuführen, ist nicht von Nöthen; da der schon seit dem Jahre 1818 von dem Consistorium zu Speyer, seit dem Jahre 1833 von der Gesammtgeistlichkeit der Pfalz, und seit neuester Zeit von der ganzen protestantischen Bevölkerung, kurz von **der ganzen Kirche selbst,** gegen das Oberconsistorium geführte Kampf das lauteste Zeugniß dafür ablegt.

Da es nun einestheils schon an und für sich ein unnatürliches Verhältniß ist, daß eine vereinigte Kirche unter einer geistlichen Oberbehörde stehe, welche nicht vereinigt ist, und da eben so wenig zu erwarten ist, daß das königliche Oberconsistorium von seinem bisher betretenen Wege je ablassen werde, als auch nicht zu bezweifeln ist, daß die vereinigte Kirche an ihren Grundsätzen unerschütterlich festhalten, und dieselben als ihr theuerstes Kleinod bis auf's Aeußerste vertheidigen wird, so ist auch mit Sicherheit vorauszusetzen, daß der zwischen der vereinigten Kirche und dem königlichen Oberconsistorium bereits schon lange, aber von Jahr zu Jahr schärfer

geführte Kampf ein endloser werden und die verderblichsten Folgen, sowohl für die Religion als für den Frieden und die Ruhe im Lande nach sich ziehen werde, so lange jenes unnatürliche Verhältniß, nämlich die Unterordnung der vereinigten Kirche unter ein nicht vereinigtes Oberconsistorium, fortbestehen wird.

Wir bitten daher eine hochwürdige Diözesansynode, sich mit uns in dem an Seine Majestät, unsern Allergnädisten König zu stellenden Antrage zu vereinigen: „Daß die vereinigte Kirche fortan unmittelbar unter den neu gebildeten Oberkirchenrath gestellt werde;“ oder subsidiarisch, soferne der sofortigen Ausführung dieses Antrages verfassungsmäßige Hindernisse im Wege stehen sollten: „daß in diesem Falle dem nächsten Landtage ein deßfallsiges Gesetz vorgelegt werden möge.“

Es verharren hochachtungsvoll einer hochwürdigen Diözesansynode ganz ergebenste: (Folgen **132** Unterschriften.)

Neustadt a. d. H., 8. Juli 1847.

68.

Literatur.

a) Das Ketzergericht in Magdeburg. Nebst vollständiger Mittheilung aller der Stellen aus Uhlich's Schriften, welche nach dem Urtheile des Consistoriums zu Magdeburg Ketzereien enthalten. Beleuchtet von einem evangelischen Geistlichen. Leipzig, Verlag von R. Blum, **1847**. (80 S.)

Ein höchst interessantes Schriftchen! Inhalt: **I.** Uhlich als evangelischer Geistlicher. **II.** Vergehen Uhlich's gegen die Lehrordnung. **III.** Moralische Vergehen. **IV.** Liturgische Vergehen. — Es sind hier alle diejenigen Stellen aus den verschiedenen Schriften Uhlich's wörtlich abgedruckt, auf welche das Magdeburger Consistorium sich stützt, um sein Einschreiten gegen Uhlich zu begründen. Man wundert sich nicht, daß eine Menge von Lehrsätzen Uhlich's, als nicht mit der „Kirchenlehre“ übereinstimmend, der Magdeburger Kirchenbehörde anstößig erschienen sind; desto mehr aber befremdet es, hier auf einmal zu erfahren, daß die Kirchenbehörde auch der

„Moralität“ wegen gegen Uhlich einzuschreiten sich gemüßigt gesehen hat. Was sind denn nun die sittlichen Vergehen, welche Uhlich sich hat zu Schulden kommen lassen? Lies, protestantische Welt, und erstaune! Uhlich, ein Pfarrer, ein königlich preußischer Unterthan, und ein dem hochwürdigen königlich preußischen Consistorium zu Magdeburg Untergebener, hat es gewagt zu schreiben: ein Staat dürfe sich zu keinem theologischen Lehrsystem bekennen; er hat sich erlaubt zu äußern, es sei möglich, daß auch in Deutschland, ja auch in Preußen, ja sogar vielleicht in der evangelischen Kirche Jesuiten im Geheimen ihr Wesen treiben; er hat sich nicht gescheut, dem Herrn Generalsuperintendenten Möller, der ihm sagte, wenn er, der Prediger Uhlich, irre, so irre er nicht auf seine Gefahr, sondern auf die Gefahr von vielen Seelen in seiner Gemeinde, zu antworten: wenn aber der Herr Generalsuperintendent irre, so irre er in seiner Stellung auf die Gefahr noch Mehrerer; er hat sogar sich erfrecht, in einer Predigt zu sagen: „Wir erleben es ja in unseren Tagen, daß um des Glaubens willen Verfolgungen, und zwar durch Fürsten, verfügt werden. Mehr als ein Fürst fühlt sich berufen, durch solche Mittel das, was er den rechten Glauben nennt, zu beschützen; mehr als ein vernünftiger, treuer Mensch kann in den Fall kommen, daß er sich entscheiden muß, ob er Heimath und Freunde, Amt, Ehre, geordnete, behagliche Verhältnisse verlassen, oder ob er der Macht nachgeben und seine Ueberzeugung verschweigen und einen Glauben heucheln will, den er nicht hat“ u. s. w.

Wer das Schriftchen liest, der wird daraus die Ueberzeugung gewinnen, wenn er je vielleicht dem königlich preußischen protestantischen Consistorium zu Magdeburg einen protestantischen Sinn und evangelischen Geist zugetraut haben sollte, daß er sich dann — mit Guerike zu reden — „gründlich getäuscht“ hätte. — O protestantisches verknöchertes Kirchenregiment!

Wir empfehlen das Schriftchen, das nicht viel kosten kann, unsern Lesern bestens, und bemerken noch, daß wir aus guter Quelle wissen, daß dasselbe nicht, wie man etwa glauben könnte, von Uhlich selbst, sondern von einem anderen bekannten Literaten verfaßt ist. F.

---

b) Allgemeine Zeitung für Christenthum und Kirche, herausgegeben von M. A. Zille. Verlag von Renger in Leipzig. Preis vierteljährlich 1⅓ Thlr.

Diese Zeitschrift verdient ganz besonders empfohlen zu werden, da sie dermalen unseres Wissens die einzige allgemeine Kirchenzeitung ist, welche eine entschieden rationalistische Richtung hat. Die äußere Einrichtung derselben ist ohngefähr wie die der Darmstadter A. K.-Z., welcher letzteren, wie sie in früheren Jahren war, nicht aber, wie sie in neuerer Zeit geworden ist, die Zille'sche auch darin verglichen werden kann, daß sie, bei einer zwar entschieden rationalen Richtung, sich doch stets in den Gränzen der Mäßigung hält und ebensosehr Uebertreibung des Rationalismus, als auch Gehässigkeit und Feindseligkeit gegen andere Richtungen vermeidet. Seit dem Erscheinen dieser Zeitschrift (1845) ist der Inhalt derselben stets gediegen, und der Ton würdig gewesen. Es erscheinen wöchentlich zwei Nummern mit öfteren Beilagen. Wer daher die Darmstadter Allg. K.-Z., seitdem sie farb- und charakterlos geworden ist, nicht mehr mag, und wieder eine allgemeine Kirchenzeitung zu lesen wünscht, wie die Darmstadter in früheren Zeiten war, der wird in der Zille'schen das, was er sucht, finden.

F.

---

c) Empfehlenswerthe Jugendschriften mit Bildern.

1. Illustrirte Zeitung für die Jugend. Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von Julius Kell. Leipzig, bei Brockhaus und Avenarius.

Von dieser Jugendzeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von einem Bogen groß Quart mit vielen Abbildungen; der Abonnements-Preis eines Jahrgangs ist 2 Thlr., eines Quartals 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft kostet 6 Ngr. — Vor uns liegt das Juliheft des zweiten Jahrgangs (1847), und nach dieser Probe können wir diese Jugendzeitung nur empfehlen. Ihr Inhalt ist sehr mannichfaltig, er besteht in Erzählungen, Anekdoten, Mährchen, Gedichten, Räthseln ꝛc., theils zur Belehrung, theils zur Unterhaltung, Alles in einer, dem kindlichen Alter ganz angemessenen Sprache und

Darstellung, einfach, lebendig, gemüthlich, oft auch scherzhaft. Die beigegebenen Bilder sind ausgezeichnet schön. Es sind Holzschnitte; wer aber die neueren Fortschritte in der Holzschneidekunst nicht kennt, wird sie für Kupfer- oder Stahlstiche halten. Der Inhalt des vorliegenden Juliheftes ist folgender: Erste Nummer (vier Blätter): Des Wohlthuns Freude, Gedicht mit Bild; der Julius (Monat); die Entstehung der Vogelschießen; die kluge Wespe; Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein (scherzhaftes Mährchen in Reimen mit vielen Bildern); der Waldschuster (Erzählung); der Arme und der Reiche (Gedicht von K. Steiger.) Mannichfaches (Anekdoten und dergleichen). Zweite Nummer: Der indische Jongleur (mit Bild); der Thee (Beschreibung der Erziehung und Zubereitung desselben); das zweitausendjährige Rom (Erbauung Roms); Maria Magdalena (Gedicht von Wessenberg); Windvater und Regenmutter (ein gar liebliches Mährchen, mit mehreren Bildern); König und Lazzarone; der Abendstern (Gedicht von Kletke); Buchstabenräthsel; das Kindermädchen an der Wiege (Gedicht mit Bild); Mannichfaches. Dritte Nummer: Das Kochsalz; Anekdoten aus Pestalozzi's Leben; Fisch im Trockenen (Gedicht von F. Bach); wenn das Kind die Arznei nicht einnehmen will (Kinderlied von T. Löschke); das Gewitter (eine Parabel); der Frosch und die Maus; Mannichfaches. Vierte Nummer: Wie man's treibt, so geht's (mit Bild); sonderbarer Appetit; der Mond; die Ammenuhr (aus des Knaben Wunderhorn, mit 11 sehr schönen Bildchen); Tod und Schlaf (ein Mährchen); Mannichfaches. Fünfte Nummer: Wildbad Gastein (mit Bild); der Brückenzoll (Anekdote); beim Ritt auf des Vaters Knie zu singen (Kinderlied von T. Löschke); Georg Washington; drei Unglücksfälle; altes und junges Reh (Fabel von E. Stille); Räthsel; Rechenaufgabe; Mannichfaches.

Dies ist der reiche Inhalt eines Monatheftes, welches zu dem wirklich äußerst geringen Preis von 6 Ngr. abgegeben wird. Möge diese Kinderzeitung recht vielen Eingang finden! —

2. **Kinderreime** von **Traugott Löschke**, mit Bildern von F. Pocci. München, bei Christian Kaiser, 1847.

Der Verfasser dieser „Kinderreime" ist, wie er selbst im ersten Gedichte „Anfang" sagt, noch ein Jüngling. Es ist etwas Seltenes, daß man schon im Jünglingsalter Sinn für das Kindliche hat, und wohl noch seltener, daß man mit dem Geschick begabt ist, für das Kindesalter passend schreiben zu können. Es kann aber nicht geläugnet werden, daß die vorliegenden „Bilderreime" ganz in der kindlichen Weise geschrieben sind, weshalb man dem noch jungen Herrn Verfasser ein besonderes Talent für diese Art der Schriftstellerei nicht absprechen kann. Inhalt und Sprache sind kindlich, gemüthlich und fromm. Das Religiöse trift fast in den meisten dieser Gedichte hervor, und zwar nach der altkirchlichen Anschauungsweise, z. B. S. 12: „Gott wird Mensch geboren", und ebendaselbst: „Gott sende deine Engelein" und dergl. Doch halten wir dies, da die Orthodoxie hier nicht in greller Färbung auftritt, in einem für k l e i n e r e Kinder bestimmten Büchelchen, für ganz unschädlich, denn die Orthodoxie ist die religiöse Anschauungsweise des Kindesalters; im Kindesalter der Menschheit ist sie entstanden, und im Kindesalter des Menschen spricht sie auch heute noch an, indem sie das Göttliche in sinnlicher Anschauung darstellt. Man braucht nicht zu fürchten, daß dies sich den Kindern einpräge, mit dem Kindesalter werden diese Vorstellungen sich von selbst in die reiferen Begriffe verwandeln, wie ja auch die aufgeklärtesten Eltern keinen Anstand nehmen, ihren kleinen Kindern zu sagen, das Christkindchen bringe die schönen Sachen, welche ihnen auf Weihnachten bescheert werden u. dergl.

Der Inhalt des Büchleins ist folgender: Anfang. Kind am Bäumchen und Wind. Der kleine Franzos. Pfefferkuchenmann. Kind und Vogel. Spielen. Betenlernen. Ein Maulwurf. Tanz um den Großvater. Knabe und Ball. Die Hirten bei der Krippe. Kind und Vogel. Kind und Sonnenblume. Zwei Gebete. Fischlein. Froschfangen. Muttervöglein. Der Lehrer spricht. Tanzen. Kindchen und Blumen. Die Kirschen. Kleines Brüderchen. Kind und Wandervöglein. Erscheinung des Herrn. Am Winterabend. Der kleine Moses. Der Vollmond. Das kranke Kind. Essenkeh-

rerknabe. Verkaufen im Garten. Maikäfer. Vom Feigenbaum. Postfahren. Die Trauben-Diebe. Das Schäfchen. Das kranke Pferd. Schmetterling. Von den Engeln. Die Lilie. Kaninchen. Mädchen und Vogel im Neste. Lieber Gott seyn. Sohn am Grabe des Vaters. Abel's Tod. Abzählspruch. Geburtstags-freude. Drachensteigen. Soldaten. Christbescheerung. Die Kin-dersegnung. Baden. Kind und Vogel im Drehrädchen. Knabe und Haushahn. Kind und Mücke. Schwesterchen bei der Geburt eines Bruders. Hund und Katze. Betrachtung. Der hausirende Knabe. 16 Räthsel. Freudensang. Reifentreiben. Der Knabe Jesus im Tempel. Kinder wie Blüthen. Geistliches Lied. Schluß. — Der Mangel an Raum verhindert uns, einige Proben zu ge-ben. Der Preis des Schriftchens ist nicht angegeben, es dürfte je-doch etwa auf 30 kr. zu stehen kommen. Die äußere Ausstattung ist schön, Druck und Papier sind gut und der Einband recht ge-fällig.

F.

69.
Kirchliche Nachrichten.

Die deutsche Zeitung vom 5. Dezember veröffentlicht eine Adresse, welche in Breslau an den dortigen Magistrat in hundert Exemplaren circulirt, das Patent vom 30. März betreffend. In der-selben heißt es am Schlusse: „Wir erklären es für Gewissenszwang, wenn die Bekenntnißfreiheit erkauft werden muß durch Staats-, Bürger-, Familien- und Vermögensrechte; wir erklären, daß wir in kirchlichen Sachen nicht Sclaven seyn wollen an Menschensatzungen, daß wir aber frei seyn wollen von ihnen ohne das Opfer unserer Staats-, Bürger-, Familien- und Vermögensrechte, weil diese uns zustehen von Gottes und Rechts wegen. Wir erklären, daß wir unser gutes, mit der Geschichte dreier Jahrhunderte theuer erkauftes Recht behalten wollen, innerhalb der allgemeinen Kirche frei zu forschen und frei zu bekennen, daß wir nicht unter der Herrschaft stehen wollen des apostolischen oder eines anderen Glaubensbekennt-nisses, sondern unter der Herrschaft der christlichen Vernunft und der

Wahrheit des Evangeliums; wir erklären, daß wir nicht gesonnen sind dem Gelüste einer kleinen Partei zu weichen, die uns aus diesem unserm Rechte verdrängen will. Einen hochlöblichen Magistrat ersuchen wir, diese unsere Ansichten zur Kenntniß Sr. Majestät des Königs zu bringen, um dadurch beizutragen, daß Se. Majestät von der wahren Stimmung des Volks in kirchlicher Beziehung Kenntniß erhalte. Breslau, 2. Nov. 1847." — Eine spätere Nachricht im Frankfurter Journal meldet, daß die Adresse sogar von Vielen unterzeichnet worden war, welche sonst nicht zu den Liberalen gezählt werden. Dieselbe sei bereits in vielen Städten der Provinz verbreitet und scheine viele Beitrittserklärungen zu erhalten.

In Hamburg hat ein Theil der jüdischen Gemeinde die Beschneidung abgeschafft. Darauf weigerten sich die Synagogen-Vorsteher, solche Kinder in die Geburtslisten einzutragen; der Senat der Stadt hat nun kürzlich entschieden, daß diese Eintragung nicht verweigert werden dürfe. Anders ist es in Preußen. In Berlin sollten zwei neue Lehrbücher in die israelitischen Schulen eingeführt werden, der Minister Eichhorn aber hat die Genehmigung nicht ertheilt, weil in jenen Büchern das ächte Alt-Judenthum nicht enthalten sei. Man wird sich erinnern, daß auch Minister Abel früher in Baiern eine Verordnung erlassen hatte, daß schlechterdings keine „der Neologie ergebenen," d. h. den neuern vernünftigern Ansichten huldigenden Rabbiner angestellt werden dürften. — Wie doch den christlichen Ministern die Erhaltung der jüdischen Rechtgläubigkeit am Herzen liegt!?

Die Jesuiten wären also nun glücklich aus der Schweiz vertrieben. Es haben sich bei dieser Gelegenheit allerhand Curiositäten ergeben. Als nach der Einnahme von Luzern das Jesuitenhaus durchsucht wurde, fand sich dort, außer einer Menge von Kleidungsstücken aller Art, deren sich die frommen Väter zu bedienen pflegten, um unerkannt überall umher zu schleichen, auch noch etwas Anderes, nämlich 6000 Stricke, die an dem einen Ende mit einer Schlinge, an dem anderen mit einem eisernen Haken versehen waren. An diesen Stricken sollten die gefangenen Eidgenossen reihenweise aufgehängt werden. — Außerdem fand man dort auch manche Papiere, aus welchen hervorgeht, daß das Je-

suitengezücht, obwohl aus Frankreich durch ein förmliches Gesetz verbannt, dennoch dort im Stillen noch sein Wesen treibt. Blos in der Jesuitenprovinz Lyon befinden sich dreizehn Ordenshäuser. Auch hat sich aus jenen Papieren herausgestellt, daß es auch in Preußen eine Jesuitenprovinz gibt. Die Jesuiten haben nämlich alle Länder, in welchen sie eingenistet sind, oder sich einnisten wollen, in Provinzen eingetheilt, die alle zusammen das große heimliche und doch so unheimliche Jesuitenreich ausmachen. Wer weiß, vielleicht gibt es auch bei uns ein Jesuitenvereinchen? — Im Kanton Schwyz sind die Leute gut katholisch, und hatten den Jesuiten vor einigen Jahren ein Haus mit großem Eifer erbauen helfen. Inzwischen aber müssen sie genauere Bekanntschaft mit den frommen Vätern gemacht haben, denn als die Regierung gestürzt war, und die eidgenössischen Truppen einrückten, da zerstörten die Schwyzer jenes Haus mit noch größerem Eifer, als sie es erbaut hatten. — Als die Nachricht von dem Sieg der Eidgenossen und der Austreibung der Jesuiten nach Italien kam, da entstand dort — wo man doch auch gut katholisch ist — ein allgemeiner Jubel. In Florenz zog eine Masse von zwanzigtausend Menschen vor das Haus des reformirten Pfarrers Drouin und rief: „Hoch lebe die Schweizer Tagsatzung und die Unabhängigkeit der schweizerischen Eidgenossenschaft!“ „Nieder mit den Jesuiten!“ „Es lebe die Verbrüderung der Völker!“ — In Genua warf das Volk die Fenster des Jesuitenhauses ein, und hat an der Einsprengung der Thore nur durch das herbeieilende Militär abgehalten werden können. In Rom selbst zog eine große Menge mit Fackeln vor die Wohnung des schweizerischen Gesandten und ließ die Schweizer hochleben. Der Pabst soll dies jedoch sehr übel vermerkt und seinen Tadel öffentlich haben aussprechen lassen. Ueberhaupt scheint der heilige Vater anfangs rückwärts avanciren zu wollen.

70.

Herodes und Pilatus.

Der König Herodes vertrug sich einst schlecht
Mir dem römischen Reichsvogt Pilatus;

Ein jeder mißgönnte dem andern sein Recht,
Und das war ein mißlicher Status.
Der eine war stolz auf des Kaisers Macht,
Der andre auf Davids und Salomo's Pracht.

Doch siehe, als Christus der Heiland stand
Als Volksfreund verklaget vor beiden,
Da reichte versöhnet der Jude die Hand
Dem von ihm verachteten Heiden:
Die weltliche Macht und das Volk des Herrn
Sie höreten beide die Wahrheit nicht gern.

So siehst Du auch heute noch Kirche und Staat
Bisweilen in freundlichem Bunde;
Zwar balgen sich beide mit Wort und That
Gewöhnlich wie Katzen und Hunde;
Doch gilt es, der Wahrheit zu schließen den Mund,
Dann steht mit dem Pfaffen der Höfling im Bund.

Sch......

71.

An den Herausgeber der Zeitschrift „Evangelium und Kirche," Herrn Pfarrer Lippert in Speyer.

Geehrter Herr!

Ich würde Sie „Herr Amtsbruder" anreden, allein viele Aeußerungen in Ihrer Zeitschrift lassen mich vermuthen, daß Sie sowohl von Brüderlichkeit überhaupt, als auch von einer Amtsbruderschaft insbesondere, gegen mich und Meinesgleichen schwerlich etwas werden wissen wollen. Also lassen wir das. Ich schreibe aber an Sie, um uns, ungeachtet dieses Verhältnisses, doch wo möglich über einen Punkt zu verständigen, der uns Beiden am Herzen liegen sollte, und jedenfalls auf dem Gewissen liegt. Wir Beide geben kirchliche Zeitschriften mit besonderer Rücksicht auf die protestantische Kirche in der Pfalz heraus. Meine Absicht dabei ist, — und ich traue Ihnen zu, daß Sie im Allgemeinen eben diese Absicht haben, — der Kirche zu nützen und Gutes zu stiften. Jeder von uns will das nach seiner Weise, Jeder von uns steht dabei auf einem Standpunkt, der von dem des Andern verschieden und in vielen Punkten sogar entgegengesetzt ist. Es ist daher nicht anders möglich, als daß unsere Zeitschriften oft kämpfend einander

gegenübertreten; ja ich läugne nicht, und auch Sie werden nicht läugnen, daß diese Bekämpfung der entgegengesetzten Richtung, wenn auch nicht der ausschließliche, doch ein Hauptzweck beider Zeitschriften, der Ihrigen wie der meinigen, sei. Dagegen kann nun wohl nichts eingewendet werden, daß man für das kämpft, was man für Wahrheit hält, und daß man das bestreitet, was uns als Irrthum erscheint. Dies muß um der Wahrheit willen erlaubt seyn, es ist sogar gut und nothwendig, damit dadurch das, was wirklich Wahrheit ist, immer mehr an den Tag komme, und was Irrthum ist, immer mehr als solcher erkannt werde. Soll aber dieser Zweck erreicht werden, so darf jener Kampf auf keine andere Weise geführt werden, als daß man blos die *Sache*, um die es sich handelt, in's Auge faßt, und ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit ruhig und mit Gründen darzuthun sucht. Geschieht aber das Gegentheil: werden *Personen* in's Auge gefaßt, werden diese, sammt der Sache, gehäßig und feindselig beurtheilt, wird Alles aufgesucht, um Sache und Personen verächtlich zu machen, werden dabei sogar Unwahrheiten und Erdichtungen als Mittel nicht verschmäht: so ist dieser Kampf kein erlaubter mehr, denn er ist etwas Unsittliches; und es wäre große Verblendung, zu glauben, daß durch solchen Kampf die Wahrheit könnte gefördert werden, da vielmehr nur Erbitterung dadurch erzeugt wird; ein erbitterter Gegner aber wird jederzeit nur um so hartnäckiger an seiner Meinung festhalten, sei sie auch noch so irrig. Der Wahrheit wird also durch solchen Kampf nicht gedient, hingegen wird das dadurch hervorgerufen, was unter Allem das Schlimmste, sowohl das Unchristlichste als das Unheilvollste ist, nämlich Haß und Feindseligkeit. Den Haß aber hervorzurufen, und die Menschen zur Feindseligkeit gegen einander zu reizen, das ist eine schwere Verantwortung.

Fragen Sie Sich nun einmal vor Ihrem Gewissen und vor Gott, ob Sie den Kampf um die Wahrheit in Ihrer Zeitschrift so geführt haben, daß es jederzeit blos der Wahrheit galt, oder ob es nicht vielfältig auf eine Weise geschehen ist, wodurch Personen beschimpft und verdächtigt worden sind, und dadurch — und zwar fort und fort — Erbitterung gesäet worden ist. Von manchen schmählichen Verdächtigungen, welche Ihr Blatt auch gegen meine Person gebracht hat, will ich nicht reden; aber mit welcher Gehässigkeit hat sich dasselbe unaufhörlich über die Theilnehmer an den Versammlungen zu Edenkoben und Winzingen, und überhaupt

gegen die Anhänger der freieren Glaubensrichtung geäußert! Hat Ihre Zeitschrift nicht Alles aufgeboten, um Diese nicht blos als Irrende, sondern als Leichtsinnige und allem Besseren entfremdete Menschen darzustellen? Und Sie sollten nicht einsehen, welch eine Erbitterung dadurch in unserer Pfalz schon erregt worden ist, sowohl bei den Geschmäheten, als auch — und wohl noch mehr — bei Jenen, welche Anhänger Ihrer Partei sind, und die durch jene Verdächtigungen immer mehr und mehr dahin gebracht werden, Alle, die nicht zu ihrer Partei gehören, als die verworfensten und hassenswürdigsten Frevler anzusehen.

Man hat mich schon vielfältig aufgefordert, jenen in Ihrer Zeitschrift unaufhörlich wiederkehrenden Verdächtigungen in meiner Zeitschrift zu entgegnen; ich habe es abgelehnt, weil ich mich in einen solchen Kampf nicht einlassen will. Doch zuweilen ist es auch Pflicht, nicht zu schweigen. Ich habe mich daher ein Einzigesmal auf eine Entgegnung eingelassen, wo es sich — wie Sie Sich noch erinnern werden, — um jene schmachvolle Verdächtigung gehandelt hat, als hätten die zu Edenkoben am **10.** November **1846** versammelt gewesenen Protestanten die an den König gerichtete Beschwerdeschrift auch von Juden unterzeichnen lassen. Damals stellte sich schnell heraus, daß einer Ihrer Correspondenten eine Lüge berichtet hatte, und ich glaubte, Sie würden hinfort vorsichtiger in der Aufnahme solcher verdächtigenden Berichte seyn, auch überhaupt vielleicht nach und nach ruhiger werden und das Gehässige und Feindselige mehr zu meiden suchen. Aber von allem Dem ist bisher nichts geschehen. Ihre Zeitschrift fährt, nach wie vor, mit Verdächtigungen fort, und theils entstellende, theils ganz unwahre Berichte über die Gegenpartei kommen fort und fort häufig vor. Von vielen andern solcher Berichte zu schweigen, namentlich auch von denen, welche in den neueren Nummern wieder persönlich gegen mich gerichtet sind, halte ich mich aber verpflichtet, wenigstens Eines nicht mit Stillschweigen zu übergehen, was mich persönlich nicht berührt, sondern einen Dritten und zugleich auch die ganze Sache, für welche die Mehrzahl der Protestanten jetzt in den Kampf eingetreten ist. In Nro. **56** Ihrer Zeitschrift lassen Sie einen Bürgermeister einen Brief schreiben, welcher als Rationalist der Versammlung zu Winzingen beigewohnt, dort aber so Schmähliches gesehen und gehört haben will, daß er dadurch bewogen worden sei, sich vom Rationalismus zur Orthodoxie zu wenden.

Unter Anderm will derselbe auch gesehen haben, daß ein Pfarrer dort, auf einem erhöhten Standpunkte stehend, einen altkirchlichen Liedervers angeführt habe, worin es heiße:

„So ist der böse Weg des ganzen Lebens gut,
„Wenn man den letzten Schritt mit dir in Himmel thut."

und daß dabei „der eifrige Kämpfer den schwarzbehoseten Schenkel kühn in die Höhe gehoben, was allerdings den Effekt und die heitere Stimmung sehr erhöht habe." Es ist wahr, daß neben andern, noch grellern Liederversen, auch der erwähnte angeführt worden ist, um daran zu zeigen, wie schädlich die Orthodoxie dadurch wirke, daß sie den Menschen glauben lehre, ein ganzes langes schlechtes Leben könne dadurch gut gemacht werden, wenn man nur im letzten Augenblick noch zu Christus seine Zuflucht nehme. Dies ist wahr, aber daß dabei ein „schwarzbehoseter Schenkel kühn in die Höhe gehoben worden sei," dies ist — kurz gesagt — eine Lüge; eine Lüge, welche in der gehässigen Absicht ersonnen worden ist, um dadurch sowohl jenen Geistlichen, als auch die ganze Versammlung, und so die Partei der Rationalisten überhaupt als Leute hinzustellen, welche über die ernstesten Dinge nur leichtsinnig zu reden und zu denken gewohnt sind. — Sie selbst konnten freilich nicht wissen, ob jener Bericht unwahr sei, aber das sollten Sie bereits aus der Erfahrung gelernt haben, daß der Herausgeber einer Zeitschrift, dem es um Wahrheit und Wahrhaftigkeit zu thun ist, vorsichtiger in der Aufnahme von verdächtigenden Artikeln seyn sollte; denn dem ganzen fraglichen Artikel sieht es doch Jeder auf den ersten Blick an, daß der Verfasser desselben nicht, wie er vorgibt, ein Theilnehmer der Winzinger Versammlung gewesen ist. — Aber auch abgesehen von wahr oder unwahr, — daß Haß und Galle in diesem und in vielen andern ähnlichen Artikeln Ihrer Zeitschrift liegt, das mußten Sie doch fühlen; daß dadurch die Erbitterung zwischen den Parteien in der Pfalz fort und fort unterhalten und vermehrt wird, das kann Ihnen nicht zweifelhaft seyn. Ist es denn wohl Ihr Wunsch und Ihre Absicht, diese Erbitterung und diesen Haß zwischen den Parteien so viel als möglich anzuschüren? Das kann ich Ihnen doch kaum zutrauen! Wenn dies aber nicht Ihre Absicht ist, sondern Sie vielmehr der Wahrheit dienen wollen, so bedenken Sie, daß Sie durch solche Mittel, durch Verdächtigungen und Beschimpfungen der Gegenpartei, Ihren Zweck nicht erreichen, und erinnern Sie Sich und alle Ihre Mitarbeiter,

überdies der Grundsatz, daß man zu gutem Zwecke schlechte
wenden dürfe, daß „der Zweck die Mittel heilige,“ —
licher, sondern ein von den Jesuiten aufgestellter Grund-
– Und werden Sie und Ihre Mitarbeiter wohl läugnen
daß Sie in Ihrem bisherigen Kampfe vielfältig nach
rundsatze verfahren sind? Beantworten Sie Sich diese
)t zu schnell, sondern legen Sie vorher die Hand auf
ssen.
schließe mit dem Wunsche, daß Sie und die Mitarbeiter
Zeitschrift und überhaupt Alle, welche zu Ihrer Partei
sich vornehmen möchten, uns, die andere Partei, ferner-
mehr als eine Rotte von Leichtsinnigen, Ungläubigen,
und Feinden Christi anzusehen, sondern als Menschen,
uben zwar von dem Ihrigen mitunter bedeutend abweicht,
Christen seyn wollen, und die darum auch von allen
die ebenfalls Christen seyn wollen, nicht zurückgestoßen,
ls Brüder, als Mitgenossen im Reiche Jesu angesehen
llen. Geschähe dies einmal von Seiten unserer Gegner,
)rlich, dann sollte der Friede bald hergestellt seyn! —
stheils halte mich, als Herausgeber einer religiösen Zeit-
zu verpflichtet, die Pflicht dieser gegenseitigen Duldung
en stets anzuerkennen und ihr immer mehr Anerkennung
fen zu suchen, und so eine endliche Versöhnung anbahnen
Das ist im Allgemeinen von jeher mein Grundsatz und
wesen; bei einzelnen Anlässen mag auch in meiner Zeit-
n gegen diesen Grundsatz gefehlt worden seyn, denn „wer
Worte fehlet, der ist ein vollkommener Mann,“ sagt der
ulus. Dieser Vollkommenheit rühme ich mich nicht, aber
darnach, namentlich auch in meiner Zeitschrift. Ich
Sie und Ihre Mitarbeiter möchten dies auch thun; dies
ß christlicher und auch heilsamer als die Art Ihres bis-
erfahrens.
Sie wohl!

Fr. Th. Frantz.